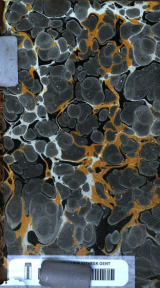
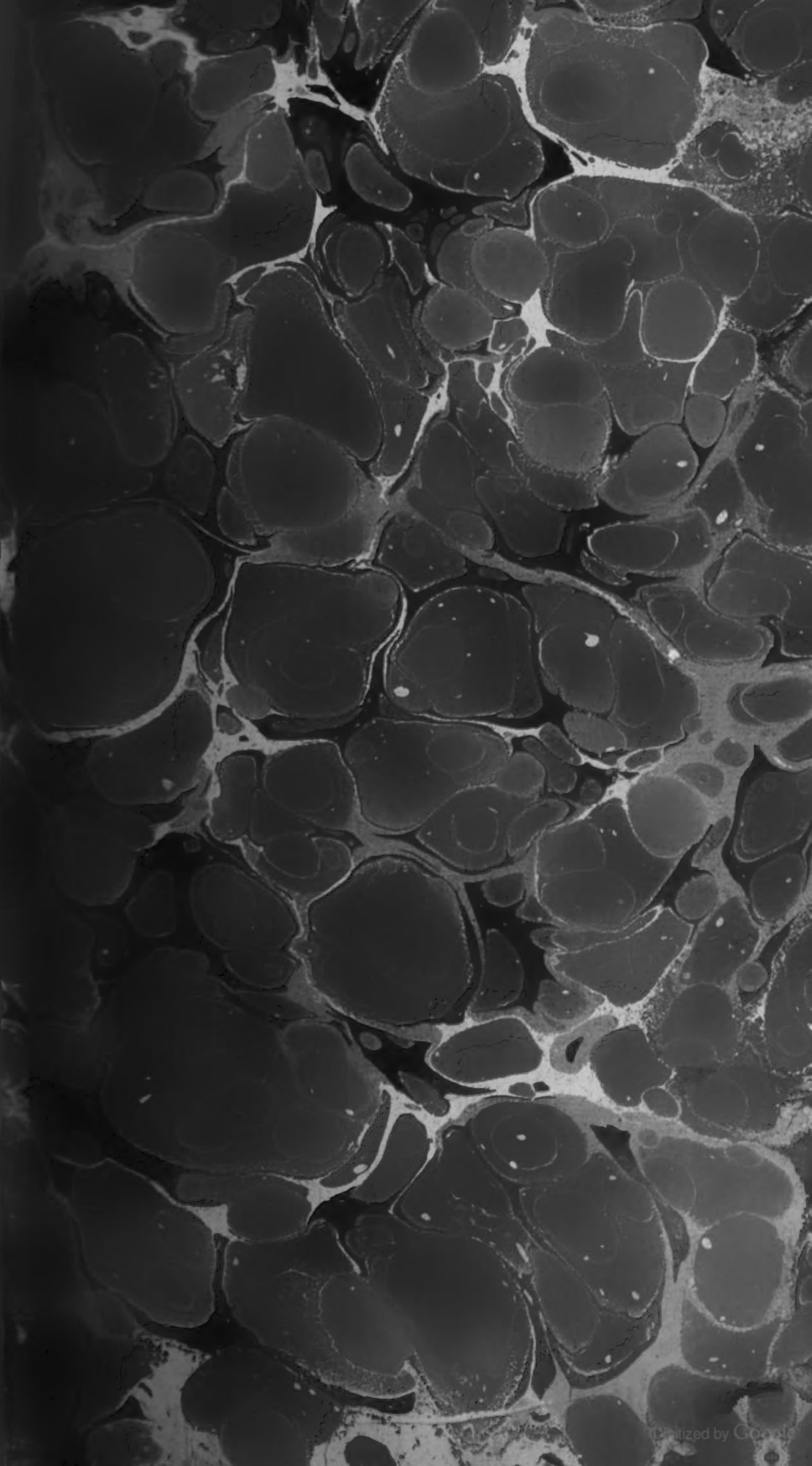



Digitized by Google

ist. 325.

Digitized by Google

G. J. Berkel
1823.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nachträge
zu
Sulzers allgemeiner Theorie
der schönen Künste.

Fünften Bandes erstes Stück.

Digitized by Google

Digitized by Google

Charaktere

der

vornehmſten Dichter

aller Nationen;

nebſt

kritiſchen und hiſtoriſchen Abhandlungen

über Gegenſtände der ſchönen Künſte

und Wiſſenſchaften

von

einer Geſellſchaft von Gelehrten.

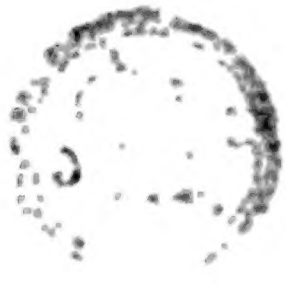
Fünften Bandes erſtes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

1796.

Digitized by Google



Digitized by Google

Einige Gedanken

über die

Wirkung des historischen Gedichts.

I.

Es ist eine bekannte und mehrmahls wiederholte Bemerkung Petrons, man müsse historische Begebenheiten nicht in Versen bearbeiten, sondern dieses Geschäft dem Geschichtschreiber überlassen, der sich der Ausführung desselben mit ungleich besserm Erfolge unterziehe. Unstreitig zielt unser Kunstrichter hiermit zunächst auf nichts anders, als auf die Pharsalia Lucans; und in der That, da für ihn, wie sich aus dem Nachfolgenden ergiebt, die Aeneide das Muster eines vollkommnen Heldengedichts war, und er ausdrücklich von dem epischen Sänger verlangt, er solle, freyen Geistes, durch Hindernisse zum Ziele streben, von den Wirkungen der Götter Gebrauch machen, die wunderbaren, auf Sagen gegründeten, Aussprü-

che derſelben beachten, und nie, wie ein gewiſſenhafter Zeuge, ſondern wie ein begeiſterter Seher reden a), ſo begreift man leicht, daß er mit dem genannten Verſu-

a) Die Stelle, die ich vor Augen habe, ſteht zu Ende des 118. Cap. des Satiricons und lautet alſo: Non enim res geſtae verſibus comprehendendae ſunt, quod longe melius hiſtorici faciunt; ſed per ambages, Deorumque miniſteria, et fabuloſum ſententiarum tormentum, praecipitandus eſt liber ſpiritus, ut potius furentis animi vaticinatio appareat, quam religioſae orationis ſub teſtibus fides; tamquam ſi placet hic impetus, etiamſi nondum recepit ultimam manum. Alle Kunſtrichter ſind bey dem fabuloſum tormentum angeſtoßen; allein keiner hat es auf eine befriedigende Art erklärt, oder eine genugthuende Verbeſſerung vorgeſchlagen: denn Barths torrentem wird ſchwerlich jemand für eine ſolche gelten laſſen. Vielleicht muß man fabuloſum ſententiarum commentum leſen. Petron hat, wie geſagt, Virgils Aeneide vor Augen. Die ambages ſind Aeneas Herumirrungen auf der See, die Deorum miniſteria ſind die einander entgegen wirkenden Entwürfe und Anſtalten der Juno und Venus, und das fabuloſum ſententiarum commentum wird folglich, zumahl in Bezug auf das vorhergehende Deorum, nichts anders ſeyn, als jenes fabelhafte Gewebe von Weiſſagungen und Götter-Ausſprüchen, von denen Aeneas, auf ſeiner Wallfarth nach Latium, beſtimmt und geleitet wurde. Die opinionum commenta, für fictae opiniones, ſind jedem aus dem Cicero, (De nat. Deorum II. 5.) und divina ſententia, für vaticinium, aus dem Horaz (De arte poet. 219.) bekannt. Auch der Schluß der Periode im Petron tanquam ſi placet, wofür in mehreren Handſchriften tamque und jamque ſteht, iſt verdorben. Es muß heißen namque ſic. Wenn man, will Petron ſagen, auf die angegebene Weiſe, d. i. nach Virgils Beyſpiele, verfährt, ſo gefällt ein ſolches, von der Begeiſterung eingegebenes, Werk, geſetzt auch, daß der Dichter, (wie bey der Aeneide,) noch nicht die letzte Hand daran gelegt hat.

che, auch ohne Rückſicht auf ſich und Nero *b*), unmöglich zufrieden ſeyn konnte. Aber was würde er wohl dem Dichter geantwortet haben, wenn ihn dieſer gefragt hätte: Und warum denn Umſchweife, und Götter und Orakelſprüche? Kann man der Wahrheit nicht treu bleiben, ohne der Schönheit untreu zu werden? Iſt die Einmiſchung höherer Weſen eine Bedingung, von deren Erfüllung der Werth und Unwerth einer Epopöe abhängt? Oder ſollte es nicht vielmehr möglich ſeyn, auch ohne dieſe dichteriſchen Hülfsmittel und Kunſtgriffe, ſich der Einbildungskraft des Leſers zu bemächtigen und ſein Herz nach Willkühr zu lenken?

Ich weiß weder, wie Petron ſeine Behauptung würde gerechtfertiget haben, noch ob er ſie überhaupt, nach ſeinen Beſtimmungen, würde haben rechtfertigen können; das aber weiß ich, daß die Zeit ſein Urtheil bewährt hat, und die hiſtoriſchen Gedichte, das heißt, um allen Mißverſtändniſſen auszuweichen, diejenigen, die nicht etwa, wie Virgils Aeneis, auf dunkle Sagen und unbedeutende Mythen, oder, wie Miltons verlornes Paradies und Klopſtocks Meßias, auf Be-

b) Es iſt eine alte Meynung, Petron habe den Lucan, theils aus Schmeicheley gegen Nero, theils zur Rechtfertigung ſeines eignen Gedichts über den bürgerlichen Krieg, in welchem mythiſche Weſen auftreten, getadelt. Man ſehe unter andern Duſchens Briefe zur B. d. G. Thl. V Br. 2.

richte von wenigen Seiten, sondern auf weitläuftige und ausführliche Erzählungen gegründet, und diese entweder ganz oder doch gröſtentheils wiederzugeben bestimmt waren, nie mit dem Beyfall aufgenommen worden sind, wie die Werke der genannten Verfasser und aller derer, die ihnen in der Wahl des Gegenstandes nachgeahmt, oder, wenn sie aus der Geschichte schöpften, die Thatsachen nie, als Zweck ihrer Darstellung, behandelt, sondern bloß, als Mittel zur Erreichung dichterischer Wahrscheinlichkeit und Vollkommenheit, benutzt haben. Ich will mich hier nicht auf die Gleichgültigkeit berufen, die Silius punischer Krieg von jeher erfahren hat. Man könnte mir mit Recht einwenden, der Stoff habe hier nicht dem Dichter, sondern dieser dem Stoffe geschadet. Aber wird man dieß auch von dem Verfasser der Araucana, noch mehr, wird man es auch von Voltaire, dem Verfasser der Henriade, behaupten dürfen? Er, der sich bekanntlich fast in allen Gattungen der Poesie, und in jeder mit Glück versuchte, hat nur in einer den Ruhm, der ihm durch die übrigen zu Theil geworden ist, nicht erreicht. Gern gesteht die unparteyische Kritik seiner Epopöe den Vorzug des reinsten und glücklichsten Ausdrucks zu, gern erhebt sie die Ründe und den Wohlklang des Verses, gern bewundert sie die nicht kleine Anzahl einzelner vollendeter Stellen: aber eben so freymüthig behauptet sie, daß es der Henriade, bey allen diesen Tugenden, an jener anziehenden Kraft und belebenden Wärme

fehle, ohne welche das Heldengedicht so wenig, als der menschliche Körper ohne Seele, wirken und rühren könne, und hat hierin nicht bloß den deutschen Leser, sondern auch den unbefangenern Theil der Landesleute des Dichters auf ihrer Seite. Was ist es denn also, das die Wirkung des historischen Gedichts einschränkt und hindert, und dem epischen einen so entschiedenen Vorzug vor ihm gewährt? Was ist es, wodurch das letztere begünstigt und das erstere zurückgesetzt wird? woran liegt es, wenn dieses begeistert und jenes kalt läßt? Ist der Grund der Erscheinung in der Ungeschicklichkeit der Dichter zu suchen? Ist es glaublich, da so viele und selbst Männer von Lucans und Voltaires Geiste sich in dieser Gattung versucht haben, daß die Schuld des Mißlingens an ihnen liege? Oder ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß in der Natur der Dichtungsart sich Schwierigkeiten finden, die es noch bis itzt unmöglich gemacht haben, Werke in ihr hervorzubringen, die sich mit einer Aeneide vergleichen lassen?

Unstreitig ist dieses letztere an sich schon das überwiegend wahrscheinliche, und vielleicht ist es sogar, bey einer genauern Betrachtung des historischen Gedichts, so schwer nicht, die Ursachen zu entdecken, warum es bis itzt dem eigentlich epischen nachgestanden hat. Freylich werden wir selbige weder in dem Mangel eines den Lauf der Handlung aufhaltenden Hindernisses, noch in der Vernachläßigung alter Sagen,

kurz, in keiner von allen den Unterlassungen, die Petron an dem Lucan ausstellt, suchen dürfen: denn die Nachfolger dieses Dichters haben bekanntlich von allen diesen poetischen Hülfsmitteln Gebrauch gemacht, ohne darum einen bleibendern und lebendigern Eindruck auf das Herz ihrer Leser hervorzubringen. Aber es giebt, wenn wir über beyde Dichtungsarten nachdenken, andere Verschiedenheiten, aus denen die Ungleichheit ihrer Wirkung, wie ich glaube, begreiflich wird, und diese auszuführen ist der eigentliche Zweck meines Aufsatzes.

Die erste Verschiedenheit setze ich in die größere Freyheit, welche der Dichter, der sich seinen Stoff selbst schafft, oder die kleine unbedeutende Flocke, die er vorfindet, bearbeitet, vor dem historischen Dichter voraus hat, — in die Freyheit, seinen Gegenstand, nach eigner Willkühr, zu behandeln und zu gestalten. Dem historischen Dichter ist der Weg, den er gehen muß, wenigstens einem großen Theile nach, vorgezeichnet, dem andern, durch nichts gebundenen, steht jeder Pfad offen. Je nachdem ihm die Aussicht hier oder dort reizender oder belohnender vorkömmt, je nachdem wählt, beschließt und verwirft er. Es ist wahr, dieser Vortheil erscheint, bey dem ersten Anblicke, nicht sehr bedeutend. Je weniger brauchbaren Stoff der letztere in Bereitschaft findet, desto größer, kann man sagen, für ihn die Mühe, und desto ungewisser die Wirkung, die er beabsichtigt. Ein Held, dessen Cha-

rakter allgemein gekannt, eine Handlung, deren Größe durchgängig bewundert, eine Veränderung, deren Folgen auf aller Lippen sind, müssen, in der dichterischen Darstellung, nur um so viel sicherer Zutritt zu der Seele des Lesers finden und seine Aufmerksamkeit und Beystimmung gewinnen. Ueberdieß scheint der Dichter, der der Geschichte nachgeht, mit allem Rechte hoffen zu dürfen, daß er seinem Werke ein eigenthümlicheres Gepräge geben, und seltner Gefahr laufen werde, sich in Gemeinörter zu verlieren. Aber das alles scheint auch in Wahrheit nur so: denn gesetzt auch, die Erreichung dieser Vorzüge wäre, was gleichwohl die Erfahrung nicht gelehrt hat, mit der dichterischen Bearbeitung eines historischen Stoffes verbunden, so würde sie doch schwerlich einen Nachtheil vergüten, der bis itzt, nach meiner Empfindung, alle Gedichte der Art getroffen und ihre Wirkung gehindert hat, den nähmlich, daß ein solches Werk, an Statt als das Werk einer frey wirkenden Einbildungskraft zu erscheinen, immer, mehr oder weniger, als das Werk der Kunst und der kunstvollen Zusammensetzung erscheint. Wenn ich die Aeneide lese, und die Ausleger dabey zu Rathe ziehe, oder das verlorne Paradies in die Hand nehme, und die Nachrichten Moses damit vergleiche, so entdecke ich freylich, daß der Dichter bald einen Mythus benutzt, bald eine Sage verfolgt, hier den Erzähler gehört und dort die Ueberlieferung befragt habe: allein des Aufgenommenen ist immer nur we-

nig, und, worauf es hier hauptsächlich ankommt, dieſes Aufgenommene iſt ganz und durchaus das Eigenthum des Dichters geworden. Wenn auch das Gerücht von Aeneas Ankunft in Lazium und mehrern ſie begleitenden Umſtänden nicht obgewaltet, wenn auch die Schrift von dem Falle der Engel und Menſchen und von der Lage des Paradieſes gerade nicht ſo geſprochen hätte, wie ſie ſpricht, — Virgil und Milton, ſcheint es, würden darum ihre Gedichte nicht anders angelegt, und was ſie itzt aus fremden Nachrichten ſchöpften, in ſich ſelber aufgeſucht und, durch den Beyſtand ihres Genius, entdeckt und dargeſtellt haben. Was ſie vorfanden, hat ihrer Einbildungskraft vielleicht den erſten Anſtoß gegeben und ihr Ideen und Bilder zugeführt: aber in ihrer Freyheit ſelbſt hat ſie ſich durch nichts beſtimmen und lenken laſſen. Alles iſt durch ihre eigne Kraft zu Stande gekommen, und drückt daher jenen Charakter von Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit aus, den man mit Recht als das Merkmahl des Genies und als die Bedingung ſolcher Werke, die auf den Nahmen der muſterhaften Anſprüche machen, betrachtet.

Ganz anders verhält es ſich dagegen mit dem hiſtoriſchen Dichter. Je genauer ſich dieſer an den Geſchichtſchreiber anſchließt und ſichs, wie Lucan und Silius, zur Pflicht macht, ihm Schritt für Schritt nachzufolgen, um ſo mehr wird ſeine Phantaſie von der Einwirkung des Stoffes abhängig werden, und

ſich in ihrem freyen und ungehinderten Spiele beſchränkt fühlen: denn indem er ſich der Geſchichte zu gehorchen anheiſchig macht, entſagt er in eben dem Maße der ſanften und wohlthätigen Leitung der Muſe, und begiebt ſich ſo abſichtlich ſeines ſchönſten und edelſten Vorrechts, — aus und durch ſich ſelber zu ſchaffen, und ſeines höchſten und angenehmſten Genuſſes, — ſich den Leſer und Hörer durch einen Zauber, von dem ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben und durch nichts befreyen können, zu unterwerfen. Ich rede hier keinesweges von dem Vergnügen, welches hingehaltene Erwartung und Ueberraſchung gewähren. Ein ſolches hervorzubringen, kann der Stolz einer ausſchweifenden Phantaſie, nie der Stolz eines vorzüglichen Dichters ſeyn. Aber es giebt für ihn ein anderes, — das, ſeinen Stoff willkührlich zu beſtimmen, ſeinen eignen bildenden Geiſt in ihm auszuprägen, und der Handlung die der poetiſchen Wirkung vortheilhafteſte Richtung zu geben; und dieſes Vergnügens, denke ich, begiebt ſich der hiſtoriſche Dichter ganz oder doch größtentheils. In der wirklichen Welt folgen die einzelnen Begebenheiten, durch die ein großer und wichtiger Zweck zu Stande kömmt, nie in der Ordnung, wie ſie der epiſche Dichter bedarf. Bald liegen ſie, der Zeit nach, zu weit aus einander, und bald unterſtüzzen ſie ſich nicht genug; bald iſt unter den Bedingungen, die den Erfolg möglich gemacht haben, zu viel Zufälligkeit, und bald ſind die Urſachen, durch die er

herbeygeführt worden ist, wegen ihrer Kleinheit, oder wegen ihrer Verwickelung, für die dichterische Darstellung nicht brauchbar. Man verlangt eine innere und nothwendige Verbindung der Ereigniſſe unter einander, und es findet keine andere Statt, als die Verbindung, die ihnen die Zeit giebt; man rechnet darauf, daß sie aus einander entstehen sollen, und sie bestehen blos neben einander. Was ist es, wodurch sich der Dichter um einen so gearteten Stoff verdient machen kann, wenn es nicht durch die Herrschaft ist, die er über ihn ausübt? Aus der Hand der Natur oder Geschichte hat er eine Reihe von Erscheinungen und Vorfällen erhalten, deren letztes Glied eine merkwürdige Folge, eine groſse Veränderung, ein bedeutender Glückswechsel ist. Das ist allerdings etwas, aber es ist bey weitem nicht genug, um den Zweck der Poesie, zu erfüllen, — um eine bestimmte Empfindung in dem Leser hervorzubringen. Dieß letztere kann er nur dadurch bewerkstelligen, daß er sich als den Meister des ihm gegebenen Stoffes betrachtet und selbigen mit voller Freyheit behandelt. Nur indem er das Zufällige aus der wirklichen Geschichte vertilgt, den Einfluß des Ungefährs und der äußern Umstände aufhebt, und den Gang der Handlung einer innern Nothwendigkeit unterwirft, darf er auf die Erzeugung eines bestimmten Eindrucks auf unser Empfindungs-Vermögen rechnen, oder sich die sichere Hoffnung machen, daß uns die Schicksale seines Helden rühren, seine Thaten be-

geiſtern, und das Ziel ſeiner Wünſche das unſrige werden werde.

Meine Leſer errathen leicht, welchem unter den hiſtoriſchen Gedichten dieſe Betrachtung vorzüglich gilt. Die Pharſalia Lucans iſt unſtreitig ein Werk, das, wegen der Menge einzelner Schönheiten, und hauptſächlich wegen der trefflichen Zeichnung mehrerer Charaktere und der erhabnen Geſinnungen, die in ſelbigem herrſchen, eine nicht gemeine Achtung einflößt. Allein je mehr man Urſache hat, mit der Darſtellung des Dichters in vielen Stellen zufrieden zu ſeyn, und den Adel ſeiner Empfindungen und die Stärke ſeiner Schilderungen zu bewundern, um deſto mehr befremdet es, daß er, der ſo mannichfaltige Beweiſe von der Kraft ſeines Genies und der glücklichen Vereinigung mehrerer dichteriſchen Anlagen gegeben hat, gleichwohl hinter ſeinem Vorgänger ſo weit zurückgeblieben und nicht vermögend geweſen iſt, einer Handlung, die ſich in mehrern Rückſichten zur epiſchen Handlung eignet, denſelben Geiſt einzuhauchen, der uns aus der Aeneide entgegenweht. Wie kömmt es nur, fragt man ſich, daß ſo viele einzelne ausgearbeitete Theile, ſo viele hervorſtechende Gemählde, ſo viele gedankenſchwere Reden keine größere Wirkung erzeugen, und keinen bleibendern Eindruck zurücklaſſen? Wie kömmt es, daß wir uns für die Schickſale der Perſonen und den Erfolg ihrer Unternehmungen ſo wenig erwärmen, daß die Handlung uns nicht mächtiger fortreißt, daß das

Ganze uns kalt läßt? Es ist wahr, Lucan ist nicht ohne Mängel. Man findet in ihm mehrere gezwungene Ausdrücke, mehrere beleidigende Uebertreibungen, viel rhetorischen Geist und andre Fehler, die hier anzuführen der Ort nicht ist: aber welcher Dichter hat deren nicht, und ist Virgil frey davon? Ueberdieß können dergleichen Flecken zwar hie und da einen nachtheiligen Schatten verbreiten, aber dem Ganzen, als solchem, sind sie nicht vermögend zu schaden. Wenn diesem jener hinreißende Zauber abgeht, dessen Einfluß wir in Gedichten so gern zu fühlen wünschen, wenn es uns, statt anzuziehen, ermüdet, und uns, statt mit Begeisterung zu erfüllen, zu kühlen Betrachtungen Zeit läßt, so kann der Grund davon unmöglich in einzelnen Unvollkommenheiten und Verstoßen gegen den guten Geschmack liegen, so ist zu vermuthen, daß er anderswo gesucht werden müsse. Und in der That, so findet sichs auch, wenn man Lucans Gedicht etwas aufmerksamer betrachtet. Die Pharsalia ist, genau genommen, nichts, als eine in Verse gebrachte Geschichte des bürgerlichen Krieges zwischen Pompejus und Cäsar, — ein Werk, zu dessen Entstehen der Dichter, Sprache und Einkleidung abgerechnet, von seinem Eigenthume wenig oder nichts beygetragen hat. Mit Cäsars Commentarien in der Hand, begleitet er die streitenden Heere Schritt für Schritt und erlaubt sich kaum hie und da eine kleine Abweichung von dem Laufe der Begebenheit. Wir erfahren alles so ziemlich in der

nähm-

nähmlichen Ordnung, in der es ſich in der wirklichen Welt ereignet hat. Selbſt den wenigen Veränderungen, die, wie es ſcheint, der Verfaſſer ſich zum Beſten der poetiſchen Wirkung erlaubt hat, fehlt es, wenn ſie ſich auch nicht vollſtändig aus der Zeitgeſchichte rechtfertigen laſſen, doch nicht an aller hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit. Der Dichter hat, mit einem Worte, des Dichters vergeſſen, um den gewiſſenhaften Erzähler zu machen, und ſich ſeines Rechtes auf den vorhandenen Stoff begeben, um ihn deſto treuer der Nachwelt zu überliefern.

Und die Folge dieſer Ehrfurcht für die hiſtoriſche Wahrheit? Sie entdeckt ſich, glaube ich, deutlich genug. Der Antheil, welchen die Geſchichte des zweyten großen Bürger-Krieges der Römer erzeugt, entſpringt offenbar weder aus der Größe der Handlung, noch aus der Wichtigkeit des durch ſie bewirkten Erfolgs. Pompejus und ſeine Partey liegen unter, und Rom bleibt, wie es war. Seine Macht erweitert und vermindert ſich nicht, ſein Anſehn nimmt nicht ab und nicht zu. Es bekömmt bloß eine etwas veränderte Staatsverfaſſung und ſieht die lang entbehrte Ruhe in ſeinen Schooß wieder zurückkehren. Dasjenige, wodurch die Geſchichte anziehend für uns wird, iſt eigentlich, (den häufigen Glückswechſel, alſo das, was in jeder Kriegsgeſchichte unterhält und beſchäftigt, abgerechnet,) das traurige Ende des Pompejus, eines großen und edeln Mannes, der auf

ein beſſeres Schickſal Anſpruch zu machen hatte. Aber was thut Lucan für ihn, um unſre Aufmerkſamkeit auf ihn zu lenken, um ihn uns wichtig und als Helden des Gedichts kenntlich zu machen? Er ſchildert ihn als den Beſchützer ſeines Vaterlandes und ſeiner Bürger, oder, eigentlicher zu reden, als einen Freund der alten beſtehenden Staatsverfaſſung; und das iſt allerdings etwas, und war für die Römer ſicher noch mehr, als für uns. Aber iſt darum der Mann, der übrigens, wie ein gemeiner Sterblicher, handelt und das Schickſal gemeiner Sterblichen theilt, und war er insbeſondere, einem Cäſar gegenüber, groß und anziehend genug? Iſt es, möchte man fragen, hinreichend, jemanden edlere Geſinnungen zu leihen, um ihn zum Helden eines Gedichts zu erheben, während Gewalt, Entſchloſſenheit und Glück den Nebenbuhler begünſtigen? Ich weiß nicht, was Lucan hätte thun ſollen, um uns für ſeinen Pompejus zu gewinnen und dem Ganzen durch ihn mehr Leben und Haltung zu geben; das aber weiß ich, daß er nicht genug gethan und von der Gewalt, die ihm als Dichter zuſtand, nicht den gehörigen Gebrauch gemacht hat. Ueberdem verhält es ſich mit dem zweyten großen Bürger-Kriege der Römer gerade, wie mit allen Staats- und Welt-Händeln. Auch ſeine Geſchichte hat kahle Stellen, und unbelohnende Ebenen, oder, um ohne Gleichniß zu reden, ſie enthält eine Menge fremdartigen Stoffes, den der Dichter gar nicht brauchen kann, und

andern, der ſeine Brauchbarkeit erſt von der Bearbeitung erwartet. Ruheplätze, wo die Seele ſich von dem Getöſe der Volksverſammlungen und dem Getümmel der kriegeriſchen Waffen erholt; anmuthige Gefilde, wo das Herz ſich an den Bildern der Liebe und der Menſchlichkeit labt und erquickt, kurz, jene Abwechſelung zwiſchen hellen und dunkeln, ſtarken und lieblichen, friedlichen und ſtürmiſchen Scenen giebt es in ihr nicht. Der Dichter muß ſie hineintragen, ſchaffen, erfinden. Gewiß eine ſchmeichelnde Einladung für ein poetiſches Genie, das, ſich an ſeinem Stoffe zu verſuchen oder ſich um ihn verdient zu machen, Luſt hat. Aber hat Lucan ihr Gehör gegeben? Hat er, wenigſtens von der Seite, Selbſtſtändigkeit und Freyheit bewieſen? Hat er wenigſtens hier den einförmigen Pfad der Geſchichte verlaſſen und den blumigern der Dichtkunſt eingeſchlagen? Hat er uns wenigſtens für die Fehler, die wir in der Anlage und innern Einrichtung ſeines Gebäudes wahrnehmen, durch die Nebenverzierungen und deren kluge Anordnung und Vertheilung entſchädigt? Auch hiervon finden ſich wenig Spuren in ſeinem Werke. Im Gegentheil ſagt uns alles, daß er, auch in dieſer Rückſicht, Wahrheit und Dichtung ſorgfältig von einander geſchieden und die Hülfe der letztern abſichtlich verſchmäht habe.

Gut, wird man antworten, kein unbefangner Richter kann läugnen, daß Lucan, bey dem Plane

und der Ausführung seines Gedichts, mit zu wenig Freyheit verfahren ist, und so durch seine Schuld die Wirkung desselben gehindert hat. Allein in diesen Fehler sind nicht alle historischen Dichter gefallen. Der Sänger des zweyten punischen Krieges und der Verfasser der Henriade haben sich beyde der Führung ihres eignen Genies überlassen und ihren Stoff, nach freyem Wohlgefallen und freyer Einsicht, behandelt. Der letztere insbesondere ist in seinem Verfahren den Alten, und vorzüglich dem Virgil, so ähnlich geblieben, als möglich. Wie dieser, versetzt er den Leser sogleich in die Mitte der Begebenheit und sucht seine Aufmerksamkeit auf einen Hauptpunkt zu vereinigen; wie dieser, ordnet er die Handlung nach den Gesetzen der Epopöe und webt ihr die nöthigen Episoden am rechten Orte und zur rechten Zeit ein; wie dieser, bedient er sich der Mitwirkung höherer Wesen und ihres Einflusses zur Beförderung und Erreichung seines Endzwecks; wie dieser, unterläßt er nicht, selbst von dem Wunderbaren Gebrauch zu machen, und dadurch die beabsichtigte Wirkung zu unterstützen. Hier ist Selbstthätigkeit, Freyheit und eigne Wahl und Anordnung. Wie kömmt es dann, daß man gleichwohl auch dieses Gedicht nicht als ein anziehendes Ganzes bewundert, sondern es mehr, wegen seiner schönen Verse und der Vorzüglichkeit einzelner Stellen, schätzt?

Es ist in dieser Abhandlung, die bloß im Allgemeinen die Natur und Wirkung des historischen Gedichts untersucht, nicht der Ort, die Arbeit des Silius und das Verdienst der Henriade ausführlich zu würdigen. Zwar dürfte es, in Ansehung der erstern, nicht schwer halten, zu beweisen, daß der Dichter dem Geschichtschreiber mit derselben Aengstlichkeit gefolgt sey, die ich am Lucan tadelte, und die Art, wie er von höhern Wesen und deren Diensten hie und da Gebrauch macht, den Gang der Handlung, statt ihn zu beleben, hemme und aufhalte, und daher dem Gedichte mehr zum Nachtheile, als zum Vortheile, gereiche. Aber, wie gesagt, dieß gehört in eine eigne Charakteristik des Schriftstellers. Eben so wenig kann mich die Frage beschäftigen, ob es wohlgethan sey, oder nicht, allegorische Wesen, nach Voltaires Beyspiel, zu Triebfedern einer wichtigen Handlung zu machen. Ungeachtet diese Untersuchung wirklich in die meinige eingreift, so glaube ich doch, in Bezug auf das Vorhergehende, einen etwas allgemeinern Standpunkt nehmen zu müssen. Ich möchte die Frage, in Ansehung der Henriade, am liebsten so fassen: Hat der Dichter durch die größere Freyheit, mit welcher er seinen Stoff behandelt, das historische Gedicht zum epischen gesteigert? — denn daß er dieß beabsichtigte, sagt uns die von ihm selbst angestellte Vergleichung seiner Arbeit mit den vorzüglichsten Epopöen der alten und neuen Zeit; — oder hat der Erfolg sei-

nen Bemühungen nicht entsprochen, und die Freyheit, mit welcher er die Geschichte ordnet, verändert und erweitert, die Wirkung des Ganzen nicht zu erhöhen vermocht?

Man müßte unstreitig einen sehr beschränkten Geschmack haben, oder eigensinnig für die Alten eingenommen seyn, wenn man die Henriade nicht, selbst in Ansehung des Plans, weit über die Pharsalia setzen wollte. Der französische Dichter hat nicht nur die Wahrheit der Geschichte nicht auf Kosten der Darstellung aufrecht zu erhalten gesucht; er hat überhaupt ungleich mehr Erfindungskraft bewiesen und für die Unterhaltung seiner Leser besser gesorgt, als der lateinische, und den Vorwurf, welchen er dem Werke Lucans, nicht ohne Grund, macht, — daß es einer Zeitung ähnlicher sehe, als einem Gedichte, — glücklich zu vermeiden gewußt. Allein bey allem dem kann doch dem Kenner die große Verschiedenheit nicht entgehen, die auch so noch zwischen der Anlage einer Henriade und der Anlage einer Aeneide und anderer Heldengedichte obwaltet. Die Freyheit, mit welcher Voltaire seinen Stoff behandelt hat, ist offenbar eine andere, als die, welche wir in den Werken Virgils Miltons und Klopstocks wahrnehmen. Sie verräth überall weniger Natur und mehr Kunst, und scheint nicht sowohl die Tochter einer durch den Gegenstand erwärmten, als durch fremde Muster entzündeten und nachahmenden Einbildungskraft zu seyn. Was Vir-

gil, was Milton, was Klopſtock zur Ausbildung, Erweiterung und Verſchönerung ihres Stoffes, oder der, aus dem Alterthume und der Schrift entlehnten, Erzählung hinzugethan haben, die höhern Weſen, die ſie, als handelnd, in ihre Gedichte einführen, die Unfälle, die ſie ihre Helden beſtehen laſſen, die Hinderniſſe, die ſie ihnen in den Weg legen, die Epiſoden, die ſie einſchalten, die Weiſſagungen, durch die ſie die Zukunft aufſchließen, — alles dieß ſcheint unmittelbar aus den Sagen, denen ſie folgen und aus der Geſchichte, die ſie bearbeiten, hervorzugehn und in ihnen gegründet zu ſeyn. Es iſt nicht das Bedürfniß der Dichter, die ihren Stoff zu beleben und ihn wichtiger und anziehender zu machen ſtreben; ſie thun nichts, als daß ſie das aufnehmen und ausführen, was ihnen der Stoff ſelbſt darbiethet, und was zu verſchmähen wenig Klugheit verrathen würde. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit dem franzöſiſchen Dichter. Seine Einbildungskraft ſcheint ein freyes Spiel zu ſpielen und willkührlich über den Stoff zu gebiethen, wird aber in Wahrheit von ihm und den herkömmlichen Geſetzen der Kunſt beſtimmt; er möchte uns gern bereden, ſein Genius habe das Ganze nach einem, außer ihm nicht vorhandnen, Bilde erfunden und geordnet, aber man merkt bald, daß dieſer ſonſt allein wandelnde Genius dießmal fremder Leitung vertraut und einen, ihm von andern vorgeſchriebenen, Pfad befolgt habe. Wenn der Held des Gedichts auf

der Insel Jersey landet, um von einem Einsiedler daselbst über seine Glaubensveränderung und Thronbesteigung belehrt zu werden, wenn die Uneinigkeit den Jakob Clement zum Meuchelmorde ermuntert und den Dämon der Schwärmerey aus der Hölle heraufruft, um den Mörder zu geleiten, wenn der heilige Ludewig Heinrichen erscheint, um selbigem, im Palaste der Verhängnisse, seine Nachkommen und die großen Männer, die in Frankreich aufblühen sollen, zu zeigen, wenn endlich die Liebe ihn in den Armen der schönen Gabriele zurückzuhalten und ihn, wo möglich, durch diese List, von dem erwünschten Ziele zu entfernen sucht, so kann der Leser allerdings in der Ausführung dieser Scenen, die bekanntlich den größten und vorzüglichsten Theil der Henriade ausmachen, die Sprache und Darstellungsgabe des Dichters bewundern: aber schwerlich wird er in ihnen jenen frey wirkenden und schaffenden Geist erkennen, der eine Aeneide und Messiade durchdringt und beseelt. Es ist nicht der Stoff selbst, der den Dichter auf die Einführung allegorischer Wesen und auf diese Anordnung der Handlung geleitet, es ist das Bedürfniß des Wunderbaren, welches seiner Einbildungskraft die erste Richtung gegeben, — die Kunst, die das Ganze erfunden und vereiniget hat. Die Art, wie er bey der Schöpfung seines Werkes verfahren, die Regeln, nach denen das Gebäude zusammengesetzt ist, liegen deutlich vor uns. Den Plan zu einer Henriade kann man machen lernen,

den Plan zu Gedichten, wie Virgil und Milton gegeben haben, lernt man nie.

Doch nicht blos die Unbequemlichkeit führt das historische Gedicht mit sich, daß es den Dichter, er lasse seinen Stoff unverändert, oder verändere ihn, in seiner Wirksamkeit hindert, und ihn im ersten Falle in die Gränzen des Geschichtschreibers einschränkt, und im letztern seinem Werke das Gepräge der Künstlichkeit aufdrückt; es giebt allerdings noch einige andere, die mit der Bearbeitung dieser Gattung verbunden sind, und auch sie dürfen bey der Beurtheilung und Würdigung derselben nicht übergangen werden.

Die zweyte Unbequemlichkeit nämlich, der sich der historische Dichter, meines Bedünkens, aussetzt, ist die, daß er, wenn er der Wahrheit treu bleibt, nie vermögend ist, uns einen so vollkommenen und befriedigenden Aufschluß über die Begebenheit, die er darstellt, zu geben, wie der Geschichtschreiber, und, wenn er den Aufforderungen der Einbildungskraft folgt, sich außer Stand fühlt, die Dichtungen den Thatsachen so geschickt einzufügen und anzupassen, daß jene diesen nicht nur keinen Eintrag thun, sondern vielmehr die Theilnahme in dem Leser erhöhen und verstärken. Von der Seite die Sache betrachtet, spielt er offenbar, in Vergleich mit dem epischen Dichter, ein sehr bedenkliches und ungünstiges Spiel. Dieser, dessen Stoff, unbedeutend und klein, nur im Allgemeinen bekannt und noch unausgeführt, seine

Ausbildung von ihm erst erhalten soll, hat, wenn er selbigem gemäß erfindet, von seinen Lesern keinen Widerspruch zu erwarten: denn die Wirklichkeit giebt hier keinen Maaßstab zur Schätzung der erdichteten Welt ab, da die Begebenheit, wie er sie aufstellt, weder mit einer schon vorhandenen, in Absicht auf Vollständigkeit und Umfang, zusammengengehalten, noch die Dichtungen, die er sich erlaubt, nach ihrem Zusammenhange mit Thatsachen geprüft, noch endlich das Wunderbare, das er einmischt, mit dem, was geschah, verglichen werden kann, sondern vielmehr alles, nach Gründen innerer Wahrscheinlichkeit, beurtheilt und gewürdiget werden muß. Wohnt daher nur der Gott der Begeisterung in seinem Herzen und die poetische Ueberredung auf seinen Lippen, so darf er mit Zuversicht darauf rechnen, daß ihn jeder mit Wohlgefallen vernehmen, und keine unzeitige Erinnerung oder Vergleichung die Täuschung, die er zu erreichen strebt, stören und unterbrechen werde. Wie ganz anders verhält es sich dagegen mit dem historischen Dichter? Seine Lage ist die eines Mannes, der gern allen genug thun möchte, und dadurch in Gefahr geräth, keinen einzigen zu befriedigen. Er geht darauf aus, das Verdienst des Geschichtschreibers mit dem Verdienste des Dichters zu paaren, und der nackten und unscheinbaren Wahrheit, durch eine bildliche und glänzende Einkleidung, einen leichtern Eingang zu verschaffen. Allein weit gefehlt, dieses Ziel

zu erreichen, gelingt es ihm nicht einmal, diejenige Wirkung vollſtändig hervorzubringen, auf die jeder gute Erzähler mit voller Sicherheit rechnen darf. Die Mittel nähmlich, die der letztere anwendet, um ſeine Leſer zu feſſeln, liegen zum Theil gar nicht in der Gewalt des Dichters, oder können doch von ihm nicht in demſelben Grade angewandt und benutzt werden. Das eigentliche Geſchäft des Geſchichtſchreibers iſt, die Handlung, die er vorträgt, in ihre Beſtandtheile aufzulöſen, die verborgnen Urſachen, die ſie gehabt, und die Wirkung, die ſie hervorgebracht hat, aufzuſuchen, und alles mit jener Umſtändlichkeit darzulegen, die, weil ſie uns zu einer vollkommnen Einſicht der Sache verhilft, und unſere Kenntniſſe erweitert, eine Quelle von vielfachem Vergnügen für uns wird. Der Dichter hingegen ſieht ſich, durch die Gränzen ſeiner Kunſt, unaufhörlich beſchränkt und gehindert. Nicht nur die Handlung, die er darſtellt, kann er dem Leſer nicht mit der nöthigen Umſtändlichkeit und Genauigkeit, folglich nicht in allen ihren wichtigen Beziehungen, mittheilen; auch die philoſophiſche Erörterung deſſen, was die Begebenheit veranlaßte, (eine Aufgabe, von welcher der gute Erzähler ſtets den vortheilhafteſten Gebrauch zu machen weiß,) auch die belehrende Entwickelung der Umſtände, durch die ſelbige eine andere Richtung erhält, auch die Betrachtung der Folgen, die aus ihr entſprungen ſind, kann uns der Dichter entweder gar nicht oder doch nur in

geringem Maaße gewähren. Man befrage ſich einmahl ſelbſt über den Eindruck, den die Leſung eines Lucan und Silius erzeugt, wenn man von einem Cäſar und Livius zu ihm übergegangen iſt. Es kann ſeyn, daß uns die Bekanntſchaft mit dem Dichter ergetzt, weil ſie uns Gelegenheit verſchafft, eine lehrreiche Vergleichung zwiſchen ihm und dem Geſchichtſchreiber, und der Art, wie beyde den nähmlichen Stoff behandeln, anzuſtellen; es kann ſeyn, daß uns das Ganze, als eine angenehme Erinnerung deſſen, was wir ſchon wiſſen, anlockt; es kann ſeyn, daß uns die poetiſche Ausführung einzelner Auftritte zuſagt. Aber welche Belohnung für den Dichter und für den Aufwand von Zeit und Kraft, wenn er keine höhern Zwecke, als die genannten, erreichen kann? Er wäre immer noch ſehr ſchlecht belohnt, wenn es ihm auch glückte, dieſelbe Wirkung zu erzeugen, die der Geſchichtſchreiber erzeugt, und uns die Handlung, die er zum Gegenſtande ſeines Geſanges gewählt hat, eben ſo lebendig, vollſtändig und unterhaltend darzuſtellen, wie dieſer; und ſiehe, die Schranken ſeiner Kunſt machen ihm ſelbſt die Erfüllung der beſcheidenſten Forderung unmöglich.

In der That ſcheinen auch die Nachfolger eines Lucan und Silius ſehr wohl eingeſehn zu haben, daß die Zuſammenſetzung eines hiſtoriſch-poetiſchen Gemähldes nach ganz andern Rückſichten zu entwerfen ſey, als die Zuſammenſetzung eines hiſtoriſch-proſai-

ſchen, und der Dichter, der den Stoff aus der Geſchichte wähle, ſein Werk, wenn es als ein Ganzes erſcheinen ſolle, nach durchaus andern Beziehungen, als der Geſchichtſchreiber zu beobachten habe, verbinden und ordnen, und von andern Mitteln, als dieſer, die Wirkung deſſelben erwarten müſſe. Was hätte ſie ſonſt bewegen können, ihren Stoff nach den epiſchen Geſetzen zu modeln und ihren Verſuchen das Anſehn des eigentlichen Heldengedichts zu geben? Aber abgeſehn von den Gründen, die ich oben bereits gegen dieſes Verfahren geltend zu machen verſucht habe, was läßt ſich wohl überhaupt von der Vermiſchung des Wahren und Falſchen, des Natürlichen und Wunderbaren, des Menſchlichen und Uebermenſchlichen, in einer Handlung, deren Gang und Auflöſung uns aus der Geſchichte auf das vollkommenſte bekannt iſt, für eine wohlthätige Wirkung erwarten? Iſt es möglich, daß der Leſer dem Dichter die für ihn ſo nöthige und vortheilhafte Unterwürfigkeit bezeige, — daß er ihn, ohne ſich ſtören zu laſſen, folge? oder muß er nicht jeden Augenblick, durch die ſich ſtets durchkreuzende Wahrheit und Fabel, in ſeinem ruhigen Genuſſe, ſelbſt wider ſeinen Willen, unterbrochen werden? Ich kenne zwar die Foderungen, die der Dichter an den Leſer zu thun berechtigt iſt, ſehr wohl. »Vergiß, kann er ihm zurufen, was du aus der Geſchichte gelernt haſt! Bilde dir, indem du mich lieſeſt, ein, du wüßteſt von Heinrich, dem vierten, mehr nicht, als

von dem Helden der Aeneide, oder von unsern Stammältern im Paradiese! Verläugne, mit einem Worte, dein ganzes historisches Wissen einmahl auf eine kurze Zeit, und überlasse dich unbedingt meiner Leitung!« Gewiß, ein billiger, aber nur leider! ganz vergeblicher Wunsch. Es ist mit dieser Zumuthung eben so, wie mit der Zumuthung gewisser poetischen Uebersetzer. Man soll, verlangen sie von uns, während man die Nachbildung liest, der Urschrift vergessen. Aber kann man dieses, wenn die Verse der letztern in unserer Vorstellung leben und in unserm Ohre tönen? Kann man jenes, wenn man den Lauf der Begebenheit einmahl ins Gedächtniß gefaßt hat? Es ist unmöglich, daß der Widerspruch, in welchem sich der Dichter mit dem Geschichtschreiber unaufhörlich und absichtlich verwickelt, dem Leser verborgen bleibe, und noch unmöglicher, daß die Wahrnehmung desselben seinem Vergnügen keinen Eintrag thun, oder ihn nicht durch das Bewußtseyn, daß sich die Begebenheit in der wirklichen Welt doch weit natürlicher gelöst habe, stören sollte.

Dieser Widerspruch aber, (und das ist das dritte, was ich über das historische Gedicht bemerke,) wird um so viel auffallender, und die, daraus entstehende, unangenehme Empfindung um so viel lebhafter seyn, je jünger die Geschichte ist, die der Dichter bearbeitet, und je umständlicher sie der Erinnerung der Menschen vorschwebt. Es gehört unstreitig unter die

äſthetiſchen Vorurtheile, daß eine Begebenheit, um epiſch zu werden, der Einmiſchung des Wunderbaren und der Theilnahme höherer Weſen bedürfe. Vielmehr iſt es gewiß, und durch die Erfahrung außer Zweifel geſetzt, daß ein Dichter von reicher Einbildungskraft einer Handlung, auch ohne dieſe Mittel, epiſche Größe und Würde verleihen und Bewunderung und Rührung in dem Leſer hervorbringen könne. Aber ganz eine andere Frage iſt es, ob, zur Erreichung dieſer Zwecke, auch die Zeit der Begebenheit gleichgültig ſey; und hier, ich geſtehe es, ſcheinen mir die Natur des epiſchen Gedichts und die bisher angeſtellten Verſuche für das Gegentheil zu entſcheiden. Die Thaten, welche mit dem Schleyer des Alterthums bedeckt ſind, haben von jeher einen ganz eignen Eindruck auf die Gemüther der Menſchen gemacht, und machen ihn noch. So viele wahrhaft merkwürdige Ereigniſſe ſind in den eben verfloſſenen Jahren vor unſern Augen vorübergegangen, und wer hat ſie mit der heiligen Ehrfurcht betrachtet, mit der wir auf die Thaten der Griechen und Römer zurückſehn? Der Verſtand wird ſich vielleicht geneigt fühlen, den Aufwand von Kräften und die Veränderungen, die durch ſelbige, oft in einem unglaublich kurzen Zeitraume, bewirkt worden ſind, höher anzuſchlagen, und die Beweiſe von Muth und Tapferkeit und Vaterlandsliebe wenigſtens eben ſo ſehr zu bewundern, als das, was uns die Vorwelt von ähnlichen Aeußerungen und Auftritten er-

zählt: allein nie wird die Phantasie, bey der Betrachtung dieser neuern Vorfälle, ihre Rechnung so gut finden, als bey der Betrachtung der Vorfälle aus der ältern Geschichte, noch sich einen Augenblick bedenken, welchen Stoff sie zu ihren Schöpfungen besser benutzen könne. Ohne Anstand wird sie sich erklären, daß ihr in der Vergangenheit alles günstig, und in der Gegenwart vieles zuwider sey, daß jene ihr einen ungehinderten Spielraum öffne, und diese ihre freye Bewegung oft beschränke, daß die eine ihre Absichten freundschaftlich unterstütze, und die andere ihr nicht selten entgegen arbeite. Und in der That so ist es. Das Dunkel, das über die Begebenheit, welche der Dichter ausführt, und über den Schauplatz derselben verbreitet ist, erleichtert nicht nur seiner Phantasie ihr fröhliches und geschäftiges Spiel, sondern macht es zugleich dem Leser möglicher, die Schöpfung des Dichters in sich aufzunehmen und ihm überall ohne Zwang, wohin er ihn führt, zu folgen. Der erstere kann alle die Vortheile, die ich mir oben von einer frey wirkenden Einbildungskraft versprach, unter dieser Bedingung, vollständiger erfüllen, und der letztere wird in dem reinen Genusse des Schönen, durch keine fremden Ideen und unzeitigen Erinnerungen aus der wahren Geschichte, unterbrochen oder gestört werden.

Vielleicht hat keiner unter den neuern Dichtern allen diesen Foderungen so vollkommen genug gethan, als

als der Engländer Glover, der berühmte Verfaſſer des Leonidas. An ſeinem Beyſpiele lernt man, wie viel beydes auf eine kluge vorſichtige Wahl und auf eine geſchickte Behandlung ankömmt. Was iſt der Vorwurf ſeines Gedichts anders, als eine wahre Begebenheit aus der Geſchichte, die er, in der Hauptſache, völlig unverändert gelaſſen hat? Aber dieſe Begebenheit hat ſich, in einer uns fremden Welt, vor etlichen Jahrtauſenden, zugetragen, iſt klein von Umfang, und, den ſie begleitenden Nebenumſtänden nach, uns ſo gut als unbekannt. Sehet da ein weites und freyes Feld für den ſchöpferiſchen Geiſt des Dichters! Hier darf er wählen und verwerfen, bilden und anordnen, ohne im geringſten fürchten zu dürfen, daß neugierige Leſer ihm, mit dem Herodot in der Hand, nachſchleichen, oder Erinnerungen aus der Geſchichte der beabſichtigten Täuſchung ſchaden werden. Er hat es gethan, er hat ſich ſeiner Freyheit bedient; und welch ein edles Werk ſtehet vor uns? Ohne Wunder und Götter, entwickelt ſich eine der größten heroiſchen Handlungen, und reißt uns mit unwiderſtehlicher Gewalt fort. In dem Ganzen herrſcht Einheit und Einklang, und in allen Theilen Leben und Wärme. Es ſind nicht bloß Stellen, die uns gefallen; wir ſind mit der Zuſammenſetzung ſelber zufrieden, und bewundern, mit ungetheilter Empfindung, den Helden und ſeine Thaten, indeß wir dem Dichter mit wahrer Achtung für ſeine Talente huldi-

gen. Nehmet an, er hätte den ganzen Kriegeszug, den Xerxes gegen Griechenlands Freyheit begann, zum Gegenstande seiner Muse gewählt, was würde er uns gegeben haben, als eine Erzählung in Versen, nach Herodot, in der wir höchstens einzelne Züge, Reden und Schilderungen schön finden würden, da er jetzt eine einzige, dem Gehalte nach, wichtige, aber, dem Umfange nach, unbedeutende Scene, aus der Geschichte dieses Krieges, zu einem vortrefflichen Ganzen ausgebildet, oder vielmehr zum epischen Gedichte gesteigert hat.

Ich würde mich patriotisch freuen, wenn ich eben so über das ohnlängst bey uns erschienene historische Gedicht, ich meyne, über Herrn Jenisch Borussias, urtheilen könnte. Aber, ohne die sonstigen Verdienste dieses Schriftstellers, und die einzelnen Schönheiten seines Werkes, hauptsächlich die Vorzüglichkeit mancher didaktischen Stellen, zu verkennen, muß ich doch aufrichtig gestehen, daß ich nicht so glücklich gewesen bin, einen lebhaften Antheil an diesem Versuche zu nehmen, oder mich durch die Lesung desselben zu überzeugen, daß es belohnend sey, nach dem Ruhme eines Lucan zu streben. In der That bin ich weder, bey irgend einem Gedichte, über die Ursache von dem Eindrucke, den es auf mich gemacht hat, ungewisser, noch begieriger gewesen, mir darüber Rechenschaft zu geben, als bey diesem. Die Begebenheit, die der Geschichte zum Grunde liegt, sagte ich zu

mir ſelbſt, iſt eine der größten, welche in dieſem Jahrhundert vorgefallen ſind, der Held, deſſen Thaten erzählt werden, war die Bewunderung ſeiner Zeit, und wird die Bewunderung aller Zeiten bleiben, der Gang der Handlung ſelbſt endlich iſt ſo mannigfaltig, ſo abwechſelnd, ſo wunderbar. Es iſt an dem, ich fand zugleich, daß die Einkleidung und der Ausdruck des Verfaſſers, (der, wie ich hoffe, mir meine Freymüthigkeit zu gute halten wird,) jene Vollkommenheit nicht habe, die ich an der Henriade ſchätze und liebe; ich fand, daß ihn die ächte Gluth der Begeiſterung ſeltner, als ich wünſche, ergreife, und viel rhetoriſcher Geiſt in ſeiner Darſtellung eingefloſſen ſey; ich glaubte außerdem zu bemerken, daß mich die gewählte Versart etwas ermüde, oder doch meinem, vielleicht verwöhnten, Ohre weniger zuſage, als ein abwechſelndes gereimtes Sylbenmaß. Allein ich fühlte eben ſo lebhaft, daß mich alle dieſe Mängel nicht würden abgehalten haben, der Zuſammenſetzung, als ſolcher, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und wenn nicht dem Dichter im Kleinen, doch dem Dichter im Großen meinen vollen Beyfall zu ſchenken. Woher denn alſo, fragte ich mich immer wieder von neuem, dieſe geringe Theilnahme? Warum lieſeſt du einen Cäſar, einen Livius, einen Archenholz mit immer neuem Vergnügen, indeß du dich von den poetiſchen Werken, die auf die Erzählung dieſer Schriftſteller gegründet ſind, ſo wenig angezogen fühlſt? Kann dieſe Erſchei-

nung einen andern Grund haben, als den, daß die Darstellungen jener Geschichtschreiber dem von ihnen beabsichtigten Zwecke vollkommen entsprechen, die Darstellung der historischen Dichter hingegen, (denn in diesem einzigen Punkte laufen zuletzt alle Punkte der von mir angestellten Untersuchung zusammen,) weder als Geschichte noch als Gedicht befriedigen, — daß sie weder das eine noch das andere ganz sind, daß sie von dem einen zu viel, und von dem andern zu wenig an sich tragen? Vielleicht bin ich, bey aller Aufmerksamkeit auf meine Empfindung, doch nicht aufmerksam genug gewesen, vielleicht habe ich das historische Gedicht an einen falschen Maßstab gehalten, c) vielleicht, von der Idee der Epopöe irre ge-

c) Herr Jenisch selbst hat seiner Borussias einige Mahle, unter dem Nahmen eines didaktisch-epischen Gedichts, erwähnt, und dadurch zu verstehen gegeben, daß er es zu einer besondern Gattung gezählt wissen wolle: allein ich gestehe gern, daß ich den Sinn seines Ausdrucks nicht ganz fasse. Er läßt sich, glaube ich, nur auf eine zweyfache Art auslegen. Entweder wollte der Dichter andeuten, er habe das Gewand der Erzählung gebraucht, um, wie etwa Wieland in der Musarion, eine große und wichtige Wahrheit anschaulich darzulegen, oder er wollte blos sagen, er habe die Geschichte als ein Mittel benutzt, um überhaupt, wie vorzüglich in dem zweyten, achten und neunten Gesange geschehen ist, die Grundsätze der Weisheit, Tugend und Politik zu verbreiten. Der erstern Deutung widerspricht das Ganze, (denn welches wäre denn die eine Wahrheit, die vor allen andern sichtbar daraus hervorstrahlte?) und die zweyte ändert in der Hauptsache nichts. Zu bessern und zu unterrichten, kön-

führt, einen zu hohen Standpunkt angenommen. Indeß wie dem auch ſey, es iſt immer verdienſtlich, eine Dichtungsart, deren Natur, ſo viel ich weiß, bis itzt noch nicht hinlänglich geprüft worden iſt, der Kritik zu unterwerfen, und ſo wenigſtens Andern Anlaß zu geben, die Wirkungsart und die Gränzen derſelben genauer und ſorgfältiger zu beſtimmen.

---

nen allerdings würdige Nebenzwecke eines epiſchen Dichters ſeyn, aber immer bleibt er, als ſolcher, den Foderungen unterworfen, die der Kunſtrichter an ihn, als pragmatiſchen Dichter, zu thun berechtiget iſt, und gerade dieſe Foderungen ſind es, denen weder der Verfaſſer der Boruſſias, noch einer ſeiner ältern und neuern Vorgänger, (am meiſten vielleicht noch Voltaire, durch die Freyheit, mit der er ſeinen Stoff behandelt,) Genüge gethan hat.

Pierre Corneille.

(Geboren zu Rouen 1606. Er widmete ſich anfänglich der Rechtsgelehrſamkeit, entſagte ihr aber ſeit dem J. 1625, wo er anfing, ſich mit der dramatiſchen Poeſie zu beſchäftigen. Er ſtarb zu Paris 1684. als Doyen der franzöſiſchen Akademie, in welche er im J. 1647 aufgenommen worden war. Die Zeit ſeiner Blüthe fällt in die Regierung des Cardinal Richelieu. a)

Die dramatiſche Poeſie war nach der Zeit ihrer höchſten Blühte in dem Zeitalter des Perikles, und nach einer kurzen und nicht ſehr fruchtbaren Periode in Rom, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, mit keinem einzigen erträglichen Werke bereichert wor-

a) Vie de Pierre de Corneille par Mr. de Fontenelle, (im 3ten Bande der Oeuvres de Fontenelle) mit zerſtreuten Anmerkungen verſchiedner Schriftſteller vermehrt in der Petite Bibliothèque des Théâtres, à Paris 1785. 12. Fontenelle war der Neffe Corneillens: die Nachrichten, die er von dem Leben ſeines Onkels giebt, ſcheinen zuverläſſig, aber ſie ſind weniger ausführlich als man erwartet.

den. Die dramatiſchen Vorſtellungen, welche in den meiſten Ländern Europas gegeben wurden, waren geſchmacklos und unförmlich. Die Myſterien, die ſeit dem Ende des vierzehnten Jahhrhunderts in Frankreich eingeführt, *b*) und ſehr bald mit den Farßen der luſtigen Brüder *c*) verbunden worden waren, dienten dem Volke lange zur Erbauung und zum Vergnügen, ohne daß die Kunſt dadurch auch nur um einen Schritt weiter gekommen wäre. Endlich verſuchte es ein Jüngling, Etienne Jodell, in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, eine Tragödie aufführen zu laſſen, die als das Muſter einer neuen Gattung, mit Bewunderung geſehn wurde. *d*) Mehrere Dichter folgten ſeinen Fußtapfen, ohne doch die Kunſt aus dem Zuſtande ihrer Kindheit ziehen zu können. Ueberall, in allen Ländern Europens, kämpfte noch das Licht mit der Finſterniß; das Morgenroth des guten Geſchmacks brach in einigen Gegenden hervor, aber nur allein in Italien war den Künſten ein neuer Tag aufgegangen. Hier hatte Triſſino, in dem Anfange des ſechszehnden Jahrhunderts, ein regelmä-

b) Siehe Mouhy Hiſt. du Théâtre français. T. III. 4. und ausführlicher in Flögels Geſchichte der komiſchen Liter. IV. Th. 235 ff.

c) Enfans ſans ſouci. Die Stücke, welche ſie aufführten, nannte man Sotties. ſ. Flögel am a. O. S. 252. und Marmontel Elémens de la Litérature. Tom. VI. p. 155 ff.

d) Siehe Nachträge z. S. IV. 1. S. 6. nr. 2.

ſiges Trauerſpiel aufführen laſſen, e) welchem nichts fehlte, als der belebende Geiſt. Mehrere hatten ihm nachgeeifert; aber unter allen war der Verfaſſer des Paſtor fido der erſte und einzige, welcher Schönheit mit Geiſt verband, und die Herzen zu rühren wußte, indem er den Geſchmack befriedigte. Faſt zu derſelben Zeit blühten bey den ſüdlichen Nachbarn von Frankreich Lope de Vega und Calderon, Dichter, die, was das Feuer der Einbildungskraft und den Reichthum kühner Ideen betrifft, Wenige ihres Gleichen fanden, aber, in dem Drange der Umſtände, in welchem ſie lebten, lieber von dem verderbten Geſchmacke ihrer Zeitgenoſſen Nutzen ziehn, als ſich, mit der Gefahr verkannt und zurückgeſetzt zu werden, über den herrſchenden Geſchmack erheben wollten. f) Der politiſche Einfluß, deſſen Spanien in dieſem Zeitalter genoß, verbreitete mit ſeiner Sprache den Geſchmack der Nation, und vorzüglich ſchöpften die dramatiſchen Dichter aus den reichhaltigen Quellen, welche ſie hier eröffnet fanden. Von jenen Muſtern lernten ſie die Kunſt, romantiſche Charaktere in wunderbare Handlungen einzuflechten, ein Drama

e) Sophonisbe; eine lange Declamation.

f) Lope de Vega kannte die Mängel des herrſchenden Geſchmackes ſehr gut, aber er wagte es nicht ſie zu verbeſſern. Dieß beweißt ſein Gedicht: Arte nuevo de hazer Comedias en este tiempo, aus welchem Leſſing in der Dramaturgie, II. Th. 130 S. eine hierher gehörige Stelle anführt.

ſeltſam zu verwirren und mit Sorgloſigkeit aufzulöſen. Aber jene große Kunſt, die innerſten Empfindungen des Herzens an den Tag zu bringen; eine Handlung mit einem geringen Aufwande von Mitteln gleichſam aus ſich ſelbſt herauszuſpinnen; das Herz zu rühren und durch eine immer erhaltne, immer erhöhte Rührung zu entzücken, konnte man jenen Muſtern nicht ablernen. Nur ein einziger Dichter in Europa kannte dieſe Kunſt, aber Europa kannte dieſen Dichter noch nicht. Während die dramatiſchen Schriftſteller jener Zeit einander durch Fruchtbarkeit und Witz zu übertreffen ſuchten, übertraf ſie Shakſpeare an Fruchtbarkeit, an Erhabenheit, an komiſcher Kraft, an Wahrheit der Darſtellung, mit einem Worte an allem, was den großen, für dieſe Dichtungsart erwählten Geiſt auszeichnet.

In dieſem Zeitalter der Kunſt, in welchem Frankreich nichts beſſeres kannte, als Dramen eines Hardi und Garnier, g) ward Corneille durch einen

g) Den Zuſtand des franzöſiſchen Theaters vor Corneille, ſchildert Racine in der Rede, die er bey der Aufnahme des Thomas Corneille, welcher an die Stelle ſeines Bruders trat, in der franzöſiſchen Akademie hielt, mit folgenden Worten: Quel déſordre! quelle irrégularité! Nul goût, nulle connaiſance des véritables beautés du théâtre; les auteurs auſſi ignorans que les ſpectateurs; la plupart des ſujets extravagans et dénués de vraiſemblance: point de moeurs, point de caractères, la diction encore plus vicieuſe

Zufall für dieſe Dichtungsart gewonnen. *b*) Er fand keine andere als ſchlechte Muſter, und unglücklicherweiſe ſtanden dieſe Muſter in Anſehn. Der rohe Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen und der Neid ſeiner Nebenbuhler, ſetzte ſeinen erſten Schritten, auf dem Wege zum Ruhme, unzählige Schwierigkeiten entgegen; er beſiegte dieſelben und gab dem Trauerſpiel eine neue Geſtalt. Er verbeſſerte den Geſchmack ſeines Zeitalters, und ſo groß war das Uebergewicht ſeines Geiſtes, daß er die Nation zwang, auch ſeine Fehler zu bewundern, und als Regeln der Kunſt zu heiligen. *i*)

---

que l'action, et dont les pointes et les miſérables jeux de mots faiſaient le principal ornement; en un mot, toutes les règles de l'art, celles même de l'honnêteté et de la bienſéance partout violées.

b) Corneille wurde durch einen ſeiner Freunde bey einem Frauenzimmer eingeführt, die dieſer liebte, und ſtach hier ſeinen Freund aus. Das Vergnügen, das ihm dieſes Abentheuer machte, veranlaßte ihn, es in einer Comödie zu bearbeiten. Fontenelle Vie de Corn. Das Frauenzimmer, welches dieſe Veranlaſſung gegeben hatte, führte lange Zeit in Roüen den Namen Melite. Anecdotes dramatiques. T. I. p. 539.

i) Ueber den Einfluß, welchen Corneille auf ſein Zeitalter hatte, ſ. Bailly Eloge de P. Corneille. S. 55 ff. (in den Diſcours et Mémoires par l'auteur de l'hiſtoire de l'aſtronomie. T. I.) wo aber, wie es in Lobreden zu geſchehn pflegt, allzuviel auf die Rechnung des Dichters und zu wenig auf den Geiſt des Zeitalters, welches mit Corneille

Wenn dieser Dichter, wie ich glaube, den Stoff, den er zu bearbeiten unternahm, auch nicht gerade für den höchsten Zweck seiner Kunst ausgebildet hat, so hat er doch für die Kunst überhaupt sehr viel gethan. Er ward der Vater einer männlichern Beredsamkeit und der Schöpfer einer edlern und anständigern Sprache. Roheit der Denkungsart und Geschmacklosigkeit des Ausdrucks sind bey einem Volke jederzeit unzertrennlich vereint. In Frankreich herrschte zwar der Gebrauch der Beredsamkeit in den Gerichtshöfen und auf den Kanzeln, aber sie war ohne

---

anfängt, geschrieben ist. Dem Geschmack in der Poesie aber, vorzüglich der dramatischen, gab C. in Frankreich eine neue Richtung, und zwar nicht blos durch seine dramatischen Arbeiten, sondern zu gleicher Zeit durch die Grundsätze, die er in seinen Discours sur la Tragédie aufstellte. Man höre, was Lessing (Dramat. II. Th. 227. S.) über diesen Entschluß sagt: „Kaum riß Corneille das Theater der Franzosen ein wenig aus der Barbarey; so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben: und hierauf war gar nicht mehr die Frage, (die es zwar auch nie gewesen) ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, noch rührender seyn könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden als möglich. — Von beyden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet, und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt: Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich.“

Würde, ohne Adel und Anmuth. Zweckwidrige Gelehrsamkeit, scholastische Metaphysik, spitzfindiger Witz und lächerlicher Schwulst; vertraten die Stelle der Dialektik, des Geistes und des Erhabnen. Man war um die Richtigkeit des Ausdrucks so wenig, als um seine Reinheit bekümmert, und selbst der Geist großer Männer und talentvoller Schriftsteller unterlag, wenn sie in ihrer Muttersprache schrieben, dem Kampfe mit dem spröden Stoffe, in welchem sie bildeten. k) Das höchste Bestreben der witzigen Köpfe und Dichter ging auf die Entfernung von der Wahrheit der Natur. Der erste Schriftsteller, welcher durch eine mehr als gewöhnliche Wahl der Worte und einen gefälligen Numerus Bewunderung erregte, war Balzac, dem diese Eigenschaften allein den Ruhm eines beredten Schriftstellers erworben haben. Bey dem unmäßigen Eifer, welcher die Schriftsteller und die Gesellschaft, welche den Ton angab, beseelte, überall Witz und nichts als Witz zu zeigen, blieb kein Platz für das Erhabne, das Große und das Gefühlvolle. Wo man Empfindung zeigen sollte, schilderte man sie; und die leidenschaftlichsten Reden, Verse und Briefe jener Zeit scheinen beweisen zu sollen, daß die Leiden-

k) Die Sprache war im Anfange des XVI. Jahrhunderts geschmeidiger und anmuthiger gewesen, als sie im Anfange des XVII. J. war. Aber es fehlte der Sprache der Marot, Amyot, Montaigne an Richtigkeit und Würde. Als man sich bemühte, ihr auch diese Eigenschaften zu geben, ward sie eine Zeitlang steif und pedantisch.

ſchaft nur auf der Zunge, nicht in dem Herzen war.

So kleinlich ſich uns indeß in dieſer Periode der Geiſt der Nation in den Werken ihrer Schriftſteller zeigt — die von den Weibern gebildet und begeiſtert, nach nichts als dem Beyfall der Weiber rangen — ſo fehlte es doch dieſem Zeitalter keineswegs an Kraft, wie ſchon daraus erhellen kann, daß aus demſelben das glänzende und ruhmvolle Jahrhundert Ludwig des vierzehnten hervorgehen konnte. Der Geiſt der Ritterſchaft, welcher ſelbſt noch unter der Regierung Heinrich des vierten ſo viele Nahrung gefunden hatte, kämpfte ununterbrochen gegen die Anmaßungen eines ſtolzen Miniſters, welcher unabläßig bemüht war, alles Große in ſeiner Nation zu demüthigen, und ſeine Nation über alle andern Völker Europas groß zu machen. Während auf der einen Seite die Intriguen des Hofes, welche den ſchwachen König umringten, den Geiſt der Kleinheit nährten, ſo belebten auf der andern die zahlreichen und immer erneuerten Factionen den Muth, und die zwar gehaßte, aber in ganz Europa geachtete Regierung ſelbſt gab der Nation ein Gefühl von Kraft, das unter keiner der vorhergehenden Regierungen ſo lebhaft hatte werden können. Die anſpruchsvolle Würde derſelben ſpiegelte ſich gleichſam in dem Geiſte und dem Charakter einzelner Menſchen und nährte vielleicht damals ganz vorzüglich den Hang der Franzoſen, vornehmer, edler, großmüthi-

ger, mit einem Worte mehr zu scheinen, als sie wirklich sind.

Wenn man die Tragödien unsers Dichters, in Rücksicht auf diesen Geist seines Zeitalters, liest, so dünkt es mir, als ob ihnen die Zeichen desselben ganz unverkennbar aufgedrückt wären. Wie ist doch auch in ihnen das Große mit dem Kleinen, das Edle mit dem Schwülstigen, das Geistreiche mit dem Gekünstelten, und die hinreißendste Beredsamkeit mit einem kleinlichen Witze gepaart! Wie gering ist der Antheil, den an seinen Werken das Gefühl, wie groß der, welchen der Witz hat! Corneille erhob sich über die Schriftsteller seines Zeitalters, aber der Geist seines Zeitalters zog ihn unaufhörlich zu sich herab. Aber indem er mit ungewöhnlicher Geisteskraft die Menschen so darstellte, wie seine Zeitgenossen zu seyn wünschten, ausschweifend und prahlerisch in Tugend und Laster, zwang er ihnen und ihren Nachkommen einen Beyfall ab, der durch die Eigenthümlichkeit des Nationalcharakters unterstützt und durch die Länge der Zeit gleichsam geheiligt worden ist.

Der Gang, welchen das Genie dieses Dichters nahm, ist der, welchen die größere Anzahl der dramatischen Dichter genommen hat. Ein innerer Beruf treibt sie zuerst auf den Weg des Ruhms. Hier streben sie eine Zeitlang aufrichtig nach dem Ziele der Vollkommenheit; aber kaum wird ihnen der Beyfall zu Theil, als sie sich selbst schmeicheln, und sich dem

Hange zur Gemächlichkeit überlaſſen, welcher in dem menſchlichen Geiſte einen unaufhörlichen Kampf mit dem Beſtreben nach Vollkommenheit kämpft.. Corneillens erſte Verſuche kündigen, wenn man ſie mit der nothwendigen Rückſicht auf den Zuſtand des Theaters betrachtet, einen Dichter von ausgezeichnetem Geiſte an, der aber noch nach dem Wege ſucht, auf welchem er zur Ehre empor ſteigen ſoll. Kaum hat ihn ein glückliches Ohngefähr, oder ein dunkles Gefühl ſeiner Kraft auf dieſen Weg geführt, als er mit ſchnellen Schritten den Gipfel ereilt, den er zu erſteigen vermag. Mit Mühe erhält er ſich eine kurze Zeit auf dieſer Höhe; und da er ſie nicht mehr überſteigen kann, ſinkt er unter ſich ſelbſt herab, während er, durch immer erneuerte Bemühungen und wiederholte Verſuche, ſich und dem Publikum dieſes Sinken, aber vergeblich, verbergen will.

Ein Zufall veranlaßte ihn, einen Jüngling von neunzehn Jahren, ſich in dem Luſtſpiel zu verſuchen; er ſchrieb die Melite und übertraf ſchon jetzt die Arbeiten ſeiner Vorgänger. *l)* Das Publikum ſchenkte

l) Mélite eſt divine, ſi vous la liſez après les Pièces de Hardy, qui l'ont immédiatement précédée. Le Théâtre y eſt, ſans comparaiſon, mieux entendu, le Dialogue mieux tourné, les mouvemens mieux conduits, les ſcenes plus agréables; ſurtout, et c'eſt ce que Hardy n'avoit jamais pu attraper, il y regne un air aſſez noble, et la converſation des honnêtes gens n'y eſt pas mal répréſentée. Jusque-là on n'avait guères connu que le Comique le plus bas, ou un Tragi-

ihr seinen Beyfall, aber an die Intriguenreichen spanischen Stücke gewöhnt, fand es die Handlung zu einfach. Corneille selbst bemerkte, daß er die Einheit der Zeit, die einzige Regel, welche man damals beobachtete, vernachläßigt habe, und schrieb, diese Fehler gut zu machen, seinen Clitandre, eine Tragi-Comödie, in welcher er sich ganz und gar dem verderbten Geschmack seiner Zeit gefügt zu haben scheint. *m*) Auf

---

que assez plate on fut étonné d'entendre une nouvelle langue. Fontenelle V. de C. Dieses Urtheil hat Gaillard in seiner Eloge de P. C. p. 24. hierher entlehnt und nur etwas umständlicher ausgeführt. — Der Zulauf zu diesem Stück war in Paris so groß, daß die Comödianten, die, aus Mangel an Beyfall, nur Ein Theater (im Hôtel de Boulogne) hatten erhalten können, sich jetzt wieder trennten und die Truppe du Marais du Temple errichteten. Histoire de la Ville de Paris. L. XIX.

m) Corneille sagt selbst in dem angehängten Examen: J'entrepris de faire une pièce régulière, c. à d. dans les vingt-quatre heures, pleine d'incidens et d'un style plus élevé, mais qui ne vaudrait rien du tout, en quoi je réussis parfaitement. Dieses Stück ist voll Witzeleyen und ganz in der damals herrschenden unnatürlichen Sprache geschrieben. Als der verwundete Rosidor seine Geliebte ohnmächtig liegen sieht und sie für todt hält, ruft er seinen Wunden zu:

Blessures, hâtez vous d'élargir vos canaux.
Par où mon sang emporte, et ma vie et mes maux!
Ah pour l'être trop peu, blessures trop cruelles,
De peur de m'obliger vous n'êtes point mortelles.

Auf dieſe folgten noch vier andre Luſtſpiele, die, wenn ſchon nicht ohne Verdienſt, doch hinlänglich zeigen, daß das comiſche Theater ſeinen Moliere noch erwartete. Endlich betrat er im Jahr 1635. die Laufbahn der tragiſchen Muſe mit ſeiner Medea. Dieſes Trauerſpiel, ob es ſich gleich überall als das Werk

---

Hé quoi, ce bel objet, mon aimable vainqueur,
Avait-il ſeul le droit de me bleſſer au coeur?
Et d'où vient que la mort, à qui tout fait hommage,
L'ayant ſi maltraité, reſpecte ſon image?

In einer andern Scene ſucht Pymante Doriſens Herz zu gewinnen, und da er mit Worten nichts ausrichtet, will er Gewalt brauchen. Doriſe zieht eine Nadel aus ihren Haaren, ſticht Pymanten ein Aug aus und läuft davon. Pymant, welcher zurückbleibt, macht die Bemerkung, daß das Blut, welches aus ſeinen Augen ſtröme, die Stelle der Thränen vertrate, indem in der That ſeine Thränen in einem ſolchen Unglücke viel zu ſchlecht ſeyn würden. Aber dieß Blut könnte ihn verrathen:

Miraculeux effet! pour traitre que je ſois,
Mon ſang l'eſt encore plus, et ſert tout à la fois
De pleurs à ma douleur, d'indices à ma priſe,
De peine à mon forfait, de vengeance à Doriſe.

Hierauf wendet er ſich an die Nadel, die ihn um ſein Auge gebracht hatte:

O toi qui ſecondant ſon courage inhumain,
Loin d'orner ſes cheveux, déshonores ſa main,
Exécrable inſtrument de ſa brutale rage,
Tu devais pour le moins reſpecter ſon image!
Ce portrait accompli d'un chef d'oeuvre des Cieux,
Inprimé dans mon coeur, exprimé dans mes yeux,
Quoique te commandât une âme ſi cruelle,
Devait être adoré de ta pointe rebelle!

eines Genies ankündigt, welches seine Schwingen nur noch prüft, zeigt doch schon ganz unverkennbar den Charakter, welchen Corneille fast in allen seinen folgenden Arbeiten behauptet hat. Dieser Dichter kannte die griechischen Tragiker nur sehr wenig, oder, wenn er sie kannte, hat er sie doch niemals benutzt, vielleicht weil ihm ihre Darstellungsart nicht stark genug schien. Die Manier des Seneca war seinem eignen Charakter, *n*) und dem Genius seiner Zeit angemessener. Aus ihm hat er seine Medea entlehnt. Ein boshaftes Weib, das mit triumphirendem Stolze an seine Verbrechen denkt, und da es sich von dem Geliebten verlassen sieht, mehr aus Rachbegierde, als Eifersucht, eine ungeheure That begeht — mit diesem Charakter betrat Corneille die tragische Bühne, und hat ihn in der Folge noch oft, unter verschiednen Veränderungen, auf dieselbe gebracht. Da ihm aber die einfache Handlung von Medeens Rache nicht hinlänglich schien, um ein Trauerspiel zu füllen, begleitete er dieselbe mit einer Intrigue, indem er den Aegeus in Creusen verliebt macht. Solcher Nothmittel,

*) Il était mélancolique. Il lui fallait des sujets plus solides, pour espérer et pour se réjouir, que pour se chagriner ou pour craindre. Il avait l'humeur brusque, et quelquefois rude en apparence; au fonds il était très-aisé à vivre, bon pere, bon mari, bon parent, tendre et plein d'amitié. — Il avait l'âme fière et indépendante, nul suppleſſe, nul manège; ce qui l'a rendu très-propre à peindre la vertu humaine, et très-peu propre à faire sa fortune. *Fontenelle* Vie de C.

den langen Raum von fünf Akten auszufüllen, Mittel, die zu nichts weiter dienen, als das Interesse, das sie verstärken sollen, zu vernichten, bedient sich Corneille in seinen meisten Trauerspielen; so daß sich die wesentlichsten Fehler seiner Manier schon in diesem ersten Versuche zeigen. Mit dem Cid, welcher ein Jahr später erschien, brach ein neuer Tag für das Trauerspiel an. In einem Gewebe von wunderbaren, aber darum nicht minder wahrscheinlichen Situationen, unternahm es Corneille zuerst den Kampf der Leidenschaften zu zeigen, und den Zuschauer zu rühren, den seine Vorgänger nur bisweilen geschreckt hatten, und den er selbst in der Folge öfterer mit Bewunderung und Erstaunen erfüllen, als durch tragische Begebenheiten erschüttern wollte. Ein Sohn ermordet, der Pflicht gegen seinen beleidigten Vater getreu, den Vater seiner Geliebten, zu deren Besitze er so eben zu gelangen gehofft hatte. Diese, nicht minder gewissenhaft in der Beobachtung ihrer Pflicht, kämpft gegen ihre Liebe und fordert Rache gegen den Mörder ihres Vaters. Das Wunderbare und Tragische, das in diesen Situationen herrscht, riß die Nation zur Bewunderung hin, und sie erkannte, trotz dem was eine eifersüchtige Kritik zum Theil nicht mit Unrecht gegen einzelne Theile des Cid einwendete, o)

o) Unter den Schriften, welche gegen den Cid erschienen, zeichnen sich Scudery's Observations sur le Cid aus, in

diesem Trauerspiele den Preiß vor allem, was man bis jetzt auf der tragischen Bühne gesehen hatte,

---

welchen er den Verfasser mit einem Tone von Ueberlegenheit behandelte, der ihm nicht geziemte. An der Spitze der Gegner des C. stand der Cardinal, welcher auf poetisches Talent Anspruch machte, und mit Corneillens Urtheilen nicht zufrieden war. Er sah nur die Fehler des Cid, aber gegen die Schönheiten desselben machten ihn Eifersucht und Eitelkeit blind. Scudery hatte einen Ausspruch der Akademie verlangt. Diese gab ihr Urtheil unter dem bescheidenen Titel: Sentimens sur le Cid, heraus, und verdarb es mit allen Partheyen, weil sie den Weg der Mäßigung eingeschlagen und Lob und Tadel zu gleichen Theilen gemischt hatte Voltaire bemerkt mit Recht, daß diese Billigkeit in einer Sache, in welcher der Cardinal Parthey war, der Akademie zu großer Ehre gereichte. Die Urtheile selbst, vorzüglich über die einzelnen Scenen, sind nicht immer so gründlich, wie man sie von einer Versammlung berühmter Dichter und Kunstrichter zu erwarten berechtigt ist. Der größte Theil des Tadels betrift Fehler gegen den Wohlstand, auf die kein Zuschauer, und selbst der Leser nicht achten wird: so wenn z. B. die Erscheinung Rodriguens in Chimenens Hause, darum für höchst unwahrscheinlich erklärt wird, weil er, ohne ein Einverständniß mit den Bedienten, nicht so ohne Aufenthalt in Chimenens Zimmer würde haben eindringen können. Richtiger ist, was man über die schwachen Rollen des Königes und Don Sancho bemerkt hat. Man hätte auch bemerken sollen, daß der Dichter die großen Mittel der tragischen Kunst allzu sehr abnutzt, indem er Chimenen zweymal bey dem Könige um Rache gegen Rodriguen flehn, und Rodriguen zweymal von Chimenen die Bestrafung seiner That fordern läßt. Die letztere Scene ist vorzüglich tadelhaft, indem man sich unmöglich überzeugen kann, daß es mit dieser Forderung sein Ernst sey. Die öftere Wiederholung derselben, macht die ganze Scene außeror-

zu. p) Nun war der erste entscheidende Schritt gethan. Der Kampf der Neigung mit der Pflicht, menschlicher Bestrebungen mit der Nothwendigkeit, war auf die Bühne gebracht, und das Mittel war gezeigt worden, wie

---

deutlich frostig und zwingt Chimenen ihre Zuflucht zu dialectischen Künsten zu nehmen. Erst am Ende derselben spricht wahre Empfindung aus ihr, wenn sie sagt: Rodrigue, qui l' eût crû u. s. w. In der 5. Sc. des IV. Actes, zwischen dem Könige und Chimenen, ist vieles ohne Würde und Wärme; vorzüglich zwingen die Neckereyen des Königes Chimenen zu frostigen Vertheidigungen, mit denen es, wie wir gar wohl wissen, ihr Ernst nicht ist. Dagegen ist die erste Bitte Chimenens beym Könige eine vortreffliche Situation, ob man schon wünschen dürfte, in ihrer Rede etwas weniger rhetorische Kunst zu sehn. Dieser Fehler, und der noch schlimmere, Witz an die Stelle der Empfindung zu setzen, herrscht oft auch in diesem Stück. Der Vers: La moitié de ma vie a mis l'autre au tombeau, ist bekannt. In derselben Scene (III. A. 3. Sc.) sagt Chimene, indem sie von ihrer unbesieglichen Liebe zu dem Mörder ihres Vaters spricht:

Rodrigue dans mon coeur combat encor mon pere.
Il l'attaque, il le presse, il cède, il se défend,
Tantôt fort, tantôt faible, et tantôt triomphant;
Mais, en ce dur combat de colère et de flamme,
Il déchire mon coeur, sans partager mon âme.

Als sie den mit dem Blute ihres Vaters befleckten Degen Rodriguens sieht, weiß sie nichts besseres zu sagen, als:

Ah quelle cruauté qui tout en un jour tue
Le pere par le fer, la fille par la vue.

p) Beau comme le Cid, wurde zum Sprichwort.

der tragiſche Dichter das Herz rühren und den Geiſt erheben könne. Der Weg zur Vollendung der Kunſt ſchien geöffnet zu ſeyn. Es war nichts mehr übrig, als der Handlung einen noch ſtrengern Zuſammenhang zu geben und ſie mehr auf Ein Ziel hinzuführen, der Darſtellung durch den Ausdruck noch mehr zu Hülfe zu kommen, den Roſt eines geſchmackloſen Witzes abzuſchleifen, und jene Sprache der Galanterie zu verbannen, die ſich der Geſellſchaft, der Romane und des Theaters bemächtigt hatte. Nach einem Zwiſchenraum von drey Jahren erſchien Corneille von neuem vor dem Publikum. Sein Geiſt hatte in dieſer Zeit an Stärke gewonnen; ſein Geſchmack hatte ſich gereinigt; ſeine Sprache war edler und natürlicher geworden. Mit den Horaziern erſtieg er den höchſten Gipfel ſeines Ruhms. In dem Cid war ihm ein ſpaniſcher Dichter vorangegangen, dem er einige ſeiner vorzüglichſten Situationen verdankte: aber das Vorzüglichſte in den Horaziern verdankte er niemanden als ſeinem eignen Genie. Aber auch dieſes Trauerſpiel, ſo vortrefflich der gröſsere Theil deſſelben iſt, zeigt dennoch auch dem minder aufmerkſamen Auge, auf welchem Pfade Corneille in der Folge von dem eigentlichen Ziele ſeiner Kunſt abſchweifen ſollte. Auch hier iſt hin und wieder das was Rührung erweckt, dem was Bewunderung erregt, aufgeopfert. Die letzten Acte hängen mit den erſten nur durch das loſe Band der wirklichen Geſchichte zuſammen, und

ihr Inhalt zieht die Aufmerksamkeit weit mehr auf die großen Talente des beredten Dichters, als auf das Schicksal der handelnden Personen. Dieser Fehler, wiewohl durch große Schönheiten halb versteckt, erscheint schon als herrschend in dem Cinna, der noch in dem nemlichen Jahre auf die Bühne kam. Die großen Charaktere in den Horaziern halten sich doch wenigstens noch in den Schranken der Wahrheit, und ob sie schon das gewöhnliche Mittelmaaß der Natur weit übersteigen, so ist doch in ihrer innern Beschaffenheit nichts was dem Ideale eines Römers der ältesten Zeit zuwiderliefe. Aber in dem Cinna ist Emilia, das Triebrad der ganzen Handlung, ein moralisches Ungeheuer, und noch schlimmer als Medea, weil sie weniger Grund hat, boshaft zu seyn. In der ganzen Handlung ist niemand, an dessen Schicksal wir Antheil nähmen, für den wir zu fürchten, dem wir unser Mitleid zu schenken Ursache hätten; und wenn es dem Dichter dennoch gelungen ist, die Aufmerksamkeit zu fesseln, so ist dieß nicht das Verdienst der tragischen Kunst, die er aufgeboten, sondern der außerordentlichen, der hinreißenden Beredsamkeit, mit der er den Leser in so vielen Scenen seines Schauspiels entzückt. Von nun an waren fast alle Tragödien mit Menschen angefüllt, die in der Tugend, wie im Laster gleich übertrieben und unwahr sind; mit Menschen, welche die Einbildungskraft auf einen Augenblick durch den Schein der Größe bestechen, und

eine Bewunderung erregen, die sich, sobald die Stimme der gesunden Vernunft gehört werden kann, in Mißfallen auflößt. Im Polyeuct, dem nächsten Stück nach dem Cinna, ist der Held ein fanatischer Märtyrer, dessen Verfahren, so wie es hier dargestellt wird, den Zuschauer fast gleichgültig läßt; und die Personen, die sich dem Herzen des Lesers durch eine wahre Größe des Geistes empfehlen, tragen nur dazu bey, das schwache Interesse noch mehr zu theilen. In dem Tode des Pompejus hat die Handlung weder Einheit noch tragische Kraft. Das Schicksal des Nichtswürdigen, dessen Intriguen das Gewebe der Handlung spinnen, läßt uns gleichgültig; und dem Manne, an dessen Schicksale wir Antheil nehmen möchten, droht eine so geringe Gefahr, daß wir kaum einen Augenblick für ihn zu fürchten nöthig haben. Auch in diesem Trauerspiele liegen die Charaktere des Ptolemäus und Corneliens, auf entgegengesetzten Seiten, außerhalb den Gränzen der Natur. Doch stechen alle diese Fehler in keiner von Corneillens berühmtern Tragödien so stark hervor, als in derjenigen, welcher er selbst den Preis zuerkannte; zu einem sichern Merkmal, daß er diese Fehler für Schönheiten und für eigenthümliche Auszeichnungen seines tragischen Genies erkannte. Die Rodogune ist ein Gewebe abentheuerlicher Bosheiten ohne Verbindung und Wahrscheinlichkeit. Eine Königinn, welche ihren Gemahl mehr aus Herrschbegierde als aus Eifer-

ſucht ermordet hat; die demjenigen ihrer Söhne den Thron verſpricht, der ihr das Haupt ſeiner Geliebten bringen wird; die endlich dem einen ihrer Söhne den Dolch in die Bruſt ſtößt und dem andern den Giftbecher reicht; eine Prinzeſſinn, die auf demſelben Wege geht, und mit der Zeit ihr Muſter zu erreichen verſpricht: dieß ſind die Hauptperſonen eines Stücks, in welchem nichts geſchieht, wie es dem Laufe der Natur nach geſchehen ſollte, und alſo jene wunderbare Außerordentlichkeit der Charaktere nicht einmal einen Anſtrich von Wahrheit erhält. Die größten Bewunderer des Corneille unter ſeinen Landsleuten, das heißt, diejenigen, welche ſein Genie ſelbſt in ſeinen Fehlern verehren, oder vielleicht grade in ihnen diejenigen Eigenſchaften fanden, um derentwillen ſie ihn den Großen nannten, q) geſtehen, daß er ſich nicht

q) Leſſing in der Dramat. I. Th. 239 S. ſagt, nachdem er einige Bemerkungen, über den Charakter der Cleopatra in der Rodogune gemacht hat: „Dergleichen mißgeſchilderte Charaktere, dergleichen ſchaudernde Tiraden ſind bey keinem Dichter häufiger als bey Corneillen, und es könnte leicht ſeyn, daß ſich zum Theil ſein Beynahme des Großen mit darauf gründet. Es iſt wahr, alles athmet bey ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig ſeyn ſollte, und wirklich auch keines fähig iſt, das Laſter. Den Ungeheuern, den Gigantiſchen hätte man ihn nennen ſollen: aber nicht den Großen. Denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt.“

über die Rodogune habe erheben können. r) In allen seinen folgenden Stücken ist die Anlage der Handlung, die Darstellung der Charaktere und der Ausdruck, mehr oder weniger fehlerhaft; ohne daß diese Fehler oft durch eine so hinreißende Beredsamkeit, wie die, welche das Glück des Cinna und Horaz gemacht hatte, vergütet würden. Indeß leuchten noch in dem Heraclius und Nicomedes einzelne, starke Strahlen seines Geistes, der, nach einer so anhaltenden und meistens glücklichen Thätigkeit, der Ruhe bedurfte. Einige ungünstige Urtheile des Publikums bewogen den ehrgeizigen Dichter, sich auf eine Zeitlang zurückzuziehen. s) Ungern wich er der Nothwendigkeit; und kaum waren vier Jahre verflossen, als er der ersten bedeutenden Aufforderung nachgab, und sich mit dem Oedipus wieder unter die Anzahl der Kämpfer mischte. Nie war eine Rückkehr unglückli-

r) Qui n'a pas frémi en voyant Rodogune, cette pièce à jamais célèbre, dont le cinquième acte est encore unique au théâtre? Nous sommes parvenus au terme de l'esprit humain; il ne peut s'élever au-dessus de Rodogune et de Cinna; et monté sur le faîte, il aspire à descendre. *Bailly* Eloge de C. p. 49.

s) Pentharite wurde nur zweymal gespielt, und Corneille mißvergnügt über die kalte Aufnahme, die das Stück erhielt, nahm es zurück. *Parfaict* Histoire du Theatr. français. T. VII. p. 415. In dem Examen dieses Trauerspiels nimmt er von dem Publikum Abschied, aber mit der Empfindlichkeit eines Mannes, der sich leicht erbitten lassen würde.

cher gewesen. Dieser Oedipus ist ein unwiderleglicher Beweiß, daß Corneille weder den Geist und die Grundsätze des Alterthums, denen er doch auf das strengste anzuhängen vorgab, noch überhaupt die Gesetze des wahren Trauerspiels in ihrem Umfange und ihrer Reinheit gekannt hat. Aber im Sertorius und im Otho, erhob er sich noch einmal mit der ihm eigenthümlichen Kraft. Hier finden wir ihn wieder in seinen Fehlern und seinen Schönheiten, in seinen Heldinnen und seinen Bösewichten, und vorzüglich in seiner glänzenden Beredsamkeit. In der Sophonisbe, deren Aufführung zwischen beyde fiel, erkennt man ihn nur noch an seinen Fehlern; vom Agesilas aber, sagt Fontenelle, muß man glauben, daß er Corneillen angehört, weil er unter seinem Namen erschienen ist. *) Alle seine übrigen

*) Diese Tragödie, welche in freyen Versen geschrieben ist, wurde sehr bald durch Boileaus bekanntes Epigramm lächerlich:

J'ai vû l'Agésilas;
Hélas!

ohne dieß in einem höhern Grade zu verdienen, als Sophonisbe und Oedipus. Das Jahr darauf erschien der Attila, welcher mehr Glück machte, und sich eine geraume Zeit auf dem Theater erhielt. Boileau fand ihn noch schlechter als den Agesilas, und verlängerte jenes Epigramm noch um zwey Zeilen:

J'ai vû l'Agésilas;
Hélas!
Mais après l'Attila;
Holà!

Arbeiten erhielten eine frostige Aufnahme. Das Publikum war der einförmigen Unnatur müde geworden und hatte seine Neigung einem Dichter geschenkt, welcher zu rühren verstand, und durch eine hinreißende Beredsamkeit des Herzens, die er zuerst auf die Bühne brachte, alle Herzen bezauberte.

Schon dieser flüchtige Blick auf Corneillens vorzüglichste Arbeiten, bestätigt einigermaaßen die Richtigkeit des Urtheils, welches ein vorurtheilsfreyer, aber eben darum als paradox verschrieener Schriftsteller über dieselben gefällt hat. »Man beschuldigt, sagt Linguet, *a*) den Racine der Einförmigkeit; aber gerade Corneille ist es, den man dieses Fehlers bezüchtigen sollte. Bey ihm sind nur die Namen verändert: die Charaktere und Leidenschaften bleiben dieselben. Die Sprache und die Gesinnungen gleichen sich in allen seinen Tragödien. Ueberall herrscht die vorgebliche römische, bisweilen gigantische Größe, und ein bisweilen gräßlicher Durst nach Rache, die sich gar oft in einem unbegreiflichen Mischmasch von Schwulst und Familiarität ausdrückt.«

Da es die Absicht dieser Aufsätze mit sich bringt, den Werth oder Unwerth berühmter Dichter unpartheyisch, ohne Vorliebe und Abneigung, nach bester Einsicht zu bestimmen, so kann ich mir es nicht erlau-

a) Examen des Ouvrages de Mr. de Voltaire. S. 91.

ben, die auf Treu und Glauben anderthalb Jahrhunderte hindurch, mit Ausnahme weniger Stimmen v) fortgepflanzte Meynung, auch meinerseits zu unterstützen, als habe Corneille die Tragödie mit einemmal in Frankreich zu einer solchen Höhe gebracht, daß sie sich nicht nur mit allen andern Nationen des neuen Europa, sondern selbst mit dem Alterthume ohne Furcht habe messen dürfen. Ich glaube im Gegentheil zeigen zu können, daß Corneille, bey einigen für sein Zeitalter unstreitig sehr großen Verdiensten um das Theater, weit entfernt, die Tragödie ihrem wahren Ziele zuzuführen, dieses Ziel in seinen meisten Stücken verfehlt und seine Nation, durch Regel und Beyspiel, so viel an ihm lag, von der Kenntniß der wahren Tragödie abgeführt hat. x)

Was ist wohl die Pflicht eines Tragikers? wenn verdient ein dramatischer Dichter diesen Namen mit Recht? Ohne Zweifel dann, wenn er uns durch eine wunderbare, aber vollkommen wahrscheinliche Handlung mit den lebhaftesten Besorgnissen erfüllt, und uns, durch die Nothwendigkeit der Handlung, unauf-

v) Vorzüglich Home in den Grundsätzen der Kritik an mehrern Stellen; Lessing in der Dramaturgie; Linguet am a. O.

x) Die Fehlerhaftigkeit seiner theoretischen Grundsätze, in denen er dem Aristoteles, mit einigen Einschränkungen, anzuhängen vorgab, zeigt Lessing in der Dram. II. Th. 218 ff.

haltsam zu einem gefürchteten Ziele fortreißt. Jene lebhaften Besorgnisse zu erregen, muß er uns interessiren; er muß den handelnden Personen ein Ziel heftiger Begierde oder Abneigung stecken; er muß große Kräfte in Bewegung setzen; er muß die Pflicht gegen die Neigung, und eine Leidenschaft gegen die andere waffnen; er muß den Kampf allmählig verstärken, bis der Sieg errungen, oder die Niederlage entschieden ist. Um alles dieses hervorzubringen, muß er sich der einfachsten Mittel bedienen; er darf nichts übereilen, nichts überspringen; die ganze Reihe der Begebenheiten muß, wie ein Werk der Vorsehung, vor den Augen des Zuschauers liegen. Die Handlungen müssen den Charakteren, die Reden den Gesinnungen vollkommen angemessen seyn. Alles muß wahr, alles muß natürlich, alles über den Zweifel erhaben scheinen.

Laßt uns sehn, in wie weit Corneille diesen Foderungen Genüge geleistet hat? Ich durchlaufe die ganze Reihe seiner Arbeiten; ich erinnere mich einer Menge begeisternder Scenen, tiefsinniger Reden und erhabener Ausdrücke; aber auch nicht einer einzigen vollständigen Handlung, die sich des ganzen Gemüthes bemächtigte, die uns von uns selbst trennte, die uns für das Schicksal erdichteter Personen, wie für unser eignes, besorgt machte, die uns, durch die der wahren Dichtkunst so eigenthümliche Ma-

die, y) mit den Geschöpfen der Phantasie zu hoffen und zu fürchten nöthigte. Ueberall ist es der Dichter, mit dem wir uns beschäftigen; die Kraft seines Geistes, die wir anstaunen.

Von allen Arbeiten dieses Dichters, macht nur der Cid und die Horazier auf den Namen eines Trauerspiels Anspruch. Sie bringen die lebhafteste Theilnahme hervor; sie haben die größte Menge tragischer Situationen; die Charaktere halten sich in den Gränzen der Natur; aber in keinem von beyden ist die Handlung, auch nur in Rücksicht auf die tragische Wirkung, untadelhaft. Rodrigo liebt Chimenen; er wird von ihr geliebt; beyde sehen mit der größten Wahrscheinlichkeit der baldigen Erfüllung ihrer Wünsche entgegen. Derselbe Umstand aber, von welchem sie sich eine günstige Entscheidung versprechen, bringt die entgegengesetzte Wirkung hervor. Ihre Eltern entzweyen sich; Rodrigos Vater wird auf das schimpflichste beleidigt, und da ihm die Kraftlosigkeit seines Alters verbietet, sich selbst zu rächen, überträgt er dieß Geschäft seinem Sohne. z) Die Hoff-

y) Horat. ad August. L. II. Ep. II. 210.

Ille per extentum funem mihi posse videtur
Ire poëta, meum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet,
ut magus,

z) Die Scene, in welcher dieses geschieht, ist vortrefflich angelegt. Diego bringt alles Ehrgefühl, die ganze Rachbe-

nungen der Liebe, müssen dem harten Gebote der Ehre weichen, und Chimenens Vater kommt im Zweykampf um. Chimene, nicht minder edel als Rodrigo, folgt dem Beyspiele ihres Geliebten, und fodert Rache gegen ihres Vaters Mörder, den sie auf das zärtlichste liebt, und in dem sie den Rächer seines Vaters ehrt. Bis hierher ist alles vortrefflich, wohl verbunden und wie es der Zweck des Trauerspiels fodert. Aber was geschieht? Während dieser Vorfälle nähert sich eine maurische Flotte dem Hafen der Stadt. Rodrigo rafft eine kleine Mannschaft tapfrer Freunde zusammen, greift die Mauren an, und nimmt einige ihrer Könige gefangen. Durch diesen unerwarteten, unvorbereiteten *aa*) Vorfall, bekömmt die ganze Handlung eine andre Richtung und der Zusammenhang wird aufgelößt. Es ist wahr, die Bewundrung, welche Rodrigos That unter seinen Mitbürgern erregt, und der Dank, welchen der König ihm schuldig

wird,

---

gierde seines Sohnes in Bewegung, ehe er ihm den Vater Chimenens als seinen Beleidiger nennt.

aa) Diese Begebenheit ist der alten Tradition gemäß, aber dieß sollte für den dramatischen Dichter nicht hinreichend seyn. Damit sich alles so ereignen möge, daß es dem Rodrigue Gelegenheit verschaffe, sich auszuzeichnen, muß der König bey der Nachricht, daß sich eine Maurische Flotte sehn lasse, einen unzureichenden Befehl geben, und dieser muß schlecht ausgeführt werden.

wird, heben ſogleich alle gerichtlichen Folgen ſeines Mordes auf; aber um dieſe war uns auch ſchon vorher wenig bang geweſen. Was aus ihm und Chimenen, was aus dieſer eben ſo zärtlichen als unglücklichen Liebe werden wird, das iſt es, was uns bekümmert und worauf unſre Aufmerkſamkeit gerichtet iſt. Von dem Augenblick an, wo Rodrigo als Sieger zurückkehrt, wo ihn der König ſo ehrenvoll empfängt, und mit dem Namen des Cid belohnt, ſind Chimenens Bitten um Rache und was ſonſt noch tragiſch ſeyn ſoll, einiges wenige ausgenommen, Spiegelfechterey. Durch einen unſchicklichen Machtſpruch des Königes, wodura, zwar der in Spanien geheiligten Tradition, aber keineswegs den Foderungen der Kunſt ein Genüge geſchieht, vereinigt er Rodrigon mit Chimenen und macht der Handlung ein Ende, die auf dem einmal gewählten Wege ſchlechterdings nicht zu beendigen war. Wenn in der Empfindung Einheit erhalten, wenn dieſe meiſterhaft angeſponnene Handlung zu einem tragiſchen Ziele gelangen ſollte, ſo mußte Rodrigos Sieg nur ein augenblicklicher Lichtſtrahl ſeyn, der die ganze Fülle ſeines Elendes nur noch dunkler und ſchwärzer machte; es mußte wo möglich aus dieſem Umſtande ſelbſt ein neues Unglück für das liebende Paar hervorquellen, das durchaus nicht vereinigt, ſondern der Geſchichte zum Trotz, und trotz aller ſeiner moraliſchen Anſprüche auf Glück, dennoch unglücklich gemacht werden mußte.

Das was in den Horaziern vortrefflich ist, und es ist dessen in der That sehr viel, wird uns weiter unten beschäftigen; hier will ich nur des Ausganges der Handlung Erwähnung thun. Nachdem uns der Dichter drey Akte hindurch, mit fast unübertrefflicher Kunst, auf Camillens Schicksal vorbereitet, und nachdem ihr Blut den Triumph ihres stolzen Bruders befleckt hat, sehn wir auf einmal eine zweyte Handlung entstehn, durch die das Interesse auf einen ganz verschiednen Weg verschlagen wird. Wie ist es denn möglich, daß, wenn unsere Besorgnisse bis auf den höchsten Grad getrieben, und der entscheidende Streich geführt worden ist, eine neue Reihe von Begebenheiten, oder gar, wie hier der Fall ist, eine Kette von Reden, unsre Theilnahme erregen, oder auch nur unsre Aufmerksamkeit fesseln kann? Daß Horaz, durch den Sieg selbst, auf den er so stolz ist, zu einem Verbrechen veranlaßt wird, das die ganze Freude desselben mit einemmal hinwegnimmt, ist ohne Zweifel höchst tragisch, weil es höchst schrecklich ist; daß er aber über dieses Verbrechen einen Prozeß führt, und in demselben von der Schuld losgesprochen wird, ist des schönen Anfangs keineswegs werth. Es ist, alles andere abgerechnet, eine Mischung von Glück und Unglück in diesem Ausgange, die man dem tragischen Dichter niemals verzeiht. Nachdem Horaz seine Schwester ermordet hatte, mußte er das Schwert nach seinem eignen Herzen kehren; und der

Sieg, der das Haus der Horazier mit Ruhm und Freude zu krönen verspricht, mußte es in doppelte Trauer hüllen. So wie Corneille die Handlung angelegt hat, scheint mir Camillens Ermordung unnütz, das heißt, ohne tragische Wirkung zu seyn. Denn nicht jedes Unglück ist tragisch, sondern nur dasjenige, das auf die Vorstellung einer unendlichen Macht führt, welche oft unerwartet in die Angelegenheiten der Menschen eingreift, ihre gewissesten Hoffnungen vernichtet und sie von dem höchsten Gipfel ihres Glückes herabstürzt.

Von den berühmteren Trauerspielen unseres Dichters, verdient der Cinna diesen Namen am wenigsten. Nur die erste Idee desselben, nur das Verhältniß des Cinna zu seiner Geliebten und zu seinem Wohlthäter, ist tragisch; aber die Ausführung der Handlung ist es nicht. Cinna hat sich Emilien durch einen Schwur verpflichtet, den Kaiser zu ermorden; dieser überhäuft ihn mit Vertrauen und Wohlthaten. Soll er den Geboten der Dankbarkeit, oder soll er der Liebe und seinem Schwure folgen? Hätte den Dichter nicht auch hier das Ansehn der Geschichte mit sich fortgerissen, oder hätte ihn nicht Seneca's vortreffliche Erzählung bestochen, *bb*) so würde er dem Cinna

bb) Seneca de Clementia l. 1. c. 9. Der Monolog des Auguſt, nach der Entdeckung, und ſeine Rede an den Cinna.

vielleicht den Mord haben verüben, und dann unter der Last seiner Gewissensangst zu Grunde gehen lassen. Aber da dieß die Geschichte nicht verstattete, und da sich noch überdieß August als ein Muster von Großmuth zeigen sollte, so hat Corneille die durch eine so tragische Idee erregte Erwartung lieber täuschen und seinen Cinna so tief herabsinken lassen wollen, daß wir ihm nicht einmal die Verzeihung gönnen, die ihm der Kaiser angedeihen läßt, geschweige daß wir ihn für einen würdigen Freund cc) des groß-

---

sind dem Trauerspiele eingewebt, das ganz um ihrentwillen geschrieben zu seyn scheint.

cc) Der Ausdruck Augusts, womit er dem Cinna nicht blos Vergebung und Vergessenheit seines Verbrechens, sondern Freundschaft anbietet; die Worte Soyons amis, Cinna, sind berühmt und verdienen es zu seyn. Aber Corneille hätte mehr Sorge tragen sollen, den Cinna der Freundschaft des Kaisers würdig zu zeigen, der ihm selbst einmal alles Verdienst abstreitet:

Ta fortune est bien haut, tu peux ce que tu veux;
Mais tu ferais pitié, même à ceux qu'elle irrite,
Si je t'abandonnais à ton peu de mérite.

Der Marschall von Feuillade bemerkte dieß, als er sich einstmals bey einer Aufführung des Cinna auf dem Theater befand, sehr richtig, und rief bey diesen Versen aus: Ah tu me gâtes le Soyons amis, Cinna! Der Schauspieler glaubte etwas versehen zu haben, und gerieth in Verlegenheit. Nach Endigung des Stückes, sagte der Marschall zu ihm: Ce n'est pas vous qui m'avez déplû; c'est Auguste qui dit à Cinna qu'il n'a aucun mérite, qu'il n'est propre à rien, qu'il fait pitié; et qui ensuite lui dit: so-

müthigen Auguſt erkennen ſollten. Was iſt wohl in dieſer ganzen Handlung, das Furcht oder Mitleiden zu erregen im Stande wäre? ſollen wir für Auguſts Schickſal beſorgt ſeyn, dem die Gefahr zeitig genug entdeckt wird? ſollen wir für Verſchworne fürchten, an deren Spitze der Undankbarſte aller Sterblichen ſteht?

Gleichwohl leſen wir dieſes Stück mit Vergnügen und Bewundrung! Allerdings. Aber mit der Bewundrung, mit welcher wir die Geſpräche des Plato leſen. Es iſt nur die Vortrefflichkeit einzelner Scenen, die uns mit ſich fortreißt, nicht ihr allmähliges Fortſchreiten zu einem furchtbaren Ziel. Es ſind intereſſante Situationen, ſchöne Gemählde, es ſind geiſtreiche, mit aller politiſchen Weisheit und mit allen Künſten der Dialektik geſchmückte Reden; es iſt alles, was man will, nur ein Trauerſpiel iſt es nicht. *dd*)

---

yons amis. Si le Roi m'en diſait autant, je le remercierais de ſon amitié. *Voltaire* Comment. ſur Cinna.

dd) „O dramatiſche Dichter, der wahre Beyfall, nach welchem ihr ſtreben müßt, iſt nicht das Klatſchen der Hände, das ſich plötzlich nach einer ſchimmernden Zeile hören läßt, ſondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillſchweigens aus der Seele dringt und ſie erleichtert. Ja es giebt einen noch heftigern Eindruck, den ich aber nur die vorſtellen können, die für ihre Kunſt ge-

Als Corneille sah, daß diese Tragödien, in denen so wenig Tragisches war, dennoch einen außerordentlichen Beyfall fanden, war es ihm eben nicht zu verdenken, daß er den Weg verfolgte, der ohne Zweifel der bequemere war, und daß er diesen endlich für den einzigen Weg zur Vollkommenheit hielt. Von nun an scheint er die Kunst, Bewundrung zu erregen, recht einzig für die Kunst eines tragischen Dichters gehalten zu haben. Sie ist sehr sichtbar im Polyeuct; denn sie hat aus diesem alles tragische Interesse verbannt. Polyeuct ist bewundernswürdig durch seinen standhaften Eifer für die Religion, welcher er sich so eben gewidmet hat, und durch seine unbesiegliche Begierde nach der Märtyrerkrone, um die ihn die ganze Welt betrügen möchte; Pauline, seine Gemahlinn, ist bewundernswürdig durch die Zärtlichkeit mit der sie sich eines Mannes annimmt, den sie nicht liebt, und seinen Tod zu verhindern sucht, der sie in die Arme ihres Geliebten zu führen verspricht; Sever ist bewundernswürdig durch die Großmuth,

---

boren sind, und es voraus wissen, wie weit ihre Zauberey gehen kann: diesen nämlich, das Volk in einen Zustand der Unbehaglichkeit zu setzen; so daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in allen Gemüthern herrschen, und eure Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauren ihrer Häuser wanken sehn, und die Erde ihnen einen festen Tritt verweigern fühlen." Diderot von der dramat. Dichtkunst. S. 169.

mit welcher auch er seiner Seits den Gemahl seiner Geliebten zu retten sucht; endlich ist auch Felix bewundernswürdig, durch seine, allen Glauben übersteigende Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit. Was entsteht hieraus? Daß wir gar nicht wissen, an wen wir uns halten sollen. Ist nicht Pauline, ist nicht Sever weit interessanter, als der Held des Stücks? Können wir diesen gerettet zu sehn wünschen, da seine eigne Ehre, da sein Glück von seiner Standhaftigkeit, ja von seinem Tode abhängt? und, wir wollen es uns immer selbst gestehn, da das Glück jener interessanten Personen, mit diesem, von ihm so gewünschten Tode, auf das genaueste verbunden ist? Polyeuct stirbt; aber ich zweifle, daß sein Tod uns rühren wird. Ginge die Sache den Gang der Natur, so würde nun jedermann zufrieden seyn können. Pauline hat ihre Pflichten auf das vollkommenste erfüllt; der Tod ihres Gemahls macht allen ihren Verbindlichkeiten ein Ende, und sie kann die Gemahlinn Severs werden, dem ihr Herz schon seit langer Zeit angehört; eben dieß wünscht Sever auf das feurigste; und auch, des Felix, ihres Vaters, Wünsche, würden durch diese Verbindung erfüllt seyn. Kann man das eine Tragödie nennen, was so ausgehn muß. Denn daß sie nicht so ausgeht, ist ein neuer Fehler des Dichters, durch den fürwahr nur sehr weniges gut, vieles aber noch schlimmer gemacht wird. Pauline, die ihren Gemahl nie geliebt hat, wird durch

seinen Tod plötzlich so sehr gerührt, daß sie sich ohne Bedenken zum Christenthum bekennt; und kaum hat sie dieses Bekenntniß ausgesprochen, als ihr Vater, der nichtswürdige Felix, von demselben Geiste ergriffen wird. ee) Ich will nicht fragen, ob dieß wahrscheinlich ist; ich glaube nicht einmal, daß man es erträglich finden wird. Nichts bliebe noch übrig, um wenigstens der Frömmigkeit zu keinem Tadel Platz zu lassen, als daß auch Sever dem gegebnen Beyspiele folgte. Nichts wäre natürlicher und wahrscheinlicher, da er unter allen allein schon vorher eine entschiedne Vorliebe für das Christenthum zeigte, während gerade die Neubekehrten es am meisten verachteten und verabscheuten. Aber freylich mußte jemand übrig bleiben, der die Aufhebung der Christenverfolgungen versprach und hierdurch der Handlung, die ausserdem von neuem angefangen haben würde, doch ein nothdürftiges Ende machte.

Das Außerordentliche und Wunderbare, womit Corneille die Charaktere in seinen Trauerspielen auszusteuern bemüht gewesen ist, verbreitet oft über seine besten Arbeiten einen Frost, den auch die feurigste Beredsamkeit und aller Aufwand der Poesie nicht

ee) Corneille muß, um diese doppelte Bekehrung zu rechtfertigen, zu der Tradition der Martyrologien seine Zuflucht nehmen: Ces deux conversions, sagt er, quoique miraculeuses, sont si ordinaires dans les martyrs, qu' elles ne sortent point de la vraisemblance.

hat verbannen können. Allerdings ist es zwar das Außerordentliche eines Charakters, was ihn zu einer tragischen Handlung vorzüglich geschickt macht; denn je größer die Kräfte sind, desto gewaltsamer werden die Leidenschaften, oder desto mächtiger wird die Vernunft, desto größer der Kampf, desto lebhafter das Interesse seyn. Aber in lebhaften Kämpfen, in großer Thätigkeit müssen uns diese Kräfte gezeigt werden; wir müssen es selbst sehn, wie der Sieg gewonnen, die Niederlage erlitten wird, wenn wir an die Außerordentlichkeit solcher Charaktere glauben sollen. Wir müssen durch unsre Sinnen, durch unsre Empfindungen überzeugt werden. Das Wunderbare muß aus dem Gewöhnlichen hervorgehn; und je weiter sich eine Handlung von dem Alltäglichen entfernt, desto dringender und nothwendiger müssen ihre Beweggründe seyn.

Da Stärke des Geistes, Kühnheit und Muth dem männlichen Geschlechte eigenthümlich zu seyn pflegt, oder doch zu seyn geachtet wird, in den Weibern aber zu den außerordentlichen Erscheinungen gehört, so glaubte Corneille ohne Zweifel kein zuverlässigeres Mittel finden zu können, Bewunderung zu erregen, als wenn er recht viele Heldinnen, recht viele unerschrockene, rachsüchtige und ehrgeizige Weiber auf die Bühne brächte. Wie diese Erscheinung wahrscheinlich zu machen wäre, darum scheint er unbekümmert gewesen zu seyn: ja, je weniger der äu-

ßern Bewegungsgründe für eine ſolche Sinnesart waren, deſto größer, deſto außerordentlicher mußte ſie gefunden werden. Die Verſchwörung gegen Auguſt iſt das Werk eines Mädchens, deſſen Vater in der Octavianiſchen Proſcription umgekommen war. Sie glaubt dem Schatten ihres ermordeten Vaters eine blutige Rache ſchuldig zu ſeyn. Cinna, ein edler Römer, der Freund und Rathgeber des Kaiſers, ſcheint ihr zu der Ausführung ihres Plans geſchickt. Er liebt ſie, und ſie verſpricht ihm ihre Hand unter der Bedingung, daß er den Kaiſer tödte. Er beſchwört es ihr, und jede Anwandlung von Reue, jede Einwendung, die er zu machen wagt, iſt ein Verbrechen in Emiliens Augen. Ohne Zweifel hatte Corneille bey dieſer Emilie den Charakter der Elektra im Sinn. Beyder Denkungsart iſt beynahe die nämliche; ihre Zwecke ſind beynahe dieſelben, aber wie groß iſt der Unterſchied in der Wahrheit, welche Sophokles und Corneille, jeder demſelben Charakter gegeben hat. Es iſt in der Beurtheilung der Werke des griechiſchen Dichters gezeigt worden, mit welcher ausnehmenden Sorgfalt er den wilden Sinn der Elektra motivirt habe. *ff*) Von allen den Gründen, welche Elektrens Arm gegen Aegiſthen bewaffnen, findet bey unſrer Emilie nur ein einziger Statt; und ſelbſt bey dieſem einzigen iſt doch der, zwar nicht für

ff) Nachträge z. S. IV. B. 1. St. 96. S.

die moraliſche, aber zuverläßig für die äſthetiſche Schätzung wichtige Unterſchied, daß Aegiſth den Vater Elektrens hinterliſtig, mit eignen Händen ermordete, Octavian hingegen, Emiliens Vater, ſeinen Feind zu ermorden Erlaubniß gab. Elektra wird täglich von den Mördern gemißhandelt; Emilien aber überhäuft Auguſt täglich mit Wohlthaten. Er liebt ſie; er nimmt ſie an Kindesſtatt an. Freudig empfängt ſie dieſe Wohlthaten, durch die ſie ſich ihrem Ziele, dem Verderben des Wohlthäters, ſchneller zu nähern hofft. gg) Und daß man nicht etwa glaube, es ſey ihr nur um ſeinen Tod zu thun! Daß er ſterbe, iſt ihr nicht genug; er ſoll um ihres Vaters, er ſoll um ihrentwillen ſterben!

Wer mag eine ſolche Denkungsart für wahrſcheinlich, wer mag ſie für erhaben halten? Nur das Wahre iſt erhaben und ſchön. Kann es alſo dem

gg) Cinna. I. Akt. 2. Sc.

Les bienfaits ne ſont pas toujours ce que tu penſes;
D'une main odieuſe ils tiennent lieu d'offenſes:
Plus nous en prodiguons à qui nous peut haïr,
Plus d'armes nous donnons à qui nous veut trahir.
Il m'en fait chaque jour ſans changer mon courage:
Je ſuis ce que j'étais, et je puis davantage;
Et, des mêmes préſens qu'il verſe dans mes mains,
J'achète contre lui les eſprits des Romains.
Je recevrais de lui la place de Livie
Comme un moyen plus ſûr d'attenter à ſa vie:
Pour qui venge ſon pere il n'eſt point de forfaits,
Et c'eſt vendre ſon ſang, que ſe rendre aux bienfaits.

Dichter zum Verdienste angerechnet werden, eine solche Größe erfunden zu haben? Ist es denn so schwer, etwas Außerordentliches hervorzubringen, wenn man die Schranken der Natur und Wahrheit nicht achtet? Ist denn das Außerordentliche in dem Drama so bewundernswürdig? oder ist es nicht vielmehr die Wahrscheinlichkeit desselben, was uns mit Erstaunen und Entzücken erfüllt?

Nun ereignet sich aber noch überdieß in der Denkungsart Emiliens eine Verändrung, die sie mit sich selbst in Widerspruch bringt. Nachdem August dem Cinna und ihr verziehen hat, wird sie auf einmal durch den Anblick so vieler Großmuth gerührt, und Achtung und Ehrfurcht nimmt in ihrem Herzen die Stelle der Rachsucht ein. Was also eine, mehrere Jahre hindurch fortgesetzte, liebevolle Behandlung, was täglich erneuerte Wohlthaten nicht haben bewirken können, wird durch einen Augenblick bewirkt. Es folgt also eines von beyden; entweder, daß diese Veränderung in den Gesinnungen Emiliens unwahrscheinlich, oder daß die Darstellung ihrer Rachbegierde unwahr sey.

Pulcheria in dem Heraclius ist derselbe Charakter, nur mit einer geringen Modification. Zwar ist ihr Betragen weniger unwahrscheinlich; aber dafür ist es das Betragen derjenigen Personen desto mehr, mit denen sie in Verbindung steht. Pulcheria ist die Tochter des Kaisers Mauritius, durch dessen Ermordung

sich Phocas den Weg zum Throne gebahnt hat. Auch sie wohnt mit dem Tyrannen in einem Hause; auch sie empfängt Wohlthaten von ihm. Phocas will sie mit seinem Sohne verheyrathen. Aber der, welchen er für seinen Sohn hält, ist der Sohn des ermordeten Kaisers, Heraclius. Pulcheria weiß dieß so wenig, als er; aber doch widersetzt sie sich mit der größten Hartnäckigkeit der Verbindung mit einem Manne, den sie hochschätzt; weniger weil sie einen andern liebt, als weil sie der Herrschaft des Phocas durch eine Verbindung mit dem regierenden Hause einen Anstrich von Rechtmäßigkeit zu geben fürchtet. Ohne alle Auffoderung behandelt sie den Phocas als den nichtswürdigsten Sklaven, und sagt ihm, an dessen Wink ihr Leben hängt, daß sie nichts so sehr wünsche, nichts so eifrig betreibe, als seinen Tod. Ihre Reden sind vortrefflich; aber es sind die Reden einer Wahnsinnigen, die in dem, was sie sagt, weder Ort, noch Zeit, noch Person in Betrachtung zieht, sondern nichts als das Vergnügen zu suchen scheint, ihrer gallsüchtigen Laune freyen Lauf zu lassen. Wer sollte es nun wohl glauben, daß Phocas, die ganze Handlung hindurch, auf nichts so ernstlich und ungestüm dringe, als auf die Heyrath, die er sich einmal, man weiß gar nicht warum, in den Kopf gesetzt hat? daß er ihr sogar mit einer Verbindung mit seiner eignen Person drohe? daß er diese Pulcheria einmal zu seiner Unterhändlerinn brauche, um ein Geheimniß zu er-

forschen, an welchem sein Glück hängt? und daß diese Person, die im Anfange der Handlung so sehr herausgehoben wird, auf die Handlung selbst, einen so unbedeutenden Einfluß habe? Wie viel tragischer hätte dieses Trauerspiel werden können, wenn Pulcheria, statt unnütze Dinge zu sagen, in die Handlung verflochten, wenn sie in die Gefahr gesetzt worden wäre, den vermeyntlichen Sohn des Phocas und ihren Bruder zu lieben; oder wenn sie wenigstens an der Verschwörung gegen den Tyrannen den Antheil bekommen hätte, der ihr als der Tochter des Mauritius und der Feindinn des Phocas gebührte.

Auch die Cleopatra und Cornelia, in dem Tode des Pompejus, gehören in die Klasse der heroischen Weiber, welche viel versprechen und wenig leisten. Als Cleopatra erfährt, daß sich der besiegte Pompejus in der Nähe von Alexandrien befinde, geht sie zu dem Könige, ihren Bruder, fodert trotzig den ihr gebührenden Antheil des Thrones und verhehlt es nicht, daß sie auf Pompejus Ansehn und Cäsars Hülfe trotze. Sie mißhandelt den Günstling des Königs, nennt ihn ins Angesicht eine Seele von Koth, und läßt, mit einem Worte, nichts ungesagt, was ihr die Laune und der Dichter eingiebt. Der Klugheit ein Opfer zu bringen und seine Absichten denen zu verschweigen, die sie nicht wissen dürfen, mag wohl dem Dichter ein Mangel an Heroismus geschienen haben. Seinen irrigen Vorstellungen von Heldenmuth mögen wir es

auch wohl zu verdanken haben, daß Cleopatra, so wie faſt alle Weiber Corneilliens, nichts um der Liebe, alles um der Ehre und des Ruhms willen thun. Wie unnatürlich iſt es aber, daß Cleopatra den Cäſar auf das feurigſte zu lieben geſteht, und dann verſichert, daß ſie keine Leidenſchaft kenne, als den Ruhm, und daß ſie dieſe bewege, alles für den Pompejus gegen ihren Geliebten zu thun? Was iſt aus dieſer außerordentlichen Großmuth gefolgt? Daß die Heldinn, Cleopatra, weder für den einen noch für den andern etwas thut, ſondern die ganze Handlung hindurch eine müßige Rolle ſpielt. — Die zweyte Heldinn dieſes Stücks, Cornelia, würde das Meiſterſtück der tragiſchen Bühne ſeyn, wenn ihr der Dichter einen bedeutendern Antheil an der Handlung hätte geben, und ſie nicht gerade in einer ihrer Hauptſcenen ſo abentheuerlich groß hätte ſchildern wollen. Ptolemäus hat einen verrätheriſchen Plan gegen Cäſar geſchmiedet; Cornelia erfährt etwas davon und theilt die Entdeckung ihrem Feinde mit. Dieſe Großmuth nimmt für ſie ein. Aber nicht großmüthig, ſondern heroiſch ſollte ſie ſeyn. Kaum hat ſie alſo den Cäſar durch ihre Nachricht in Sicherheit geſetzt, als ſie ſich allen Ausſchweifungen eines rachſüchtigen Gemüths überläßt, und es gerade herausſagt, daß ſie ihn nicht aus Dankbarkeit, noch weil ſie den Meuchelmord an ſich verabſcheue, ſondern nur darum zu retten ſuche, damit ihr ſelbſt die Rache nicht entzogen

würde. *bb*) Wie frostig ist diese vermeynte Größe! Wie abentheuerlich ist diese Wuth eines ungereizten Gemüthes, diese Drohungen, die ein einziges Wort des Siegers unkräftig machen konnte!

Es läßt sich gar nicht zweifeln, daß Corneille eine gränzenlose und raffinirte Rachgier, eine unersättliche Herrschsucht, welche nicht nur jedes Mittel ohne Bedenklichkeit wählt, sondern selbst die boshafteren Wege den sichersten vorzieht, für die wahre tragische Größe hielt. Aber diese Größe ist abentheuerlich, weil sie nicht aus der Natur, sondern aus dem Witze des Dichters hergeleitet ist. Unnütze Bosheit, welche in dem wirklichen Leben den höchsten Grad des Abscheus erregt, erscheint auf der Bühne abgeschmackt, weil man nicht daran glaubt. Warum fodert Cleopatra den Tod Rodogunens von ihren Söhnen, da es ihr so leicht wäre, sie auf eine andere Weise aus dem Wege zu räumen? Warum besteht sie sogar auf dieser Foderung, da sie den Abscheu wahrnimmt, den diese Foderung in ihren Kindern erregt? und

bb) La Mort de Pompée, Akt IV. Sc. 4.

Mais avec ce soif que j'ai de ta ruïne,
Je me jette aut devant du coup qui t'assassine,
Et forme des desirs avec trop de raison,
Pour en aimer l'effet par une trahison.

— — — — —

Tous mes soins, tous mes voeux hâtent cette vengeance.
Ta perte la reculo, et ton salut l'avance.

und da es ihr endlich um nichts, als um die Behauptung ihrer Macht zu thun ist, warum ermordet sie ihre Söhne, die während ihres Lebens keinen Anspruch auf den Thron zu machen versprechen? — Ist es nicht ebenfalls ganz ohne Noth, daß Leontine im Heraclius den Sohn des Phocas nur darum als den ihrigen erzogen haben will, damit er dereinst seinen eignen Vater ermorden, und auf diese Weise den Schatten des Mauritius auf eine recht glänzende Art rächen möchte? *ii*)

Alles das, wobey wir die Absicht des Dichters sehen, uns zur Rührung oder zur Bewunderung hinzureißen, ist mehr oder weniger frostig. Beym Corneille liegt diese Absicht überall am Tage. Wie käm' es sonst, daß seine Personen, aus einem übelverstandnen Heroismus, aus einem unnatürlichen Kitzel, sich ihrer Bosheit zu rühmen, selbst das, was sie allen Grund haben geheim zu halten, recht geflissentlich an den Tag bringen? Wie kann eine Handlung wahrscheinlich, wie kann sie rührend, wie kann sie endlich der Bewundrung würdig seyn, wenn sie auf Entdeckungen gebaut ist, welche auf diese Weise nie hätten gemacht werden können? »Aber je unwahr-

ii) On ne médite pas un parricide de si loin. Aujourdhui qu'il ne s'agit que de faire regner Héraclius, il n'importe par quelles mains Phocas périsse. Un parricide n'est ici qu'une horreur inutile. A peine est-il question de ce parricide dans la pièce. *Voltaire* dans le Comm. sur Héraclius.

ſcheinlicher etwas iſt, deſto leichter kann man feurig darinne ſeyn. Man ſchafft ſich Feuer auf Unkoſten der Wahrſcheinlichkeit und der Wahrheit.« *kk*)

Die boshafte und ſchlaue Cleopatra, in der Rodogune, theilt ein Geheimniß, das ſie bisher vor der ganzen Welt verborgen gehalten hat, ohne alle Veranlaſſung, und nur damit die Handlung eingeleitet werden möchte, einem Frauenzimmer mit, auf deſſen Treue ſie gar keine Urſache hat ein beſonderes Vertrauen zu ſetzen; dieſes Frauenzimmer entdeckt ihre Plane Rodogunen; und aus dieſer Unvorſichtigkeit entſpringt ein Theil der Verwicklung des Stücks. Auf eine ähnliche Weiſe verfährt Arſinoe, im Nicomedes; Cleopatra, in dem Tode des Pompejus; Pulcheria, im Heraclius. Alle dieſe Perſonen ſagen, was ſie nur denken ſollten, und ſagen es immer Perſonen, die es am wenigſten hören ſollten. Dieſes giebt in der That eine Menge kräftiger Scenen, in denen die Perſonen einander rechtſchaffen zuſetzen, und wo uns die Kühnheit in Erſtaunen ſetzen würde, wenn wir die Natur vergeſſen könnten. Auch erleichterte dem Dichter dieſes Verfahren die Darſtellung der Charaktere, die ſich bey ihm nicht allmählig enthüllen, ſondern den Schleyer gleich mit einemmal von ſich werfen. Ueberall ſprechen bey ihm die Tyrannen, die Boshaften, die Nichtswürdigen von ſich ſelbſt nicht anders,

kk) Diderot über die dramat. Dichtkunſt. S. 263.

als die Welt von ihnen zu ſprechen pflegt; und, als habe der Dichter die Natur umkehren wollen, oft drohen die Grundſätze, die ſie auf der Zunge tragen, weit mehr, als die Handlungen leiſten, die ſie wirklich begehn. *11*)

So wie die Erhabenheit und Größe, nach welcher der Dichter ſo ſichtbar gerungen hat, in den Charakteren meiſtentheils nur ſcheinbar iſt, ſo iſt auch faſt keines ſeiner Stücke, in welchem wir uns durch das Ganze der Handlung über uns ſelbſt erhoben fühlten Die Urſachen dieſes Mißlingens ſind nicht ſchwer zu entdecken. Sie liegen einmal in der Unwahrſcheinlichkeit der einzelnen Charaktere und der ihren Handlungen untergelegten Triebfedern; vorzüglich aber in der Gruppirung der handelnden Perſonen und dem Contraſte ihrer Geſinnungen. Außerordentliche Größe wird nur aus der Vergleichung mit einer andern Größe erkannt. Stolz neben Niederträchtigkeit, Muth

11) Livia hat den Auguſt bewogen, den Verſchwornen zu verzeihn; aber in ihren Grundſätzen erkennt ſie keine Moralität an. Was iſt empörender, als ſie (Cinna V, 2.) ſagen zu hören:

Tous ces crimes d'état qu'on fait pour la couronne
Le ciel nous en abſout alors qu'il nous la donne:
Et dans le ſacré rang où ſa faveur l'a mis,
Le paſſé devient juſte et l'avenir permis.
Qui peut y parvenir ne peut être coupable:
Quoiqu'il ait fait ou faſſe, il eſt inviolable.

neben Feigheit, Großmuth neben schwarzer Bosheit, macht diese unerträglich und setzte jene herab. Fast in allen Trauerspielen unsers Dichters sind einige Feigherzige, nichtswürdige Sklaven, furchtsame Ehemänner oder verächtliche Könige. So zahlreich seine heroischen Weiber sind, so gering ist die Anzahl der Männer, die sich durch wahren Heldenmuth und Adel der Seele auszeichnen.

Wenn sich die Helden Corneilles selten in einer ihrer Würde angemessenen Größe zeigen, so entspringt dieß hauptsächlich daraus, daß sie selten dasjenige thun, was sie thun sollten, sondern ihre Zeit und Kräfte größtentheils in Liebeshändeln zersplittern, die sie als Unterhaltung und Zerstreuung bey ihren ernsthaftern Geschäften zu treiben scheinen. So wie nun ihre Liebe nur Galanterie ist; so sind ihre Thaten nur Spiegelfechterey. Sie sind Söhne des Vergnügens, die sich das Joch ihres Amtes so leicht als möglich machen und dann doch bey ihrer Gebieterinn von seinen Lasten prahlen. Wie können solche Helden Theilnahme erregen? oder vielmehr, wie kann eine Handlung groß scheinen, in welcher solche Helden die Hauptrolle spielen?

Es ist oft und mit dem größten Rechte behauptet worden, daß die Liebe nur dann in dem Trauerspiele statt finde, wenn sie alles andere beherrscht, wenn sie jede andre Leidenschaft unterdrückt und mit derselben Gewalt, als der Ehrgeiz, die Rachsucht, die Frey-

heitsliebe, ihrem Ziele entgegen dringt. Könnte die Richtigkeit dieſer Foderung nicht aus der Natur der Sache ſelbſt erwieſen werden, ſo würde doch durch eine Menge von Inductionen aus den Trauerſpielen unſers Dichters dargethan werden können, daß die Liebe als untergeordnete Leidenſchaft, nicht nur an ſich eine höchſt klägliche Rolle ſpielt, ſondern zugleich das Intereſſe der tragiſchen Handlung mit ſich hinwegnimmt. Denn gleichſam, als wenn kein Trauerſpiel ohne irgend einen ſchalen Liebeshandel beſtehen könnte, erniedrigen ſich in ihnen die größten Helden der Einbildungskraft und der Geſchichte zu einer höchſt elenden Convenienz. Denn was anders, als Convenienz, könnte eine Art von Liebe ſeyn, die zu nichts weiter dient, als Scenen zu füllen, die Perſonen herabzuſetzen, die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen und einer tragiſchen Begebenheit das Anſehn einer unbedeutenden Intrigue zu geben? Im Sertorius belehrt uns der Dichter im Eingange der Handlung, daß Perpenna eine Verrätherey gegen ſeinen General im Sinne habe. Wir lernen in dieſem einen großmüthigen Freund kennen, der den Verräther mit Wohlthaten überhäuft; und wir ſehen endlich den Perpenna in ſeinem Entſchluſſe ungewiß und gleichſam abgeneigt, der Fatalität der Umſtände nachzugeben, welche der erſte Schritt zum Böſen nach ſich zu ziehen pflegt. Alles dieß verſpricht eine tragiſche Handlung. Aber ſtatt dieſen Faden auszuſpinnen, verwickelt uns Corneille in

einen doppelten Liebeshandel. Sertorius, der unter den Waffen grau geworden, hat eine Art von Liebe zu der Königinn Viriate gefaßt. Auch sie liebt ihn, und so würde die Heyrath wahrscheinlich bald erfolgt seyn, wenn nicht Pompejens verabschiedete Gemahlinn, Aristia, aus Verdruß gegen ihren Gemahl und seine Parthey, in das Lager des Sertorius gekommen wäre und ihm, wenn ihm eine nähere Verbindung beliebte, die Unterstützung einer Anzahl vornehmer Römer angeboten hätte. Er entschließt sich also, Aristien zu heyrathen und Viriatens Hand für den Perpenna zu gewinnen. Aber auch mit diesem Entschluß scheint es ihm kein rechter Ernst zu seyn. Denn nachdem er seinen Antrag gemacht und von der Königinn gehört hat, daß sie ihn, aber nicht den Perpenna liebe, seufzt er vor Liebe und macht Viriaten auf diese Seufzer aufmerksam. *m m*) Ja er gesteht sogar am

m m) Sertorius, Akt II. Sc. 2.

Je parle pour un autre, et toutefois, hélas!
Si vous saviez ....

Viriate.

Seigneur, que faut-il que je sache?
Et quel est le secret que ce soupir me cache?

Sertorius.

Ce soupir redoublé ...

Viriate.

N'achevez point, allez.

Ein vieux capitaine Romain qui fait remarquer ses soupirs à sa maitresse est au-dessous de Tircis; car Tircis soupirera

Ende den Wunsch: Viriate möchte den von ihm vorgeschlagnen Perpenna verwerfen und ihn wählen. *nn*) Durch diesen Umstand wird alle seine vorige Großmuth zu einer elenden Prahlerey und er sinkt in den Augen der Zuschauer so tief, daß ihnen sein Leben und sein Tod vollkommen gleichgültig wird. Perpenna seiner Seits, obgleich mit einer höchst ernsthaften Sache beschäftigt und in einem Kampfe mit sich selbst begriffen, hat doch volle Muße, Viriaten seine Liebe zu klagen; und ganze Akte gehen hin, ohne daß der angesponnenen Verrätherey mit einem Worte Erwähnung geschieht. — In dem Tode des Pompejus, in welchem Trauerspiele doch wahrscheinlich Cäsar die Hauptperson seyn soll, wird dieser Held, noch vor seiner Erscheinung, durch die Liebe herabgesetzt. Cleopatra erzählt ihrer Vertrauten, daß ihr Cäsar von dem Schlachtfeld bey Pharsalus aus in einem klägelichen Styl (Stil plaintif) geschrieben habe, er sey

---

sans le dire, et c'est sa maîtresse qui s'en apperçoyra. *Voltaire* Comm. p. 373.

nn) Akt IV. Sc. 1. Viriate behauptet ihre Würde, aber Sertorius, der zu gleicher Zeit der Politik, der Liebe und der Rechtschaffenheit Genüge leisten will, spielt eine höchst dürftige Rolle. Sobald er zu den Füßen der Königinn sterben und, als sie den von ihm vorgeschlagenen Perpenna zu heyrathen vorgiebt, verzweifeln will, scheint er das Schicksal, das ihn am Ende trifft, zu verdienen.

und bleibe ihr Gefangner, und er eile nach Aegypten, um seine Lorbeern sogleich zu ihren Füßen niederzulegen. Nun erscheint er zwar selbst und zeigt in seiner Unterredung mit dem Pompejus und der Cornelia den Mann, der Rom zu beherrschen verdient. Aber nicht lange, so liegt er seufzend zu Cleopatrens Füßen und bittet um Verzeihung, daß er sich sie zu lieben erkühnt. Nichts bleibt mehr von dem Erobrer und dem Helden übrig, als ein eitler Prahler, den wir, wenn er ohne Namen aufträte, mit der Schaar alltäglicher Menschen, die ihn umgeben, vermischen würden. So unfruchtbar, oder vielmehr so an verderblichen Einflüssen fruchtbar ist die Liebe in mehr als einem Trauerspiele dieses Dichters; so kalt ist sie in dem Nicomedes, in dem Heraclius, selbst in der Sophonisbe; aber nirgends ist sie unerträglicher, nirgends würdigt sie die Handlung tiefer herab, als in dem Oedipus.

In der That, wenn man erwägt, mit welchem geringen Erfolge Corneille die Begebenheiten behandelt hat, welche ihm das tragische Theater des Alterthums oder die Geschichte darbot; wie viele Gelegenheiten, den Zuschauer zu rühren, er aus den Händen gelassen; wie oft er, um einem einseitigen Hange Genüge zu leisten, die tragische Wirkung der Handlung aufgeopfert hat: so geräth man in Gefahr, an seinem tragischen Genie zu zweifeln und ihn mit den Seneca's und ähnlichen geistreichen Declamatoren in eine Klasse zu setzen. Aber von diesem

übereilten Urtheile ruft uns der Cid, die Horazier und eine nicht kleine Anzahl tragiſcher Scenen zurück. Die Macht der Gewohnheit und die unaufgeklärten Foderungen ſeines Zeitalters legten ſeinem Genie Feſſeln an, die es vielleicht deſto williger ertrug, je mehr jene Foderungen mit ſeinen urſprünglichen Neigungen zuſammenſtimmten und je leichter ihm dieſelben zu erfüllen waren.

Wenn ſich von den Trauerſpielen des Sophokles nur ſein Oedipus erhalten hätte, ſo würde dieſes Stück allein ſchon hinreichen, ihm den erſten Rang unter den tragiſchen Dichtern des Alterthums zuzuſichern; der Oedipus unſers Dichters aber würde ſeinem Verfaſſer nicht einmal einen Platz unter dieſer Klaſſe errungen haben. Und doch — ſo unſicher iſt das Urtheil großer Geiſter über ihre eignen Produkte! — und doch hielt Corneille ſelbſt dieſen Oedipus für ein ſehr wohlgerathenes Werk. Er glaubte mehr Kunſt darin gezeigt zu haben, als in irgend einem andern ſeiner Trauerſpiele, oo) und er wünſchte ſich Glück zu der Erfindung eines epiſodiſchen Liebeshandels zwiſchen dem Theſeus und der Dirce, des Oedipus Tochter, durch welchen gerade die ganze Erha-

oo) J'ai eu l'honneur de faire avouer à la plupart de mes auditeurs, que je n'ai fait aucune pièce de théâtre, où ſe trouve tant d'art qu'en celle-ci, bienque ce ne ſoit qu'un ouvrage de deux mois.

benheit der schrecklichen Handlung vernichtet wird. Statt jener großen und glücklich erfundnen Scene, die das Trauerspiel des griechischen Dichters eröffnet, und uns ein zagendes Volk zu den Füßen seines Königes zeigt, welcher bald der unglücklichste aller Sterblichen werden soll, empfängt uns der französische Dichter mit einem frostigen Wettstreit der Zärtlichkeit zwischen zwey Verliebten, die ganz und gar nicht in die Handlung gehören und sich doch eine so große Anzahl von Scenen zugeeignet haben, daß man zweifeln könnte, ob das Schicksal des Oedipus, oder die Liebe des Theseus der wesentlichste Theil der Handlung sey. pp) Wenigstens ist soviel gewiß, daß das furchtbare Schicksal des Königes, welches den Sophokles fünf Akte hindurch, ohne alle Einmischung

pp) Voltaire wirft die Frage auf, (Tom. VII. S. 129.) Warum die Fabel des Oedipus bey keiner neuern Nation einen vorzüglichen Erfolg auf dem Theater gehabt habe? Er macht bey dieser Gelegenheit die Kritik seines eignen Oedipus, auf welchen sich ein Theil dessen, was man an Corneillens Werke aussetzen kann, anwenden läßt. Nous chargeons nos pièces d'épisodes, sagt er unter andern: et nous les étouffons; cela s'appelle du remplissage. On veut une tragédie qui dure deux heures; il faudrait qu'elle durât moins, et qu'elle fût meilleure. C'est le comble du ridicule de parler d'amour dans Oedipe, dans Electre, dans Mérope. Lorsqu'en 1718. il fut question de représenter le seul Oedipe qui depuis soit resté au théâtre, les comédiens exigèrent quelque scènes où l'amour ne fût pas oublié; et l'auteur gâta et avilit ce beau sujet par le froid ressouvenir d'un amour insipide entre Philoctète et Jocaste.

fremder Materie, beschäftigt, in dem französischen Trauerspiel ganz und gar keine Wirkung thut. Daß das allmählige Fortschreiten der Handlung, daß die allmählige Enthüllung des furchtbaren Ziels, die Vorbereitung eines jeden Schrittes, das große Verdienst des griechischen Originales ausmacht, scheint der französische Dichter nicht bemerkt zu haben. Denn wie hätt' er sonst einen solchen Weg einschlagen, wie hätt' er so vieles Unnütze und Unwahrscheinliche einmischen, wie hätt' er endlich so vieles unvorbereitet lassen können?

Der Mangel an Vorbereitung und Wahrscheinlichkeit, das ist es, was den meisten Trauerspielen des Corneille abgeht, und das Wunderbare in den Begebenheiten und Charakteren, die er auf die Bühne bringt, so frostig macht. Man glaube doch ja nicht, durch das Wunderbare allein zu fesseln! In der Wirklichkeit, als historisches Factum, reizt es die Aufmerksamkeit; der Glaube geht der Erzählung schon voraus und die Thätigkeit unsrer Einbildungskraft folgt ihr nach. Aber auf dem Theater, in der Epopöe, in dem Romane, glauben wir nur das, wovon uns der Dichter zu überzeugen gewußt hat.

Aber wie vieles ist denn wohl in dem Gewebe wunderbarer Begebenheiten im Heraclius wahrscheinlich? in dieser Tragödie, die mit allen Ingredienzien, die ein vortreffliches Trauerspiel nur immer

haben könnte, doch faſt keine andre Wirkung hervorbringt, als daß ſie die Neugierde reizt. Warum hat Leontine ihren Sohn aufgeopfert, um den Sohn des Mauritius zu retten? Warum will ſie die Beſtrafung des Tyrannen allein unternehmen, da ſich ſo viele brauchbare Hände zu ihrer Unterſtützung anbieten? Warum hat Exupere, der das Geheimniß zufälliger Weiſe erfahren hat, weder ſeinem Freunde, dem vermeintlichen Heraclius, etwas von einer Sache mitgetheilt, die dieſen ſo nah angeht, noch ſich Leontinen anvertraut, die doch, wie er gar wohl weiß, alle Fäden der Intrigue in ihren Händen hält? Alle dieſe Fragen bleiben zu beantworten, nachdem es der Dichter ſo weit gebracht hat, den Sohn gegen den Vater, den Vater gegen den Sohn zu empören; eine Situation, die ſo vortreflich ſie an ſich iſt, doch nur eine ſchwache Wirkung thut. Der Dichter hat uns den Glauben an ihre Wahrheit nicht abgezwungen; er hat uns nicht einmal den wahren Zuſammenhang der Sachen deutlich genug vor Augen gelegt. Die Menge von Räthſeln und Vertauſchungen zerſtreut die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers ſo ſehr, und ſetzt das Gedächtniß in eine ſo peinliche Thätigkeit, daß es dem Herzen unmöglich wird, an dem Schickſale der handelnden Perſonen lebhaften Antheil zu nehmen. 99) In der Rodogune iſt nichts wahrſcheinlich

99) Es iſt ſonderbar, daß Corneille ſich ein Verdienſt aus dem Hauptfehler ſeines Stückes machte. Er glaubte es

vom Anfange bis zum Ende, nicht einmal der so oft bewunderte fünfte Akt. Ich will hier nicht erwähnen, daß die Besorgniß des Zuschuers für das Schicksal solcher Charaktere, als Antigone und Rodogune sind, wiewohl aus verschiednen Gründen nicht außerordentlich seyn kann; aber was ist in diesem Akte vorbereitet? Der von seiner Mutter ermordete Seleucus muß gerade noch so viel Leben übrig haben, um von seiner Ermordung Nachricht zu geben; und gerade nur so viel, daß ihn der Tod überrascht, als er den Namen seiner Mörderinn nennen will. Welch ein kleinliches Mittel, um die tragische Verlegenheit des Antigonus hervorzubringen! Und wie unglaublich ist es, daß Cleopatra, wenn sie einmal ihren Sohn ermordete, sich nicht besser von seinem Tode versicherte? wie unwahrscheinlich, daß Timagenes, während alle versammelt sind, der Verbindung des Prinzen mit Rodogunen beyzuwohnen, an den entlegnen Ort geführt wird, an welchem Seleucus stirbt? — Wie vielen einzelnen Scenen, selbst in den besten Trauerspielen, es

---

sehr geschickt eingerichtet zu haben, daß er die Exposition so zerstückelte, daß in jeder Scene nur soviel erzählt wird, als zum Verständniß derselben nothwendig ist. Dieß gibt dem Gange der Handlung eine unangenehme Dunkelheit, und beraubt sie aller tragischen Kraft. Denn diese hätte vorzüglich darinne liegen sollen, daß die handelnden Personen ihre eigne Lage nicht kannten, während der Zuschauer von allem auf das genaueste unterrichtet war.

an Wahrscheinlichkeit und Vorbereitung fehlt, will ich nicht anführen. Der fanatische Eifer des Polyeuct, den neu angenommenen Glauben durch die Umstürzung der heidnischen Altäre zu zeigen; die plötzliche Bekehrung des Felix und seiner Tochter, kann durch nichts anders, als die Einwirkung der göttlichen Gnade gerechtfertigt werden. *rr*) Der berühmten Berathschlagungsscene im Cinna fehlt es ganz an innrer Wahrscheinlichkeit. Warum hat sich August gerade jetzt entschlossen, seine Herrschaft niederzulegen? *ss*) Warum eröffnet er diesen Gedanken seinen Freunden erst jetzt? Ist es ihm mit diesem Entschluß ein wirklicher Ernst? *tt*)

rr) Wie viel tragischer hätte diese Handlung werden können, wenn nicht alles bewundernswürdig in derselben seyn sollte? Wenn Pauline, statt für einen Mann zu arbeiten, den sie nicht liebt, entweder seinen Untergang zu befördern, oder ihn aus wahrer Zärtlichkeit zurückzuhalten suchte, so würde sie in der Reihe der handelnden Personen den ihr gebührenden Rang erhalten haben, da sich jetzt der Zuschauer für sie allein interessirt. Die Vortrefflichkeit ihrer Rolle, deren Erfindung dem Corneille ganz allein angehört, läßt indeß wünschen, daß C. sie zur Hauptperson erhoben und sie auf die eine oder die andere Weise unglücklich gemacht hätte.

ss) In der Rede Augusts ist auch nicht ein einziger, aus den gegenwärtigen Umständen hergeleiteter Grund, für die Niederlegung der Herrschaft. Alle Gründe, die er vorbringt, sind von vergangenen Zeiten hergenommen.

tt) Man muß hieran zweifeln, wenn man sieht, daß August, nachdem er seine beyden Rathgeber mit einander hat

Eine ähnliche höchst berühmte Scene zwischen dem Pompejus und dem Sertorius ist nicht nur unvorbereitet, sondern auch ohne allen Erfolg. Besäßen indeß alle unnützen Scenen unsers Dichters das Verdienst dieser Berathschlagung, so würden sie zwar in der Beziehung auf den höchsten Zweck der Kunst, welche nichts überflüssiges erlaubt, nicht minder fehlerhaft seyn, aber man würde diese Fehler zu Gunst so vieler unnachahmlicher Schönheiten, noch gern übersehn. Aber wie vieles ist in den Trauerspielen Corneillens überflüssig und frostig zugleich! Was ist unnützer und frostiger als die Infantin, im Cid, die, schwankend zwischen den Eingebungen des Stolzes und der Liebe, zu nichts weiter als gleichsam zu einem Thermometer dient, an welchem sich das Verhältniß Rodrigo's zu Chimenen erkennen läßt. Wozu dient Valer und seine subalterne Liebe zu Camillen in den Horaziern? Ist nicht Aristie im Sertorius die unnützeste und schädlichste Person in der Welt, indem ihre Wiedervereinigung mit dem Pompejus eine zweyte, von der Haupthandlung unabhängige Handlung macht? Wozu dient im Cinna die Livia, als das Verdienst des August zu schmälern? uu) und wozu Eryxe

---

streiten lassen, sogleich, ohne sich weitere Bedenkzeit zu nehmen, der Meynung des Cinna beytritt.

uu) August zürnt und will sich rächen; Livia sucht ihn zur Milde zu bewegen; er hört ihre Gründe nicht an, son-

in der Sophonisbe, als um die Erwartung des Zuschauers zu täuschen. vv)

Diejenigen Fehler gegen die Gesetze der Tragödie, welche bis hierher angezeigt worden, sind doch zum Theil von der Art, daß sie auf den ersten Blick übersehn werden können; einige derselben können sogar eine gefällige Wirkung, wenn schon nicht die, welche die Tragödie fodert, hervorbringen. Noch muß ich aber eines Mangels Erwähnung thun, welcher

---

dern entfernt sich im Zorn. Hätte Corneille nicht gefürchtet, sich von der Geschichte zu entfernen, oder auch vielleicht den Ausgang zu verrathen, so würde er vielleicht gerade das Gegentheil gethan, den August zur Milde geneigt, die Livia aber zur Strenge rathend, gezeigt haben. Der Ausgang wäre dann zwar weniger überraschend, aber besser vorbereitet und um vieles erhabner. Dieses abgerechnet, ist der fünfte Akt bewundernswürdig. Augusts Rede, Cinnas Trotz, sein Wettstreit der Großmuth mit Emilien, der Schluß der zweyten Scene, wo man von neuem für das fanatische Paar fürchten würde, wenn es nur an sich interessirte, alles dieß ist unvergleichlich und mit großer Kunst angelegt. Aber als August den Verbrechern verzeiht, möchte man wohl wünschen, daß er vorher nicht soviel Aufhebens von diesem Siege über sich selbst machen möchte.

vv) Man erwartet, daß die erbitterte, eifersüchtige Erre bey den Römern, gegen die stolze Sophonisbe und den treulosen Masinissa arbeiten werde. Dann wüßte man doch warum sie da wäre.

cher ſich nicht verbergen läßt; welcher zum Theil aus den ſchon erwähnten entſpringt, und vielleicht mehr als irgend ein anderer den Froſt vermehrt, der ganz unläugbar in den meiſten Trauerſpielen Corneillens herrſcht. Wie iſt dieſer Dichter in der Darſtellung der Leidenſchaften zu Werke gegangen? Wieviel ſind wohl ſeiner Scenen, in denen ſich die Natur der Leidenſchaften auf eine vorzügliche Weiſe enthüllte? durch die wir in die Geheimniſſe des Herzens eingeführt würden, und die Symptomen ſeiner Neigungen und Verirrungen beſſer kennen lernten? In der That konnte ein Dichter, der es aufgegeben hatte, zu rühren; ein Dichter, dem es nur um Bewundrung zu thun war, nicht oft Gelegenheit finden, jene Kenntniſſe an den Tag zu legen; er konnte kaum einen lebhaften Trieb fühlen, ſie ſich zu eigen zu machen. Auf die Wahrheit der Darſtellung kam es ihm weniger an, als auf den Pomp derſelben. Er gab den Leidenſchaften Beredſamkeit; den Empfindungen Witz. Ein glänzender Firniß bedeckte die Natur. Und damit man ſich keinen Augenblick in der Abſicht des Dichters täuſche, zeigt er die Leidenſchaft vom Anfang an in ihrer größten Stärke. Nur um ein weniges wächſt ſie in dem Fortgange der Handlung. Es iſt keine Melodie in ihr; es iſt Ein ſtarker, Ein gleichförmig gehaltner Ton.

Wir haben ſchon oben geſehn, daß Muth und etwas, das der Zärtlichkeit gleicht, die Grundlage

seiner vorzüglichsten Charaktere ist. Aber zeigt er nicht den Muth öfters als Uebermuth? und ist nicht der Uebermuth, außer dann, wenn er Quelle des Unglücks, wenn er bestraft wird, immer frostig?

Der Geist der Zeit und der Nation, Corneillens eigner Charakter und die Beyspiele seiner Lehrer, des Lucan und Seneca, haben ihn an diese Klippen geführt. Wenn im Cid Rodrigo den Vater Chimenens zum Zweykampf herausfodert, so hätte sich doch in seinem Ausdruck billiger Weise ein innrer Widerwille gegen die, nur durch die Pflicht aufgedrungene Handlung, zeigen, nicht aber so vieler Trotz und Hohn in seine Rede gemischt seyn sollen. xx) In den Horaziern, ob sich gleich in ihnen der Dichter fast überall in den Gränzen der Natur und einer erhabnen Würde gehalten hat, ist doch die Bereitwilligkeit, dem Vaterlande zu Liebe, die Freundschaft aufzuopfern,

xx) Dieses abgerechnet, ist die Scene voll Kraft. Aber es ist prahlerisch, wenn Rodrig sagt:

Mes pareils à deux fois ne se font pas connaître,
Et pour leur coup d'essai veulent des coups de maître.

Wahre Rotomontade ist es, wenn er (V. Akt. 2. Sc.) ausruft:

Est-il quelque ennemi qu'à present je ne dompte?
Paraissez Navarrois, Mores et Castillans,
Et tout ce que l'Espagne a nourri de vaillans;
Unissez-vous ensemble, et faites une armée
Pour combattre une main de la sorte animée:
Joignez tous vos efforts contre un espoir si doux;
Pour en venir à bout, c'est trop peu que de vous.

in Einer Stelle auf eine prahlerische und fast rohe Weise ausgedrückt. Denn wozu war es nöthig, daß Horaz, nachdem es entschieden ist, daß er gegen seinen Freund und den Bruder seiner Gemahlinn fechten soll, sagt: »Mit einer eben so großen, eben so aufrichtigen Freude, als mit welcher ich die Schwester heyrathete, werde ich den Bruder bekämpfen.« yy) In allen übrigen Trauerspielen ist der Stolz zu hoch gespannt und der Muth zeigt sich ohne alle Beymischung einiger Besorgniß der Gefahr. Dieß scheint vielleicht erhaben; aber in der That ist es frostig und unwahr. Der Muth, in seiner wahren Größe, zeigt sich weder verwegen noch unbesonnen; er kennt die Gefahr, er widersteht ihr, aber er trotzt ihr nicht. Nicomedes ist gleichgültig gegen alles, was man gegen ihn unternimmt, er fügt sich geflissentlich in die Gefahr und spricht ihr Hohn; Theodore bleibt bey aller Schmach, die man ihr droht, gleichgültig. Dieser Umstand allein wäre hinreichend gewesen, das Trauerspiel fal-

yy) Mit diesem harten Ausdruck stimmt der folgende Vers:

Albe vous a nommé, je ne vous connais plus

sehr gut überein. Man sagt indeß, daß Baron diesen Vers mit einer gewissen Sanftheit auszusprechen gewußt habe, so daß er nur zu bedeuten schien: Je ne veux plus vous connaître; je combattrai comme si je ne vous connaissais pas; ja man sagt, daß Corneille ihm hiezu Glück gewünscht habe. (Anecdotes dramatiques, T. I. p. 436.) Aber, wenn man diesen mildern Sinn zuläßt, paßt sich jener Vers nicht mehr zu den vorhergehenden.

len zu machen, in welchem Theodore die Hauptperson ist. Daß ein junges Frauenzimmer, in dem Gefühle seiner Unschuld und Würde, von einem fanatischen Eifer für seinen verfolgten Glauben entflammt, die Drohungen eines erbitterten Weibes mit Gelassenheit beantwortet, ist natürlich und schön; immerhin mag sie den Tod nicht fürchten; sie mag ihm sogar mit Freudigkeit entgegen gehn; aber da ihr mit einer Schande gedroht wird, die das Gefühl empört, zz) darf sie sich nicht so gelassen und in ihr Schicksal ergeben zeigen, ohne uns durch ihren Heldenmuth unglaublich oder gar verächtlich zu werden. Sie müßte bestürzt und betäubt, sie müßte verzweifelnd und in ihrem Glauben wankend gezeigt werden. Aber für die unendlichen Modificationen des Gefühls, für die Aeußerungen eines zagenden, erschütterten, bestürmten Herzens, hatte Corneille allzu wenige Farben. Er verstand es wohl, ein großes Gemälde zu entwerfen; aber jeden einzelnen Theil desselben zu beleben, und es in einer immer fortschreitenden Be-

zz) Sie soll den Soldaten Preiß gegeben werden. Es war wohl nicht allein diese Idee, welche den Fall des Stücks veranlaßte, sondern der gänzliche Mangel des Tragischen in dem Betragen einer Person, die mit allem zufrieden ist. Und wie empörend ist es, ein Frauenzimmer, wie Theodore, die Worte: inceste, adultère, prostitution, épouse impollue u. a. aussprechen zu hören! Mit Recht sagt der Verf. des Buches über die Ehe, S. 313. „Die Jungferschaft ist eine so feine Sache, daß man kaum davon sprechen kann; ein Mädchen verliehrt sie in dem Augenblick, da es das Wort nur ausspricht.“

wegung zu zeigen, verstand er nicht so gut. Die Leidenschaften, bey denen ein allmähliges Wachsen nothwendig ist, wie den Zorn und die Furcht, hat er darum nur selten dargestellt. Der Zustand der Furchtlosigkeit, die Verachtung der Gefahr und der Macht war leichter zu schildern. Wie oft bedienen sich seine Personen des Hohnes und der Ironie, welche selten auf Größe der Seele deutet, und in dem Trauerspiel immer frostig ist, wenn sie nicht aus verschlossner Wuth entspringt und mit furchtbaren Thaten begleitet wird.

Indeß mag für diejenigen, die, mit der Sprache des wahren Muthes unbekannt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen geneigt sind, der übertriebne Ausdruck eines alles verachtenden Stolzes eine gewisse Erhabenheit zu haben scheinen, und es könnte leicht seyn, daß dieser Ausdruck bey dem größern Theile der Zuschauer eine sichrere Wirkung hervorbrächte als die Wahrheit selbst. Aber sollte dieß auch von der Sprache der Zärtlichkeit gelten, welche in den Tragödien unseres Dichters herrscht? Ich zweifle. Für witzig, für geistreich kann man sie bisweilen gehalten haben, aber für wahr und rührend schwerlich zu irgend einer Zeit. Nie hatte Corneille die Liebe in seinem eignen Herzen studirt. Er kannte sie nur aus den Romanen seiner Zeit, in denen sie als ein frostiges Spiel des Witzes erscheint. Es ist wahrscheinlich, daß die Roheit der herrschenden Sitten

Schriftsteller von einem zärtlichen Geschmack auf das Extrem geführt habe, wo der höchste Grad von Sprödigkeit bey dem weiblichen Geschlecht, bey dem männlichen hingegen der höchste Grad von Ehrfurcht und Unterwürfigkeit für Tugend galt. Da es unter dieser Voraussetzung dem Weibe unanständig war, der Liebe ihr Recht zu lassen; die Männer aber ihre Empfindungen nicht leicht äußern durften, ohne den Zorn ihrer Gebieterinnen auf sich zu laden, so begreift man von selbst, daß die Begierde zu dem Witze ihre Zuflucht habe nehmen, und dieser für Umschweife habe sorgen müssen, um ungestraft durch die engen Schranken der Convenienz durchzubrechen. Wie wenig aber die Liebe unter dieser Gestalt für die Tragödie geeignet sey, bedarf kaum einer Erinnerung. Was ist unerträglicher als ein Weib, das aller weiblichen Schwachheit entsagt zu haben begehrt, das selbst in der Liebe nur Stolz athmet, einen Liebhaber immer nur zu seinen Füßen sehn, und jede, auch die kleinste Gunst, durch eine lang fortgesetzte Anbetung erkauft haben will? Was ist widriger als ein Mann, der, mit allen Ansprüchen auf Achtung, alles Gefühl seiner Würde in dem Augenblick ablegen muß, wo er unter die Augen seiner Angebeteten tritt; der immer nur seufzt, jede Mißhandlung ertragen, jedes günstige Wort als ein kostbares Geschenk verehren muß? Indeß war doch auch diese Art zu lieben, wie man sie auch immer nennen mag, dem System unsers Dichters angemes-

ſen. Denn daß ein Weib mehr Ehrgeiz als Liebe, ein Held mehr Liebe als Ehrgeiz fühle, ſcheint bewundernswürdig; und das Bewundernswürdige war Corneillens Sphäre. Um die Wahrheit, um die Schicklichkeit, um die eigentliche tragiſche Würde *aaa*)

aaa) Die zärtlichen Unterhaltungen ſind oft nichts weiter, als ein witziger Wettſtreit von Angriffen und Vertheidigungen, worinne viele Epirammen und Dialectik, aber kein Funken Empfindung herrſcht. Man kann auf die meiſten Heiden dieſes Dichters anwenden, was er den Lälius zum Maſiniſſa ſagen läßt:

Vous parlez tant d'amour, qu'il faut que je confeſſe
Que j'ai honte pour vous de voir tant de faibleſſe.

Doch mit dem Unterſchiede, daß ſie noch weniger Schwachheit als Aberwitz zeigen. Voltaire ſagt bey Gelegenheit der Theodore: Il n'y a rien de tragique dans cette intrigue; c'eſt un jeune homme qui ne veut point de la femme qu'on lui offre et qui en aime une autre, qui ne veut point de lui; vrai ſujet de comédie et même ſujet trivial. Nous avons déja rémarqué que des gens peu inſtruits croyent que Racine a gâté le théâtre en y introduiſant ces intrigues d'amour. Mais il n'y a aucune pièce de Corneille dont l'amour ne faſſe l'intrigue. La ſeule différence eſt que Racine traîte cette paſſion en maître et que Corneille n'a jamais ſû faire parler des amans, excepté dans le Cid, où il était conduit par un auteur eſpagnol. Den höchſten Grad des Froſtes erreichen dieſe Liebhaberſcenen dann, wenn Galanterie und Sprödigkeit einander zuſammen treffen, wie z. B. in der 2. Sc. des I. Aktes vom Nicomed, aus welcher ich eine Stelle zur Probe gebe:

Attale.

Quoi, Madame, toujours un front inexorable?
Ne pourrai-je ſurprendre un regard favorable,

war es ihm weniger zu thun. Denn wo in aller Welt blieb das Ideal des Römersinnes, das sich Corneille vor allen andern erreicht zu haben schmeichelte, wenn Cäsar zu Cleopatren sagt:

Ihr Götter! dieser Augenblick, den ich
Von dir entfernt war, hat mit größerer
Unruhe meinen Geist erfüllt, und die
Verhaßten Sorgen, die mich dir entrissen,
Entflammten gegen meine eigne Größe
Zum Zorne mich. Sie wurde mir verhaßt,
Da sie an einem fernen Orte meine
Anwesenheit nothwendig machte. Doch
Verzieh' ich ihr bey der Erinnerung

Un regard désarmé de toutes ces rigueurs,
Et tel qu'il est enfin, quand il gagne le coeur.

Laodice.

Si ce front est mal propre à m'acquerir le vôtre,
Quand j'en aurai dessein, j'en saurai prendre un autre.

Attale.

Vous ne l'acquerrez point, puisqu'il est tout à vous.

Laodice.

Je n'ai donc pas besoin d'un visage plus doux.

Attale.

Conservez le de grace, après l'avoir pû prendre.

Laodice.

C'est un bien mal acquis, que j'aime mieux vous rendre.

Des Glücks, das meine Glut nur ihr verdankt.
Ja ihr verdank' ich nur die stolze Hoffnung,
Die meinen Wünschen mit Erhörung schmeichelt,
Die Cäsarn glauben läßt, er dürfe wohl
Auf einen Platz in diesem Herzen rechnen,
Sich dieses Herzens nicht ganz unwerth dünken,
Kühn es zum Lohne seiner Siege fodern,
Da er nun keinen Menschen mehr, allein
Die Götter über sich erkennt. — —
— — — — — —
Blos, um dieß theure Recht mir zu erwerben,
Hab' ich voll Ehrgeiz durch die Welt gekämpft;
Selbst in Pharsaliens Gefilden zog
Ich mehr das Schwert, dieß Recht mir zu erlangen,
Als meinen Nebenbuhler zu besiegen. Ja,
Er ward besiegt; doch hat der Gott der Schlachten
Mir weniger gedient als deine Reize.
Sie führten mir den Arm, sie schwellten mir
Den Busen, und ihr letztes Werk sey dieser
Vollkommne Sieg, die Wirkung dieser Glut,
Mit der sie mich begeisterten. Gelungen
Ists diesen schönen Augen, mich zu fesseln,
Und daß du sonder Schande meine Liebe mir
Erwiedern könntest, haben sie zum Herrn
Roms und der Erde mich erhoben. Diesen
Glorreichen Titel, den ich jetzt besitze,
Will ich nun durch den Titel deines Sklaven

Noch mehr veredeln. Glücklich, wenn ich es
Erhielte, daß du jenen schätztest, diesen
Vergönntest *bbb*) — —

Wie mag es, alles andre abgerechnet, der Würde des Soldaten ziemen, nach Wortspielen und Antitheſen zu haſchen; ſo wie wenn er weiterhin klagt, daß er ſie noch einmal verlaſſen müßte, um den Reſt des Krieges zu endigen: »Glücklich, wenn ein milderes Schickſal mir erlaubte, meine Lorbeeren zu pflükken, ohne mich von Ihnen entfernen zu dürfen. Aber ach! meine Flamme treibt mich gegen meine eigne Flamme an; wenn ich Ihnen angehören will, muß ich Sie verlaſſen. Ich muß meine Feinde verfolgen, wohin ſie auch immer fliehen mögen; ich muß den Sieg vollenden, um Sie zu erobern. Erlauben Sie mir indeß, daß ich an dieſem Zunder neuen Muth und neue Kräfte ſammle, um den erſchrocknen Völkern noch einmal das Geſtändniß abzuzwingen, daß kommen, ſehen und ſiegen nur Eines bey mir ſey.« Iſt es möglich, einen geſchmackloſeren Miſchmaſch von Prahlerey, Galanterie und Witz zu machen, und dieſes für die Sprache der Liebe, und zwar der Liebe eines Helden, auszugeben? Und doch war ihm nur dieſe unnatürliche Sprache bekannt! In eben dieſem Style ſpricht, um nur noch Ein Beyſpiel anzuführen,

bbb) Ueberſetzung von Schaz in Homes Grundſätzen der Kritik, 1. Th. 219 S.

Antiochus in der Rodogune, als er sich ihr nebst seinem Bruder nähert, ihr seine und seines Bruders Liebe gesteht, und sie selbst zwischen beyden zu wählen bittet: »Zürnen Sie nicht, Prinzessinn, sagt er zu ihr, daß wir uns unterstehn, Ihnen selbst die Macht Ihrer Augen zu erklären. Nicht erst seit heute seufzen unsre Herzen; bey Ihren ersten Blicken haben sich Ihnen beyde ergeben; aber eine tiefe Ehrfurcht hieß uns schweigen und glühen. Dieselbe Ehrfurcht gebietet uns zu reden.« Er erzählt ihr hierauf, daß derjenige, welchen Cleopatra für den ältesten erklären würde, nebst der Krone ihre Hand empfangen sollte; aber, fährt er fort, allzu herabwürdigend wäre es, wenn unsre Gebieterinn den Namen einer Königinn von einem ihrer Sklaven erhalten sollte. Unsre Liebe findet sich dadurch beleidigt, und ändert die Bedingung und überläßt es unsrer Königinn, einen von uns zum Könige zu machen. Erniedrigen Sie sich also nicht so weit, der Krone zu folgen; verleihen Sie dieselbe, ohne zu verstatten, daß man Sie mit dieser Krone verschenke; ordnen Sie unser Schicksal, das die Götter so schlecht geordnet haben. — Sprechen Sie unser Urtheil aus, Madam, und machen Sie einen Monarchen! Ohne Schaam werden wir diesem erhabnen Willen Folge leisten, und derjenige, welcher Ihre göttliche Person verliehrt, wird wenigstens Ihr erster Unterthan bleiben; seine unvergängliche Liebe wird Ihnen ohn' Unterlaß sagen, daß der Rang

eines Unterthanen bey Ihnen so viel werth sey, als eine Krone, die man anderwärts besitzt. Dieß wird sein Ruhm seyn, und bey seinem Unglücke wird das Glück, Ihnen zu gehorchen, seine Schmerzen lindern.« *ccc*)

Auf diese unnatürliche, spitzfindige und weitschweifige Weise, drückt sich bey unserm Dichter die Liebe, und leider nicht die Liebe allein aus. Das Studium des Seneca hatte ihn nebst andern Fehlern gelehrt, die Empfindungen zu beschreiben, statt sie darzustellen, und seine Personen, in den Augenblicken der Leidenschaft, das sagen zu lassen, was etwa der analysirende Psycholog über ihre Situation sagen würde. Wer mag glauben, daß Camille, *ddd*) da sie die Nachricht von dem Tode ihres Geliebten, und der unerwarteten Entscheidung des Kampfes hört, Ruhe genug in sich habe, um die Geschichte des ganzen Tages zu durchlaufen, und sich die mannichfaltigen Ereignisse, welche bald Furcht, bald Hoffnung in ihrem Herzen erregt hat, aufzuzählen? Dieß ist die Sache des Zuschauers, der dieß an ihrer Stelle thun muß, und auch sicherlich thun wird. Camillen

ccc) Was antwortet Rodogune auf alle diese schönen Sachen? Sie fordert von den Prinzen, daß sie ihre Mutter ermorden sollen und entfernt sich. Die Prinzen bleiben zurück und — beklagen sich über die rigueurs der Prinzessinn.

ddd) Horace. Akt IV. Sc. 4.

aber durfte nur der einzige Gedanke, die einzige Empfindung beschäftigen, die sie erst am Ende ihres langen Monologs ausdrückt, eee) daß die allgemeine Freude Roms nur ihr allein Schmerzen bringe, und daß es ihr nicht einmal vergönnt seyn solle, ihren Schmerzen freyen Lauf zu lassen. — Als, im Polyeukt, Sever die unerwartete Nachricht hört, daß Pauline verheyrathet sey, sinkt er bestürzt seinem Freund in die Arme. Dieser erinnert ihn an seinen gewohnten Heldenmuth. Er antwortet: »Die Standhaftigkeit ist hier von geringem Nutzen. Unfälle dieser Art überwältigen ein großes Herz und die männlichste Tugend verliehrt durch sie ihre Kraft. Wenn die Seele von einer so schönen Flamme ergriffen ist, macht sie der Tod weniger bestürzt, als solche überraschende Nachrichten. Ich bin nicht mehr bey mir selbst, da ich diese Nachricht höre. Pauline ist verheyrathet!« Was hätte der ruhigste Zuschauer bey einer solchen Gelegenheit kälteres sagen können? Und was könnte den Zuschauer selbst mehr erkälten, als eine solche Bemerkung in dem Augenblicke der Bestürzung, wo er an dem Schmerze der redenden Person Antheil zu nehmen anfängt? Man streiche diese ganze Tirade weg; man lasse den Vertrauten seinen Freund zur Standhaftigkeit ermahnen; aber Sever müsse nichts ant-

eee) Der Dichter beobachtet hier die chronologische Ordnung der Dinge, welche sich mit der Ordnung der Empfindungen selten verträgt.

worten als die Worte: »Pauline ist verheyrathet! « — und niemand wird seyn, der nicht eine weit vollständigere, eine weit anschauendere und lebhaftere Einsicht in Severs Gemüthszustand bekäme, als ihm alle Beschreibungen verschaffen können.

Abhandlungen über die Leidenschaften und Beschreibungen derselben, an der Stelle der Leidenschaften selbst, können Schimmer und Glanz über ein Werk der Dichtkunst verbreiten, aber es zu erwärmen vermögen sie nicht. Corneille und mehrere seiner Nachfolger zogen den Glanz der Wärme vor. Was ist strahlender als die langen Reden, die politischen Betrachtungen, die er überall seinen Tragödien eingewebt hat? aber was führt zu gleicher Zeit weiter von dem Ziele des Trauerspiels ab, als diese gründlichen Betrachtungen, die den Lauf der Handlung unterbrechen, und den Strom des Gefühls mit einemmal austrocknen?

Dieser Umstand führt mich unvermerkt zu dem zweyten Theile meiner Abhandlung. Was hat dem Corneille, bey diesem unläugbaren Mangel an tragischer Kraft, bey so zahlreichen, dem höchsten Zwecke der Tragödie gerade zuwiderlaufenden Fehlern, ein so außerordentliches Ansehn unter seiner Nation verschafft? Was sind die glänzenden Eigenschaften, welche seine Fehler verdunkelt, was sind endlich die Tugenden seiner Werke, welche Nachahmung und Beyfall verdienen?

Erſtlich: Corneille war der erſte dramatiſche Dichter, welcher die Kunſt der Barbarey entriß. Schon ſeine früheſten Arbeiten übertrafen die Werke ſeiner Vorgänger und Nebenbuhler, und die Produkte ſeines gereiften Genies, übertrafen nicht nur alles, was man bis dahin auf der tragiſchen Bühne geſehen, ſondern auch alles was man ſich als möglich gedacht hatte. Er galt demnach als Geſetzgeber in ſeiner Kunſt, oder man gewöhnte ſich wenigſtens an die Art des Trauerſpiels, welche er einführte. Bis jetzt hatte eine gewiſſe Plattheit, aus Mangel an Würde, in der Tragödie geherrſcht; Corneille übertrieb die Würde und Hoheit der Geſinnungen; und auch dieß war zu ſeinem Vortheile. Er verbannte die niedrigen und unanſtändigen Ausdrücke von der Bühne und führte die Sprache rechtlicher Leute ein, wodurch er die gute Geſellſchaft für ſich gewann, die bis dahin die Schauſpiele verachtet hatte. Jetzt erſt wurde der Geſchmack an dieſer Art von Beluſtigung herrſchend in Paris. Der Mangel an Muſtern, die mit den Werken Corneillens hätten verglichen werden können, machte den größten Theil der Zuſchauer, die nicht von Eiferſucht und Partheygeiſt beſtochen waren, *fff*) dem Dichter geneigt, der ſie zuerſt einer

fff) Und dieſes waren doch nur einige Poeten nebſt ihren Anhängern. Die Partheylichkeit des Cardinals, die er beym Cid zeigte, gewann dem Dichter den größten Theil des Adels. Der Cinna ſetzte ihn bey dem ganzen Hofe in An-

ernſthaften, oft tiefſinnigen Unterhaltung würdig geachtet hatte. Corneille fügte ſich, wie es mir ſcheint, den Neigungen der Großen ſeiner Zeit. Frühzeitig faßte er den Geiſt, der das Jahrhundert Ludwig des vierzehnten auszeichnen ſollte, und ſtellte ihn, als ob es der Geiſt des Alterthums wäre, in ſeinen Werken auf. Daß er aber an Kenntniß des menſchlichen Herzens, an Einſicht in das Weſen der Kunſt und an Richtigkeit des Geſchmacks, den edlern Theil ſeiner Zeitgenoſſen in einem ausgezeichneten Grade übertroffen habe, läßt ſich bezweifeln.

Zweytens: Die Sitten und die Denkungsart der Nation verurſachte, daß Corneillens Vergehungen gegen das Weſen der Kunſt, zu ſeiner Zeit und noch geraume Zeit nachher, für wahre Schönheiten galten. Die fade Galanterie, das Raiſonnement über die Leidenſchaften, und die Begierde da durch Beredſamkeit zu glänzen, wo nur die Empfindungen ſprechen ſollten, hat noch lange nach Corneille die Werke der franzöſiſchen Dichter verunſtaltet, die zu

---

ſehn. „Dieſes Stück fiel in eine Zeit, ſagt Voltaire, wo die Gemüther, welche durch die Factionen erhitzt worden waren, ſich vorzüglich geſchickt fanden, die Geſinnungen, welche in dieſem Trauerſpiele herrſchen, zu faſſen. Die erſten Zuſchauer waren die, welche den Krieg der Fronde geführt hatten.“

zu allen Zeiten mehr Einbildungskraft als Gefühl gezeigt, und der Sprache des Herzens die Sprache des Witzes untergeschoben haben. ggg) Racine, welcher die Beredsamkeit des Herzens besaß, war ein Meteor, dergleichen sich nie wieder an dem poetischen Himmel gezeigt hat. Aber eine Menge von Anekdoten beweisen, daß man in den Trauerspielen Corneillens nichts so sehr bewunderte, als die Art des Heldenmuthes, des Stolzes, der Kühnheit, die in seinen Charakteren herrscht. Die Franzosen fanden den Saamen dieser Eigenschaften in ihrem eignen Herzen. Noch hatte sich die Denkungsart der Nation nicht so weit veredelt, um die Linie, welche Würde vom Stolz, Zärtlichkeit von Galanterie und Anmuth der Sitten von ceremoniöser Höflichkeit trennt, scharf zu ziehn; und so konnte sie leicht beredet werden, das Ideal eines vollkommenen Mannes in Charakteren zu sehn, welche größtentheils nur eine Zusammensetzung solcher Eigenschaften sind, welche die Eigenschaften des vollkommenen Mannes nachäffen.

Drittens: Nachdem der Cid, sowohl durch seine hervorstechenden Schönheiten, als den Wider-

ggg) The French have got the credit of understanding more of love, and making it better, than any other nation upon earth; but for my own part, I think them errant bunglers, and in truth the worst set of marksmen that ever trie'd Cupid's patience. — To think of making love by *sentiments*! I should as soon think of making a genteel suit of cloaths out of remnants. *Yorik's* sentim. Yourney.

ſtand des Miniſters und ſeiner Parthey gegen das Urtheil des Publikums, dem Namen ſeines Verfaſſers eine entſchiedne Celebrität verſchafft hatte, trat er zunächſt mit drey Trauerſpielen auf, deren jedes durch einen Reichthum von feurigen Reden, kühnen Charakterzügen und glänzenden Stellen aller Art, das günſtige Urtheil von den ausgezeichneten Talenten ihres Verfaſſers auf das nachdrücklichſte unterſtützten und ſehr leicht gegen die minder in die Augen leuchtenden Fehler verblenden konnten. Das Verdienſt der drey erſten Akte der Horazier, war vielleicht allein ſchon hinreichend, durch die in demſelben herrſchende tragiſche Kunſt, und die beyden letzten, durch die in ihnen herrſchende Beredſamkeit, den Ruhm des Verfaſſers als eines unvergleichlichen Dichters und Redners auf die Nachwelt zu bringen. Als er aber in der Folge dieſe Bahn verließ und ſtatt tragiſcher Begebenheiten faſt nichts als glänzende Reden gab, traf er doch auch hier den Geſchmack der Nation, welche, mit ausgezeichneten Talenten für die Beredſamkeit begabt, dieſer Kunſt jederzeit und überall, auch da wo ſie beſſer entfernt geweſen wäre, einen vorzüglichen Rang angewieſen hat. In den berühmten Reden aber, welche Corneille ſeinen Trauerſpielen eingewebt hat, vereinigten ſich mehrere Umſtände, um ihnen das große Anſehn zu verſchaffen, das ſie mit dem größten Rechte bis auf unſre Zeiten erhalten haben.

Corneille war in der That ein vorzügliches redneriſches Genie. Mit einer Fülle von Ideen, vorzüglich über politiſche Gegenſtände, verband er eine feine und gewandte Dialektik, die ihn alle Quellen der Ueberführung zu benutzen und für jede Behauptung ſiegreiche Gründe zu finden lehrte. Ueberall, wo es einen Satz anzugreifen, oder zu beweiſen, eine Handlung anzuklagen, oder zu vertheidigen giebt, zeigt er dieſes in einem Dichter doppelt bewundernswürdige Talent. „Die ſchwere Kunſt des dramatiſchen Geſpräches, ſagt ein vortreflicher Kunſtrichter, hat vielleicht niemand in einem ſo hohen Grade beſeſſen als er. Seine Perſonen ſetzen einander rechtſchaffen zu; ſie pariren und ſtoßen zu gleicher Zeit; es ſind wirkliche Ringer. Die Antwort bleibt nicht an dem letzten Worte der Rede hängen, ſondern geht auf die Sache, auf den Grund der Sache. Man bleibe ſtehen, wo man will; derjenige, der zuletzt ſpricht, wird immer recht zu haben ſcheinen. *bbb*)

bbb) Diderot über die dram. Dichtkunſt S. 397. „Leute indeß, ſagt er etwas weiter unten, die ſich eines feinern Geſchmacks befleißen, behaupten, daß dieſe Art zu dialogiren zu ſchwerfällig ſey; daß ſie zu viel Declamatoriſches habe, und mehr in Erſtaunen ſetze, als bewege. Sie wollen lieber Auftritte haben, in denen man ſich ſo ſcharf nicht unterhält, in welchen mehr Empfindung als Dialektik herrſcht. Man kann ſich leicht einbilden, daß dieſe Leute in den Racine vernarrt ſind; und ich muß nur geſtehn, daß ich es auch bin.“

Eine vortrefliche Rede bekömmt in einer Tragödie ein doppeltes Intereſſe, wenn ſie mit der Handlung zuſammenhängt, wenn ſie vorbereitet iſt und einen Einfluß auf die folgenden Begebenheiten hat. Ich will eben nicht behaupten, daß die vorzüglichſten Reden beym Corneille dieſe Eigenſchaften in einem vorzüglichen Grade beſitzen; ſie hängen vielmehr faſt meiſt nur durch ſehr ſchwache Fäden mit der Handlung zuſammen; aber wie dem auch immer ſeyn mag, ſo ſehn wir doch wenigſtens Perſonen mit einander unterhandeln, die uns durch die Handlung ſelbſt intereſſant geworden ſind, oder ihre Unterhandlungen beziehen ſich unmittelbar auf das Schickſal ſolcher Perſonen, die eine allgemeine Wichtigkeit durch die Geſchichte, oder eine ſubjective durch die Bemühungen des Dichters erhalten haben. Eine in jeder Rückſicht meiſterhafte Berathſchlagung iſt diejenige, welche den Tod des Pompejus eröffnet. Sie iſt mit der übrigen Handlung unzertrennlich verbunden. Sie macht eine vortrefliche Expoſition; ſie bezieht ſich auf zwey, durch ihre Namen ſchon Aufmerkſamkeit erregende Männer, und zeichnet die Charaktere der handelnden Perſonen mit ſcharfen Umriſſen. In dieſer Scene zeigt ſich die Kunſt des Dichters in einem eben ſo glänzenden Lichte, als ſeine Beredſamkeit. Umſonſt würde man ſich bemühn, die Grundſätze einer eben ſo laſterhaften als despotiſchen Regierung mit größerer Klarheit aus einander zu ſetzen und mit mehr Lebhaftigkeit vorzutra-

gen, als in Photin's und Achillas Reden geschieht. Ich behaupte nicht, daß es natürlich sey, sich unverholen, wenn auch schon unter seines Gleichen, zu solchen Grundsätzen zu bekennen; aber davon ist hier die Rede nicht mehr. In Rücksicht auf dramatische Kunst, steht der angeführten Scene die berühmte Berathschlagung des August mit dem Cinna und Maximus nach; aber in Rücksicht auf Beredsamkeit und auf die Kunst, entgegengesetzte Meynungen mit gleicher Wahrscheinlichkeit zu vertheidigen, ist sie derselben noch vorzuziehn. Mit Recht sagt Voltaire von dieser Scene, deren Studium den Dichtern, den Rednern und den Politikern empfohlen zu werden verdient: »Man wundert sich zwar, daß August seinen Rathgebern den Entschluß, der Krone zu entsagen, so plötzlich mittheilt; daß er sie ohne alle Vorbereitung, ohne allen Grund zu sich beruft, um diesen Entschluß mit anzuhören; man bemerkt zwar, daß sie theatralisch wahrscheinlicher und interessanter geworden seyn würde, wenn August damit angefangen hätte, den Cinna und Maximus freundschaftlich zu behandeln, wenn er von seinem Entschluß als einer ihnen bekannten Idee gesprochen, wenn es der Dichter mit einem Worte versteckt hätte, daß er diese Scene blos darum einschaltet, um einen Contrast mit der Verschwörung hervorzubringen. Aber aller dieser Bemerkungen ungeachtet, wird diese Scene immer ein Meisterstück bleiben, wegen der Schönheit der Verse, der Stärke des

Raisonnements, und wegen des Intereſſe ſelbſt, das daraus entſpringen muß; denn was kann intereſſanter ſeyn, als zu ſehn, daß Auguſt ſeine eignen Mörder zu Richtern über ſein Schickſal macht?« Wir wollen noch hinzuſetzen, was kann intereſſanter ſeyn, als zu ſehn, daß der eine dieſer Verſchwornen alle Beredſamkeit aufbietet, um den Auguſt zu bereden, daß ſeine Regierung geſetzmäßig ſey; daß ein Gott über ſeine Tage und ſeine Krone wache, welcher jedes Attentat auf ſein Leben vernichte, und daß er den Ausgang ſeines eignen Unternehmens zum Voraus verkündigt, wenn er ſagt: »Der Unternehmenden ſind zwar viel, aber niemand führt aus; es giebt Mörder, aber es giebt keinen Brutus mehr!« In dieſem nemlichen Trauerſpiel iſt die Rede, in welcher Auguſt dem Cinna ſeine Verrätherey vorhält, ein Meiſterſtück von Beredſamkeit, welches aber nicht ſo, wie jene erſtere Scene, dem Genie unſeres Dichters allein, ſondern vorzüglich dem Seneca angehört. Auch die vortrefliche Erzählung des Cinna, in welcher er den Inhalt der Rede wiederholt, mit der er die Gemüther der Verſchwornen zu entflammen gewußt hat, und welche ein erhabnes Gemälde der bürgerlichen Kriege enthält, verdient hier Erwähnung, ob ſie gleich unverhältnißmäßig lang und der Abſicht, uns für den Auguſt einzunehmen, ſogar nachtheilig iſt. *iii*)

iii) Kann man ein kräftigeres Gemälde von den Greueln der bürgerlichen Kriege und des Triumvirats denken, als folgendes iſt:

Dieſen Scenen verdient die Unterredung des Sertorius mit dem Pompejus an die Seite geſetzt zu werden. Die Erſcheinung zweyer Generale von verſchiednen Partheyen, beyde gleich berühmt und gleich beredt, welche ſich auf eine freundſchaftliche Weiſe mit einander unterreden, und deren jeder den andern auf ſeine Parthey herüberzuziehn ſucht, machte das Glück dieſes Trauerſpiels, ſo ſchwach auch der Zuſammenhang dieſer Scene mit der Handlung und ſo wenig

---

Je leur fais des tableaux de ces triſtes batailles
Où Rome par ſes mains déchirait ſes entrailles,
Où l'aigle abattait l'aigle, et, de chaque côté,
Nos légions s'armaient contre leur liberté;
Où les meilleurs ſoldats et les chefs les plus braves
Mettaient toute leur gloire à devenir eſclaves. — —
Romains contre Romains, parens contre parens,
Combattaient ſeulement pour le choix des tyrans.
J'ajoute à ce tableaux la peinture effroyable
De leur concorde impie, affreuſe, inexorable
— — — — — —
Je les peins dans le meurtre à l'envi triomphans,
Rome entière noyée au ſang de ſes enfans;
Les uns aſſaſſinés dans les places publiques
Les autres dans le ſein de leurs Dieux domeſtiques,
Le méchant par le prix au crime encouragé,
Le mari par ſa femme en ſon lit égorgé,
Le fils tout dégouttant du meurtre de ſon pere,
Et ſa tête en la main demandant ſon ſalaire.

Ueber ein Mittel, deſſen ſich Dufresne bediente, das Schreckliche dieſer letzten Verſe noch mehr zu heben, ſ. Anecdotes dram. T. I. p. 204.

tragiſch ihr Inhalt iſt. Erregung der Neugierde iſt doch wenigſtens einiger Erſatz für den Mangel der Rührung; und man wird dieſen vielleicht nicht einmal wahrnehmen, wenn der Dichter die erregte Erwartung mit ſo vielem Geiſte befriedigt oder übertrifft.

Da die Beurtheilung der charakteriſtiſchen Eigenſchaften eines Dichters auf die Betrachtung der größern Anzahl ſeiner Werke, und vorzüglich derjenigen gegründet ſeyn muß, welche allgemein für die vollkommenſten erkannt werden; da dieſe zuerſt gegen das Ideal der Gattung gehalten werden müſſen, in welcher er ſich ausgezeichnet hat, um ſeine Tugenden und Mängel ſowohl nach dem allgemeinen Maaßſtab der Regel, welche allen gegeben iſt, als auch nach dem beſondern, welchen die Zeitumſtände an die Hand geben, unter denen er geſchrieben hat, abzumeſſen, ſo würde es unbillig ſeyn, unſerm Urtheile einzelne Scenen und Züge, deren Vortreflichkeit wir ſchon ausdrücklich anerkannt haben, große und rührende Ausdrücke, oder wohl gar Meiſterſtücke von Erzählungen und Beſchreibungen entgegen zu ſetzen. Man würde dadurch nichts anderes thun, als die Beweiſe unſrer eignen Meynung verſtärken, daß der Ruhm dieſes Dichters auf einzelne, und in der That ſehr zahlreiche, aber nur nicht immer zweckmäßige Schönheiten gegründet ſey; auf Schönheiten, deren Hervorbringung ſchon allein ein außerordentliches Talent erfo-

dert, und die einen ſolchen Glanz über Corneillens Werke verbreiten, daß ſie den größten aller Mängel eines tragiſchen Dichters, den Mangel an Intereſſe, Wahrheit und Wärme haben bedecken können.

Statt eine Blumenleſe ſolcher Scenen und Stellen zu ſammeln, welche ohne eine umſtändliche Erklärung des Zuſammenhanges der Handlung weder verſtändlich noch belehrend ſeyn dürfte, wollen wir uns bey dem oft erwähnten Meiſterſtücke Corneillens, den Horaziern, verweilen, und in einer ausführlichen Darlegung des Inhaltes derſelben zu zeigen bemühen, wie weit Corneille ſeine Kunſt gebracht habe und zu welcher Höhe er ſie erhoben haben würde, wenn er ſich ſelbſt immer auf gleicher Höhe hätte erhalten können.

Zu den drey erſten Akten dieſes Trauerſpiels bot die Geſchichte dem Dichter keinen Stoff; ſie ſind das Werk ſeines eignen Geiſtes; und welch ein Werk! Die Handlung, die Charaktere, die Leidenſchaften, alles iſt in der vollkommenſten Harmonie. So glücklich war die Anlage, daß dieſelben Begebenheiten in den Gemüthern der handelnden Perſonen, Furcht und Hoffnung, Zorn und Freude erzeugen; ſo bewundernswürdig die Charaktere, daß ob ſie gleich faſt alle aus einem Stoffe gewebt ſcheinen, dieſer Stoff ſich doch in der Bildung eines jeden anders modificirt und in ſeinen Grenzlinien ſcharf von dem andern ab-

ſchneidet. Eine feurige Vaterlandsliebe, ein unerſchütterlicher Muth und ein edler Stolz, welcher aus beyden entſpringt, iſt die Grundlage des Charakters der Männer; welcher am reinſten in dem alten Horaz erſcheint, in welchem jene Grundzüge durch die Weisheit des Alters veredelt und vereinigt werden; am feurigſten in ſeinem Sohn, deſſen jugendliche Lebhaftigkeit dem Muthe einen Anſtrich von Wildheit giebt; am liebenswürdigſten in Curiaz, welcher Muth und Stolz mit Anmuth und Sanftheit paart. Sabine, die Gemahlinn des jungen Horaz und Curiazens Schweſter, und Camille, die Schweſter des Horaz und Curiazens Geliebte, gleichen einander an weiblicher Zärtlichkeit, die eine gegen ihren Gemahl, die andre gegen ihren Geliebten. Beyde tragen das Gepräge des weiblichen Geiſtes weit ſtärker als die meiſten andern Weiber deſſelben Dichters zu tragen pflegen, der hier mit ſeiner Hand die gemäßigtere Liebe der Hausfrau von der raſchen Leidenſchaft des Mädchens zu unterſcheiden gewußt hat.

Sabine eröffnet die Handlung mit ihrer Freundinn Julie; ſie iſt um Alba, ihr Vaterland, bekümmert, und dieſer Kummer erfüllt ſie mit Unwillen über Roms Undankbarkeit gegen ſeine Mutterſtadt. Was kann trauriger ſeyn, als ihre Lage, da ſie für ein doppeltes Vaterland, für ihre Brüder auf der einen, für ihren Gemahl auf der andern Seite, zu fürchten hat, und der Sieg der einen, die Sklaverey

der andern zur Folge haben muß. *kkk*) Der Ausdruck dieſer Empfindungen macht die Expoſition auf eine eben ſo ungezwungene als vollſtändige Weiſe. Eine zweyte Scene zwiſchen Julien und Camillen, welche, der Abſicht des Dichters zu folge, einen Theil der Expoſition erklären und die Handlung vorbereiten ſoll, iſt vielleicht ein minder nothwendiger Theil des Ganzen. Camille hat Nachricht von einem Orakel erhalten, welches ihr eine unzertrennliche Verbindung mit ihrem Geliebten verſpricht. Sie deutet dieſes natürlich auf einen baldigen Frieden; aber ihre freudigen Erwartungen werden durch ſchreckende Träume niedergeſchlagen, welche beſtimmt ſind, den wahren Sinn des Orakels anzudeuten. Es läßt ſich zweifeln, daß dieſe Vorbereitung nothwendig, oder daß ſie auch

kkk) Da wo die Situation natürlich und der Wahrheit günſtig iſt, erhält auch Corneillens Ausdruck eine Leichtigkeit und ſelbſt Zartheit, die ihm ſonſt ganz abgeht. In folgenden Zeilen glaubt man faſt Racinens empfindungsvolle Sprache zu hören:

Je ſuis Romaine, hélas! puiſqu' Horace eſt Romain;
J'en ai reçu ce tître en recevant ſa main;
Mais ce noeud me tiendrait en eſclave enchaînée,
S'il m' empêchait de voir en quels lieux je ſuis née.
Albe où j'ai commencé de réſpirer le jour,
Albe, mon cher pays, et mon premier amour,
Lorſqu' entre nous et toi je vois la guerre ouverte,
Je crains notre victoire autant que notre perte!
Rome, ſi tu te plains que c'eſt là te trahir,
Fais-toi des ennemis que je puiſſe haïr

nur von einer bedeutenden Wirkung sey. *lll*) Curiazens unerwartete Erscheinung überrascht Camillen. Sie glaubt, daß er aus Liebe zu ihr eine Schlacht geflohen habe, die einen verhaßten Ausgang drohe; sie verzeiht ihm dieß nicht nur, sondern sie liebt ihn um desto mehr, je mehr er für sie aufopfert. Diese Aeußerungen sind sehr geschickt, uns von ihrer Leidenschaft zu überzeugen und ihren Tod, eine Folge ihrer Denkungsart, vorzubereiten. Curiaz aber hat sich keine schimpfliche Flucht vorzuwerfen. Es ist ein Waffenstillstand geschlossen worden und man ist im Begriff, auf jeder Seite drey Kämpfer zu wählen, von deren Wettstreit der Ausgang des Krieges abhängen soll. Die Erzählung des Curiaz und vorzüglich die Rede des Dictators der Albaner sind Meisterstücke. *mmm*) Jetzt glaubt Camille alle ihre Besorgnisse gehoben; der Ausgang des Krieges ist in wenigen Stunden ent-

lll) Es ist in der Folge von diesem Orakel die Rede nicht mehr; der Zuschauer wird es also vergessen und nicht an die wahre Bedeutung desselben erinnert werden.

mmm) Die Gründe, deren er sich bedient, um von der Schlacht abzumahnen, sind nicht nur an sich die wirksamsten, sondern sie führen auch das nächste Moment der Handlung gleichsam herbey. Er erinnert an die Menge verwandter Familien in beyden Städten:

Il semble qu'à ces mots notre discorde expire;
Chacun jettant les yeux dans un rang ennemi,
Reconnaît un beau frere, un cousin, un ami:
Ils s'étonnent comment leurs mains de sang avides
Volaient sans y penser à tant de parricides.

ſchieden und nichts wird ſich dann der Verbindung mit ihrem Geliebten entgegenſetzen. Mit dieſen günſtigen Ausſichten ſchließt ſich der erſte Akt.

Bey der Eröffnung des zweyten Aktes ſehn wir die Sachen in einer merklich veränderten Lage. Die drey Söhne des Horaz ſind zu Streitern für Rom ernannt. Der eine von ihnen, der Held des Stücks, befindet ſich zu Rom. Curiaz wünſcht ihm Glück zu dieſer ehrenvollen Ernennung, indem er zugleich für das Schickſal von Alba fürchtet. *nnn*) Horaz iſt entſchloſſen, die Hoffnung, welche ſein Vaterland auf ihn ſetzt, zu erfüllen, oder zu ſterben; und als Curiaz ſich beklagt, entweder den Tod ſeines Freundes oder die Niederlage ſeines Vaterlandes erwarten zu müſſen, antwortet er ihm mit ächt römiſchem Geiſte: »Wie? du wollteſt mich betrauern, wenn ich für mein Vaterland ſtürbe? Wiſſe, daß dieſer Tod für ein edles Herz Reize hat, und daß der Ruhm, der ihm folgt, keine Thränen verſtattet.« Dieſe Unterredung wird durch die Ankunft eines Bothen von dem albaniſchen Heere unterbrochen, welcher dem Curiaz meldet, daß ihm und ſeinen Brüdern die Vertheidigung von Alba anvertraut ſey. Es iſt ſehr ſchön, daß dieſer Bothe

nnn) In der Antwort des Horaz iſt zu viel falſche Beſcheidenheit. Er durfte nicht ſagen, daß Rom dadurch, daß es ihn gewählt habe, in eine für den Staat verderbliche Verblendung gefallen ſey; er durfte nicht von ſeinem peu de vaillance reden. Der Schluß ſeiner Rede iſt vortreflich.

eine erfreuliche Nachricht zu bringen meynt, und da er den Curiaz über dieselbe bestürzt sieht, an seiner Tapferkeit zu zweifeln anfängt; sobald er aber erfährt, daß Rom die Freunde und Verwandten der Curiazier ernannt habe, dem tapfern Albaner Gerechtigkeit wiederfahren läßt. ooo) Horaz sieht auch in diesem unerwarteten Schicksal einen Weg zum Ruhm. „Einen Freund zu bekämpfen, um des allgemeinen Wohles willen, sich allein gegen einen Unbekannten in Gefahr zu begeben, ist die gewöhnliche Wirkung der Tapferkeit. Tausende haben es gethan, tausende können es noch thun. Aber dem Staate selbst sein Liebstes aufopfern, sein zweytes Ich bekämpfen, alle Banden zerreissen, und sich, um des Vaterlandes willen, gegen ein Leben zu bewaffnen, das man mit dem seinigen erkaufen möchte, eine solche Tugend steht nur uns an; an einen solchen Ruhm können nur wenige Anspruch machen.“ Curiaz gesteht, daß er vor diesem Ruhme zittre; daß er seine Pflicht thun werde, aber mit Schaudern: „Wenn Rom eine höhere Tugend fodert, so danke ich den Göttern, daß ich kein Römer bin und daß es mir erlaubt ist, noch etwas

ooo) Die Ausrufungen des Curiaz in der 3. Sc. sind Declamation:

Que désormais le ciel, les enfers et la terre
Uniſſent leurs fureurs à nous faire la guerre;
Que les hommes, les Dieux, les Démons et le sort
Préparent contre nous un général effort u. s. w.

Menſchliches an mir zu haben.« Dieſe Scene iſt von einer unvergleichlichen Größe. Sie erfüllt uns mit Bewundrung gegen den Römer, und mit Liebe gegen ſeinen Freund; die Charaktere von beyden erſcheinen in ihrer ganzen Vollkommenheit. Oder bedarf es mehr, um uns den Unterſchied ihrer Denkungsart zu zeigen, als der Worte Horazens zu ſeinem menſchlicher geſinnten Freunde: »Geh', Alba hat dich ernannt: ich kenne dich nicht mehr;« und der Antwort des Curiaz: »Ach ich kenne dich noch, und das iſt, was mich tödtet!« *ppp*)

Das harte, gegen die feinern Gefühle unempfindliche Gemüth des Horaz zeigt ſich auch in der folgenden Scene. Camille tritt auf; er fragt ſie, ob ſie vernommen habe, welche Ehre die Albaner ihrem Geliebten erzeigen? Sie ſeufzt. Er ermahnt ſie zur Standhaftigkeit. »Wenn er mich tödten, wenn er als Sieger zurückkehren ſollte, fährt er fort, ſo empfange ihn nicht, als den Mörder deines Bruders, ſondern als einen Mann von Ehre, der ſeine Pflicht

ppp) Cette tirade fit un effet ſurprenant ſur tout le Public, et ces deux vers ſont devenus des Proverbes ou plutôt une maxime admirable. A ces mots: Je ne vous connais plus.... Je vous connais encore... on s'écria d'admiration: on n'avait jamais rien vû de ſi ſublime. *Voltaire* Comment ſur l' Horace. Es iſt ſchade, daß einige Verſe, vorzüglich im Eingange der Rede des Curiaz, allzu ſchwach ſind, um das Edle, das in ſeiner Denkungsart liegt, ganz zu fühlen.

gethan, seinem Vaterlande gedient, und durch seine erhabne Tugend der Welt gezeigt hat, daß er deiner würdig sey. *qqq*) Sollte aber dieses, mein Schwert, sein Leben endigen, so laß meinem Siege die nemliche Gerechtigkeit wiederfahren und wirf mir den Tod deines Geliebten nicht vor.« Er entfernt sich hierauf, um von Sabinen Abschied zu nehmen; Curiaz bleibt mit Camillen zurück. Sie sucht ihn von seinem Vorhaben abzubringen; er widersetzt sich mit blutendem Herzen aber standhaft. Die Stimme der Ehre ist lauter in seinem Herzen, als die Stimme der Liebe. Sein Betragen, seine Denkungsart, sind die des großen und liebenswürdigen Mannes. Sein durch Sanftheit gemilderter Stolz ergreift das Gemüth mit größrer Gewalt, als die unempfindliche Tugend des Horaz. Gleichwohl konnte es nicht die Absicht des Dichters seyn, das vorzüglichere Interesse auf den Curiaz fallen zu lassen. Dieser sollte, seiner Meynung nach, der schwächere Mann seyn; und Horazens wilde Tapferkeit sollte über die mildere Größe des andern hervorstechen.

Das Interesse steigt gegen das Ende des Akts auf eine bewundernswürdige Weise. Alles wird aufgebo-

qqq) Man dürfte wünschen, daß der Dichter hieben stehen geblieben sey. Ein Mann von Horazens Denkungsart hätte den Fall, daß ihm seine Schwester den Sieg über ihren Geliebten vorwerfen könnte, vielleicht nicht einmal für möglich halten sollen.

geboten, das Herz der beyden Kämpfer zu erschüttern und sie ihrer Pflicht untreu zu machen. Camille hat dieß an dem Herzen ihres Geliebten versucht; Sabine versucht es mit noch stärkern Waffen an dem Herzen ihres Gemahls und ihres Bruders. Mit scheinbarer Ruhe, aber mit bittrer Ironie bestärkt sie im Anfange ihrer Rede beyde in dem gefaßten Entschluß; aber sie fodert, daß man sie erst tödte, das Band der Verwandschaft zerreisse und so das Recht erkaufe, sich einander zu hassen. Nun steigt der Affekt noch höher und sie verspottet das, worein jene ihren Ruhm setzen:

Mais quoi! vous souilleriez une gloire si belle,
Si vous vous animiez par quelque autre querelle;
Le zéle du pays vous défend de tels soins;
Vous feriez peu pour lui, si vous vous étiez moins.
Il lui faut, et sans haine, immoler un beau-frere.
Ne différez donc plus ce que vous devez faire;
Commencez par sa soeur à répandre son sang,
Commencez par sa femme pour lui percer le flanc,
Commencez par Sabine à faire de vos vies
Un digne sacrifice à vos cheres patries.

Die Männer fühlen sich durch ihre Rede erschüttert, als ihnen der alte Horaz zu Hülfe kömmt, die Weiber nach Hause, die Streiter auf das Schlachtfeld schickt.

Der dritte Akt enthält fast nur Erzählungen von den Vorbereitungen, dem Aufschub und dem Anfange des Kampfes; aber die Kunst des Dichters hat diese Erzählungen in Handlung zu verwandeln gewußt. Im Eingange desselben sehn wir Sabinen im Kampf mit sich selbst. Sie möchte sich wohl zu einer solchen Höhe der Gesinnungen erheben, von welcher herab sie dem Ausgang des Kampfes mit ruhiger Erwartung entgegensehn könnte; aber allen ihren Versuchen widersetzt sich die Liebe zu ihren Brüdern und ihrem Gemahl. Während sie in diesem Kampfe begriffen ist, und die Nachricht von dem Tode des einen oder des andern ihrer Geliebten erwartet, meldet ihr Julie, daß der Anblick so nah verwandter Kämpfer beyde Heere mit Unwillen erfüllt; daß man ihre Wahl verworfen, sie selbst getrennt und den Entschluß gefaßt habe, die Götter über diese Angelegenheit zu Rathe zu ziehn. *rrr*) Dieser Umstand hat eine doppelte Absicht. Erstlich durch die immer erneute und immer getäuschte Hoffnung das tragische Interesse zu beleben und zu erhöhn; zweytens aber auch den schrecklichen Kampf als eine unvermeidliche, durch den Willen des Schicksals selbst angeordnete Begebenheit darzustellen.

rrr) Wozu aber war es nöthig, die zu Kämpfern ernannten Brüder so widerspenstig gegen diesen Entschluß zu zeigen? Ist es nicht genug, daß sie bereit gewesen sind, die Freundschaft der Pflicht aufzuopfern? müssen sie an diesem Opfer sogar ein Vergnügen finden?

Während des kurzen Zwischenraumes der Ungewißheit überläßt sich Sabine den Hoffnungen, welche ihren Wünschen entsprechen; Camille hingegen erwartet von diesem Aufschub nichts, sondern sucht ihrer Freundin zu zeigen, daß sie nichts zu hoffen hätte. Vielleicht hielt dieß der Dichter für nothwendig, nicht nur um den Contrast in der Gemüthsstimmung beyder Weiber zu erhalten, sondern auch um auf die Folge der Handlung vorzubereiten. Man muß wünschen, daß dieses mehr durch die Aeußerung banger Ahndungen, als durch einen so dialectischen Streit möchte geschehen seyn. Dieser Streit wird durch den alten Horaz unterbrochen. Camillens Besorgnisse sind in Erfüllung gegangen; der Kampf hat seinen Anfang genommen. *sss*) Horaz vertraut auf das Glück des römischen Staates. Er hätte zwar gewünscht, daß Alba eine andere Wahl getroffen hätte, damit seine Söhne jenen glorreichen Lorbeer brechen könnten, ohne sich mit dem Blute ihrer Freunde beflecken zu müssen; aber da es die Götter anders gewollt haben, so hofft er, daß ihr Wille das Glück von Rom zur Absicht habe. »Es wird ein Tag kom-

sss) Die Aeußerungen Sabinens bey dieser Nachricht sind frostig. Es ist frostig, wenn sie über ihre Verzweiflung philosophirt und Musse genug hat, eine Vergleichung des männlichen und weiblichen Sinnes im Unglück anzustellen.

men, ruft er im prophetischen Geiste aus, wo Rom auf der ganzen Erde gefürchtet seyn, wo der Erdkreis unter seinen Gesetzen zittern und dieser große Name der Stolz der Könige seyn wird.« Kaum hat er diese Worte ausgesprochen, als Julie mit der Nachricht herbeyeilt, Rom sey besiegt und die Horazier überwunden; nur Sabinens Gemahl sey noch übrig, und dieser fliehe. Der Vater möchte an ihrer Wahrheit zweifeln, aber umsonst. Julie hat diese schimpfliche Flucht selbst gesehn. Camille beseufzt den Tod ihrer Brüder, nicht ohne geheime Freude über die Rettung ihres Geliebten. »Beweine sie nicht alle, ruft ihr Vater ihr zu: zwey genießen eines Schicksals, um welches ihr Vater sie beneidet, und der Ruhm ihres Todes entschädigt mich für ihren Verlust. Sie haben Rom frey gesehn, so lange sie lebten! Aber den beweine der noch lebt; beweine die unauslöschliche Schande, mit der seine Flucht uns bedeckt; beweine die Schmach unsers Stammes, beweine den Schimpf, den er auf den Namen der Horazier bringt!« Julie wagt es, ihn zu entschuldigen. »Da drey gegen ihn stritten, was blieb ihm übrig?« »Zu sterben!« antwortet Horaz. Diese Antwort zeigt den glücklichen Nachahmer des Seneca. *rrr*) Was kann erhabner seyn, als dieser Ausdruck in dem Munde eines Vaters, welcher so eben zwey Söhne verlohren hat,

rrr) Siehe Nachtr. IV. B. 2. St.

aber alles für erträglicher hält, als die Schmach selbst einer erzwungnen Flucht?

Welch' eine Situation, welch' eine Verschiedenheit in der Gemüthsstimmung der handelnden Personen, hat hier Corneille durch einen einzigen kleinen Umstand hervorgebracht. Dieselbe Nachricht, die den Vater in Verzweiflung setzt, erfüllt Sabinen, die ihre Brüder und ihren Gemahl gerettet sieht, mit stiller Freude; während sich in Camillens Herzen die Freude über die Rettung des Geliebten mit dem Schmerz über den Verlust zweyer Brüder mischt. Was kann wunderbarer und tragischer seyn, als die Gemüthsstimmung eines Vaters, der sich zu dem Tode seiner Söhne Glück wünscht und nur über die Erhaltung des letzten Zweiges seines Hauses klagt? und doch ist dieses Wunderbare so natürlich, so überzeugend! In solchen Scenen offenbart sich das wahre tragische Genie.

Camille hält ihren erzürnten Vater zurück, der im Begriff ist, nach dem Schlachtfeld zu eilen und seinen fliehenden Sohn zu tödten, als ein Bothe den Ausgang des Kampfes meldet. Horazens Flucht war verstellt und der Weg zu einem vollständigen Sieg. Wie ist nun auf einmal die ganze Lage der Sachen umgestaltet! Camille, durch die Gegenwart ihres Vaters zurückgehalten, wagt nur einen Seufzer, welcher hinlänglich erklärt, daß sie den Ruhm ihres Vater-

landes und ihres Bruders wenig achte, da er durch das Blut ihres Geliebten erkauft worden ist. Zu derselben Zeit begeistert den alten Horaz die Freude über den Sieg des Staates und den Ruhm und die Erhaltung seines Sohnes, und die Begierde, das Unrecht gut zu machen, wozu ihn eine zu voreilige Nachricht verführt hatte. »O mein Sohn! ruft er in dem Uebermaaße seines Entzückens aus, o du meine Freude! du Stolz meiner Tage! du unverhoffte Stütze des sinkenden Staates! o Tugend deines Vaterlandes, o Blut, deines Vaters werth! Schützer deines Landes, Stolz deines Stammes! wann werde ich in deinen Armen den Irthum büßen, der deinen edeln Muth befleckte? Wann werde ich deine edle Stirne mit den Thränen der Freude netzen?« — Camille weint, ihr Vater tadelt sie darum. Es steht dem Greiße schon an, welcher längst die zärtern Neigungen des Herzens gegen die Liebe für das Vaterland ausgetauscht hat, wenn er die Tochter über den Verlust ihres Geliebten mit der Hoffnung einer andern ehrenvollen Verbindung tröstet.

Als Camille sich allein sieht, beschließt sie, ihrem Vater und Bruder zu trotzen und ihrem Schmerze, vor dem Angesichte derselben, freyen Lauf zu lassen. Der siegreiche Horaz tritt auf. Der Dichter hat ihm in diesem Augenblicke nichts als den Stolz des Siegers gegeben, der so eben das Schicksal

zweyer Staaten entschieden hat. Ein größerer Seelenmahler, als er, würde vielleicht diesen Stolz durch den Schmerz über den Verlust zweyer Brüder und den Tod dreyer Freunde, welche er selbst zu ermorden genöthigt gewesen war, gemildert haben: aber Corneille schildert fast immer nur die einfachen Empfindungen; und hier war es schon um der Folge willen nothwendig, dem Sieger eine so empörende Rauheit zu geben. Horaz zeigt seiner Schwester die Schwerter der Curiazier und fordert ausdrücklich von ihr, daß sie ihm zu seinem glorreichen Siege Glück wünsche. Ihre Weigerung und der Zorn, in welchen sie ausbricht, erbittern ihn; er tödtet sie. Dieser Mord und die kränkenden Vorwürfe, mit denen Sabine ihren Gemahl empfängt, würden die höchste Würkung hervorbringen, wenn sie der Dichter zu einem tragischen Zwecke hätte benutzen und uns in dem Schicksal des Horaz ein Beyspiel der unwiderstehlichen Macht der Gottheit hätte geben wollen, welche dem Menschen in den Augenblicken seines höchsten Glücks gleichsam auflauert, um seinen Stolz zu demüthigen und seine Freude in Traurigkeit umzuwandeln. In wie ferne aber der Ausgang dieses Trauerspiels diesem Zwecke widerspricht, ist in dem obigen gezeigt worden. Wir verliehren den tragischen Dichter aus den Augen und finden an seiner Statt nichts als den Redner.

Laßt uns die Resultate dieser Kritik in wenige Worte zusammenziehn. Während Moliere mit unübertreflichem Geist und Geschmack das komische Theater seiner Nation nicht nur umschuf, sondern vollendete, that Corneille auf der Laufbahn der tragischen Muse nur einige kühne Schritte und diese zum Theil auf einem irrigen Wege. Nachdem er daher seine Vorgänger übertroffen hatte, ward er bald von einem Nebenbuhler besiegt, welcher eben so sehr von der Natur begünstigt, selbst der Kunst häufigere Opfer gebracht und einen festern Verein zwischen Genie und Geschmack gestiftet hatte. Corneillens Geschmack hingegen kam nie zur Reife und Sicherheit. Als er das Trauerspiel zu bearbeiten anfing, folgte er irriger Weise mehr dem Muster des Seneca als der Griechen, und nachdem er auf diesem Wege Ruhm erworben hatte, bog er die Grundsätze der Theorie nach den Mustern, die er selbst aufgestellt hatte. So groß sein Talent zur poetischen Beredsamkeit war, so besaß er doch schwerlich das viel umfassende, bildsame Genie, welches den dramatischen Dichter auszeichnet, welches mit schöpferischer Kraft eine Welt von mannichfaltigen Gestalten in sich erzeugt, Handlungen und Charaktere gleichsam mit einemmale und in harmonischer Eintracht schafft, jedem zueignet, was ihm gebührt, jedem sagen und thun läßt, was er muß, keinen Schritt zu wenig, keinen zu viel thut, und in der ganzen Mannichfaltigkeit seines Geschäfts

Ein Ziel unverrückt vor Augen behält. Corneille, theils durch den angebornen Hang zu dem Glänzenden und Bewundernswürdigen, theils durch den Charakter seines Zeitalters und seiner Nation hingerissen, vernachläßigte den Zweck der Tragödie, und seine Trauerspiele sind entweder ganz und gar nicht tragisch, oder doch nicht so sehr, als sie es seyn könnten. Er war weniger um die Situationen bekümmert, als um die Charaktere, und wiederum weniger um diese als um ihre Reden. In Rücksicht auf Mannichfaltigkeit, Wahrheit und Richtigkeit steht er nicht nur den Alten, sondern selbst dem Racine nach. Und doch würde er es vielleicht in diesem Theile seiner Kunst weiter gebracht haben, wenn er seinem Genie einen freyern Flug verstattet und sich nicht mit sklavischer Unterwürfigkeit einigen willkührlichen Regeln gefügt hätte, die zu seiner Zeit für die einzigen und unverbrüchlichsten Gesetze der Tragödie galten. Während er aber ängstlich bemüht war, eine Handlung in die vorgeschriebnen vier und zwanzig Stunden und in den Raum eines einzigen Ortes zu drängen, trug er doch oft, sonderbar genug! kein Bedenken, die dritte Einheit, welche freylich weniger in die Sinne fiel, die Einheit der Handlung zu vernachlässigen. Alles dieses zusammen genommen nöthigt uns, die meisten Arbeiten dieses Dichters, mehr für schöne Declamationen, als für rührende Trauerspiele anzusehn. Gleichwohl hat man es gewagt, ihn mit Shake-

ſpeare zu vergleichen, ja ihn ſogar dieſem Dichter der Natur vorzuziehn. *uuu*). Es iſt wahr, es iſt, im Ganzen genommen, mehr Würde in den Perſonen des franzöſiſchen Dichters; aber es iſt oft die Würde einer ſchönen Marionettenpuppe, die, wie gut ſie auch immer gehandhabt werden mag, doch nie die Hand, durch die ſie bewegt, noch den Mund, durch den ſie beredt gemacht wird, vergeſſen läßt.

---

uuu) Corneille était inégal comme Shakeſpeare et plein de génie comme lui; mais le génie de Corneille était à celui de Shakeſpeare ce qu'un Seigneur eſt à l'égard d'un homme du peuple, né avec le même eſprit que lui. *Voltaire* Comment T. II. p. 412. Bailly geht noch weiter. Er glaubt den Corneille über Shakeſpearn ſetzen zu müſſen. Denn dieſer habe den Geſchmack ſeiner Nation verderbt, Corneille den Geſchmack der ſeinigen gebildet!!

Jean de la Fontaine.

(Geboren am 8ten Jul. 1621. zu Chateau-Thierry, wo ſein Vater die Stelle eines Maître des Eaux et forêts bekleidete, welche er frühzeitig auf ſeinen Sohn übertrug. Dieſer wurde im J. 1684. in die Akademie aufgenommen und ſtarb zu Paris am 13. April 1695, in einem Alter von 74 Jahren. Er iſt mit ſeinem Freunde Moliere an der nemlichen Stelle, in der Kirche St. Joſeph rue Montmartre, begraben.)

Unter allen den berühmten Schriftſtellern und Dichtern, welche das Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten verſchönert haben, iſt Lafontaine derjenige, welcher in ſeinem Vaterlande und bey den Ausländern am meiſten geleſen, geliebt und bewundert worden iſt. Der Neid, welcher ſich oft durch bittre Kritiken, oft durch Kabalen, an den Verdienſten eines Corneille, Racine, Boileau und Moliere rächte, verfolgte ihn nicht bey ſeinem Leben, und die Bewunderung ſeiner Werke ſtieg, als man ihren Verfaſſer aus den Augen

verlohren hatte. Noch jetzt nach dem Verlaufe eines ganzen Jahrhunderts, ist er der Liebling seiner Nation und ein unerreichbares Muster in derjenigen Gattung, die er — wenn es erlaubt ist so zu sagen, — zum zweytenmale erfunden hat.

Es giebt einige Dichter, aber ihre Anzahl ist von Alters her immer sehr klein gewesen, die sich selbst in ihren Werken dargestellt haben, die mit ihren Werken gleichsam nur Eins sind. Ohne es zu wollen, ja fast ohne es zu wissen, haben diese Dichter den Schöpfungen ihrer Einbildungskraft den Stempel ihres Charakters aufgedrückt, ohne die Freyheit derselben zu beschränken, und die Idee einer Harmonie wirklich gemacht, bey welcher man die vollkommenste Befriedigung fühlt. Zu dieser kleinen Anzahl auserwählter Dichter, mit denen man zu leben glaubt, wenn man ihre Werke liest, und welche alle Nachahmung zu Schanden machen, während sie durch den Schein der Kunstlosigkeit überall Nachahmer aufwekken; zu diesen Dichtern, welche man liebt indem man sie bewundert, gehört Homer, Horaz und Lafontaine.

Wie es oft geschieht, daß ein Zufall dem Genie das Gefühl seines Daseyns verschafft, so wurde auch Lafontaine zufälliger Weise mit seinen poetischen Anlagen bekannt. Bis in sein zwey und zwanzigstes Jahr war es ihm verborgen geblieben, daß er zum

Dichter berufen sey. Eine Ode von Malherbe, die er vorlesen hörte, weckte in ihm den Wunsch, etwas ähnliches hervorzubringen; er las und studierte den Dichter, der ihn zuerst mit dem Genuß, welchen die Dichtkunst verschafft, bekannt gemacht hatte; er ahmte ihm nach. Zwar war die lyrische Gattung nicht das Feld, auf welchem er glänzen sollte; aber wenn für den mittelmäßigen Kopf der erste Misgriff entscheidend ist, so findet das Genie, wenn es nur einmal in Bewegung gesetzt worden, auch nach mannichfaltigen Abwegen, die sichere Bahn zur Unsterblichkeit.

Welchen Weg der Geist unsers Dichters zu seiner weitern Bildung eingeschlagen habe, nachdem er einmal in sich selbst erwacht und sein Beruf entschieden war, ist nicht bekannt. Daß er die besten italienischen Dichter und den Bocaccio, daß er den Phädrus, den Marot und Rabelais gelesen, zum Theil studiert habe, erhellt aus seinen Gedichten; aber dieß ist auch alles was wir von der Bildung seiner Jugend wissen.

Der Wille seiner Eltern verband ihn mit einer geistreichen Frau, die er, wie man sagt, bey seinen poetischen Arbeiten zu Rathe zog. a) Ein Zufall

a) Er hatte einen Sohn, den er in seinem vierzehnten Jahre einem Freunde anvertraute, welcher für die Erziehung und das Glück des jungen Menschen zu sorgen

trennte ihn von ihr. Mazarins Nichte, die Herzogin von Bouillon, wurde nach Chateau-Thierry exilirt, lernte Lafontaine kennen und nahm ihn mit sich nach Paris. Hier brachte er den größten Theil seines Lebens unter der Obhut einiger Freundinnen zu, die ihn in ihre Wohnungen aufnahmen und für ihn sorgten. Er genoß des Umgangs und der Freundschaft der geistreichsten und gebildetsten Männer seiner Zeit, die ihn aufrichtig liebten. Denn sein einfacher, anspruchsloser Charakter söhnte seine Zeitgenossen mit seinen Verdiensten aus. Ludwig der XIV. kannte ihn nicht, oder schätzte ihn nicht; *b)* von Fouquet hatte

---

versprach. Nach Verlauf mehrerer Jahre fand ihn sein Vater in einer Gesellschaft und erkannte ihn nicht. Als er ihn sprechen hörte, bemerkte er gegen einige Personen, daß dieser junge Mensch Geist und Geschmack besäße. Man sagte ihm, daß es sein Sohn sey, und er antwortete ganz ruhig: Ah j'en suis bien aise.

b) „Ohne Zweifel trug sein persönlicher Charakter nicht wenig dazu bey, ihn in den Schatten zu stellen. Seine bewundernswürdige Simplizität, welche den Schriftsteller im Leben durchaus verbarg, die harmlose Gutmüthigkeit des Mannes, dessen Witz nur dem gesellschaftlichen Vergnügen dienstbar war, und den Stachel weder zum Glänzen noch zum Verwunden schärfte, seine zuvorkommende Achtung für jeden Mann von Verdiensten, und sein bescheidnes Zurücktreten vor dem mit gründlicher Wissenschaft und tiefgeschöpften Kenntnissen ausgerüsteten Gelehrten: alles dieses verleitete viele, ihn zu miskennen.“ Diese Stelle aus Geßners Leben von Hottinger S. 107.

er Wohlthaten erhalten: aber Colbert, Fouquets Feind, konnte es dem gutmüthigen Dichter nie verzeihen, daß seine Dankbarkeit das Glück und das Ansehn seines Wohlthäters überlebt hatte.

Ein hoher Grad von Einfachheit, die bisweilen sogar bis zur Einfalt herabzusinken schien, ist der Charakterzug, welcher unserm Dichter allgemein beygelegt wird. Nur ein Dichter, dessen innre Regsamkeit die Kraft äußrer Eindrücke weit übertraf, konnte mitten in einem verkünstelten und verdorbnen Volke das Gepräge der Natur so unverändert und rein erhalten. Lafontaine erhielt bis in sein Alter die ein-

---

paßt in allen Punkten so genau auf unsern Dichter, daß ich mich nicht habe enthalten können, sie hier anzuführen. Ueber die Geringschätzung des Königes gegen Lafontaine sagt Chamfort in seinem Eloge de Lafontaine S. 128. treffend: Le mérite de Lafontaine n'était pas d'un genre à toucher vivement Louis XIV. Peut-être les Rois et les héros sont-ils trop loin de la nature pour apprécier un tel écrivain. Il leur faut des tableaux d'histoire plutôt que des payſages: et Louis XIV. mêlant à la grandeur naturelle de son âme quelques nuances de la fierté espagnole qu'il semblait tenir de sa mère; Louis XIV, si sensible au mérite des Corneille, des Racines, des Boileau, ne se retrouvait point dans des fables. C'était un grand défaut dans un siècle où Despréaux fit un précepte de l'art poëtique, de former tous les héros de la tragédie sur le monarque français; et la déscription du passage du Rhin importait plus au Roi que les débats du lapin et de la bélette.

fachen Neigungen der Jugend, die ſich nur mit Unſchuld der Sitten und mit jener wohlwollenden Denkungsart paaren, die in allen ſeinen Werken ausgedrückt iſt. Er war ſanft, offenherzig, leichtgläubig und nachgiebig, und dieſer Charakter, den er ſein ganzes Leben hindurch faſt nie verleugnete, c) zeigt ſich auch in den Verirrungen ſeiner letzten Jahre. d) Er beſaß alle Tugenden, die aus einem wohlwollenden Herzen fließen, und fühlte ihren Werth, wenn er

c) Faſt nie oder nur einmal. Er überwarf ſich mit Lulli und ſchrieb eine heftige Satire gegen ihn. Le reſſentiment qu'il conçut contre la mauvaiſe foi de cet Italien lui fit trouver dans *le peu qu'il avait de bile* de quoi faire une ſatire violente, et ſa gloire eſt, qu'on puiſſe en être ſi étonné; mais après ce prémier mouvement, redevenu Lafontaine, il réprit ſon caractère véritable, qui étoit celui d'un enfant, dont en effet il venait de montrer la colère. *Chamfort* S. 119.

d) Bey ſeiner ſogenannten Bekehrung im J. 1693. während einer langwierigen Krankheit. Man ſehe Lettre du R. P. Poujet à Mr. L'abbé D'Olivet, ou rélation de la Converſion de Mr. de la Fontaine; in den Oeuvres diverſes de Mr. de la Fontaine, Tom. I. à Paris. 1744. 12. Nachdem er wieder geneſen war, benutzte er ſeine poetiſchen Talente, einem Gelübde zu folge, zur Bearbeitung religiöſer Gegenſtände, und überſetzte die lateiniſchen Kirchenlieder. Nach ſeinem Tode fand man Cilicien an ihm. Hierauf ſpielt Racine (der Sohn) an:

Vrai dans tous ſes écrits, vrai dans tous ſes diſcours,
Vrai dans ſa penitence à la fin de ſes jours,
Du maître qui s'approche il prévient la juſtice,
Et l'auteur de Joconde eſt armé d'un cilice.

er ſie an andern fand, auf das innigſte; aber bis zu Prinzipien mag ſich ſeine Tugend ſchwerlich erhoben haben. Sein Verſtand war geſund; und bey Dingen, die er aus eigner Anſchauung kannte, waren ſeine Urtheile treffend und beſtimmt. Ueber Gegenſtände, welche außer dem Kreiſe ſeiner Einſichten lagen, urtheilte er nicht, und auch in ſeinen Schriften beruft er ſich in ſolchen Fällen auf irgend eine fremde Auctorität. Nie maßte er ſich an, was ihm nicht gebührte; nie machte er Anſprüche auf Kenntniſſe, die er nicht beſaß. Aber was ihm gebührte, kannte er ſehr gut, und verhehlte nicht, aus erkünſtelter Beſcheidenheit, was er von ſeinen Verdienſten hielt. e) So wie er ſeine Fehler offenherzig geſtand, ohne daß es ſeiner Eigenliebe einen Kampf koſtete, ſo ſprach er von ſeinen Talenten, ohne die Eigenliebe andrer zu kränken.

e) Tout étonnant que parait Lafontaine il ne fut pourtant pas un poëte ſans vanité. Mais ne ſe louant que pour promettre à ſes amis

Un temple dans ſes vers,

pour rendre ſon encens plus digne d'eux; ſa vanité même devint intereſſante, et ne parut que l'aimable épanchement d'une âme naïve, qui veut aſſocier ſes amis à ſa renommée. Ne croirait-on pas encore qu'il a voulu réclamer contre les portraits qu'on s'eſt permis de faire de ſa perſonne, lorsqu'il oſe dire?

Qui n'admettrait Anacréon chez-ſoi?
Qui bannirait Waller et Lafontaine?

Chamfort. S. 128.

Ein Charakter dieser Art macht schon um seiner Seltenheit willen Anspruch an Aufmerksamkeit; aber die Bewundrung und Liebe, die er hervorbringt, quillt aus der reinern und edlern Quelle jener unvertilgbaren Sehnsucht nach unverkünstelter Natur, welche das menschliche Herz mitten in dem Zustande der Ausartung der Sitten aufsucht, und welcher sie überall, wo sie auch nur derselben begegnet, durch Achtung und Zuneigung huldigt. Aus dieser nemlichen Quelle aber ist der Beyfall entsprungen, welchen die Werke unsers Dichters bey seinen Zeitgenossen und der Nachwelt erhalten haben. Mit einem geheimen Zauber fesseln sie jeden Stand, jedes Alter und jedes Geschlecht; mit einem Zauber, welchen sie dem Herzen des Dichters verdanken, und welcher nur denen unerklärbar ist, die seinen Quellen nicht in ihrem eignen Herzen nachspüren können.

In den Werken unsers Dichters — in denjenigen nemlich, welche seinen Ruhm über Europa verbreitet haben — ist in der That alles so anspruchslos und einfach, daß man leicht beredet wird, es habe, um sie hervorzubringen, weder eines hohen Grades von Einbildungskraft, noch einer grossen Fülle von Ideen, noch weniger einer großen Anstrengung des Verstandes, sondern nur gesunder Sinnen und einer gewöhnlichen Beurtheilungskraft bedurft. Hätten sich nicht von Alters her einige Stimmen hören lassen, welche, zum Theil ohne selbst recht zu wissen,

warum, die Gedichte Homers für das Meiſterſtück der Kunſt erklärt haben, ſo würden ſie, glaube ich, ohngefähr die nemliche Wirkung in den Gemüthern der Leſer hervorbringen, und bringen ſie auch ohne Zweifel bey denen hervor, die noch nichts von der Kunſt Homers haben ſagen hören. Dichter von großem Genie, welche die Darſtellung ſinnlicher Gegenſtände zu ihrem Geſchäfte gewählt haben, die ſie mit der ganzen Kraft ihres Geiſtes beherrſchen, werden mit der Natur Eins zu ſeyn ſcheinen; und die Kunſt wird in ihren Werken den höchſten Triumph feyern, indem ſie ſich den Augen der Leſer verbirgt, und mit der Natur verwechſelt wird. Lafontainens Welt iſt, ſo wie die Homeriſche, die wirkliche Welt; und ohne der Darſtellung eines Ideals nachzuringen, haben ſich beyde an die Wahrheit der Natur gehalten, ſo lange dieſe keiner Veredlung bedurfte. Eine reine und heroiſche Tugend kennt keiner von ihnen; aber beyde waren von einer aufrichtigen Achtung gegen das Gute erfüllt, das ſie unter den Menſchen wahrnahmen, ohne ſich, durch die Vergleichung deſſelben mit der höchſten Vortreflichkeit, den Genuß zu verkümmern. Es iſt unverkennbar, welch' ein reicher Strom ſanften Wohlwollens gegen das ſchwache menſchliche Geſchlecht durch die Werke unſers Dichters ſtrömt, und welch' einen milden Glanz ſeine harmloſe, ruhige und billige Denkungsart über dieſelben verbreitet hat. So wie er ſelbſt nur diejenigen Tugenden gekannt zu haben ſcheint,

welche aus wohlwollenden Neigungen fließen, und von einem unverdorbnen Herzen ohne Aufopferung ausgeübt werden, so forderte er auch nur diese von seinen Mitbrüdern, und tadelte nur die Fehler mit Strenge, welche jenen Tugenden entgegengesetzt sind. Er war selbst ein sehr zufriedner Mann, und nur das, wodurch man zur Zufriedenheit gelangt, schien ihm angestrengter Bemühungen werth; oder er war vielmehr überzeugt, daß man sich nur nicht ängstlich um die von der menschlichen Thorheit hochgeachteten Güter bemühen müßte, um jenes höchsten Gutes theilhaft zu werden. Gegenseitiges Wohlwollen, Verbannung des Mistrauens, des Ehrgeizes und der Habsucht — dieß sind die Mittel zur Glückseligkeit, auf die er immer zurückführt; dieß ist das Centrum seiner einfachen und gefälligen Moral.

Die ungesuchte und naive Darstellung einer Gemüthsart, welche so vielen Anspruch auf Liebe macht, ohne der Achtung Eintrag zu thun, ist ohne Zweifel dasjenige, was zunächst den Beyfall hervorgebracht hat, welchen die Fabeln und ein Theil der Erzählungen Lafontaines in dem ganzen gebildeten Europa erhalten haben. Ein Dichter, welcher gegen die Schwächen und Mängel der menschlichen Natur keine Nachsicht zeigte, überall eher das Böse als das Gute sähe, Thorheiten mit Bitterkeit rügte, das Gute nach dem Maasstabe der höchsten Grundsätze mäße, ein solcher Dichter könnte den, der von diesem allen, so wie La-

fontaine das Gegentheil thut, an poetiſcher Kraft weit überlegen ſeyn, aber den gröſsern Beyfall der Welt wird er ſeinem Rival überlaſſen müſſen. Schwerlich dürfte dieſe Wirkung bloß auf Rechnung der Eigenliebe zu ſchreiben ſeyn. Aber der eine dieſer beyden Dichter läßt in dem Gemüth ſeiner Leſer eine gewiſſe Ruhe zurück, die dem ſehnenden Herzen ſo wohl thut; er ſtellt uns mit ſich, mit uns ſelbſt und mit der ganzen Welt zufrieden, und indem das Wohlwollen und die Mildigkeit ſeines Geiſtes auf uns übergeht, glauben wir uns beſſer, als wir wirklich ſind, ſo wie ſich die Uebel des Lebens und die Thorheiten der Menſchen in unſern Augen verkleinern. Der andre hingegen erbittert uns gegen die Welt und oft gegen unſer eignes Herz; nur das Böſe ſcheint uns gewiß, alles Gute hingegen verdächtig zu ſeyn; die Wirklichkeit kömmt uns klein und verächtlich vor gegen das Ideal, das er in unſrer Seele erweckt; und unſer Gemüth wird mit einer Sehnſucht nach etwas Höherm und Vortreflicherm erfüllt, als er uns ſelbſt oder die Welt zu zeigen vermag. Nur ein für Ideen der Vernunft empfänglicher Geiſt, der in ſich ſelbſt eine volle Genüge findet, wenn er die Wirklichkeit tief unter ſich ſieht, wird an einem Zuſtande Vergnügen finden können, zu welchem es keinen Weg giebt, als durch das Misvergnügen; während nur eine mäßige Reizbarkeit der Einbildungskraft und ein geſunder Verſtand erforderlich iſt, um durch den Dichter der erſten

Art in einen an sich selbst angenehmen und behaglichen Zustand versetzt zu werden.

Jene Eigenthümlichkeit der Fabeln und Erzählungen Lafontaines hängt auf das genaueste mit dem zusammen, was man seine Naivetät nennt; ein Ausdruck, welcher das Charakteristische seiner Gedichte am treffendsten bezeichnet. Ehe wir aber den Sinn dieses Ausdrucks untersuchen und seine Anwendbarkeit in dem gegenwärtigen Falle zeigen, müssen wir einige vorläufige Bemerkungen über den Vortrag der Fabel machen.

Wie man sich auch immer die Entstehung der äsopischen Fabel denken mag, *f*) so ist so viel gewiß, daß die ältesten Fabulisten fast immer nur einen rhetorischen Gebrauch von derselben gemacht haben. Die berühmtesten Fabeln des Alterthums wurden bey bestimmten Veranlassungen gedichtet, und wenn sie auf der einen Seite überhaupt dienen sollten, die Klugheitsregel, oder den Erfahrungssatz, welchen der Fabulist empfahl, in einem Beyspiele anschaulicher zu machen, so

f) Nur nicht wie Voltaire in den Questions sur l'Encyclopédie. Art. Fable: „Il est vraisemblable que les fables dans le goût de celles qu'on attribue à Esope, et qui sont plus anciennes que lui, furent inventées en Asie par les prémiers peuples subjugués: des hommes libres n'auraient pas eu toujours besoin de déguiser la vérité: on ne peut guere parler à un tyran qu'en paraboles, encore ce détour même est-il dangereux."

so wirkten sie doch ganz gewiß auf der andern Seite noch mehr durch den Umstand, daß sie der, von Begierde oder Furcht gefesselten Einbildungskraft, durch die Erzählung eines ähnlichen Falles aus einer fremdartigen, durch die einfachen Gesetze der Natur regierten Welt, gleichsam zur Freyheit verhalfen, und die Leidenschaften, durch eine andre Richtung der Aufmerksamkeit, wenigstens auf eine kurze Zeit besänftigten. In dieser Rücksicht ist es wahr, was ein vortreflicher Kunstrichter g) bemerkt hat, daß der Gebrauch der Thiere und vernunftloser Wesen in der Fabel ein zweckmäßiges Mittel sey, die Ueberzeugung von der Wahrheit zu befördern, weil das Urtheil über ihre Handlungen durch keinen Einfluß eigennütziger Triebe verfälscht werde.

So lange nun dieser Gebrauch der Fabel herrschend war, und er blieb es auch dann, wenn man die Fabel als ein Mittel ansah, die Moral den Kindern spielend beyzubringen, mußte man sich ohne Zweifel überzeugt halten, die beste Art des Vortrags derselben sey diejenige, welche die Aufmerksamkeit am meisten nach der Moral, als dem eigentlichen Zwecke der Fabel, hinleite. Um demnach die Wahrnehmung des Zusammenhanges der Dichtung mit der Moral, so viel als möglich, zu erleichtern, begnügte man sich

g) Eugel in der Theorie der Dichtungarten. S. 34.

mit einer kurzen und fast trocknen Anführung der Hauptmomente der Handlung. Das Ziel des Redners oder Lehrers lag außerhalb der Erzählung, und es war natürlich, daß er diesem Ziele zueilte. Was nicht unmittelbar zum Zwecke diente, mußte unnütz scheinen; und wenn man also die Grundzüge der Handlung, gleichsam wie die Umrisse einer Zeichnung, hingeworfen hatte, überließ man die Ausführung des Gemähldes der Einbildungskraft des Lesers oder Zuhörers. Lebhaftigkeit der Darstellung, und die hierzu unumgänglich nothwendige Ausführlichkeit, wurde in einer Gattung, wo alles auf die Lehre und die schnelle Wahrnehmung der Lehre unter dem dünnen Schleyer der Dichtung ankommen sollte, für entbehrlich, vielleicht gar für nachtheilig gehalten, und es schien wenigstens unnütz, für die Handlungen gleichgültiger Geschöpfe — allegorischer Figuranten — ein von der Moral, die sie lehren sollten, unabhängiges Interesse einzuflößen.

Die alten Fabulisten haben sich demnach, so viel mir bekannt ist, immer an diesen prosaischen Vortrag gehalten, der durch den ersten und ältesten Gebrauch der Fabel gegeben und gleichsam geheiligt war. Hat man es gleich bisweilen versuchen wollen, den prosaischen Erzählungen Aesops durch den zufälligen Reiz des Sylbenmaaßes aufzuhelfen, so sind sie doch dadurch, wie es mir wenigstens scheint, noch lange

keine Gedichte geworden. Der Vortrag des Babrias war, soviel sich aus einigen wenigen Bruchstücken beurtheilen läßt, angenehm und zierlich, auch dem Phädrus fehlt es nicht an einer gewissen Eleganz; aber wenn man ihren Erzählungen das Sylbenmaaß entzieht, wie es in der That mit den Fabeln des Babrias geschehn ist, *b*) und an die Stelle einiger poetischen Ausdrücke und Redensarten die gewöhnlichen setzt, so wird man ihnen auch alles genommen haben, wodurch sie etwa auf den Namen eines Gedichtes Anspruch machen konnten. Man wird Prosa zu lesen glauben und keine membra disjecti poetae werden einen höhern Ursprung ahnden lassen.

Und so mußte es seyn, so lange die äsopische Fabel in einem solchen Zusammenhange mit der ihr beygesellten Moral betrachtet wurde, daß diese der Zweck und das Ziel derselben war, und so lange das Interesse einzig auf die Wahrheit fallen sollte, konnte die Dichtung sich nicht zum Range eines Gedichtes erheben. Was ist ein Gedicht, das kein Interesse an sich hat? ein Gedicht, das seinen ganzen

b) In der Sammlung sogenannter Fabeln Aesops findet man mehrere, in denen die Auflösung der Verse in Prosa ganz sichtbar ist. S. *Bentlei* Dissert. de Fabul. Aesopi VII. p. 102. ff. edit. *Gronov* und *Tyrwhitt*. Dissert. de Babrio. init.

Werth in der Beziehung auf einen trocknen, meistentheils sehr bekannten Erfahrungssatz hernimmt? *i*)

Mir hat es daher immer nothwendig geschienen, daß man eine andre Ansicht der Fabel wählen müsse, wenn man ihre Ansprüche auf einen Platz unter den Dichtungsarten rechtfertigen will. Der moralische Satz, welchen man der Dichtung beyzugesellen pflegt, ist nichts anders als der Stellvertreter der wirklichen Fälle des menschlichen Lebens, auf welche der erdichtete Fall angewendet werden soll. Niemand wird zweifeln, daß in jeder Fabel eine Beziehung auf das menschliche Leben liegen muß, da die Fabel eben dadurch entsteht, daß die in derselben handelnden Geschöpfe, als menschlich handelnd, denkend und empfindend vorgestellt werden. Ist jene Beziehung leicht zu finden, gehört der gedachte Fall unter die gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens, so wird der Dichter, statt ihn ausdrücklich anzuführen, wie bisweilen in zusammengesetzten Fabeln geschieht, nur die allgemeine Regel zu bemerken brauchen, nach welcher dabey verfah-

i) In der That sind die interessantesten Fabeln gar nicht immer die, welche uns minder bekannte, triftigere Wahrheiten vorhalten. Lessing ist oft darauf ausgegangen, ungewöhnliche, neue Moralen anzubringen: aber sind seine Fabeln darum interessanter geworden? Als Fabeln versteht sich, nicht als Epigrammen oder Apophthegmen.

ren zu werden pflegt. Dieſe Regel aber iſt es eben, was man die Moral nennt *k*).

Bey dieſer Anſicht gewinnt der Dichter eine freyere Hand. Die Fabel iſt nun nicht mehr die bloſſe Dienſtmagd der Moral, ſondern ein wahres Spiel der Einbildungskraft, welche die von dem Witze entdeckten Analogien der vernunftloſen Welt mit der vernünftigen frey bearbeiten darf. Sie leiht dann ihr Intereſſe nicht von ihrer Beziehung auf einen Lehrſatz, ſondern von der Aehnlichkeit der in ihr dargeſtellten thieriſchen Handlung mit menſchlichen Handlungen; und dieſe Aehnlichkeit wird uns um deſto mehr überraſchen, je mehr wir, durch die Lebhaftigkeit des Vortrags und der Darſtellung, in die Fabelwelt hineingezaubert werden. Dieſes aber wird nur durch eine dichteriſche Behandlung möglich ſeyn. Der Fabuliſt muß nicht bloß als witziger Kopf eine Aehnlichkeit zu entdecken wiſſen; er muß die erfundene Handlung als

k) Sollte nicht die Uebereinſtimmung einer Handlung aus der Thierwelt mit einer Handlung aus der unſrigen, auch ohne daß ſie auf eine beſtimmte Regel bezogen wird, zur äſopiſchen Fabel genug ſeyn? Das kleine intereſſante Gedicht von Gleim, welches Engel in der Theorie S. 27. anführt und, weil ſich keine allgemeine Wahrheit aus demſelben herleiten läßt, aus der Claſſe der Fabeln ausſchließt, iſt in meinen Augen eine ſehr ſchöne Fabel. Die Taube, die nach dem Tode ihres Gatten keine Gefahr mehr fürchtet, wird hoffentlich auch in unſrer Welt ihres Gleichen finden.

Dichter beleben können. Ist es nur nicht unmöglich, daß er an der Welt, die er beseelt, ein begeisterndes Interesse finde, so muß es auch möglich seyn, die Fabel, unabhängig von der Moral, zu einem interessanten Gedichte zu verarbeiten.

Aber warum sollte man an dieser Möglichkeit zweifeln, da die Geschichte der Literatur wenigstens Ein Beyspiel von Fabeln kennt, deren Anspruch auf den Namen von Gedichten niemand bezweifeln kann? Und ist es etwa die Moral, die uns Lafontaines Fabeln schätzbar macht, da uns manche derselben, trotz ihres fehlerhaften Verhältnisses zu der beygefügten Moral, interessiren?

Die Aufsuchung der Quellen dieses Wohlgefallens wird uns zeigen, warum die Fabeln unsers Dichters den Namen von Gedichten in einem höhern Grade verdienen, als die Fabeln des Aesop und des Phädrus. Diese Untersuchung aber führt uns gerade wieder auf den Punkt zurück, von welchem wir ausgegangen sind.

Das was in Lafontaines Fabeln am meisten gefällt, ist ihre Naivetät; und diese Naivetät entspringt aus der dichterischen Behandlung des Stoffes.

Diese Behauptung macht eine Erklärung nothwendig. Mich dünkt, zwischen den Fabeln unsers Dichters und den Fabeln der Alten, ja auch der meisten neuern Fabulisten, welche sich Lafontaines Manier zum Muster genommen haben, lasse sich der Un-

terſchied wahrnehmen, daß wir bey jenen oft vergeſſen, daß wir Gedichte leſen; bey dieſen hingegen es faſt niemals vergeſſen. Dieſe erinnern uns faſt immer an die Moral, zu welcher ſie hineilen; jene laſſen uns gar nicht daran denken, daß ſie noch einen Zweck außer ſich haben könnten.

Die Sache iſt, daß die meiſten Fabuliſten nur als witzige Köpfe zu Werke gingen; Lafontaine hingegen als ein Mann von Genie. Der Witz allein iſt vollkommen hinreichend, eine gute Fabel zu erfinden, aber die Erfindung mit Lafontaines Pinſel auszuführen, muß man nichts geringeres als ein Dichter ſeyn. Ein Dichter, nicht ein Verſificator; wie eine faſt zahlloſe Menge von Verſificatoren, die ſich an Lockmanns und Aeſops Erfindungen verſucht haben, zu ihrem eignen Nachtheile bewieſen hat, wenn man ſie mit Lafontaine vergleicht. Nur dieſer Dichter hat durch poetiſche Bearbeitung eines Stoffes, den er nie ſelbſt erfand, einen unvergänglichen Lorbeer errungen; einen Lorbeer, den ihm niemand ſtreitig machen kann, da er in ſeiner Gattung alles geleiſtet hat, was Homer in der ſeinigen that.

Die Kraft, ſich einen gegebnen Stoff anzueignen, die Worte in Bilder zu verwandeln, dieſe Bilder als einen Theil ſeines eignen Selbſt anzuſehn; eine Handlung in ihrem ganzen Detail durch die Einbildungskraft anzuſchauen und dieſe Anſchauungen zu einem Grade von Lebhaftigkeit zu erheben, den ſelbſt die

Wirklichkeit nicht hat; endlich diese innre Welt in ihrer ganzen Klarheit und Ründung außer sich darzustellen: diese Kraft macht den großen Dichter, den Mann von Genie. Was liegt groß an der Gattung der Wesen, die seine Welt bevölkern?

Jene Kraft aber zeigt sich in den Werken unsers Dichters auf die hervorstechendste Weise. Die Fabelwelt ist für ihn keine erdichtete; sie hat die vollkommenste Wahrheit für ihn. Nachdem er einmal die Geschöpfe derselben zur Menschheit erhoben, betrachtet und behandelt er sie als seines Gleichen und nimmt an ihren erdichteten Schicksalen als an einer wirklichen Sache Theil. Was er erzählt, steht auf das lebhafteste vor seinen Augen, und er weiß es auch seinen Lesern vor Augen zu stellen. Die Handlungen der kleinsten und unbedeutendsten Geschöpfe und selbst lebloser Wesen scheinen ihm nicht minder wichtig, als die Handlungen von Königen und Helden, von Weisen und Staatsmännern. Jeder sie betreffende Umstand ist ihm interessant, und es entgeht ihm selten ein dienliches Mittel, dieses Interesse seinen Lesern mitzutheilen.

Man hat den Geist dieses unvergleichlichen Dichters ganz und gar nicht gefaßt, wenn man sich einbildet, er habe bey dem Tone der Wichtigkeit, mit welcher er die Helden der Fabel behandelt, einen komischen Contrast beabsichtigt. Dieser Ton von Wichtigkeit ist im Gegentheil nichts anders, als eine Folge

ächter Begeisterung, die den Dichter für seinen Stoff beseelte. Ein Fuchs, der die verfolgenden Hunde durch eine glückliche List von sich entfernt und der Gefahr entgeht, ist ihm in allem Ernst ein Hannibal, dem es auch in der größten Bedrängniß nicht an einem Mittel der Rettung fehlt. *l*) Wenn derselbe ein andermal, mit der Haut eines Wolfes bekleidet, eine Heerde angreift und sie mit sammt ihrem Hirten in die Flucht jagt, zeigt sich der Einbildungskraft des Dichters das fliehende Heer der Trojaner, das den Patroklus, der sich mit den Waffen Achills gerüstet hat, für den Achilles selbst hält, und in großer Bestürzung nach den Mauern flieht. *m*) Nichts ist treffender als diese Vergleichung, und nichts ist ernstlicher gemeynt. Auf gleiche Weise ruft ihm die lebhafte Vorstellung des Streites zweyer Hähne um eine Henne die Geschichte von Troja in das Andenken

l) Livre XII, Fabl. 23.

Je crois voir Hannibal, qui pressé des Romains,
Mets leurs chefs ou défaut, en leur donne le change
Et fait en vieux Renard s'échaper de leurs mains.

m) L. XII. F. 9.

— Le nouveau Loup y court
Et répand la terreur dans les lieux d'alentour.
Tel, vétu des armes d'Achille,
Patrocle mit l'allarme au camp et dans la Ville:
Meres, brus et vieillards au Temple couraient tous.
L'oſt du peuple bêlant crut voir cinquante Loups;
Chien, berger, et troupeau, tout fuit vers le Village etc.

zurück, und mit einem wahren und naiven Schmerz ruft er aus: »O Liebe, auch Troja hast du in den Brand gesteckt!« *n*)

Die Beyspiele dieser Art sind sehr häufig beym Lafontaine; aber zu unserm Zwecke ist es an diesen genug. Hält man sie mit dem ganzen Tone seiner Erzählung, dem Ausdrucke von Wahrheit, Aufrichtigkeit und zärtlicher Theilnahme, der durchaus in derselben herrscht, zusammen, so kann man keinen Augenblick zweifeln, daß er im ganzen Ernste gesprochen habe, und daß, wenn wir den Contrast der zwischen der Qualität der handelnden Wesen und dem Ausdrucke des Dichters entsteht belächeln, dieses mehr den Dichter als den Gegenstand gilt. Ja ich glaube sogar, daß sein Maître Renard, sein Jean Lapin u. dergl. weniger auf die scherzhafte Laune des Dichters, als auf seine Begierde, die Geschöpfe der Fabel so menschlich als möglich vorzustellen, gedeutet werden muß.

Aus der nemlichen Quelle entspringen die kühnen Ausdrücke, die fast epischen Beschreibungen, zu denen

n) L. VII. F. 13.

Deux coqs vivaient en paix, une Poule survint;
Et voilà la guerre allumée.
Amour, tu perdis Troye; et c'est de toi que vint
Cette querelle envénimée,
Où du sang des Dieux-même on vit le Xante teint.

nen ſich Lafontaine nicht ſelten erhebt. Immer ſetzt er ſich unmittelbar an die Stelle der Geſchöpfe, deren Begebenheiten er beſingt, und ſpricht von den Gegenſtänden ſo, wie ſie ihm aus dieſem Geſichtspunkte erſcheinen müſſen. Eine Ameiſe fällt in einen Bach, und dieſer Bach iſt ein Ocean. *) Eine Taube erblickt ſie und wirft ihr ein Blättchen zu, ein Vorgebirge, an welchem ſie in die Höhe klimmt. In einer andern Fabel läßt er die Thiere, welche die Stimme des Eſels noch nie gehört haben, vor dem Orkane ſeiner Stimme (la tempete de ſa voix) erbeben, und die Luft ertönt von dieſem furchtbaren Getöſe. **) Bey dem wüthenden Kampfe einiger Raubvögel, regnet es Blut, und, wie in einer Schlacht muthiger Krieger, ſieht man mit Freuden den Muth der Kämpfer und mit Mitleiden ihren Tod. ***) So kühn dieſe Ausdrücke, und ſo lebhaft die Farben ſind, mit denen er dieſes und andere ähnliche Gemählde ausführt — Gemählde, welche ſelbſt ein Heldengedicht nicht verunzieren würden, ſo ſcheinen ſie doch auch in dieſer niedrigern Gattung ſo ſehr

*) II. F. 12. **) II. F. 19.

***) VII. F. 8.

Il plut du ſang; je n'exagère point.
Si je voulais conter de point en point
Tout le détail, je manquerais d' haleine.
Maint chef périt, maint héros expira.
— — — — —
C'était plaïſir d'obſerver leurs efforts,
C'était pitié de voir tomber les morts.

an ihrem Platze, daß man dem Dichter willig und ohne allen Widerstand in seiner Erhebung folgt.

Diese Bemerkungen glaubte ich der Beantwortung der Frage, worinnen die Naivetät unsers Dichters bestehe, vorausschicken zu müssen.

In den Fabeln Aesops zeigt sich ein gesunder Verstand und Beurtheilungskraft; in Lessings Fabeln Geist und Witz. Naiv kann weder der eine noch der andre, einzelne wenige Züge vielleicht ausgenommen, genannt werden. Bey Lafontaine hingegen ist Naivetät der herrschende Zug seines Charakters.

Naivetät ist der Ausdruck der Natur im Gegensatz mit der Künsteley; aber das Naive ist von dem Natürlichen dadurch verschieden, daß sich in demselben die unverdorbne Natur zum Nachtheil des Subjects zu zeigen scheint, indem man demselben die unfreywillige Vernachlässigung des Anstandes für einen Mangel an Beurtheilungskraft anrechnet. Wenn es jemals ein Volk hätte geben können, welches, bey einer vollkommenen Ausbildung des gesunden Verstandes und der Moralität für den gesellschaftlichen Umgang, keine andern Vorschriften gehabt hätte, als die, welche aus gegenseitigem Wohlwollen von selbst entspringen, so würde dieses Volk das Naive gar nicht gekannt haben. Aber da, wo gewisse erlernte Regeln den Mangel des natürlichen Wohlwollens

und eignen Verſtandes durch den Schein von beyden erſetzen ſollen; wo man eine ſtillſchweigende Uebereinkunft getroffen hat, ſich gegenſeitig zu täuſchen; wo alſo die Klugheit eine mißtrauiſche Zurückhaltung gebietet; da erſcheint die einfache Natur, wenn ſie, ihrem eignen Triebe folgend, die willkührlichen Schranken des Anſtandes durchbricht, auf den erſten Anblick lächerlich, auf den zweyten ſchön und liebenswürdig. o) Indem alſo das Naive dem Subject einen Nachtheil zu bringen ſcheint, wirkt es in der That zu ſeinem Vortheile; denn die Wahrnehmung der reinen Natur im Gegenſatz mit dem Erkünſtelten erweckt in gebildeten Gemüthern eine freudige Rührung und erfüllt dieſelben mit einer Achtung, die zu Gunſten des Gegenſtandes wirkt, an dem wir ſie finden. Denn nur aus einem reinen Herzen kann das Naive hervorquellen.

Offenherzige und unſchuldige Kinder, in deren zarten Seelen nur die Stimme der unverdorbenen Natur ertönt, befinden ſich in dem Falle des Volkes, das wir oben geſchildert haben. Der Ausdruck ihrer

o) Wir lächeln freylich über Geßners Evander, wenn er zu dem Höflinge, der ſich vor ihm niederwirft, ſagt: „Was willſt du? ſuchſt du was Verlohrnes hier auf der Erde?“ aber nicht ohne Achtung gegen die edle Natur, die ſich in dieſen Worten verräth, und die den Sinn einer ſolchen Sitte nicht einmal zu errathen vermag.

Empfindungen und Gesinnungen würde nur natürlich seyn, wenn sie nicht unter Erwachsnen lebten, gegen deren conventionelle Begriffe von Anstand und Schicklichkeit ihre Aeußerungen öfters anstoßen. In diesem Verhältnisse sind sie naiv. Der Ausdruck der Naivetät wird daher immer etwas von der Natur der Kinder an sich haben. Ein argloses Gemüth, welches, bey einem richtigen, oft bey einem großen Verstande, von niemanden Böses fürchtet, keine List und keinen Betrug ahndet; alles mit seiner eignen Güte erfüllt und durchdringt; alles Gute liebt; seine Liebe wie seine Abneigung, seine Freude wie seinen Schmerz unverhohlen äußert; nie mehr meynt als es ausdrückt, aber fast immer mehr ausdrückt als es sagt; seine Fehler nicht ängstlich verbirgt, und seine Tugenden weder mit dem dünnen Schleyer einer erkünstelten Bescheidenheit zudeckt, noch weniger dieselben prahlerisch zeigt; ein Gemüth endlich, das wie ein klares und helles Wasser dem Blicke nichts verbirgt, durch den leisesten Hauch des Gefühls bewegt, aber auch durch die heftigste Bewegung niemals getrübt wird — einem solchen Gemüthe kömmt Naivetät eigenthümlich zu.

Nun zeigt sich aber eben diese Gemüthsart in den Fabeln des Dichters, der die Geschichte der Thierwelt mit aller Wahrheit und Lebhaftigkeit einer unmittelbaren Theilnahme vorträgt. Wenn Lafontaine die ganze Natur beseelt, ihr Empfindung und Spra-

che leicht, so bedarf es nur eines mäßigen Grades von Gefühl, um wahrzunehmen, daß dieses mehr als eine durch langen Gebrauch alltäglich gewordne Fiction, daß es gefühlte Wahrheit ist. Die Lebhaftigkeit, mit welcher ihm seine Einbildungskraft die Begebenheiten der Fabelwelt vormahlt, erweckt in seinem Herzen eine zärtliche Theilnahme an denselben; eine Theilnahme, welche nur in einem Gemüthe wurzeln kann, das durch die Banden eines natürlichen und kindlichen Wohlwollens mit der ganzen Natur, selbst mit der vernunftlosen und unbelebten, zusammenhängt. Während wir bey weitem den größten Theil des menschlichen Geschlechts durch ihre gesellschaftlichen Verhältnisse von der Natur getrennt, kaum noch der sympathetischen Gefühle für ihre Mitbrüder fähig finden, erblicken wir in Lafontaine einen Dichter, welcher sich mit der zarten Beweglichkeit eines unverdorbenen Herzens allen Eindrücken der Natur überläßt, und dieselben, ohne Besorgniß lächerlich zu scheinen, mit der größten Stärke und Lebhaftigkeit ausspricht. Diese Naivetät der Gesinnungen aber, welche sich in jedem Dichter, der die sinnliche Natur zu seinem Gegenstande gemacht hat, finden sollte, wird um desto sichtbarer, je geringfügiger und unbedeutender an sich jener Gegenstand inniger Theilnahme dem unbezauberten Blicke der kalten Wahrnehmung scheint. Ich sage inniger Theilnahme; denn wenn es dem Dichter nicht gelingt, ihn als einen solchen bedeutend und

wichtig zu machen, wird er selbst nicht naiv, sondern kindisch und einfältig scheinen. Es folgt also hieraus für die äsopische Fabel, daß sie um desto interessanter seyn wird, je naiver der Dichter ist; je mehr er sich selbst, durch die Täuschung der begeisterten Einbildungskraft, von der Wahrheit seiner Dichtung überzeugt hält, je höher er, ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit, die Geschöpfe der Fabelwelt zu sich selbst erheben, je menschlicher er ihre Handlungen und Empfindungen machen kann. Hieraus aber erhellt, daß in dieser Gattung Naivetät und ächtpoetische Darstellung fast einerley ist.

Hätte nun Lafontaine, wie die meisten seiner Nachahmer irrigerweise geglaubt haben, in dem Vortrage der äsopischen Dichtungen nur Scherz getrieben, und hätte er, wie Lustigmacher zu thun pflegen, nur darum eine ernsthafte und feyerliche Miene angenommen, um seine Leser desto sichrer lachen zu machen, so wäre es offenbar um seine Naivetät gethan. Was wäre aber leichter gewesen, als ihn, den Unnachahmlichen, nachzuahmen, wenn seine Fabeln nichts weiter als eine Art von Parodie, eine Batrachomyomachie, wären? Kleine Dinge lächerlich zu machen, indem man sie mit Wichtigkeit behandelt, fordert nichts weiter, als einen gewissen Grad von Witz, der auch bisweilen ziemlich unpoetischen Köpfen zum Antheil fällt; aber von kleinen Dingen so zu sprechen, daß

ſie intereſſant und wichtig werden, erfordert gerade das Genie und die Naivetät eines Lafontaine.

Wenn man in den Fabeln dieſes vortreflichen Dichters weniger auf das was er ſagt, als auf ſeinen Ton achtet, ſo glaubt man in der That oft nur ein kluges und aufgewecktes Kind zu hören, welches, mit der ganzen Geſchäftigkeit ſeiner Einbildungskraft, eine Geſchichte wiedererzählt, die es gehört, und die man, um ſeinen Einſichten nachzuhelfen, mit mancherley Erklärungen und Bemerkungen begleitet hat. In einem ſolchen Falle wird es vorzüglich die Wiederholung dieſer Erklärungen und Bemerkungen ſeyn, welche uns das Gefühl des Naiven geben, und, während wir dieſelben belachen, mit Rührung erfüllen. *p*) Wer weiß nicht, daß Lafontaines Fabeln voll von ſolchen Bemerkungen ſind? Bisweilen ſind es nothwendige Erklärungen, denen er das Anſehen zufälliger Einſchiebſel giebt; bisweilen ſind es ernſthafte Reflexionen, die er anſpruchslos vorträgt, als habe er ihren Werth ſelbſt nicht gekannt. Ohne innern Gehalt würden ſie kindiſch ſeyn; *q*) mit Anſpruch vor-

p) Weil das Kind dadurch verräth, daß es dem Erwachſenen gerade nicht mehr Einſichten zutraut, als es ſelbſt beſitzt.

q) Une autre ſource de beautés — c'eſt cet art de ſavoir, en paraiſſant vous occuper de bagatelles, vous placer d'un mot dans un grand ordre de choſes. Quand le Loup, par exem-

getragen, würden ſie pedantiſch ſcheinen. Die Nachahmer unſers Dichters, welche ſeine Eigenthümlichkeit in dieſen Reflexionen nicht überſahen, aber das

---

ple, accuſant auprès du Lion malade, l'indifférence du Renard ſur une ſanté ſi précieuſe

Daube, au coucher du Roi, ſon camarade abſent,

ſuis-je dans l'antre du Lion? ſuis-je à la cour? Combien de fois l'Auteur ne fait-il pas naître du fond de ces ſujets, ſi frivoles en apparence, des détails qui ſe lient comme d'eux-mêmes aux objets les plus importans de la morale et aux plus grands interêts de la ſociété? Ce n'eſt pas une plaiſanterie d'affirmer que la diſpute du Lapin et de la Belette, qui s'eſt emparée d'un terrier dans l'abſence du maître; l'une faiſant valoir la raiſon du prémier occupant et ſe moquant des prétendus droits de Jean Lapin; l'autre réclamant les droits de ſucceſſion transmis au ſusdits Jean par Pierre et Simon ſes aïeux, nous offre préciſement le reſultat de tant de gros ouvrage ſur la propriété; et Lafontaine faiſant dire à la Belette

Et quand ce ſerait un royaume?

Diſant lui-même ailleurs

Mon ſujet eſt petit, cet acceſſoire eſt grand,

ne me force-t-il point d'admirer avec quelle adreſſe il me montre les applications générales de ſon ſujet dans le badinage même de ſon ſtyle? Voilà ſans doute un de ſes ſecrets; voilà ce qui rend ſa lecture ſi attachante, même pour les eſprits les plus élevés; c'eſt qu'à propos du dernier inſecte, il ſe trouve, plus naturellement qu'on ne croit, près d'une grande idée, et qu'en effet il touche au ſublime en parlant de la fourmi. Et craindrais-je d'être égaré par mon admiration pour Lafontaine, ſi j'oſais dire que le ſyſtême abſtrait, *tout eſt bien*, paraît peut être plus vraiſemblable et ſurtout plus clair après le diſcours de Garo dans

Eigenthümliche dieſer Reflexionen ſelbſt nicht richtig faßten, ſind darinne oft kindiſch, noch öftrer aber pedantiſch geworden.

Anmuth des Vortrags, ungeſuchte Wendungen, Simplizität im Ausdruck und in der Anordnung der Wörter, eine Leichtigkeit, die bisweilen das Anſehn der Nachläſſigkeit hat, bisweilen auch wohl in wahre Nachläſſigkeit ausartet, alles dieſes findet man in dem Style der Lafontainiſchen Fabeln. »Seine liebenswürdige Muſe, ſagt der Lobredner dieſes Dichters, erinnert an das lachende Gemählde der Morgenröthe in einem ſeiner Gedichte, in welchem er die Göttin in der Luft ſchwebend zeigt, die

La tête ſur ſon bras, et ſon bras ſur la nue,
Laiſſe tomber des fleurs et ne les répand pas.

Eine reizende Beſchreibung, die zugleich eine Antwort auf den Tadel ſeiner Richter, und ein Bild ſeiner Poeſie iſt« r).

---

la fable de la citrouille et du gland, qu'après la lecture de Leibnitz et de Pope lui-même? *Chamfort* Eloge de Laf. p. 93.

r) *Chamfort* p. 104. Man kann auf Lafontaines Styl einen glücklichen Ausdruck anwenden, den Johnſon von Drydens Proſe braucht: Every word ſeems to drop by chance, though, it falls into ils propre place. Lives of engliſh poëts T. II. p. 114.

Diese Eigenschaften des Styls aber sind unserm Dichter mit mehrern gemein und bedürfen daher, in einer Charakteristik desselben, keiner ausführlichen Zergliederung. Dagegen fordert die wunderbare Mannichfaltigkeit seines Styls, in welcher ihm nur wenige Dichter verglichen werden könne, und die keiner seiner Nachahmer erreicht hat, eine etwas genauere Betrachtung.

Die meisten Fabeldichter, ja die meisten Dichter unter den Neuern überhaupt, haben sich vor einer gewissen Einförmigkeit des Vortrags, die von der Einheit desselben wesentlich verschieden ist, nicht immer hinlänglich hüten können. Lafontaine hingegen vereinigt oft in einer einzigen Fabel das Kühne mit dem Vertraulichen, das Große mit dem Zärtlichen, das Rührende mit dem Scherzhaften; und nicht nur, daß er die verschiednen Nüanzen einer und derselben Empfindung durchläuft, geht er oft mit der größten Leichtigkeit von dem einen Extrem zu dem andern über, ohne das Gefühl des Lesers auf eine unangenehme Weise zu stöhren. Die ganze Mannichfaltigkeit der Farben, mit denen er seine Gemählde belebt, schmilzt in Ein harmonisches Colorit zusammen, bey dessen Einheit das Gemüth die vollkommenste Beruhigung findet. Worinne besteht die geheime Kraft, mit welcher dieser Dichter unser Herz nach seinem Willen lenkt und die verschiedenartigsten Töne in demselben ansprechen läßt? In nichts anders als in der

Kraft der Dichtkunst selbst, in der Kraft der Wahrheit, in der vollkommensten Uebereinstimmung des Gemählde mit dem Gegenstande, des Tones mit dem Gefühl. Lafontaines Sprache scheint die Sprache der Natur selbst zu seyn; und die treue, lebendige Darstellung jener sinnlichen Welt, die vor der Einbildungskraft des Dichters stand, reißt den Leser als wahre Natur mit sich fort. Schon einigemal ist in dieser Abhandlung Lafontaines Name neben Homer genannt worden, nicht um durch die Zusammenstellung zweyer Dichter aus so verschiednen Zeitaltern und Gattungen zu überraschen, sondern weil sich in beyden, bey aller Verschiedenheit des Stoffes, eine Uebereinstimmung der Formen zeigt, welche eine Vergleichung vollkommen rechtfertigt. Homers mahlerischer Ausdruck ist nicht weniger mannichfaltig und nicht weniger bewundernswürdig; obschon diese Mannichfaltigkeit auf einem so großen Gemählde weniger überrascht als in dem engen Rahmen einer äsopischen Fabel. Aber Homer kannte eben so wie Lafontaine keinen andern Zweck, als durch die lebhafteste Darstellung dessen was sie lebhaft und in den schärfsten Umrissen vor Augen sahn, zu interessiren, und beyde folgten hierbey blos dem Antriebe ihrer innern Natur. So bildeten sie ihren Ausdruck jedesmal den Empfindungen analog, welche der Gegenstand, der ihre Einbildungskraft beschäftigte, in ihnen erregt hatte. Es war daher jedesmal die subjective Wichtigkeit, nie-

mals der objective Werth der Sache, welcher die Stärke ihres Tones bestimmte; und Jupiter ist in gewöhnlichen Dingen nichts weiter als ein Mensch, während die Mücke, wenn sie den Löwen bekämpft, ein Held ist. s) Daher scheint auch aus ihrer Poesie alles Willkührliche, Eigenmächtige und Absichtliche verbannt zu seyn; ihre Werke scheinen die Frucht eines glücklichen Instinktes; und es wird auf die Wagschale der Natur gelegt, was dem Verdienste des Dichters entzogen wird. Wie oft ist Homer für einen begünstigten Sohn der Natur erklärt worden, dessen Vortreflichkeit man also aus den Umständen, in denen er lebte, erklären zu müssen glaubte! Lafontaine aber hieß einer geistreichen Frau ein Fabelbaum,

s) Lafontaine a toujours le style de la chose: ce n'est jamais la qualité des personnes qui le décident. Jupiter n'est qu'un homme dans les choses familières; le moucheron est un héros, lorsqu'il combat le lion; rien de plus philosophique et en même tems de plus naif que ces contrastes. Lafontaine est peut-être celui de tous les poëtes qui passe d'un extrême à l'autre avec le plus de justesse et de rapidité. La Motte a pris ces passages pour de la gaieté philosophique; et il les régarde comme une source du riant: mais Lafontaine n'a pas le dessein de faire croire qu'il s'égaye à rapprocher le grand du petit; il veut que l'on pense au contraire, que le sérieux qu'il met aux petites choses, les lui fait mêler et confondre de bonne foi avec les grandes, et il reussit en effet à produire cette illusion. Delà vient qu'il n'est jamais contraint, ni dans le style familier ni dans le haut style. Marmontel Elémens de Lit. T. VII. p. 382.

welcher Fabeln trüge, wie ein Apfelbaum Aepfel. *t*) Ein Gleiches hat man von den Idyllen unſers vortreflichen Geßner geſagt *u*).

Vor einem ſolchen Irthume des Urtheils, welcher den Triumph des Genies befeſtigt, ſind die Nachahmer Lafontaines vollkommen geſichert; ja ſie würden nicht einmal auf dieſe Weiſe gelobt ſeyn wollen. Zwar haben ſie auch, wie Lafontaine, bald geſcherzt, bald moraliſirt, bald beſchrieben; ſie haben nichts unterlaſſen, ſich ihrem Muſter ſo ähnlich als möglich zu machen; eines ausgenommen, daß ſie vergaßen, ſich ihres Stoffes als Dichter zu bemächtigen, und ſich dann wiederum den Eindrücken deſſelben hinzugeben. Statt daß alſo dort die Kunſt ſich hinter den Schleyer der Natur verbarg, ſteht hier die Kunſt überall voran und ſchmückt die Natur; und der Dichter verhehlt es umſonſt, daß er ſeine Leſer vergnügen oder belehren, durch ſeinen Witz unterhalten, durch ſeine Naivetät rühren will.

So wie nun aber jene Angemeſſenheit des Ausdrucks und die daraus entſpringende Mannichfaltig-

t) Un fablier, qui portait des fables comme le pommier porte des pommes.

u) Es gab viele, welche ſich einbildeten, Geßner wäre durch irgend einen inſtinktartigen Mechanismus zum Idyllendichter gerade ſo organiſirt, wie der Biber zum Bauen. Hottinger in Geßners Leben. S. 108.

keit aus einer ſubjectiven Ueberzeugung von der Wahrheit des Gegenſtandes fließt, ſo iſt ſie auch eben deswegen das einzige und ſicherſte Mittel der Fabel ein von dem Intereſſe des Verſtandes unabhängiges äſthetiſches Intereſſe zu geben, welches ſie niemals entbehren ſollte, wenn ſie im poetiſchen Gewande erſcheint. In dieſem Falle bedarf die Fabel der Mannichfaltigkeit des Tones gerade eben ſo, wie die dramatiſche Poeſie, in welcher die Art des Ausdruckes, unabhängig von der Stimmung des Dichters, in einer ſtrengen und unbezweifelten Abhängigkeit von der Sache ſelbſt ſteht; während in den lyriſchen Dichtungsarten und überall, wo das Gemüth des Dichters durch die Vorſtellung eines Ideales bewegt wird, eine gewiſſe Gleichförmigkeit herrſchen muß.

Es bleibt uns noch übrig, die Fabeln unſers Dichters nach dem Maaßſtabe der Zweckmäßigkeit zu beurtheilen. Je nachdem wir hier dieſe oder jene Anſicht wählen, wird auch das Urtheil bald günſtiger, bald nachtheiliger ausfallen.

Es iſt bekannt, daß Boileau, dem es, bey der größten Schärfe der Beurtheilungskraft, an Gefühl gebrach, wenig auf Lafontaine hielt. Er, dem die Kunſt über alles ging, weil er ihr alles verdankte, mochte auch wohl glauben, die Kunſt habe an unſerm Dichter wenig oder nichts, der Inſtinkt alles gethan, und da Lafontaine überdieß nicht immer correct genug ſchrieb,

glaubte sich Boileau wahrscheinlich vollkommen berechtigt, ihn durch das mitleidige Lob eines bon homme aus der Klasse der Dichter vom Range auszuschließen. Lafontaine hatte seine Fabeln nicht selbst erfunden; und dieß schien ein neuer Grund, ihm das poetische Genie abzusprechen. Aber dieser Grund dürfte schwerlich von so großer Bedeutung seyn, daß er einen Vertheidiger Lafontaines in Verlegenheit setzen könnte. Wenn dieser Dichter auf den Namen eines Genies Verzicht thun soll, weil er den Stoff seiner Fabeln aus dem Aesop, dem Phädrus, dem Pilpay und andern entlehnt hat, so dürfen wir diesen Grundsatz nur ein klein wenig ausdehnen, um den Homer, der seinen Stoff aus der Tradition, den Virgil, der ihn aus dem Homer, die Tragiker, die ihn bald aus diesem, bald aus jenem epischen Dichter nahmen, um ihren Ruhm zu bringen; und es wird bald nur eine kleine Anzahl lyrischer Dichter, Epigrammatisten, Komödien- und Satyrenschreiber übrig bleiben, die, nach dieser Regel beurtheilt, in den Tempel des Genies treten dürfen. Aber wie sehr muß man den Begriff der Erfindung einschränken, wenn nur der für einen Erfinder gelten soll, der nebst der Form auch den Stoff herbeygeschafft hat; so wie wenn man nur den für einen Bildhauer halten wollte, der auch den Block, aus welchem ein Gott hervorgehn soll, gebrochen hätte. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, nicht nur, daß der dramatische Dichter, wenn er sei-

nen Stoff von einem Erzählenden leiht, noch Erfinder bleibt, w) sondern, daß auch der erzählende selbst nicht nöthig hat auf jenen Namen Verzicht zu thun, wenn das Original, das er bearbeitet, nichts weiter als die vornehmsten Umrisse darbietet, wenn er diese Umrisse ausfüllt und belebt; wenn er uns Körper zeigt, wo wir nur eine Fläche sahn; wenn er den handelnden Wesen die Beredsamkeit ihres Charakters und ihrer Lage giebt; wenn er sich der Höhe des dramatischen Dichters so weit nähert, als es nur immer die Natur seiner Gattung erlaubt; wenn er uns endlich für seinen Gegenstand interessirt, während das Original uns gleichgültig ließ. Hat nicht Lafontaine dieß alles erfüllt? Findet man nicht zwischen seinen Fabeln und den Fabeln des Aesop und Phädrus fast einen eben so großen Unterschied, als zwischen einem Scenario und einer Komödie von Moliere? Fühlt man sich nicht überrascht, bey der Vergleichung beyder, einen und denselben Stoff so verschiedentlich wirken zu sehn? und muß man nicht endlich eingestehn, daß, wenn uns der Scharfsinn jener ältern Dichter einen moralischen Satz in einem Falle aus der Thierwelt zeigt, uns Lafontaine den Menschen selbst sehn läßt, und, was noch mehr ist, uns in die Thierwelt hineinzaubert?

Alles

w) S. Engel über Handlung, Gespräch und Erzählung in der Bibl. der sch. W. XVI. S. 246. ff.

Alles was dazu dienen kann, dieſen Zauber hervorzubringen, uns die Scene der Handlung, die Charaktere der handelnden Perſonen, ihre Situation und den ganzen Zuſammenhang der Begebenheit vor Augen zu ſtellen, iſt mit bewunderswürdiger Kunſt erfunden. Durch dieſes Detail bekömmt der todte Stoff Leben und Seele; oder der Stoff ſcheint ſich vielmehr von ſelbſt zu beleben und auszuſchmücken, ohne daß ſich von Seiten des Dichters eine Abſicht verräth. Alles ſcheint nothwendig für den gegebenen Zweck. Es iſt öfters bemerkt worden, daß Lafontaines Beſchreibungen, dasjenige, worinne ſeine unbegeiſterten Nachahmer am meiſten ausgeſchweift ſind, indem ſie ſich ihrem Muſter am meiſten zu nähern glaubten, öfters einen nothwendigen Theil der Handlung ſeiner Fabeln ausmachen. Wer kennt nicht die Beſchreibung jener furchtbaren Katze, die, um die Mäuſe aus ihren Löchern zu locken, ihre Zuflucht zu einer Liſt nehmen muß? Voll von dem Eindrucke, den dieſes furchtbare Thier auf ſeine wehrloſen Gegner macht, ſtellt ſich ſeiner Einbildungskraft das ſchrecklichſte dar, was jemals die Menſchheit in Beſtürzung geſetzt hat:

J'ai lû chez un conteur de Fables,
Qu'un ſecond Rodilard, L'Alexandre des Chats,
L'Attila, le fléau des Rats,
Rendait ces derniers miſérables.

J'ai lû, dis-je, en certain Auteur,
Que ce Chat exterminateur,
Vrai Cerbère, était craint une lieu à la ronde;
Il voulait de souris dépeupler tout le monde.*)

Aber ſo und nicht anders mußte der Held dieſer Fabel geſchildert werden, wenn wir uns für das Schickſal ſeiner Gegner intereſſiren ſollen, die er mit Liſt bedroht, da ſie ſich vor ſeiner Gewalt zu verbergen ſuchen. Die Katze ſtellt ſich todt; aber ſelbſt ihr vermeyntlicher Leichnam erſchreckt das Volk der Mäuſe, die ſich ihm erſt nach mehrern Verſuchen furchtſam und zitternd nähern. Die Beſchreibung dieſer Verſuche, nicht minder Ausdrucksvoll als die vorige, aber in einer ganz andern Gattung, drückt die Miſchung von Neugierde, Freude, Furcht und Hoffnung auf das vollkommenſte aus:

Le peuple des Souris croit que c'eſt châtiment,
Qu'il a fait un larcin de rôt ou de fromage,
Egratigné quelqu'un, cauſé quelque dommage;
Enfin qu'on a pendu le mauvais garnement,
Toutes, dis-je, unanimement.
Se promettent de rire en ſon enterrement,
Mettent le nez à l'air, montrent un peu la tête,
Puis rentrent dans leurs nids à Rats,
Puis reſſortant font quatre pas,
Puis enfin ſe mettent en quête.

*) L. III. Fabl. 18.

Einen ähnlichen Contraſt zweckmäßiger, mit der Handlung ſelbſt auf das genauſte verbundner Beſchreibungen bietet die 23. Fabel des achten Buches an. Selbſt der Klang des Verſes mahlt hier das Ungeſtüm des angeſchwollnen Gießbaches:

Avec grand bruit et grand fracas
Un torrent tombait des montagnes:
Tout fuyait devant lui: l'horreur ſuivait ſes pas;
Il faiſait trembler les campagnes.

Gleich darauf zeigt er uns den ſanften Strom eines tiefen Fluſſes durch ein reizendes Gleichniß.

Il rencontra ſur ſon paſſage
Une riviere dont le cours,
Image d'un ſommeil doux, paiſible et tranquille,
Lui fit croire d'abord le trajet fort facile.

Auch in der dritten Fabel des ſechſten Buches, in welcher, den Eingang ausgenommen, alles vortreflich iſt, machen die Beſchreibungen, welche in Rückſicht auf die Lebhaftigkeit des Colorits Meiſterſtücke ſind, einen nothwendigen Theil der Handlung aus. Der Boreas, welcher mit der Sonne eine Wette eingegangen iſt, einem Wanderer ſeinen Mantel zu entreißen:

Se gorge de vapeurs, s'enfle comme un balon,
Fait un vacarme de démon,
Siffle, ſouffle, tempête, et briſe en ſon paſſage

Maint toit, qui n'en peut mais, fait périr maint bateau — —.

Welch' ein Ungestüm, welch' ein Getöse! und das alles, wie der Dichter mit seiner unnachahmlichen Naivetät hinzusetzt, das alles um eines Mantels willen.

Le tout au sujet d'un manteau.

Will man Lafontaines Ueberlegenheit, in Rücksicht auf die Erfindung zweckmäßiger Gemählde, selbst über Dichter von entschiednem Talente kennen lernen, so vergleiche man seine Fabeln mit den Fabeln von Hagedorn, einem Nebenbuhler, welcher den Sieg nicht leicht macht, aber überall, wo er mit Lafontaine in der Darstellung desselben Stoffes wetteifert, eine entschiedne Niederlage leidet. Einige Beyspiele werden hier nicht an der unrechten Stelle stehn. Beyde Dichter haben die hundert und sechs und vierzigste Fabel Aesops bearbeitet. x) Wenn dieser, seiner einfachen Manier gemäß, die Handlung mit der Rede der Mücke anfängt, welche gegen den Löwen zu Felde zieht, schickt Lafontaine einen Grund ihres Zornes voraus, der durch den übermüthigen Ausruf des Löwen:

Va-t-en chétif insect, excrément de la terre

gereizt worden ist. Dieß ist eine wahre Verbesserung

x) Lafontaine II. F. 9. Hagedorn I. B. 18.

des Originals, theils weil es die Handlung motivirt, theils weil es dem Dichter einen lebhaften Anfang verschafft. Hagedorn hat lieber seinen eignen Weg gehn, als dem französischen Dichter in dieser Verbesserung folgen wollen. Er fängt mit einer gelehrten Anspielung an, welche launig seyn soll, aber nicht einmal logische Richtigkeit hat. Dann hält er sich drey Stanzen hindurch mit einer Beschreibung von der Macht des Löwen, oder vielmehr der Nichtswürdigkeit seiner Hofschranzen auf, von denen die mittelste ganz und gar nicht zur Sache dient; die andern beyden aber weder lebhaft, noch passend, noch auch, worauf es eigentlich angelegt ist, recht satyrisch sind. Ich will es eben nicht geradezu tadeln, daß die Mücke dem Löwen, der als ein Despot vorgestellt wird, aus edelm Haß und mit freyheitsvollem Herzen den Stachel bietet; aber soviel scheint mir gewiß zu seyn, daß der Grund, aus welchem Lafontaine den Zorn derselben herleitet, weit natürlicher und anschaulicher ist. Ehe der Kampf beginnt, hat der französische Dichter die Erwartung seiner Leser durch die drohende Rede der Mücke zu erregen gewußt:

Penses-tu — — que ton titre de Roi
Me fasse peur, ni me soucie?
Un boeuf est plus puissant que toi,
Je le mène à ma fantaisie.

Wie wird sie diesen kühnen Ton rechtfertigen? Wie

wird sie sich an dem Uebermuthe ihres Gegners rächen und ihm die Ueberlegenheit fühlbar machen, mit der sie sich brüstet? Kaum hat sie die obigen Worte ausgesprochen, als sie den Streit anfängt, und hier ist es, wo sich Lafontaine in seiner ganzen Stärke zeigt:

A peine il achevait ces mots,
Que lui-même il sonna la charge,
Fut le Trompette et le Héros.
Dans l'abord il se met au large,
Puis prend son temps, fond sur le cou
Du Lion, qu'il rend presque fou.
Le quadrupède écume, et son oeil étincelle:
Il rugit, on se cache, on tremble à l'environ;
Et cette alarme universelle
Est l'ouvrage d'un moucheron.

Wie unbeschreiblich schön sind hier, außer dem übrigen, die beyden letzten Verse, welche das Wunderbare der Begebenheit und den Contrast der Wirkung mit der Ursache in seiner ganzen Stärke und mit einer unnachahmlichen Naivetät zeigen! Aber der Dichter ist noch nicht am Ziel; die Rache des kleinen Insektes kann noch weiter gehn:

Un averton de Mouche en cent lieux le harcelle,
Tantôt pique l'échine, et tantôt le museau,
Tantôt entre au fond du nazeau,
La rage alors se trouve à son faîte montée.

Dieſes ſind die Gränzen ihrer Wuth; ihre Mittel ſind erſchöpft; ihr Feind iſt zu Grunde gerichtet:

L'inviſible ennemi triomphe, et rit de voir
Qu'il n'eſt griffe, ni dent en la bête irritée,
Qui de la mettre en ſang ne faſſe ſon devoir.
Le malheureux Lion ſe déchire lui-même,
Fait réſonner ſa queue à l'entour de ſes flancs,
Bat l'air qui n'en peut mais; et ſa fureur extrême
Le fatigue, l'abat: le voilà ſur les dents.

Wie ſchwach und unbefriedigend iſt dagegen die Beſchreibung deſſelben Kampfes bey Hagedorn!

Der Angriff wird gewagt, ſie ſelber bläßt zur Schlacht;
Sie ſäumt nicht, an den Feind ſich peinlich anzuſaugen,
Und hat den König bald um Rachen, Maul und Augen
Mit tauſend Schmerzen wund gemacht.

Er tobet, ſchnaubt und ſchäumt; die Thiere bergen ſich;
Die tapferſten entfliehn den majeſtätſchen Klauen.
Er brüllt, der Hügel bebt; das allgemeine Grauen
Vermehrt ein jeder Mückenſtich.

Was will der Stärkre thun? Der Schwächre giebt nicht nach;
Der Löwe ſucht umſonſt die Mücke zu erreichen,
Und wird, nach langem Streit, nach misgelungnen Streichen,
Ermüdet und an Kräften ſchwach.

Hier endigt die Beschreibung des Kampfes, die man in Vergleichung mit der Lafontainischen kaum lesbar finden wird, da man in ihr die Wahl der einzelnen Züge, die Steigerung des Interesse, die Vollendung der Handlung vermißt. Ganz unerwarteter Weise erhebt sich nun der Dichter auf einmal und überrascht seine Leser mit einer ganz unerwarteten naturhistorischen Beschreibung der Mücke, die um desto weniger an ihrem Platze steht, je fühlbarer sie die Kraftlosigkeit dessen macht, was gerade den größten Aufwand poetischer Kraft erfordert hätte:

Sie putzt ihr Panzerhemd, die Schuppen um den Leib,
Und ihren Federbusch, läßt beyde Flügel klingen,
Zieht alle Schwerter ein, die aus dem Rüssel dringen,
Und hält sich für kein schlechtes Weib.

Nun steigt sie in die Luft mit Sieg und Ruhm geschmückt:
Nun weiß sie schon die Kunst, die Löwen zu besiegen:
Bald aber sieht man sie in ein Gewebe fliegen,
Darin die Spinne sie erstickt.

Diesen unnützen Schmuck von Worten kennt Lafontaine nicht. Er schließt seine Fabel mit einer ganz einfachen Erzählung, die, im Contrast mit der feurigen Beschreibung der Haupthandlung, gerade die Wirkung hervorbringt, auf die es der Dichter angelegt hat. Mit einer Art von Rührung liest man den Beschluß:

L'Inſecte du combat ſe retire avec gloire;
Comme il ſonna la charge, il ſonne la victoire,
Va partout l'annoncer, et rencontre en chemin
L'embuſcade d'une Araignée;
Il y rencontre auſſi ſa fin.

Von der eiteln Begierde, welche nur mittelmäßigen Dichtern beywohnt, ihren Stoff ohn' Unterlaß zu verſchönern, überall zu mahlen, zu ſchmücken, iſt Lafontaine faſt immer frey. y) Wenn er ſein Original lebhaft genug findet, begnügt er ſich mit der Verwandlung der Proſa in wohlklingende Verſe, ohne zu glauben, daß ſeine Dichterehre fordre, eigne Zuſätze zu machen. Die fünfte Fabel des dritten Buches enthält wenig mehr, als man in der vierten Fabel Aeſops lieſt: eine Fabel, die auch Hagedorn dem alten Griechen, aber ohne die beſcheidne Nüchternheit Lafontaines zu zeigen, nacherzählt hat. Dieſer fängt ohne lange Vorbereitung mit einer zweckmäßigen Beſchreibung der beyden Helden die Handlung an;

Capitaine Renard allait de compagnie
Avec ſon ami Bouc des plus hauts encornés.
Celui-ci ne voyait pas plus loin que ſon nez;
L'autre était paſſé maître en fait de tromperie.

y) In der That iſt Lafontaine bisweilen ſo nüchtern als Phädrus. Man vergl. II. Fab. 11. IV. Fab. 9. V. Fab. 13. 21. u. a. m.

Hier iſt jedes Wort voll Bedeutung und im genauſten Zuſammenhang mit der folgenden Handlung; ſelbſt die langen Hörner des Bocks, auf denen der Fuchs aus dem Brunnen ſteigen ſoll, ſind nicht vergeſſen. Auch Hagedorn hat daran gedacht, aber nur um einen komiſchen Zug anzubringen, von dem ich nicht urtheilen will, wie glücklich er ſey.

Der dumm und ſicher war, wie viele Hörnerträger.

Den Hauptumſtand der Handlung drückt Lafontaine wiederum ganz kurz, aber mit großer Beſtimmtheit aus:

La ſoif les obligea de deſcendre en un puits.
Là chacun d'eux ſe déſaltère.

Hagedorn iſt etwas wortreicher; er fügt einige unnütze Züge hinzu und läßt den wichtigſten von allen ganz aus:

Ein Abweg führte ſie vor eines Pachters Haus;
Da ward für ihren Durſt ein Schöpfbrunn angetroffen.
Hier trunken beyderſeits.

Wie kann eine Handlung intereſſiren, wenn der Dichter die dabey obwaltenden Schwierigkeiten überhüpft und wohl gar, wie es hier und weiterhin geſchieht, die Aufmerkſamkeit auf Umſtände richtet, welche von gar keinem Einfluſſe auf die Handlung ſind?

Après qu'abondamment tous deux en eurent pris,

Le Renard dit au Bouc: Que ferons nous compere?
Ce n'eſt pas tout de boire, il faut ſortir d'ici.

Im Original wirft der Bock dieſe Frage auf; daß Lafontaine ſie dem Fuchs in den Mund legt, ſcheint mir eine wahre Verbeſſerung zu ſeyn. Dieſer darf ſeinen Reiſegefährten gar nicht zum eignen Nachdenken kommen laſſen, wenn ſeine Liſt ihm gelingen ſoll. Hagedorn iſt dem Franzoſen hierinne gefolgt, aber ſtatt wie dieſer mit unverwandten Blicken auf ſein Ziel loszugehn, miſcht er wiederum unnütze Züge ein. Der Anfang der Rede des Fuchſes giebt, alles übrige abgerechnet, der Aufmerkſamkeit eine falſche Richtung:

Das heiß ich recht geſoffen,
Hub Reinke bellend an; und zum vollkommnen Schmaus
Fehlt nur ein feiſter Hahn: der Hühnerſtall ſteht offen: —
Wie aber kömmt man hier heraus?

Noch weiter erhebt ſich der franzöſiſche Dichter über ſeinen deutſchen Nachahmer in der Fortſetzung dieſer Rede:

Lève tes pieds en haut, et tes cornes auſſi:
Mets les contre le mur. Le long de ton échine
Je grimperai premièrement,
Puis ſur tes cornes m'élevant,
A l'aide de cette machine,

De ce lieu-ci je sortirai,
Après quoi je t'en tirerai.

Diese Rede enthält nicht nur eine meisterhafte Beschreibung, welche einen Theil der Handlung selbst ausmacht; sondern sie ist so vortreflich eingerichtet, daß der — qui ne voit plus loin que son nez, leicht dadurch getäuscht werden konnte. Muß er sich nicht einbilden, daß der Fuchs, der ihm die Mittel seiner Rettung so lebhaft zu schildern weiß, für das übrige eben so sichre Mittel wissen werde, und daß er nur um der Kürze willen darüber hinschlüpfe? Je lebhafter also die Schildrung ist, desto sichrer wird der Zweck erreicht, indem eben die Lebhaftigkeit des Bildes den Andern von weiterm Nachdenken abhält. Hagedorn hat hierauf ganz und gar nicht geachtet und den Mangel zweckmäßiger Lebhaftigkeit durch eine unzeitige Lustigkeit sehr übel ersetzt:

Mein Herr, darf ich den Anschlag geben,
So stellen sie den Rücken hin;
Sobald ich aus dem Brunnen bin,
Ists ihrem Diener leicht sie schuldigst nachzuheben. z)

Nächst den Beschreibungen ist bey unserm Dichter nichts vortreflicher als die Reden, die er den handeln-

z) Man vergleiche außerdem L. V. F. 8. mit Hagedorns Fabel: der Wolf und das Pferd im ersten Buche. IV. F. 7. mit der Affe und der Delphin ebenfalls im 1sten Buche.

den Wesen leiht. Durch sie erhebt er sich nahe zu dem Range dramatischer Genies, wie er denn auch selbst seine Fabeln eine große Komödie mit hundert Schauspielern nennt, deren Scene das Universum ist (une vaste Comédie à cent acteurs divers Dont la Scène est L'Univers). Diese Reden sind nicht nur, den Charakteren und der Situation gemäß, vortreflich erfunden, sondern auch mit einer Gewandheit vorgetragen und mit einer Lebhaftigkeit dialogisirt, in der es Lafontaine allen andern Fabulisten weit zuvorthut. Wenn er die Fliege mit der Ameise um den Vorzug streiten läßt, glaubt man, nächst dem Selbstgefühl, das die Situation voraussetzt, den unstäten, zauckelnden Charakter der erstern aus ihren Reden zu erkennen:

O Jupiter, dit la première,
Faut-il, que l'amour propre aveugle les esprits
D'une si terrible manière,
Qu'un vil et rampant animal
A la fille de l'Air ose se dire égal?
Je hante les Palais, je m'assieds à ta table:
Si l'on t'immole un boeuf, j'en goute devant toi.
Pendant que celle-ci, chétive et misérable,
Vit trois jours d'un fétu qu'elle a trainé chez-soi.
Mais, ma mignonne, dites-moi,
Vous campez-vous jamais sur la tête d'un Roi,
D'un Empereur ou d'une Belle?

Je le fais; et je baiſe un beau ſein quand je veux.

So wie ſich hingegen in dem Räſonnement der Ameiſe ein beſonnener, ruhiger und ſelbſtgenügſamer Charakter nicht verkennen läßt:

Avez-vous dit?
Lui répliqua la ménagere,
Vous hantez les palais; mais on vous y maudit.
Et quant à goûter la prémière
De ce qu'on ſert devant les Dieux,
Croyez-vous qu'il en vaille mieux?
Si vous entrez partout auſſi font les profanes;
Sur la tête des Rois et ſur celle des Anes
Vous allez vous planter; je n'en disconviens pas;
Et je ſais que d'un promt trépas
Cette importunité eſt bien ſouvent punie *aa*).

aa) Der übrige Theil dieſer Rede iſt mehr witzig als poetiſch und enthält Anſpielungen, die man in dem Munde der Ameiſe mit Verwundrung hört. Die Fliege hatte ſich gerühmt, daß ihr Bild als Zierde auf dem Angeſichte der Schönen prange. Die Ameiſe antwortet hierauf:

Certain ajuſtement, dites-vous, rend jolie.
J'en conviens, il eſt noir, ainſi que vous et moi.
Je veux qu'il ait nom mouche, eſt-ce un ſujet pourquoi
Vous faſſiez ſonner vos mérites?
Nomme-t-on pas auſſi Mouches les Paraſites?
Ceſſez donc de tenir un langage ſi vain:
N'ayez plus ces hautes penſées.
Les Mouches de Cour ſont chaſſées,
Les Mouchards ſont pendus etc.

Läßt er einen Adler zur Unterredung mit einem Specht herabsteigen,*) so herrscht in seinem Tone vollkommen der Styl vornehmer Herrendiener, wenn sie, in der Unterredung mit Geringern, die Manieren ihrer Gebieter nachäffen:

L'Agasse eût peur: mais l'Aigle ayant fort bien
dîné
La rassure et lui dit: Allons de compagnie.
Si le Maître des Dieux assez souvent s'ennuie,
Lui qui gouverne L'Univers,
J'en puis bien faire autant, moi qu'on sait que le
sers.
Entretenez-moi donc et sans cérémonie.

Will er den Stolz des Mächtigen zeigen, der, in Zuversicht auf seine Stärke, mitleidig auf den Schwächern herabsieht, so läßt er den Eichbaum zum Schilfrohr sagen **):

Vous avez bien sujet d'accuser la nature.
Un Roitelet pour vous est un pesant fardeau.
Le moindre vent qui d'aventure
Fait rider la face de l'eau,
Vous oblige à baisser la tête:
Cependant que mon front, au Caucase pareil,
Non content d'arrêter les rayons du Soleil,
Brave l'effort de la tempête.

*) L. XII. Fab. 11.
**) L. I. Fab. 22.

Tout vous eſt Aquilon, tout me ſemble Zéphir.
Encor ſi vous naiſſiez à l'abri du feuillage
Dont je couvre le voiſinage,
Vous n'auriez pas tant à ſouffrir,
Je vous défendrais de l'orage.

Will er die Gemüthsart eines jungen unerfahrnen Gecken darſtellen, den alles, was er ſieht, in Erſtaunen ſetzt, und, mit großen Anſprüchen auf Einſichten, alles verkehrt beurtheilt, ſo ſetzt er eine junge Maus an ſeine Stelle, *) die ſich zum erſtenmal über die Gebirge, die ihren Staat begränzen, gewagt hat. Wenn es möglich wäre, einem Thiere dieſer Art den Mund zu öffnen, würde es ſich wohl über den Anblick eines vorher nie geſehenen Hahnes und einer Katze anders ausdrücken, als in dieſer Rede geſchieht:

— deux animaux m'ont arrêté les yeux:
L'un doux, benin et gracieux;
Et l'autre turbulent et plein d'inquiétude.
Il a la voix perçante et rude:
Sur la tête un morceau de chair,
Une ſorte de bras dont il s'éléve en l'air,
Comme pour prendre ſa volée,
Sa queue en panache étalée. — — —

*) L. VI. Fab. 5.

Il ſe battait, dit-il, les flancs avec ſes bras,
Faiſant tel bruit et tel fracas,
Que moi, qui, grace aux Dieux, de courage me pique,
En ai pris la fuite de peur,
Le maudiſſant de très-bon coeur.

Indeſſen gelingt es auch unſerm Dichter nicht immer, zugleich mit dem Charakter des handelnden Thieres, auch den Charakter der Menſchenklaſſe, die durch daſſelbe gleichſam repräſentirt werden ſoll, mit einer ſo vollkommenen Wahrheit darzuſtellen. Zwar dürfte ſich überhaupt nicht leicht jemand überreden laſſen, daß in einer Sammlung von einigen hundert Fabeln alles gleich vollkommen ſey; das Urtheil über den Werth eines Dichters richtet ſich nach der größern Anzahl ſeiner Werke, und billigerweiſe nach denen, die ihm am beſten gelungen ſind. In einer allgemeinen Charakteriſtik derſelben werden ihre Fehler nur dann erwähnt zu werden brauchen, wenn ſie herrſchend ſind, oder wenn ſie dazu dienen können, die Eigenthümlichkeit des Dichters in ein helleres Licht zu ſetzen.

Einer dieſer Fehler, und zwar einer, in welchen ſein Beyſpiel die meiſten ſeiner Nachahmer gezogen hat, iſt der, daß er ſich aus der Thierwelt bisweilen in die menſchliche verirrt. Wenn der Fabuliſt ſeine Geſchöpfe den Menſchen ähnlich macht, ſo werden

seiner Einbildungskraft bey diesem Verfahren durch die Gesetze des Verstandes Gränzen gesteckt; die Verähnlichung soll gerade nur so weit gehen, als sich durch die bekannten sinnlichen oder moralischen Eigenschaften der Thiere rechtfertigen läßt. Sie müssen also freylich Leidenschaften, Empfindungen, Absichten und Reflexionsgabe, wie die Menschen, besitzen; sie müssen alles haben, was der Mensch aus den Händen der Natur empfangen hat: aber alles, was er der Cultur und der Kunst verdankt, muß fern von ihnen seyn. Denn jeder Zug aus dieser Klasse von Eigenschaften zerstört das Wesen der Fabel, und setzt da Gleichheit hin, wo nur Aehnlichkeit herrschen sollte.

Ich weiß nicht, wem der Einfall angehört, einem Löwen die Moral studiren und ihm einen Affen zum Lehrer geben zu lassen, welcher so schöne Reden über die Eigenliebe hält, daß man sie, mit Veränderung eines einzigen Wortes, vor einem Prinzen halten könnte; †) aber soviel ist gewiß, daß Lafontaine ihn nicht hätte aufnehmen sollen. Das Gute, das in der Thierwelt geschieht, geschieht aus Neigung, nicht aus Grundsätzen; und das Böse wird unterlassen, weil man keinen Trieb dazu fühlt. Und warum muß es gerade der Löwe seyn, welcher Lust bekömmt, etwas zu lernen, wozu er kein Bedürfniß fühlen kann; und wie kömmt gerade der Affe zu der Weisheit, die er

†) L. XI. Fab. 5.

hier mit so vieler Beredsamkeit lehrt? Eben so wenig vermag ich einzusehn, wie Thiere eine Pest als eine Folge ihrer Sünden ansehn und auf den Entschluß gerathen können, sie einander zu beichten; †) oder wie eine Ratte ein Einsiedler werden, und andern mit ihrem Gebete beyzustehn versprechen kann. Ein Fuchs, welcher als Pilger wallfahrtet, um ein Gelübde zu erfüllen; ††) eine Löwinn, die nach ihrem Tode heilig gesprochen wird; Thiere, die Miracle und Apotheose rufen; †††) ein Wolf, der dem Glück einen Tempel verspricht, und während ihm vier Leichen zu Gebote stehn, die Sehne eines dabeyliegenden Bogens frißt; *) Thiere, welche dem Alexander einen Tribut schicken; **) Töpfe, welche auf Reisen gehn; ***) ein Dornstrauch, der zusammen mit einer Ente und einer Fledermaus handelt, ein Comtoir und Handelsdiener hat, Reisen unternimmt und endlich bankerut wird; ****) alles dieses sind sehr unglückliche Erfindungen, an

†) L. VII. Fab. 1. ††) VIII. Fab. 3.

†††) VIII. Fab. 14.

*) L. VIII. Fab. 27. **) IV. Fab. 12.

***) V. Fab. 8.

****) XII. F. 7. Die mehresten dieser Beyspiele sind aus den sechs letztern Büchern genommen, in denen die meisten Erfindungen aus orientalischen Dichtern entlehnt sind, und die überhaupt, im Ganzen genommen, den sechs ersten nachstehn.

deren Ausschmückung Lafontaine die Fülle seines Geistes nicht hätte verschwenden sollen.

Wenn aber unser Dichter auf der einen Seite bey der Wahl seines Stoffes nicht ganz glücklich griff, so kann man auch nicht leugnen, daß er manche gute Erfindung des Alterthums nicht so wie sie es verdiente, oder wie es sein Genie vermochte, benutzt hat. *bb*) Dieses kann einem Mann von Genie vorzüglich dann begegnen, wenn er einen Stoff zu bearbeiten unternimmt, welcher schon vor ihm musterhaft bearbeitet worden ist; denn hier bleibt ihm nichts übrig, als entweder seinen Vorgänger auszuschreiben, oder hinter ihm zurück zu bleiben, oder Veränderungen vorzunehmen, welche die Sache selten besser machen. Jedermann kennt die Fabel von der Stadt- und der Feldmaus, welche Horaz in der sechsten Satyre des zweyten Buches erzählt; die einzige mir bekannte Fabel aus dem ganzen Alterthume, in welcher poetische Ausführlichkeit herrscht; und die, wegen der ächt naiven Darstellung, als das Muster von Lafontaines Manier angesehn werden kann. Nichts ist schöner, und ich möchte sagen, nichts ist Lafontainischer, als die Rede der Stadtmaus, welche ihre Wirthinn das

bb) Es ist daher nicht ganz wahr was Marmontel sagt: En général le respect de la Fontaine pour les anciens ne lui a pas laissé la liberté du choix dans les sujets qu'il en a pris: presque toutes ses beautés sont de lui, presque tous ses défauts sont des autres. Elémens de Lit. Sp. 396.

Land zu verlaſſen bewegt, und vorzüglich jener unvergleichliche Zug ihrer Lebensweisheit:

Quid te juvat, inquit, amice,
Praerupti nemoris patientem vivere dorſo?
Vin' tu homines urbemque feris praeponere ſylvis?
Carpe viam, mihi crede, comes: terreſtria quando
Mortales animas vivunt ſortita, neque ulla eſt
Aut magno, aut parvo leti fuga; quo, bone, circa
Dum licet, in rebus jucundis vive beatus:
Vive memor quam ſis aevi brevis.

Ueberall ſieht man in dieſer Fabel den wahren Dichter, während man beym Phädrus nur den Verſificator findet. Aber, wie es oft zu geſchehen pflegt, das Genie des ältern Dichters hat das Genie ſeines Nachfolgers ausgelöſcht, ſtatt es zu entzünden; und die neunte Fabel des erſten Buches iſt dem Römer ſo ſchwach und unpoetiſch nacherzählt, daß Lafontaine, nach dieſer Probe beurtheilt, eine der niedrigſten Stufen unter den Fabuliſten einnehmen würde. Sollte man nicht glauben, daß ſein poetiſcher Geiſt von ihm gewichen ſey, wenn man ſeine Erzählung mit der lebendigen, anſchaulichen Erzählung Horazens vergleicht:

Le régal fut fort honnête,
Rien ne manquait au feſtin:

Mais quelqu'un troubla la fête
Pendant qu'ils étaient en train.

A la porte de la sale
Ils entendirent du bruit.
Le Rat de ville détale,
Son camarade le suit.

Bisweilen trifft es sich auch, daß Lafontaine die Erfindungen seiner Originale, durch den einen oder den andern Zusatz, die eine oder die andre Verändrung, entstellt. Ganz unnützer Weise ist in der Fabel, deren vortreflichen Eingang wir oben angeführt haben, *cc*) die Handlung verdoppelt, welche Aesop nur einmal geschehn läßt. Aus dem einen Esel Aesops *dd*) welcher mit Salz beladen in das Wasser fällt, und ein andermal, da er mit Schwämmen beladen ist, das nemliche versucht, macht Lafontaine *ee*) deren zwey; eine Veränderung, durch welche die Wahrscheinlichkeit der Handlung ganz und gar nicht gewinnt. In manchen seiner Fabeln würde die Erzählung um vieles wahrscheinlicher seyn, wenn er aus der ersten Quelle geschöpft hätte. So hätte zum Beyspiel die Fabel von der Schwalbe und den Vögeln *ff*) dem Aesop, nicht aber dem unbekannten lateinischen Dich-

cc) L. III. F. 18. *dd*) Aesopi Fab. XXVIII.

ee) II. F. 10.

ff) I Fab. 8. Beym Aesop ist es die CCLXXXVI. im Anhange des Phädrus die XII.

er in dem Anhange zum Phädrus nacherzählt werden sollen.

Die Vergleichung der Fabeln Lafontaines mit diesen und andern Originalen lehrt sehr bald, daß sein Verdienst keineswegs in der Erfindung solcher Umstände bestehe, durch welche eine Handlung für einen gewissen moralischen Satz zweckmäßig eingerichtet wird. Er ist hierinne im Gegentheil oft so fehlerhaft, seine Erzählungen passen oft so wenig zur Moral, die er ihnen beygefügt hat, gg) daß er von dieser Seite gar oft den mittelmäßigsten Fabulisten nachstehn muß.

gg) Lafontaine s'est plus négligé que la Motte sur le choix de la moralité; il semble quelque-fois la chercher après avoir composé sa Fable: soit qu'il affecte cette incertitude pour cacher jusqu'au bout le dessein qu'il avait d'instruire; soit qu'en effet il se soit livré d'abord à l'attrait d'un tableau favorable à peindre, bien sûr que d'un sujet moral il est facile de tirer une réflexion morale. Cependant sa conclusion n'est pas toujours également heureuse: le plus souvent profonde, lumineuse, interessante et aménée par un chemin de fleurs; mais quelquefois aussi commune, fausse ou mal déduite. *Marmontel* Elem. de L. p. 395. In der VI. Fabel des 1. B. ist die Rede des Löwen mehr ein witziger Einfall als eine Moral. I, Fab. 8. ist die Moral zwiefach und nur der letzte Theil derselben folgt aus der Handlung. II. Fab. 11. hätte ganz anders erzählt werden müssen, wenn der am Ende angehängte Satz daraus abgeleitet werden sollte; die wahre Moral ist die, welche im Anfange steht. Als Beyspiele fehlerhafter Fabeln, in Rücksicht auf die Moral, vergl. man noch VIII. 12. 13. IX, 14. X. 7. XI. 5. XII. 9. 10.

In einigen seiner Fabeln liegt gar keine, in andern mehr als eine Moral, und nicht immer sind diese Fabeln geradezu schlecht zu nennen. Ich bin weit entfernt diesen Mangel gut zu heißen; ob ich es schon nicht über mich gewinnen kann, bey der Beurtheilung eines großen Dichters, sonderliches Aufheben von einem Fehler zu machen, den ein verständiger Knabe mit leichter Mühe vermeiden kann; und es scheint mir nicht, als ob Lafontaine als Dichter durch einige Dutzend solcher Fabeln in den Augen einer vernünftigen Kritik verlieren könne. Ja es kann ihm leicht verziehen werden, den moralischen Zweck seines Stoffes vernachläßigt zu haben, da seine ganze Seele mit dem ästhetischen Zwecke desselben beschäftigt war.

Doch ist es meine Absicht nicht zu verhehlen, was sich durchaus nicht verhehlen läßt, daß sich auch, in Rücksicht auf den poetischen Vortrag, Lafontaine nicht immer gleich bleibt. So zweckmäßig in den meisten Fällen, und so gedrängt oft seine Darstellung ist, so hat er sich doch gar nicht immer vor der Weitschweifigkeit gehütet, in welche Dichter nur allzu leicht verfallen, die das verführerische Talent mit Leichtigkeit zu reimen haben. In der zehnten Fabel des achten Buches ist die ganze Vorbereitung der Handlung unnütz und zwecklos. Der Bär, welcher seinem Freunde einen Stein an den Kopf schleudert, um eine Fliege zu tödten, braucht vorher weder ein Einsiedler, noch ein zweyter Bellerophon ge-

wesen zu seyn; ja die ganze lange Geschichte des Zusammentreffens zwischen dem Mann und drm Bären hat mit der Haupthandlung fast gar keinen Zusammenhang. In der zwanzigsten Fabel des fünften Buches holt der Dichter ebenfalls viel zu weit aus, um einen witzigen Einfall, denn mehr ist der Schluß der Erzählung nicht, vorzubereiten; während Aesop die seinige mit einer, aus der Handlung selbst fließenden, wichtigen Lehre beschließt. Nirgends ist aber vielleicht die Weitschweifigkeit des Vortrags weiter getrieben, als in der eilften Fabel des neunten Buches, in dem Räsonnement über eine naturhistorische Wahrnehmung, und in den Betrachtungen, welche der Dichter seine Eule anstellen läßt.

Es ist Zeit noch einen Blick auf die übrigen poetischen Arbeiten unsers Dichters zu werfen, unter denen aber nur seine Erzählungen ein längeres Verweilen nöthig machen. Wenn Lafontaines Fabeln einen großen und lauten Beyfall erhalten haben, so haben seine Erzählungen vielleicht einen noch größern, wenn schon geheimern, genossen, und mancher, den die Dichtkunst übrigens gleichgültig ließ, fand doch an dem Inhalte dieser Erzählungen Geschmack. Glücklicherweise für unsern Dichter ist dieses nicht die einzige Art des Interesse, das sie erregen können; sondern, wenn sie sich dem rohern Geschmack nur durch ihren Inhalt empfehlen, söhnt ihre Form den feinern sogar mit ihrem Inhalte aus.

Wenn man indeß die Schlüpfrigkeit der Einbildungskraft mancher Leser nicht auf die Rechnung des Dichters schreiben will, so glaube ich, daß auch selbst der Inhalt der meisten Lafontainischen Erzählungen einigermaßen vertheidigt werden kann. Es mag ihm nicht zur Entschuldigung gereichen, daß er jene Geschichten nicht selbst erfunden, sondern dem Bocaccio, dem Maechiavell, dem Arioſt, der Königin von Navarra *bb*) verdankt; noch auch, obschon dieser Grund

bb) Margarethe von Valois, Königin von Navarra, schrieb in ihren Erholungsſtunden Novellen zur Nachahmung des Bocaccio, welche Claude Gruget herausgab L'Heptameron ou sept journée de la Royne de Navarre, à Paris 1567. Sie war eine Dame von ſo erprobter Sittſamkeit, daß man in der Folge, jedoch ohne Grund, an der Aechtheit dieſer Novellen gezweifelt hat. Dû Thou nennt es ein volumen, si tempora et juvenilem aetatem, in qua scriptum est, respicias, non prorsus damnandum, certe gravitate tantae heroïnae et extrema vita minus dignum. Thuan. VI. p. 117. Bayle Art. *Navarra* not. N. macht bey dieſer Gelegenheit eine Bemerkung, die hier nicht an der unrechten Stelle ſtehn wird: Voici une Reine sage, très vertueuſe, très-pieuſe, qui compoſe néanmoins un livre de contes aſſez libres et aſſez gras, et qui veut bien que l'on ſache qu'elle en eſt l'Auteur. Combien y-a-t-il de Dames actuellement plongées dans les déſordres d'une ſale galanterie, qui pour rien du monde ne voudraient écrire de cet air-là. Ce qu'elles écrivent et même ce qu'elles diſent eſt d'une pudeur extraordinaire; on dirait que leur imagination n'oſe approcher de cent lieues les obſcénités. Les diſcours tant ſoit peu libres, qu'on entreprendrait de tenir en leur preſence, les feraient rougir et les armeraient d'un ſérieux qui ſemblerait une extrême indignation. — Tel a plus de pureté dans le coeur et dans les moeurs que

etwas haltbarer wäre, daß zu der Zeit, in welcher er seine Erzählungen zu schreiben anfing, die Begriffe vom Anstande im Ausdruck minder streng, die Sitten zwar frey, aber nicht gerade verderbt, und folglich die Ausdrücke minder züchtig waren; sondern ich will nur, ehe ich einen Schritt weiter gehe, an den Unterschied erinnern, welchen jeder Leser von sittlichem Gefühl zwischen den belustigenden Erzählungen Lafontaines und den mehr als schlüpfrigen Gemählden seiner Nachfolger, eines Rousseau und Grecour, wahrgenommen haben muß. Wenn sich bey diesen gar keine Vertheidigung denken läßt, bey welcher das sittliche Gefühl auch nur einigermaßen bestehen könnte, weil in ihnen durchaus der sinnlichen Lust das Wort geredet wird, und alles auf das unmittelbare Behagen der Sinnlichkeit an den gröbern Bedürfnissen berechnet ist, so muß man zur Ehre unsers Dichters gestehn, daß nur eine kleine Anzahl seiner Erzählungen eigentlich schlüpfrig ist. Bey weitem die meisten haben durchaus nur eine Richtung zu dem Komischen und gefallen durch das Interesse der Si-

---

dans la langue. Un autre a le coeur gâté, une concubine ou deux et en même tems un dégoût extrême pour les contes de Boccace, pour les farces, et pour tout écrit qui ne porte pas le caractère d'une gravité rigide. Voilà le tour de son esprit, son goût ne va pas plus loin, et n'influe nullement sur ses moeurs et sur son coeur. La Reine de Navarre n'était pas ainsi tournée.

tuationen, gerade so wie eine Komödie Molieres; wenn aber Lafontaine die Handlung oft einen Schritt weiter führt als Moliere, so darf man nicht vergessen, daß dem dramatischen Dichter, der Natur der Sache nach, weniger erlaubt seyn darf, als dem erzählenden, und daß dieser eine Begebenheit gar wohl bis auf den Moment bringen kann, den jener nur errathen läßt.

Alle Lebensbeschreiber unsers Dichters stimmen darinne überein, daß er ein sehr ehrbarer Mann war. Nie entschlüpfte ihm in der Gesellschaft etwas freyes oder zweydeutiges, und wenn man es versuchte, ihn auf diesen Ton zu stimmen, wich er sorgfältig aus. Gegen das weibliche Geschlecht war er voll Achtung und Ehrfurcht. Als in einer gefährlichen Krankheit sein Beichtvater von ihm verlangte, daß er seine Erzählungen verdamme, versicherte er, sie nie für gefährlich oder unsittlich gehalten zu haben. Irgendwo sagt er selbst:

J'ai servi des beautés de toutes les façons;
Qu'ai-je gagné? Très peu de chose; Rien.
Je m'aviserais sur le tard d'être cause
Que la moindre de vous commit le moindre mal? — —
Voyez un peu la belle affaire!
Ce que je n'ai pas fait, mon Livre irait le faire?

Lafontaine schrieb diese Erzählungen offenbar in der Unschuld und Reinheit seines Herzens, und rechnete auf Leser von ähnlicher Art, auf Leser, die sich an dem komischen Gange einer Handlung, an belustigenden Situationen, unerwarteten Ereignissen, mit einem Worte an allen dem, was das Lustspiel zu einem Gegenstande unschuldigen Vergnügens macht, vergnügen könnten, ohne mit ihrer Einbildungskraft an dem hängen zu bleiben, was sich nur eine verdorbene Einbildungskraft ausmahlen darf.

So oft auch Lafontaine die Geschichte glücklich gelungener Verführung erzählt, so würde man doch sehr unrecht haben zu behaupten, daß er der Verführung, oder daß er überhaupt dem Laster das Wort rede. Man muß vielmehr sagen, daß er immer auf der Seite der Natur ist. Denn er zeigt auch in dieser Gattung den ihm eigenthümlichen Charakter einer Naivetat, die aus Unschuld und Wohlwollen fließt. Unbekümmert um die willkührlichen Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, begünstigt er nichts als die Gesetze der Natur. Zärtliche Liebe, meynt er, sollte immer belohnt werden, und es sollte keine Pflicht geben, diejenigen zu lieben, die um ihrer Laster, ihrer Gefühllosigkeit und ihrer Thorheiten nur Haß und Verachtung verdienen. Wo also der Zwang eines drückenden Rechtes, oder vielmehr eines Unrechtes, das sich den Schein der Rechtmäßigkeit giebt, dem freyen Gange der Natur willkührliche Schranken

setzt, da überspringt sie die Kühnheit, und die List untergräbt sie. Sehr selten hingegen, oder vielleicht nie, läßt er die List gegen Rechtschaffenheit und Tugend streiten; nur gegen diejenigen Laster, welche den Genuß des Lebens stören, den Geiz, das Mistrauen, die Selbstsucht ist sie in einem unabläßigen Streite begriffen. Bald läßt er die Unternehmungen schadenfroher Bosheit vereiteln; bald die zärtliche Liebe über die Wachsamkeit eifersüchtiger Männer siegen; bald läßt er den Stolz, die Ruhmredigkeit und eine thörigte Zuversicht auf eigne Klugheit bestrafen; die meisten Erzählungen aber sind gegen den Wahn gerichtet, als ob die Tugend durch Zwang und Härte gesichert werden könne. *ii*) Daß hiebey keine Muster von Tugend aufgestellt werden konnten, versteht sich von selbst; der Dichter schildert das Leben und den Menschen wie es ist, und auch diese Art von Gemählden hat ihr Verdienst. Von allen den Angeln, um welche sich die Begierden der Menschen drehn, ist die Liebe unstreitig eine der mächtigsten, und unter allen anziehenden Verhältnissen ist das Verhältniß des Liebhabers zu der Geliebten, des Mannes zu der Frau das anziehendste und häufigste. Gleichwohl scheitert

ii) Le Berceau:

Ne gênez point, je vous en donne avis
Tant vos enfans, ô vous peres et meres,
Tant vos moitiés, vous époux et maris:
C'est où l'amour fait le mieux ses affaires.

die Klugheit und die Billigkeit an keinen Verhältnissen so oft, als an diesen. Durch Lehren jene Tugenden befördern zu wollen, würde in den meisten Fällen Thorheit seyn; Beyspiele können besser wirken. Mit lachendem Munde sagt der Erzähler dem Eifersüchtigen, dem Geizigen, dem strengen Ehemanne die Wahrheit und hält ihm einen Spiegel vor, in welchem er ohne Verdruß die beschämenden Folgen seiner eignen Thorheiten, unter einem fremden Namen, erblickt. Er hat demnach mit dem komischen Dichter einerley Zweck. Je mehr er, in seiner Gattung, mit diesem wetteifert, je wahrscheinlicher, je lebhafter, je interessanter seine Darstellung ist, desto sichrer wird er zu seinem Zwecke gelangen.

Daß wir, bey diesem Versuche einer Rechtfertigung, unserm Dichter keine andern Gesinnungen beylegen, als die, welche wirklich in seinem Herzen lagen, zeigt, in dem größern Theile seiner Erzählungen, die Züchtigkeit seines Ausdrucks und die Sittsamkeit, mit welcher er, bey einem solchem Stoffe, verführerischen Beschreibungen aus dem Wege geht. Vielleicht würde man noch richtiger sagen, er treffe sie gar nicht auf seinem Wege an. In dem Bewußtseyn seiner eignen Reinheit verbirgt er zwar das nicht, was eine erkünstelte Dezenz zu umgehn gebietet; aber er ist eben so weit entfernt von der Rohheit, welche eine schlüpfrige Einbildungskraft durch ausgeführte Gemählde befriedigt, als von der Kunst, sie, mit scheinbarer

Achtung gegen die Regeln der Zucht, durch ſparſam verhüllte Gruppen zu reizen. Die ſchalkhaften Stellen ſind daher in den Erzählungen dieſes naiven Dichters ziemlich ſelten.

Aus jener Unſchuld der Denkungsart, und aus dem Wohlwollen, mit welchem ſich Lafontaine der Natur gegen den drückenden Zwang der Künſteley annimmt, entſpringt auch in dieſen Gedichten eine Naivetät, welche keiner ſeiner Nachahmer zu erreichen im Stande war. Lafontaine ſelbſt aber übertraf noch ſein Muſter, Clement Marot, durch eine edlere Naivetät, ſo wie durch poetiſche Schönheiten. Er iſt Marot in einem gebildetern Zeitalter; eben ſo einfach, ſo anſpruchslos, ſo ſorglos, aber um vieles gedrängter und oft geiſtreicher. Was iſt naiver als die Unterredung des Cocu battu et content mit ſeiner Frau

— ma mie
Quand nous pourrions vivre cent ans encor,
Ni vous, ni moi n'aurions de notre vie
Un tel Valet: c'eſt ſans doute un tréſor.
Dans notre bourg je veux qu'il prenne femme:
A l'avenir traitez l'ainſi que moi.
Pas n'y faudrai, lui repartit la Dame;
Et de ceci je vous donne ma foi.

oder die Bemerkungen die er im Belphegor über die Förmlichkeit eines Heyrathscontraktes macht:

ôtez d'entre les hommes
La ſimple foi, le meilleur eſt ôté.
Nous nous jettons, pauvres gens que nous ſommes,
Dans les procès en prenant le revers.

— — — —

Solemnités et loix n'empêchent pas
Qu'avec l'Hymen l'Amour n'ait des débats:
C'eſt le coeur ſeul qui peut rendre tranquille;
Le coeur fait tout, le reſte eſt inutile.
Qu'ainſi ne ſoit, voyons d'autres états.
Chez les amis tout s'excuſe, tout paſſe;
Chez les amans tout plaît, tout eſt parfait:
Chez les Epoux tout ennuye et tout laſſe.
Le devoir nuit, chacun eſt ainſi fait.

oder wenn er in der Geſchichte eines alten Richters, der ein junges Mädchen heyrathet, ſagt:

Tel fait métier de conſeiller autrui
Qui ne voit goutte dans ſes propres affaires.

oder wenn er von einer Sultanstochter erzählt, daß ſie heimlich geliebt habe, und hinzuſetzt:

Filles de ſang royal ne ſe déclarent guères;
Tout ſe paſſe en leur coeur; cela les fâche bien:
Car elles ſont de chair ainſi que les bergeres.

oder wenn er den aufrichtigen Schmerz eines Mannes um ſeine Geliebte beſchreibt und ſagt;

Le pauvre homme en pleura,
Se plaignit, gémit, ſoupira,
Non comme qui perdrait ſa femme:
Tel deuil n'eſt bien ſouvent que changement d'habits;
Mais comme qui perdrait tous ſes meilleurs amis,
Son plaiſir, ſon coeur et ſon âme.

oder wenn er über die Tugend in den Klöſtern Betrachtungen anſtellt:

Le voile n'eſt le rampart le plus ſûr
Contre l'amour, ni le moins acceſſible,
Un bon mari, mieux que grille ni mur,
Y pourvoira ſi pourvoir eſt poſſible;
C'eſt à mon ſens une erreur trop viſible,
A des parens pour ne dire autrement,
De préſumer, après qu'une perſonne,
Bongré, malgré, s'eſt miſe en un couvent,
Que Dieu prendra ce qu'ainſi l'on lui donne.
Abus, abus; je tiens que le malin
N'a revenu plus clair et plus certain.
(Sauf toutefois l'aſſiſtance divine.)
Encore un coup, ne faut qu'on s'imagine
Que d'être pure et nette de pêché
Soit privilège à la quimpe attaché.
Nenni da, non; je prétens qu'au contraire
Filles du monde ont toujours plus de peur
Que l'on ne donne atteinte à leur honneur.

La raiſon eſt, qu'elles en ont affaire.
Moins d'ennemis attaquent leur pudeur.
Les autres n'ont pour un ſeul adverſaire;
Tentation, fille d'oiſiveté,
Ne manque pas d'agir de ſon coté:
Puis le deſir, enfant de la contrainte.
Ma fille eſt Nonne. Ergo c'eſt une Sainte.
Mal raiſonné. Des quatre parts les trois
En ont regret et ſe mordent les doigts,
Font ſouvent pis; au moins l'ai-je ouï dire:
Car pour ce point je pacle ſans ſavoir etc.

In den meiſten und beſten ſeiner Erzählungen ſpricht Lafontaine in dem Tone eines Weltmannes, welcher eine Geſellſchaft mit einer entſchiedenen Ueberlegenheit der Einbildungskraft und des Witzes unterhält, aber dabey die Beſcheidenheit beſitzt, das Vergnügen, welches ſeine Unterhaltung andern verſchafft, einzig nur alleine dem Stoff, den er von andern entlehnt hat, nicht der Form, die ſein Geiſt demſelben ertheilt, zuzuſchreiben. So erſcheint er nicht nur von allen Anſprüchen, ſondern auch von jener Aengſtlichkeit frey, die das Gemüth des Erzählers zu feſſeln pflegt, wenn er weniger aus innerm Drang als aus Abſicht, weniger aus Wohlwollen als aus Eitelkeit erzählt. Lafontaine zeigt eine ſo vollkommene Freyheit in dem Vortrage ſeiner Geſchichten, daß er mit ſeinem Stoffe nur zu ſpielen ſcheint. Iſt dieſer Stoff in der einen

oder der andern Rücksicht mangelhaft, so verbirgt er es nicht. Er scherzt über diese Mängel und macht den Leser darauf aufmerksam. Was kümmert es ihn? Er kann nicht ändern, was ihm die glaubwürdige Tradition seiner Quellen so und nicht anders überliefert hat.

Die Naivetät des Vortrags wird bisweilen durch die Sprache selbst unterstützt. Lafontaine bedient sich in vielen und, wie es mir scheint, in den besten seiner Erzählungen des style Marotique, welcher — unabhängig von der ihm eigenthümlichen Energie — die Einbildungskraft in ein Zeitalter versetzt, in welchem die Sitten durch Dezenz weniger entstellt waren und die Natur ihre Ansprüche gegen die Kunst besser behauptete. Ob indeß gleich dieser Styl für die komische Erzählung recht eigentlich gemacht zu seyn scheint, so begreift man doch leicht, daß die Unterdrückung des Artikels, der Gebrauch einiger energischen Wendungen und Inversionen, die Wiederaufnahme einiger veralteten, durch die Laune späterer Zeiten verbannter Wörter, keineswegs hinreicht, einem komischen Stoffe die Naivetät zu geben, die in Lafontaines Erzählungen herrscht. Die Sprache harmonirt mit dem Geiste des Dichters, aber von diesem Geiste abgesondert, würde sie uns eher ungebildet als naiv scheinen *kk*).

kk) Comme pour manier avec grâce un style naif, il faut être naif-soi-même, et que rien n'est plus rare que la naï-

So sehr nun aber Lafontaines Erzählungen an Feinheit des Scherzes, an liebenswürdiger Munterkeit, an Leichtigkeit und Anmuth alles was nach ihm in dieser Gattung gedichtet worden bey weitem übertreffen, so kann man doch keineswegs leugnen, daß die Behandlung des Stoffes in einigen Fällen einen noch höhern Grad von Vollkommenheit erlauben würde. Bisweilen hat ihn die Furcht, seine Leser durch Ausführlichkeit zu ermüden, bisweilen das Bestreben, einen Gegenstand nur von einer belustigenden Seite zu zeigen, abgehalten, seinen Erzählungen alles das Interesse zu geben, dessen sie bey einer ausführlichern oder ernsthaftern Behandlung hätten theilhaft werden können.

Diese Behauptung würde allzu kühn scheinen, wenn sie nicht durch einen Beweis unterstützt werden könnte, der sich durch die Vergleichung einiger Erzählungen Lafontaines mit ihren Originalen führen läßt.

Jedermann kennt den Joconde, welchen Lafontaine dem Ariost nacherzählt hat. Der italiänische Dichter hat diese Novelle in dem acht und zwanzigsten Buche des rasenden Roland einem Wirthe in den

---

veté, Lafontaine est le seul poëte qui ait excellé dans cette imitation. *Marmontel* Elem. de L. Tom. IV. p. 334.

Mund gelegt, der sie einem Ritter erzählt, um darzuthun, daß es keine ehrbaren Weiber gebe. Der Ton der Erzählung ist ernsthaft, und ich glaube, daß Arioſt hieran recht gethan habe, obgleich Boileau andrer Meynung ist: denn es ist der Natur der Sache angemessen, daß ein gemeiner Mann in der Unterredung mit einem Vornehmen aus einem gesetzten Tone rede. Außerdem scheint es mir auch, als ob die Geschichte, weit entfernt durch den Ernst des Vortrags zu verliehren, gerade dadurch den Schein einer grössern Glaubwürdigkeit erhalte, und daß eine gewisse Leerheit, die man hier und da in Lafontaines Erzählung fühlt, von dem lustigen Tone derselben herrühre, der ihm nicht erlaubte, die interessantesten Momente der Handlung sorgfältiger auszuspinnen. Diese Leerheit ist unter andern — damit ich nichts von der Exposition der Handlung sage, die beym Arioſt um vieles wahrscheinlicher ist — sehr fühlbar in der Geschichte der Trennung Jocondens von seiner Gemahlin, einem Hauptpunkte der Begebenheit, bey welchem Arioſt dem Leser so vollkommen Genüge thut. Die Rede, welche der französische Dichter dem treulosen Weibe in den Mund legt, ist gar nicht der Natur gemäß; denn da sie die Entfernung ihres Mannes im Herzen wünscht, wird sie sich hüten etwas zu sagen, das nicht sowohl sein Mitleiden, über welches Herr zu werden ihm männlich dünken muß, als vielmehr seine Treue in Anspruch nimmt; und es sei-

ner Ehrliebe leicht zur Pflicht machen könnte bey ihr zu bleiben:

Mais ce n'eſt plus le tems, tu ris de mon amour:
Va cruel, va montrer la beauté ſingulière;
Je mourrai, je l'eſpere avant la fin du jour.

In folgenden Zeilen hört man allzu ſehr den Dichter, der ſeine Leſer beluſtigen will:

L' Hiſtoire ne dit point, ni de quelle maniere
Joconde put partir, ni ce qu'il répondit,
Ni ce qu'il fit, ni ce qu'il dit;
Je m'en tais donc auſſi, de crainte de pis faire.
Diſons que la douleur l'empêcha de parler:
C'eſt un fort bon moyen de ſe tirer d'affaire.

Wie vortreflich iſt dagegen beym Arioſt die Unterredung Jocondens, aus welcher ich nur Einen intereſſanten Zug anführe

Deh vita mia non piangere, (le dice
Giocondo, e ſeco piagne egli non manco.)

und die meiſterhafte Beſchreibung zärtlicher Liebe, die gegen die Zeit des Abſchieds immer höher und höher zu ſteigen ſcheint:

Piacque il dono al marito ed accettolo;
Non perche dar ricordo gli convenga;
Che nè tempo, nè aſſenza mai dar crollo
Nè buona o ria fortuna, che gli avenga,

Potrà a quella memoria ſalda, e forte,
Ch'a di lei ſempre e avrà dopo la morte.

La notte ch'andò innanzi a quella Aurora,
Che fu il termine eſtremo alla partenza,
Al ſuo Giocondo par, ch' in braccia mora
La moglie, e che n'a toſto da ſtar ſenza.
Mai non ſi dorme; e innanzi al giorno un ora
Viene il marito all' ultima licenza etc.

Statt deſſen begnügt ſich Lafontaine mit einer kurzen Anzeige des Facti — Joconde partit donc; und die Leichtigkeit, mit welcher er über einen ſo wichtigen und weſentlichen Punkt hinwegeilt, wirft einen Schein von Leichtſinn auf ſeinen Helden, der ſich mit dem folgenden ganz und gar nicht verträgt. Mit derſelben Eilfertigkeit verfährt er auch bey dem nächſten Moment, und als Joconde in ſein Haus zurück kömmt

Sans rencontrer perſonne et ſans être entendu,
Il monte dans ſa chambre, et voit près de la Dame
Un lourdaut de Valet ſur ſon ſein étendu.
Tous deux dormaient.

Dieß würde kaum für eine Erzählung in Proſa hinreichend ſeyn, welche doch ſchon mehrere Umſtände zuſammenfaſſen darf: für die Poeſie iſt es viel zu oberflächlich und bey weitem nicht lebhaft genug. Wie kam es denn, kann man fragen, daß Joconde ohne einer Seele zu begegnen bis in das Schlafzim-

mer seiner Frau kömmt und dieses offen findet? Arioſt ist diesem Einwande zuvorgekommen. Es war noch in der Dämmerung; jedermann schlief und man durfte keinen Ueberfall fürchten. Um wie viel lebhafter weiß Arioſt die Sache vorzustellen:

Smonta in casa, va al letto; e la consorte,
Quivi ritrova addormentata forte.
La cortina levò senza far motto,
E vide quel che men veder credea;
Che la sua casta, e fedel moglie sotto
La coltre, in braccio a un giovine giacca.

Bey der Beschreibung des Eindrucks, den dieser Anblick auf den Unglücklichen machte, fällt Lafontaine ganz zur Unzeit in den lustigen Ton:

dans cet abord Joconde
Voulut les envoyer dormir en l'autre monde;
Mais cependaat il n'en fit rien:
Et mon avis est qu'il fit bien.
La moins de bruit que l'on peut faire
En telle affaire
Est le plus sûr de la moitié.
Soit par prudence ou par pitié
Le Romain ne tua personne.

Diese Stelle scheint mir Lafontaines in keiner Rücksicht würdig zu seyn. Wie? ein Mann, der seine Frau auf das zärtlichste liebt, der sich auf das zärtlichste geliebt glaubt, sollte in dem Augenblick, wo er

sich auf eine eben so überraschende als schreckliche Weise betrogen sieht, an den Nachtheil denken können, den die Bekanntwerdung seines Schicksals für seine Ehre haben könnte? und ein so nichtswürdiger Grund sollte ihn abgehalten haben, die Betrügerin zu strafen und seinen Zorn abzukühlen? Mag Boileau vernünfteln so viel er will, mein Gefühl sagt mir, daß Ariost die Wahrheit besser getroffen habe, wenn er Joconden seiner Rachsucht aus einer Regung von Liebe entsagen läßt:

Dallo sdegno assalito ebbe talento
Di trar la spada, e ucciderli ambedui;
Ma dall'amor, che porta al suo dispetto
All ingrata moglier, gli fu interdetto.

und daß es innige gefühlte Wahrheit sey, wenn Joconde sich leise entfernen muß, um seinem treulosen Weibe die Beschämung zu ersparen:

Nè lo lasciò questo ribaldo amore
Destarla pur, per non le dar l'onore,
Che fosse da lui colta in si gran fallo.

Wie hoch hebt diese Delicatesse eines gefühlvollen zärtlichen Herzens den edeln Römer, den Lafontaine ohne allen wahren Vortheil in unsern Augen herabsetzt! Ja durch die Art, wie sein Gram beschrieben wird, wird er uns ganz verächtlich:

Bien souvent il s'écrie au fort de son chagrin:
Encor si c'était un blondin;

Je me consolerais d'un si sensible outrage;
Mais un gros lourdaut de Valet!
C'est à quoi j'ai plus de regret;
Plus j'y pense et plus j'en enrage.

So kann ein Mann nicht sprechen, der einen tiefen Kummer im Herzen nährt; oder wenn er so spräche, würden wir unser Mitleiden nicht an ihm verschwenden. Man sehe nur, wie es Ariost dagegen macht. Als Joconde zu seiner Gesellschaft zurückkömmt, bemerkt jedermann eine große Verändrung an ihm. Man sieht, daß er tief bekümmert ist; aber da niemand sein Geheimniß errathen kann, glaubt man natürlicher Weise, daß es bloß die Liebe zu seiner Gemahlin und der Schmerz über die Trennung von ihr ist, was ihn so heftig bekümmert. Sein Bruder will ihn trösten, da er aber in demselben Irthume steht, wie die übrigen:

Di contrasto liquor la piaga gli unge,
E dove tor dovria, gli accresce doglie,
Dove dovria saldar, più l'apre, e punge;
Questo gli fa col ricordar la moglie.

Welch' eine glückliche Situation und wie ganz in der Natur! und wer zieht nicht das Vergnügen, welches eine solche Wahrheit verschafft, dem Vergnügen an einigen belustigenden Einfällen vor? Erst am Schlusse der Erzählung erscheint Lafontaine in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Die Rede, die er dem Könige in

den Mund legt, nachdem dieser durch eine Menge Versuche überzeugt worden, daß seine Gemahlin nicht schlimmer, ja vielleicht noch etwas besser sey als andre Weiber, hat wegen der Fülle von Wohlwollen, die sich darinne ausdrückt, etwas rührendes und erfreuliches, und beschließt die Reihe der Abentheuer auf eine vollkommen befriedigende und genügende Weise.

Si nos femmes sont infideles
Consolons nous; bien d'autres le sont qu'elles.
La constellation changera quelque jour:
Un tems viendra que le flambeau d'amour
Ne brulera le coeur que de pudiques flammes:
A present on dirait que quelqu'astre malin
Prend plaisir aux bons tours des maris et des femmes.

— — — — — —

Ainsi que bons Bourgeois achevons notre vie,
Chacun près de sa femmes et en demeurons-là.
Peut être que l'absence, ou bien la jalousie
Nous ont rendu leurs coeurs, que l'Hymen nous ôta.
Astolphe rencontra dans cette prophétie.
Nos deux avanturiers au logis rétournés
Furent très-bien reçus, pourtant un peu grondés,
Mais seulement par bienséance.
L'un et l'autre se vit de baisers régalée.

On se récompensa des pertes de l'absence.
Il fut dansé, sauté, ballé:
Et du Nain nullement parlé,
Ni du Valet, comme je pense.
Chaqu' époux s'attachant auprès de sa moitié
Vecut en grand soulas, en paix, en amitié,
Le plus heureux, le plus content du monde.
La Reine à son devoir ne manqua d'un seul point:
Autant en fit la femme de Joconde:
Autant en font d'autres qu'on ne sait point.

Eine andre Erzählung Arioſts, (cant. XLIII.) welche der Coupe enchantée zum Grunde liegt, iſt, ſoviel ich urtheilen kann, durch den komiſchen Anſtrich, den ihr der franzöſiſche Dichter gegeben hat, ganz und gar verdorben worden. Was beym Arioſt eine intereſſante, rührende Geſchichte iſt, iſt beym Lafontaine zur Hälfte wenigſtens ein ziemlich froſtiger Scherz. Ich kann es dieſem letztern nicht vergeben, daß er die Heldin der Geſchichte, für die er uns doch intereſſiren will, gleich im Anfange, ohne allen Grund, oder nur um in ihrem Portrait einige beluſtigende Züge anzubringen, als eine kleine Heuchlerin ſchildert; und ihr, nachdem ſie durch die unverzeihliche Thorheit ihres Mannes zu einem Fehltritte verleitet worden iſt, eine Rede in den Mund legt, die einer reuevollen, tugendhaften Frau durchaus nicht geziemt:

J'ai, dit-elle, commis un crime inexcusable;

Mais quoi? ſuis-je la ſeule? hélas, non peu
d'époux
Sont exemts, ce dit-on, d'un accident ſemblable:
Que le moins entaché ſe moque un peu de vous:
Pourquoi donc être inconſolable?

Arioſt hat ſeinen Vortheil beſſer verſtanden. Weit entfernt, die Tugend der Frau ſeinen Leſern durch einen Grundzug ihres Charakters verdächtig zu machen, ſchildert er ſie vielmehr als eine rechtſchaffne und liebenswürdige Frau, die nie zu dem mindeſten Argwohn Veranlaſſung gegeben hatte, bis ſich ihr Mann verführen ließ, ſie auf eine gefährliche Probe zu ſtellen. Dieſe ſchlägt zu ihrem Nachtheil aus; und ob es gleich nicht bis zur That gekommen iſt — ein Umſtand, in welchem Lafontaine zum großen Nachtheil der Erzählung von ſeinem Original abweicht — ſo iſt doch ſchon der erſte Schritt hinreichend, das Herz der Unglücklichen mit Scham und Unmuth zu erfüllen. *11*) Dieſes drückende Gefühl verwandelt ſich bald in Haß gegen ihren Mann, deſſen Thorheit ihr das Bewußtſeyn der Unſchuld entriſſen hat; ſein Anblick wird ihr unerträglich und ſie nimmt ihre Zuflucht zu einem, der ſie ehedem geliebt, und unter deſſen angenommener Geſtalt ihr Gemahl ſie auf die Probe ge-

11) Ben la vergogna e oſſai, ma più le ſdegno;
Ch'ella ha da me veder farſi quell' onta;
E moltiplica ſi ſenza ritegno,
Ch' in ira al fine, e in crudele odio monta.

ſtellt hat. In dem Herzen des letztern erwacht nun ſeine ganze vorige Liebe; er bereut ſeine Thorheit und glaubt vor Gram zu vergehn. Einen kleinen Troſt verſchafft ihm eine bezauberte Schale, die ihn, indem ſie den Männern die Untreue ihrer Weiber anzeigt, eine Menge Unglücksgenoſſen kennen lehrt. Auch den tapfern Rinald hatte er zu dieſem Verſuche eingeladen, und da dieſer zu klug iſt, um eine Probe anzuſtellen, die ihm ſeine Ruhe rauben könnte, ſtürzt ein Strom von Thränen über die Wangen des unglücklichen Mannes, der nun ſeine Thorheit doppelt fühlt: Sia maladetto, ruft er aus:

Sia maladetto chi mi perſuaſe,
Ch'io faceſſi la prova, oimè, di ſorte,
Che mi levò la dolce mia conſorte.
Perchè non ti conobbi già dieci anni
Sì ch'io mi foſſi conſigliato teco?
Prima che cominciaſſero gli affanni,
E'l lungo piango, ond'io ſon quaſi cieco.

Indem der Dichter auf dieſe Ausrufung die Erzählung des ganzen Abentheuers folgen läßt, ſo erregt er die Erwartung des Leſers auf eine ſehr geſchickte Weiſe, und übertrifft ſchon in dieſer Rückſicht ſeinen Nachfolger, der ohne Vorbereitung den Anfang ſeiner Erzählung mit dem Anfange der Geſchichte macht, und ſogar noch etwas früher anfängt, als es nöthig geweſen wäre.

Am meiſten iſt aber unſerm Dichter der Schluß ſeiner Erzählung mislungen. Calliſte, dieß iſt der Name der Frau, bittet, wie wir oben geſehn haben, ihren Mann um Verzeihung, und er ſagt ihr dieſelbe zu, wenn er vorher eine Armee betrogner Ehemänner gefunden haben werde. Die bezauberte Schale muß ihm zur Ausführung dieſes Vorhabens dienen, und die Zahl ſeiner Rekruten iſt ſehr bald voll. Wie weit ſteht dieſer Scherz dem Ernſte des Italieners nach! und wie widrig fällt hauptſächlich der unedle Leichtſinn der Rede auf, mit welcher Damon ſeine Gäſte anzureden pflegt:

Ma femme, leur dit-il, m'a quitté pour un autre;
Voulez-vous ſavoir ſi la vôtre
Vous eſt fidèle? Il eſt quelquefois bon
D'apprendre comme tout ſe paſſe à la maiſon.
En voici le moyen; bûvez dans cette taſſe.
Si votre femme de ſa grace
Ne vous donne aucun ſuffragant,
Vous ne répandrez nullement.
Mais ſi du Dieu, nommé Vulcan,
Vous ſuivez la baniere, étant de nos confreres
En ces redoutables myſteres,
De part et d'autre la boiſſon
Coulera ſur votre menton.

Unter

Unter Läfontaines übrigen poetiſchen Arbeiten, die mit einer für den Ruhm des Dichters nicht ſehr vortheilhaften Sorgfalt geſammelt worden ſind, findet man einige Opern, welche ganz und gar kein Glück gemacht haben, und einige Comödien. Von den letztern hat ſich eine, Le Florentin, auf dem Theater erhalten. Ihr Werth beſteht in einer einzigen Scene, in welcher ein junges Mädchen ihrem eiferſüchtigen Vormunde, der ſie in der Geſtalt eines Verwandten ausforſchen will, eine Intrigue erzählt, die ſie mit einem jungen Liebhaber angeſponnen hat. Dieſe Scene, welche faſt nichts als eine Erzählung liſtiger Streiche enthält, konnte dem Verfaſſer der komiſchen Erzählungen nicht mislingen. Aber die Anlage des Stücks iſt ſehr unbedeutend, die Entwickelung ohne alle Kunſt und der Schluß unbefriedigend. Ein anderes Luſtſpiel: Je vous prends sans verd; hat nicht einmal das Verdienſt einer einzigen glücklichen Scene, ſondern die ganze Anlage, die einzelnen Situationen und die Charaktere, alles iſt gleich kraftlos und unbedeutend. Man darf ſich wohl nicht wundern, daß es einem Dichter, deſſen Einbildungskraft faſt blos durch die Vorſtellung des Details belebt wurde, in einer Gattung mislang, in welcher die Erfindung der Anlage das Wichtigſte iſt.

Eben ſo wenig darf man ſich wundern, wenn man in ſeinen Elegien den Ton der Elegie vermißt und dafür hin und wieder den Ton der komiſchen Erzäh-

lung findet. Lafontaine wußte nicht was Empfindsamkeit ist, und es ist wahrscheinlich, daß er die Liebe, welcher seine Elegien gewidmet sind, nie von ihrer idealischen Seite gekannt hat. Nur in einem einzigen Gedichte dieser Gattung, in welchem er das traurige Schicksal seines unglücklichen Wohlthäters beklagt, tönt die Sprache wahrer Empfindung aus einem edeln, der Dankbarkeit gewidmeten, von Mitleid erfülltem Herzen. Diese schöne Elegie, in welcher Lafontaine seinem Charakter ein bleibendes Denkmal gestiftet hat, und die nur den wenigsten unsrer Leser bekannt seyn dürfte, wird der beste Beschluß dieser Abhandlung seyn:

Remplissez l'air de cris en vos grottes profondes,
Pleurez, Nymphes de Vaux, faites croître vos ondes;
Et que l'Angueüil enflé ravage les trésors
Dont les regards de Flore ont embelli ses bords.
On ne blamera pas vos larmes innocentes:
Vous pouvez donner cours à vos douleurs pressantes;
Chacun attend de vous ce devoir généreux;
Les Destins sont contens, Oronte est malheureux.
Vous l'avez vû naguère au bord de vos fontaines,
Qui, sans craindre du sort les faveurs incertaines,
Plein d'éclat, plein de gloire, adoré des mortels,
Recevoir des honneurs qu'on ne doit qu'aux Autels.

Hélas qu'il eſt déchû de ce bonheur ſuprême!
Que vous le trouveriez différent de lui-même!
Pour lui les plus beaux jours ſont de ſecondes nuits:
Les ſoucis dévorans, les regrets, les ennuis,
Hôtes infortunés de ſa triſte démeure,
En des goufres de maux le plongent à toute heure.
Voilà le précipice où l'ont enfin jetté
Les attraits enchanteurs de la proſpérité.
Dans les Palais des Rois cette plainte eſt commune;
On n'y connait que trop les jeux de la fortune,
Ses trompeuſes faveurs, ſes appas inconſtans:
Mais on ne les connaît que quand il n'eſt plus tems.
Lorsque ſur cette mer on vogue à pleines voiles,
Qu'on croit avoir pour ſoi les vents et les étoiles,
Il eſt bien mal-aiſé de reglet ſes deſirs;
Le plus ſage s'endort ſur la foi des Zéphirs.
Jamais un favori ne borne ſa carriere;
Il ne regarde pas ce qu'il laiſſe en arriere;
Et tout ce vain amour des grandeurs et du bruit,
Ne le ſaurait quitter qu'après l'avoir détruit.
Tant d'exemples fameux que l'Hiſtoire en raconte,
Ne ſuffiſaient-ils pas ſans la perte d'Oronte?
Ha! Si ce faux éclat n'eût pas fait ſes plaiſirs!
Si le ſéjour de Vaux eût borné ſes deſirs!
Qu'il pouvait doucement laiſſer couler ſon âge!

Vous n'avez pas chez vous ce brillant équipage,
Cette foule de gens, qui s'en vont chaque jours
Saluer à longs flots le Soleil de la Cour:
Mais la faveur du Ciel vous donne en récompenſe
Du repos, du loiſir, de l'ombre et du ſilence,
Un tranquille ſommeil, d'innocens entrétiens,
Et jamais à la Cour on ne trouve ces biens.
Mais quittons ces penſers, Oronte nous apelle.
Vous dont il a rendu la demeure ſi belle,
Nymphes, qui lui devez vos plus charmans appas,
Si le long de vos bords Louis porte ſes pas,
Tâchez de l'adoucir, fléchiſſez ſon courage;
Il aime ſes ſujets, il eſt juſte, il eſt ſage;
Du titre de clément rendez-le ambitieux:
C'eſt par-là que les Rois ſont ſemblables aux Dieux.
Du magnanime Henri qu'il contemple la vie;
Dès qu'il put ſe venger, il en perdit l'envie.
Inſpirez à Louis cette même douceur;
La plus belle victoire eſt de vaincre ſon coeur.
Oronte eſt à preſent un objet de clémence:
S'il a crû les conſeils d'une aveugle puiſſance,
Il eſt aſſez puni par ſon ſort rigoureux;
Et c'eſt être innocent que d'être malheureux.

Ueber die Begriffe von Prosa und Rhetorik.

„Man nennt zwar jede Rede, sagt Sulzer, die weder ein bestimmtes Sylbenmaaß, noch metrische Einschnitte hat, Prosa; und dennoch scheint es, daß der Charakter des prosaischen Vortrages nicht blos hievon abhange, weil man auch gewisse Verse prosaisch, und einen gewissen Vortrag, dem Sylbenmaaß und Metrum' fehlen, poetisch nennt.“ Diesem zufolge setzt Sulzer den eigentlichen Charakter der Prosa in den Mangel des Poetischen der Sprache, so weit dieses vom Sylbenmaaße unabhängig ist. Dieses Poetische der Sprache aber (poesie du stile) findet er in »dem besondern Gepräge, was die Sprache, sowohl durch das poetische Genie überhaupt bekommt, als auch besonders durch die Art von Laune oder Begeisterung, darin sich der Dichter jedesmal befindet.“

Hiernächst werden einzelne Merkmale angegeben, woran man dieses besondere Gepräge erkenne; als: kühne Tropen, malerische Ausdrücke, ungewöhnliche Wendungen und Stellungen der Wörter u. dergl.

Durch diese Erörterungen aber wird der allgemeine Begriff von Poesie und Prosa nicht deutlich gemacht. Abgesehen davon, daß man nicht einsieht, wie die genannten Eigenschaften des Ausdrucks aus dem Begriffe von Poesie folgen, und warum sie nicht auch einer prosaischen Rede vergönnt seyn sollten; so ist doch dadurch die eigentliche Natur dessen, was Poetisch und Prosaisch heißt, nicht bestimmt. Denn dieses liegt nicht bloß in dem Ausdrucke, sondern auch in den ausgedrückten Vorstellungen. Man redet auch von poetischen und prosaischen Gedanken.

Daß sich Sulzer den allgemeinen Begriff von Poesie und Prosa nicht völlig entwickelt gedacht habe, siehet man auch daraus, daß er es für unmöglich hält, alle Wirkungen des poetischen Geistes auf die Sprache anzugeben, oder wohl gar die Grenzen zu bestimmen, wo die gemeine Sprache aufhört und die poetische anfängt.

Neuere Philosophen haben sich diese Begriffe so gedacht. Ein Gedicht in weiterer Bedeutung heißt ihnen eine vollkommne sinnliche Rede, und wenn dieselbe überdem noch Sylbenmaaß hat, so ist sie ein Gedicht in engerer Bedeutung.

Die Vollkommenheiten aber, deren eine sinnliche Rede, dieser Theorie zufolge, fähig ist, sind die ästhetischen, als: Klarheit, Gewißheit, Lebhaftigkeit, das Rührende, das Fließende u. s. f.

Daß, diesen Begriffen zufolge, ein Gedicht eine vollkommen (gänzlich) sinnliche Rede sey, war ein unüberlegter Einwurf, der keiner Widerlegung bedurfte. Aber auch gegen andere, viel scharfsinnigere Einwürfe haben sich die Urheber jener Erklärungen gründlich gerechtfertigt. Indessen scheint doch noch folgendes zu bedenken zu seyn. Die ästhetischen Vollkommenheiten können auch einer prosaischen Rede zukommen. Eine solche kann auch Klarheit, Gewißheit Lebhaftigkeit haben, kann auch rührend, fließend u. s. f. seyn. Diese Eigenschaften machen also das Wesen der Poesie nicht aus; vielmehr sind sie die Bedingungen ihrer Schönheit. Wenn ein Gedicht schön seyn soll; so müssen ihm die sogenannten ästhetischen Vollkommenheiten zukommen. Aber, Poesie, und schöne Poesie, ist zweyerley; und hier ist die Frage: was überhaupt Poesie, nicht, was schöne Poesie sey?

Kant erklärt in seiner Kritik der Urtheilskraft die Poesie für die Kunst, ein freyes Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäfte des Verstandes zu betreiben; im Gegensatze mit der Beredsamkeit, welche er die Kunst nennt, ein Geschäft des Verstandes als ein freyes Spiel der Einbildungskraft zu betreiben

Der Dichter kündigt, nach dieser Theorie, bloß ein unterhaltendes Spiel mit Ideen an: aber es kommt doch so viel für den Verstand heraus, als wenn er bloß dessen Geschäft zu betreiben die Absicht gehabt hätte; er leistet etwas, was eines Geschäftes würdig ist, nämlich, dem Verstande spielend Nahrung zu verschaffen und seinen Begriffen Leben zu geben.

So wahr dieses alles an sich ist, so kann es doch nicht dazu dienen, das Wesen der Poesie zu bestimmen, und von der Natur der Prosa zu unterscheiden. Denn 1) die Ausdrücke: Geschäft des Verstandes, und: etwas als ein Geschäft des Verstandes ausführen, sind uneigentliche Ausdrücke. Die Begriffe müßten erst noch näher entwickelt werden, wenn man sich etwas Bestimmtes dabey denken sollte. 2) Durch die angegebnen Charaktere wird gar nicht Poesie überhaupt von Prosa, sondern, wie es die Absicht war, die Poesie, als schöne Kunst, von der Beredsamkeit unterschieden.

Indessen geben diese Erörterungen einen Wink, der auf den wahren Gesichtspunkt hindeutet.

Das Geschäft des Verstandes ist zu denken, d. h. die Objekte durch Begriffe vorzustellen; so wie das Geschäft der Sinnlichkeit im Anschauen besteht. Weil nun alle unsere Vorstellungen entweder Anschauungen oder Begriffe sind; so muß eine jede Rede entweder Vorstellungen der erstern, oder der andern Art, oder

beydes zugleich, bey dem Leser oder Zuhörer hervorbringen.

Wenn eine Rede Begriffe hervorbringt, so ist sie hinreichend für den Verstand; wenn sie Anschauungen erweckt, so ist sie darstellend für die Sinnlichkeit; denn ein Objekt darstellen heißt, machen, daß es angeschaut werden kann. Sofern nun eine Rede darstellt, heißt sie poetisch, sofern sie nicht darstellt, prosaisch.

Ein Aufsatz, der bloß Begriffe für den Verstand bezeichnet und erweckt, wie etwa ein Abschnitt aus Wolfs Logik, hat nichts Poetisches an sich. Je mehr aber eine Rede ihre Gegenstände so bezeichnet, daß die Einbildungskraft ein klares, lebhaftes, bestimmtes Bild davon auffassen, sie also anschauen kann, desto poetischer ist sie. Wenn das aber seyn soll, so reicht es nicht hin, daß die Gegenstände, von denen die Rede ist, sinnlich sind; sondern sie müssen auch durch individuelle Merkmale, oder wenigstens durch solche bezeichnet werden, mit denen sich die individuellen natürlich und leicht associiren. Denn nur die Vorstellung eines Objekts durch individuelle Merkmale ist eine Anschauung. Vorstellungen von gemeinsamen Merkmalen der Dinge, als solchen, sind Begriffe. Man kann aber ein einzelnes, sinnliches Objekt, durch bloße gemeinsame Merkmale bezeichnen, und so dasselbe durch bloße Begriffe denken. Wenn ich von dem ältesten bekannten Dichter unter den Griechen rede,

so denke ich den Homer durch bloße Begriffe; alle angegebne Merkmale sind gemeinsame; jedes für sich genommen kömmt auch, außer dem Homer, vielen andern Dingen zu.

Wenn also auch die Objekte einer Rede sinnlich sind, so ist sie darum noch nicht poetisch. Sie wird es aber um so mehr, je mehr sie diese Objekte durch individuelle Merkmale (entweder unmittelbar oder mittelst der Association) bezeichnet, dergestalt, daß die Einbildungskraft diese Merkmale auffassen, sich von den Objekten ein Bild machen, und dieselben also anschauen kann. Folgende Sätze enthalten eine Art von Gradation von dem völlig Prosaischen bis zu dem völlig Poetischen:

1) Ich war unter einem Baume.
2) Ich lag unter einem Baume.
3) Ich lag unter einer Buche.
4) Ich lag unter einer schattigten Buche.
5) — patulae recubans sub tegmine fagi.

Der erste Satz giebt nur die abstrakten Begriffe: Baum, unter einem Baume seyn. Dafür giebt der letzte Satz lauter bestimmte, individuelle Bilder für die Einbildungskraft: Recubare für Seyn; sub tegmine fagi, statt: Unter einer Buche; die breite Buche für einen Baum überhaupt.

Vielleicht findet mancher den angegebnen Begriff schon in dem Worte Poesie. Bekanntlich kömmt das Wort her von ποιεω, Ich mache. Machen aber

bedeutet nicht selten (wie etwa in der Geometrie) so viel als darstellen. Wenigstens ist aus dieser Natur der Poesie begreiflich, warum alle bekannten Völker eher Dichter als Prosaiker haben. Die Sinnlichkeit wird früher entwickelt und in Thätigkeit gesetzt, als der Verstand. Die frühsten Reden also sind ein Produkt der Sinnlichkeit und für die Sinnlichkeit berechnet: sie sind darstellend, folglich poetischer Art. Das gilt von einzelnen Menschen so gut als von ganzen Völkern. Denn diese müssen sich eben so wie jene durch die Kinderjahre zum männlichen Alter hinaufarbeiten.

Will man nun weiter fragen: was schöne Poesie, schöne Prosa sey? so muß man bey der Beantwortung dieser Frage, wie sich versteht, von dem allgemeinen Begriffe der Schönheit ausgehen. Ein Objekt ist schön, sofern die bloße Contemplation desselben Wohlgefallen erweckt. Das Objekt muß uns nicht gefallen weil der Verstand innere Vollkommenheiten darin entdeckt, nicht, weil es nützlich für uns ist, nicht, weil es unsere Sinne auf eine angenehme Art afficirt. Durch das alles wird das Objekt noch nicht schön (obgleich jene Eigenschaften mit der Schönheit verbunden seyn können); sondern der eigenthümliche und unterscheidende Charakteer der Schönheit eines Gegenstandes liegt ganz allein darin, daß die bloße Vorstellung des Gegenstandes mit Wohlgefallen verbunden ist.

Wenn also ein Gegenstand schön seyn soll, so muß die Vorstellung von ihm so beschaffen seyn, daß sie unser Erkenntnißvermögen (Verstand und Sinnlichkeit) in eine angemessene Thätigkeit setzt, worunter ich eine solche verstehe, die weder so gering ist, daß man eine Beschäftigungslosigkeit fühlt, noch auch so groß, daß sie uns die Eingeschränktheit unserer Kraft empfinden läßt. Hieraus folgt: 1) Jedes schöne Objekt muß ein sinnliches seyn, es muß angeschauet werden können; denn sonst bliebe die Sinnlichkeit unbeschäftigt und das gesammte Erkenntnißvermögen wäre in keiner angemessenen Thätigkeit. 2) Jedes schöne Objekt muß auch dem Verstande Nahrung geben: der Verstand muß dabey etwas zu denken finden; weil sonst wieder nicht das ganze Erkenntnißvermögen auf eine angemessene Art beschäftigt würde. Der Verstand hat also an der Hervorbringung und an dem Genusse des Schönen einen wichtigen und wesentlichen Antheil; und wenn alles übrige gleich ist, so ist ein Objekt desto schöner, je mehr es dem Verstande zu denken giebt.

3) Beyde Vermögen, Verstand und Sinnlichkeit, müssen frey und ungehindert wirken; keins von beyden darf, soweit sich mit Bewußtseyn wahrnehmen läßt, durch das andere eingeschränkt werden, die Sinnlichkeit nicht durch den Verstand, und dieser nicht durch die Sinnlichkeit. Wir müssen uns also nie bewußt werden, daß das eine Vermögen nach der

Vorschrift des andern sich zu richten gezwungen werde. Denn das Bewußtseyn eines solchen Zwanges giebt ein Gefühl von der Eingeschränktheit der Kraft, zerstört also die angemessene Thätigkeit des Erkenntnißvermögens, und vernichtet also alle Schönheit.

Es müssen daher:

a) keine Begriffe des Verstandes als gegeben aufgestellt werden, zu denen die Sinnlichkeit Anschauungen suchen soll, um dieselben dadurch darzustellen; wie das etwa bey der Construktion geometrischer Begriffe der Fall ist, wo der Verstand den Begriff vorher aufstellt, und die Einbildungskraft genöthigt wird, ihre Anschauungen so zusammenzusetzen, wie es dieser Begriff vorschreibt. Wenn daher auch insgeheim Begriffe des Verstandes zum Grunde liegen, und der Zweck ist, diese Begriffe durch die angegebnen Anschauungen sinnlich darzustellen, (wie in manchen Allegorien), so muß dieß doch nicht bemerkbar seyn. Vielmehr muß es immer das Ansehen haben, als wenn die Sinnlichkeit völlig sich selbst überlassen wäre, und mit ihren Anschauungen nach Gefallen spielen könnte, ohne sich, mit Bewußtseyn, nach einer Vorschrift des Verstandes in der Zusammensetzung derselben richten zu müssen.

Eben so wenig dürfen auch:

b) Anschauungen als gegeben aufgestellt werden, zu denen der Verstand Begriffe suchen soll, wodurch sie gedacht werden können; wie z. B. geschiehet, wenn

sinnliche Objekte gegeben sind, und, vermittelst der Abstraktion, eine Definition von ihnen gesucht wird. Hier sind Anschauungen vorgeschrieben, und der Verstand ist genöthigt, sich nach ihnen zu richten. Er muß seine Begriffe so zusammensetzen, wie es diese Anschauungen angeben. Er darf nur solche Merkmale in seinen Begriff aufnehmen, die den angeschauten Objekten gemeinschaftlich zukommen.

Wenn also auch insgeheim sinnliche Vorstellungen zum Grund gelegt werden, und der Zweck ist, dieselben deutlich zu entwickeln, dem Verstande von den angeschauten Objekten Begriffe zu geben, oder, ihn darüber zu belehren (wie etwa in einem Lehrgedicht über Naturerscheinungen); so darf dieß doch nicht anders, als ganz unvermerkt geschehen. Es muß immer den Schein haben, als wenn der Verstand bey der Sache nur von ohngefähr etwas zu denken fände, als wenn es gar nicht die Absicht gewesen wäre, ihn zu belehren.

Auf diese Art bleiben beyde Erkenntnißvermögen in einer freyen, mit keinem bemerkbaren Zwange verbundenen Wirksamkeit; und dieses leichte Spiel der Erkenntnißkräfte, diese Thätigkeit derselben, die ihnen zwar hinlängliche Beschäftigung giebt, aber dabey keine fühlbare Anstrengung verursacht; diese ist die Quelle der Lust, womit die Contemplation des Schönen verbunden ist.

Was von allen schönen Objekten überhaupt gilt, muß auch von einer schönen Rede gelten. Eine Rede, sey sie poetisch oder prosaisch, ist nur in sofern schön, als die bloße Contemplation derselben mit Lust verbunden ist: sie muß ein Spiel von Vorstellungen erwecken, was unsre Erkenntnißkräfte auf eine angemessene Art beschäftigt, und was also bloß durch sich selbst Wohlgefallen erzeugt.

Die Theorie von der Schönheit überhaupt ist die Aesthetik; (wenn man ihr den Namen lassen will, den sie von ihrem großen Urheber bekommen hat). Die Theorie von der Schönheit einer Rede überhaupt wäre eine besondere Aesthetik (aesthetica specialis), die uns aber noch fehlt. Sie müßte, nicht von den allgemeinen Bedingungen der Schönheit, nicht von dem handeln, was an allen schönen Objekten ohne Ausnahme vorkömmt; sondern nur von denjenigen Schönheiten, die eine Rede haben kann. Hiebey aber müßte sie sich nicht auf die einzelnen Arten der Reden einlassen, sondern nur im Allgemeinen von den Schönheiten handeln, die einer jeden Rede, sey sie poetisch oder prosaisch, zukommen können. Diese Aesthetik der Reden (für welche man auch einen Namen erst noch suchen müßte) enthielte dann die Theorie der ersten und vorzüglichsten schönen Kunst, der Kunst, schön zu reden (poetisch oder prosaisch); so wie sie auch die Principien für die beyden sogleich noch zu erwähnenden Theorien darbieten würde. Nämlich die

Theorie von der Schönheit der poetischen Reden ist die Poetik, so wie unter der Rhetorik die Theorie von der Schönheit der prosaischen Reden zu verstehen ist.

Jede Rede überhaupt, und jede prosaische insbesondre, kann mündlich vorgetragen werden. Dieser mündliche Vortrag kann auch schön seyn und die Schönheit erhöhen, die in den Gedanken und Ausdrücken der Rede selbst liegt. Die Rhetorik hat daher zwey Theile. Der eine handelt von der innern Schönheit prosaischer Reden, d. i. von der Schönheit derselben, die in den Gedanken und Ausdrücken liegt; der andre aber von ihrer äußern Schönheit, d. i. von denjenigen, die in dem mündlichen Vortrage angetroffen wird. Jeder Theil zerfällt wieder in zwey Abschnitte. Die Theorie von der innern Schönheit handelt nämlich zuerst von der innern Schönheit der prosaischen Rede überhaupt, und sodann von der innern Schönheit jeder Art der prosaischen Reden insbesondre. Eben so enthält die Theorie von der äußern Schönheit prosaischer Reden einen allgemeinen und einen speciellen Theil.

Ende des ersten Stücks.

Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Fünften Bandes zweytes Stück.

Digitized by Google

Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;
nebst
kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften
von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Fünften Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1798.

Digitized by Google

Arabische Dichtkunst

vor

Mohámmed.

Die Araber theilen sich seit den ältesten Zeiten in zwey, ihrer Lebensart nach, ganz verschiedne Klassen, in wandernde Hirten, oder Beduinen, d. i. Bewohner der Wüste, und in Ansäßige, Bewohner der Städte und Dörfer. Diese letztern erreichten zwar schon früh durch eine enger geschloßne bürgerliche Verfassung, und durch den Verkehr mit benachbarten, gleichfalls policirten, Völkerschaften, keinen geringen Grad der Kultur: allein das eigenthümliche Gepräg ihres Charakters wurde dadurch abgeschliffen, und ihre Sitten wurden verändert; indeß die Bewohner der entlegneren Wüsten, von keiner fremden Macht je bezwungen, durch ungeheure, wasserlose Sandstrecken von der übrigen be-

wohnten Welt noch stärker, als durch weite Meere, getrennt, die Sitten ihrer Väter in ihrer unvermischten Reinheit, und ihren eigenthümlichen Charakter in seiner ursprünglichen Originalität und Energie bis auf den heutigen Tag erhielten. Ihre Freyheit höher schätzend, als Reichthümer und Bequemlichkeit, durchziehen sie in einzelnen, unabhängigen Stämmen seit undenklichen Zeiten die unermeßlichen Wüsten zwischen dem Euphrat und dem Nil bis tiefer in die Arabische Halbinsel hinein. Ihre Haabe und ihre Reichthümer sind die Kameel- und Schaaf-Heerden, die auf den dürren Ebnen ihr sparsames Futter finden. Ihre Wohnungen sind Zelte, mit denen sie, so oft ihre zahlreichen Heerden einen frischen Weideplatz bedürfen, von Weibern und Kindern begleitet, von Haide zu Haide wandern. Ihre Verfassung hat sich noch wenig von der ältesten patriarchalischen entfernt. Jeder Stamm ist eine Verbindung verwandter Familien, deren Oberhäupter aus ihrer Mitte sich den tüchtigsten zum Anführer wählen, der mit den Uebrigen Gefahren und Beschwerden theilt. Tapferkeit und Gastfreyheit sind die einheimischen Tugenden unter ihnen.

Unter diesen Hirten-Stämmen der Wüste blühete die Poesie schon in sehr frühen Zeiten. Der Stolz auf ihren alten Ursprung, den sie bis auf die nächsten Nachkommen Noah's zurückeführen, auf

ihre reiche, unvermischte Sprache, und auf ihre nie unterjochte Unabhängigkeit; die zwar nicht an reizenden, aber an großen und wilden Scenen reiche Natur ihres Landes; ferner die einsamen und gefahrvollen Streifereyen in den öden Wildnissen; die steten Kriege der Stämme untereinander; die Rachsucht, mit der jeder das seinem Stamme zugefügte Unrecht zu rächen sucht, und die hieraus entspringende Achtung für Muth und Tapferkeit: alle diese Umstände zusammen mußten bey einem Volk, dessen Phantasie schon vermöge des Himmelsstriches, unter dem es lebt, in hohem Grade lebhaft und feurig ist, den poetischen Geist sehr früh wecken, und diesem eine ganz eigne Richtung geben; und die große Achtung, welche der vom ganzen Stamme genoß, der die Thaten der Tapfern und die Tugenden der Edeln in Liedern besang *), und durch diese auf die späten Nachkommen brachte, mußte jener natürlichen Neigung noch mehr Schwung geben.

*) „Wenn vor Alters in einem Stamme ein Dichter aufstand," sagt Dschelal-ed-din von Osiuth, in seinem historischen Blumengarten, „so kamen von andern Stämmen Glückwünsche; man stellte Gastmahle an; alles wurde festlich geschmückt; die Frauen zogen unter dem Klange der Tamburets den Männern entgegen, und priesen den Stamm glücklich, daß unter ihm ein Dichter aufgestanden sey, der den Ruhm und die Thaten seiner Stammesgenossen durch seine

Fast alle die Dichtungen, die uns aus den Zeiten vor Mohämmed noch übrig sind, gehören diesen Wüstenbewohnern; und den Charakter eines abgesonderten Hirtenvolkes, welches sich in jeder Rücksicht kaum noch über den untersten Grad der Kultur erhoben hat, tragen sie auch vollkommen an sich: in ihnen herrscht bloß der regellose Gang, und der starke Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft. In dem Zustande, in welchem die Urheber dieser Lieder lebten, wirken die Leidenschaften in ihrer vollen Kraft. Es ist da nichts, was sie bezähmen, nichts, was der Einbildungskraft Gränzen setzen könnte. Sie erklären sich gegen einander ohne Zurückhaltung, und handeln in unverstellter Einfalt der Natur. Ihr Gefühl ist tief, sie müßen aber auch stärker gerührt werden; daher entwerfen sie alles mit den stärksten Farben. Aber eben diese Umstände, da sie das hohe Spiel der Phantasie und Leidenschaft so sehr begünstigen, verursachen, daß diese Dichtungen neben allen Unvollkommenheiten roher und ungebildeter Geistesprodukte, auch vieles Anziehende, und selbst manche eigenthümliche Schönheiten haben.

Lieder auf die Nachwelt bringen werde.“ — Derselbe Schriftsteller sagt in einer andern Stelle: „Feverliche Glückwünsche wurden nur dann abgestattet, wenn ein Knabe gebohren wurde, wenn ein Dichter aufstand, und wenn eine Stute ein edles Füllen warf.“

Einen mannigfaltigen Stoff beut zwar die einförmige Lebensart dieser wandernden Hirten nicht dar. Die Tapferkeit derer, die mit Verachtung des eignen Lebens die Weideplätze und die Heerden ihrer Stammesgenossen gegen die Angriffe und Einfälle fremder Stämme vertheidigten, oder die den Tod eines Verwandten, und die beleidigte Ehre des ganzen Stammes rächten; die edle Uneigennützigkeit, die den verirrten Wanderer, wie den verbündeten Freund, bey Tag und Nacht unter das gastfreundliche Zelt aufnimmt; die Gefahren und Zweykämpfe, die man auf einsamen Streifereyen durch unwirthbare Einöden, oder die Abenteuer, die ein liebender Jüngling um der Geliebten willen, die einem fremden Stamme angehört, bestanden hat; die Reize einer sittsamen Beduine: diese Stoffe bilden ohngefähr den ganzen Kreis der Gegenstände der ältern Arabischen Gedichte. Aber man wird gestehen müssen, daß diese Gegenstände in hohem Grade poetisch sind. Die Darstellung derselben ist einfach und kunstlos, aber lebhaft und mahlend. Wozu bedarf auch die hohe Einfalt der Natur und ihrer unverdorbnen Söhne kräftige Sprache, selbst schon durchaus Bild und Empfindung, eines erborgten Schmucks? Wo sie Empfindungen ausdrücken, da hört man die unverfälschte Sprache des Herzens, die zu andrer Herzen um so eindringender und beredter spricht, je weniger sie des eitlen phraseologischen Putzes hat,

welcher die Empfindungen ihres natürlichen Nachdrucks beraubt. In ihren Beschreibungen sind sie sparsam mit Worten; sie geben von einem Bilde oder einer Schilderung nie mehr, als gerade genug ist, sie unter einem klaren Augpunkt darzustellen. Ihre Bilder und Gleichniße sind kühn, uns vielleicht oft fremd, aber fast immer treffend, und stets überraschend. Der Styl ist durchgängig kurz, heftig und abgebrochen. In Erzählungen und Beschreibungen wird es oft der Phantasie des Lesers überlassen, manche Umstände hinzu zu mahlen. — Die Sprache hat alles das Figürliche, was theils eine glühende und unbeschränkte Einbildungskraft, theils die Armuth eines noch auf der untersten Stufe der intellektuellen Cultur stehenden Volkes in abstrakten Ideen, und in Ausdrücken, die dieselben bezeichnen, von selbst erwarten läßt.

Weder Mannigfaltigkeit der Form, noch Kunst in der Anlage und im Plane darf man in den Gedichten dieser Beduinen erwarten. Fast alle sind bald längere, bald kürzere Stücke, in welchen die Empfindungen und Leidenschaften des Dichters, eben so regellos wie sie selbst sind, auf die sinnlichste und lebhafteste Art, aber oft mit einem wahrhaft lyrischen Schwunge, ausgedruckt werden. Blos sieben größere Gedichte, in welchen man einen gewissen einförmigen Plan wahrnimmt, sind uns aus den Zeiten vor Mohammed noch übrig. Mit diesen ganz

eignen Compositionen werden wir uns in einem besondern Abschnitte beschäftigen — Alle insgesamt aber sind in abgemeßnen Sylbenmaaßen, und gereimt, abgefaßt. Jeder Vers eines Gedichtes, sey es kurz, oder noch so lang, endigt sich stets mit demselben Reime wie der erste Vers.

Die ältesten und schönsten Lieder dieser, des Schreibens fast durchgängig unkundigen, Hirtenstämme, die unter ihnen lange nur von Mund zu Mund gegangen waren, schrieb zuerst Abu Temam, selbst ein geehrter Dichter seiner Zeit, und aus einem der ältesten Beduinen-Stämme entsproßen, ungefähr zweyhundert Jahre nach Mohámmed nieder, und ordnete sie in eine Sammlung von zehn Büchern. Das erste, das Buch der Tapferkeit, el-Hamasah, betitelt, wovon die ganze Anthologie den Namen führt, enthält Lobgedichte auf Helden; das zweyte Trauerlieder; das dritte lehrende Gedichte und Weisheitssprüche; das vierte Lieder der Liebe; das fünfte Spottgedichte; das sechste Lobgedichte auf die Gastfreyheit, und auf solche, die sich dadurch Ruhm erwarben; das siebente poetische Schilderungen des Kameels, der Schlange und der Regengüße; das achte Beschreibungen von Reisen durch Wüsteneyen und Schilderungen der damit verknüpften Gefahren, nebst Spottliedern auf Zaghafte, die dergleichen Gefahren scheuen; das neunte scherzhafte Lieder; das zehnte Lob- und Spottgedichte auf die

Frauen. — Reiche Proben aus dem ersten dieser Bücher, sparsamere aus dem zweyten, und nur wenige aus dem dritten gab Albert Schultens *). Aus dem letzteren machte auch Reiske einige bekannt **). Ein einziges aus dem achten lieferte uns Jones ***). — Leider sind diese Proben bisher die einzigen geblieben. Hier folgen einige der vorzüglichsten.

I.

„Das Interesse der allgemeinen Sicherheit," sagt Volney †), „hat seit langer Zeit, schon ein Gesetz unter den Arabern eingeführt, wodurch jeder Todschlag durch das Blut des Mörders gerächt werden muß: dieß nennen sie Tar, oder Wiedervergeltung, und dem nächsten Anverwandten des Ermordeten kömmt es zu, ihm diese Genugthuung zu verschaffen. Seine eigne Ehre ist dabey so sehr im Spiele, daß ihn alle Araber, wenn er dieses Wiedervergeltungsrecht nicht aus-

*) Als Anhang zu der von ihm herausgegebnen Erpenischen Arabischen Grammatik, Leyden, 1748.

**) In Hirt's Arabischer Anthologie, Jena 1774.

***) In Poeseos Asiaticae Commentarr. p. 351. der Leipziger Ausg.

†) Reise nach Syrien und Aegypten, 1. Th. S. 302. der deutsch. Uebersetzung.

übt, auf immer verachten. Folglich lauert er auf jede Gelegenheit, wo er sich rächen kann, und wenn sein Feind bey einem andern Vorfalle umkommt, so glaubt er doch immer keine Genugthuung erhalten zu haben, und seine Rache verfolgt den nächsten Anverwandten. Dieser Haß erbt dann von dem Vater auf die Kinder fort, und hört nur alsdann auf, wenn eine dieser Familien gänzlich ausgestorben ist, es sey denn, daß sie sich vertragen und den Schuldigen aufopfern, oder das Blut durch einen bestimmten Preiß an Gelde oder Vieh abkaufen. Außerdem kann kein Friede, keine Ruhe und keine Vereinigung zwischen ihnen statt finden, und oft selbst nicht einmal zwischen den beyden Stämmen, zu denen sie gehören: Es giebt Blut zwischen uns, sagt man bey jedem Vorfalle, und dieses Wort ist ein unübersteigliches Hinderniß.«

Als das Opfer eines solchen Familienkriegs fiel auch der, dessen Tugenden dieses Lied preiset, indem es seinen Fall betrauert, und sein Blut an seinen Feinden zu rächen droht. — Der Dichter ist ein Verwandter des Erschlagnen.

»Im Thale liegt unter einem Fels ein Erschlagner, dessen Blut von keinem Thau noch benetzt wird.« a)

a) Nach dem alten Volksglauben der Araber fällt auf die Stelle, wo ein Erschlagner liegt, dessen Blut noch nicht getrocknet ist, kein Thau.

»Mir hinterließ er eine Last *b*), und schied hinweg: ich werde seine Last auf mich nehmen.«

»Sein Blut zu rächen droht auch der Schwester-Sohn, ein tapfrer, nie bezwungner Streiter. Gleich der laurenden, Gift hauchenden Viper, brütet er im Hinterhalt Verderben!«

»Schwer fiel auf uns jene Botschaft *c*): den Härtesten mußte sie zermalmen!«

»Mir entriß das Schicksal — das unerbittliche! — einen Edlen, dessen Gastfreund nie verachtet war.« —

»Eine wärmende Sonne im Winterfrost; Kühle und Schatten wenn der Sirius brannte!« *d*)

»Ausgetrocknet war sein Körper — nicht durch Kargheit *e*) — aber triefend waren seine Hände *f*). Muthig war er, und siegreich!« —

b) Die Pflicht der Blutrache.

c) Von der Ermordung unsers Verwandten.

d) So rühmt ein anderer Dichter, dessen Worte der Scholiast anführt, seinen gastfreyen Beschützer:

„Wohlthätige Wärme im Winter, Kühlung in der Sommerhitze, eine Leuchte in dunkler Nacht.“

e) Sondern durch die steten Streifereyen in brennenden Wüsten, in welchen er auf Abenteuer ausging. „Als zu Dahr's Zeiten,“ sagt Volney a. a. O. S. 298., „einige Reiter von den Stämmen aus dem Innern der Wüste bis nach Akra vordrangen, so machten sie daselbst die nämliche Sensation, die Amerikanische Wil-

»Beharrlich ging er seinen Weg, bis er am Ziele war, beharrlich ging er ihn fort, wohin er auch führte.«

»Der alles überströmende Regen einer sich ergiessenden Wolke, wenn er Gaben spendete; aber ein Löw, der alles vor sich niederstreckt, wenn er ins Gefecht stürzte.«

»Daheim wallte ihm, in langem Kleide, die Schulter das schwarze Haupthaar herab g): aber

---

de unter uns verursachen würden. Mit Erstaunen betrachtete man diese Menschen, die weit kleiner, magerer und schwärzer waren, als alle bekannten Beduinen; an ihren ausgedorrten Beinen sahe man keine Waden, und nichts als Sehnen. Ihren Rücken und Bauch konnte man kaum von einander unterscheiden.“

f) Von Geschenken, die er freygebig austheilte. — In einem Lande, wo man den Werth des Wassers um so höher schätzt, je mehr Mangel man daran hat, verbindet man mit der Vorstellung und dem Bilde desselben immer den Nebenbegriff von etwas Wohlthätigem, Erquickendem, Fruchtbarkeit und Leben verbreitendem. Daher auch das Gleichniß in einem der zunächst folgenden Verse.

g) Ein langes, schwarzes Haupthaar macht bey den Arabern einen vorzüglichen Theil der männlichen Schönheit aus, so wie ein weites, schleppendes Kleid den Putz eines Wohlhabenden. Der Sinn ist also: Zu Hause, im Frieden, war er ein feiner, gesitteter Mann, und lebte auf einem anständigen Fuß.

eine dürrlendigte Hyäne *h*) war er auf der Kriegsfahrt.«

»Honig und Wermuth hatt' er bereit; deren eines kostete jeder.« *i*)

»Allein ging er dem Schrecken entgegen; *k*) keinen Gefährten zur Seite, als seinen schartigten Jemener.« — *l*)

m) »Jünglinge zogen am Mittag aus, wanderten fort die Nacht hindurch, und waren, als der Morgen die Schatten zerstreute, am Ziel.«

»Jegli-

h) Seinen Feinden war er so schrecklich wie eine ausgehungerte Hyäne.

i) Der Freund und der Verbündete genoß seine Hülfe und seine Freygebigkeit; der Feind fühlte seinen gewaltigen Arm. — So sagt Ibn Doreid:

„Wermuth bin ich dem Feind, aber Honig mit Wein gemischt dem, der um meine Freundschaft sich bewirbt.“

k) Die kühne Metapher des Originals: „allein ritt er den Schrecken,“ wagt' ich in der Uebersetzung nicht auszudrücken.

l) Die Schwerter aus Jemen, dem so genannten glücklichen Arabien, wurden für vorzüglich gut gehalten. Schartigt nennt der Dichter das Schwert seines erschlagnen Freundes, um dadurch anzudeuten, daß es oft gebraucht worden war, und einem geübten Kämpfer gehörte.

m) Der Dichter erinnert sich einer Expedition, die er in Gesellschaft seines tapfern Verwandten gegen die Hude-

»Jeglicher ein Scharfzerschneidender, jeglicher geschmückt mit einem Scharfzerschneidendem, gezogen dem Glanze des Blitzes gleich.«

»Aber jene tranken mit vollen Zügen den Schlaf; da schreckten wir sie auf, und taumelnd zerstreuten sie sich.«

»Da nahmen wir Rache an ihnen. — Nur wenige, von zween Stämmen, entrannen.«

»Zerbrachen die Hudeiliten ihm die Lanze; wahrlich! so harte der Hudeiliten Lanze er vorhin zerbrochen;« *n*)

»So hatt' er vorhin auf ein rauhes Lager *o*) sie hingestreckt, auf dem des Kameel-Hufes Innerstes durchbohrt wird;«

»So hatt' er manchen Morgen, wenn sie geborgen sich wähnten, sie begrüßt, und nach dem Kampf Beute ihnen entführt.« —

Hudeiliten beygewohnt hatte. Diese hatten dem Stamme des Dichters ohne Zweifel Vieh geraubt, und waren schon eine Strecke weit damit gekommen. Man machte sich in der Mittagshitze auf, setzte ihnen die Nacht hindurch nach, ereilte sie mit Anbruch der Morgenröthe, als sie noch in Sicherheit fest schliefen, und nahm an ihnen Rache.

n) Mancher von dem feindlichen Stamme war durch seine Hand gefallen; kein Wunder, daß er endlich als das Opfer ihrer Rache fiel.

o) Auf den aus kleinen, spitzigen Steinen bestehenden Sand.

p) »Heiß wurde den Hudeiliten auch gemacht von mir, einem geübten Kriegsmann, dem Drangsal nicht heiß macht, wenn sie ihnen heiß macht;«

»Der seine Lanze zur Tränke führt, daß sie ihren Durst lösche, daß sie mit vollen Zügen trinke.« q)

»Vergönnt ist mir nun wieder der Wein, der mir versagt war. r) — Kaum, daß er je mir wieder vergönnt ward!«

»Reich' mir nun, Sawad, den Becher! Ermüdet hat mich die Blutrache!« —

»Den Becher des Todes reichten wir den Hudeiliten; Verwirrung, Schmach und Schande waren seine Hefen.«

»Hyänen freuen sich der Erschlagenen! — Sieh, wie die Schakals grinzend die Zähne ihnen weisen!«

p) Von dem Lobe seines Verwandten geht der Dichter nun zu seinem eignen Lobe über.

q) Ein Bild, dessen sich die Arabischen Dichter öfter bedienen. So sagt ein anderer, der seine Geliebte versichert, daß er auch im Schlachtgetümmel an sie denke:

„Dein denk ich, wenn Lanzen zwischen uns beben, wenn die gerichteten Braunen [die uns verwundenden Lanzen der Feinde] an uns ihren Durst löschen.“

r) Der Dichter hatte ein unter den Arabern vor Mohammeds Zeit gewöhnliches Gelübde gethan, keinen Wein zu trinken, bis er das Blut seines Verwandten gerochen haben würde.

»Geyer und Aare stürzen herzu, schwer vom Fraße fallen sie über die Leichname weg, s) unvermögend, sich zu erheben!« —

II.

Ein Trauerlied auf einen tapfern Jüngling. Der Ton ist sanfter und gemäßigter, als in dem vorhergehenden Liede.

»Ein still sich ergießender Regen falle hernieder auf den Hügel, der Aribs Gebeine deckt!« *)

»In reichlichen Güssen werfe die regenschwere Wolke ihre Bürde zur Erde nieder, und das durchnäßte Land berge die Fluthen in sich!« —

»Von allen Sterblichen nicht einer ersetzt des Jünglings Stelle, der eine Stütze war am Tag der Wehre;«

»Wenn des Feindes Anfall Widerstand heischte, wenn jeden die Last darnieder drückte.« —

»Oft ergriffst Du mit starkem Arm den furchtbaren Streiter, der, kühner als der Löwe im Dickicht des Waldes, den Widersacher anfiel;«

s) Die Menge der Erschlagenen wird angedeutet.

*) Ein Wunsch, mit dem man gewöhnlich die Grabeshügel der rühmlich im Streite Gefallenen zu begrüßen pflegte.

„Zähmtest ihn, daß er willig Recht leistete, und lenksam folgte!“ —

„Wahrlich! dieser lebte. Er wußte, daß, wenn den Todten er einst zugesellt seyn würde, man seine Thaten erzählen werde!“ —

III.

Der Dichter dieses Liedes mußte gefangen zu Mekkah bleiben, als eine Karavane, in der seine Geliebte war, nach Jemen zurückeging. Er dichtet, seine Geliebte sey ihm in der Nacht, da sie abreisen sollte, im Traume erschienen, beschreibt den geträumten Abschied, und verspricht auch in seinen Banden, die er, wie es scheint, um ihretwillen trug, ihr treu zu bleiben.

„Den Wanderern nach Jemen zur Seite ging meine heiße Sehnsucht nach Dir, indeß gefesselt mein Körper zu Mekkah lag.“

„Da tratest Du — wie staunt' ich ob dem Nachtgesicht! — herein durch des Kerkers verschloßne Thür.“

Nahtest, grüßtest mich, sagtest mir Lebewohl — und da Du schiedest, bald wär' das Leben mir entflohn!“

„Aber nichts wird mich wankend machen; kein Zagen vor dem Tode mich erschüttern!“

»Eure Drohungen schrecken mich nicht! — Kraft und Muth fühl' ich auch in den Fesseln.« —

»Aber auch Sehnsucht, heiße Liebe zu Dir fühl' ich, wie in den Tagen, da ich noch frey war!«

IV.

Ein Lobgedicht auf einen Tapfern, von einem seiner Verwandten, dem er ein Geschenk von Kameelen gemacht hatte.

»Dem treuen Verwandten, dem Sohne Maleks, führ' ich dieß, mein Lobgedicht, entgegen;«

»Daß er sich freue in der Versammlung des Stammes, wie er mich erfreuete durch edle, Arak *) abweidende Kamele. —

»Nie, es treff' ihn auch das Schwerste, öffnet er zur Klage den Mund. — Großer Dinge voll, betritt er stets ungebahnte, gefahrvolle Pfade.«

»Am Morgen in einer wasserlosen Wüste, in einer andern des Abends! — Ohne Gefährten, ohne Schutz, geht er Schreckniſſen entgegen.«

»Dem Winde, woher er auch komme, eilt mit dem losgebrochnen Sturmwind seines Laufes er zuvor.«

*) Ein dem Hagedorn ähnliches Gesträuch, das Lieblings-Futter der Kameele.

„Nähet der Schlaf ihm die Augen zu; so stehen seine Wächter, Muth und Vorsicht, ihm zur Seite.“

„Sie sind ihm Schutz gegen das Zücken des geschliffnen, zerschneidenden Schwertes.“

„Aber wenn aufs Gebein des Feindes er sein Schwert schlägt, dann blinken die Zähne des lächelnden Todes.“

„Ihm dünkt Herumirren in Einöden der süsseste Umgang. — Er geht, wohin der an einander gereiheten Sterne Mutter *) ihn leitet.“

V.

Die Geliebte des Dichters wollte sich von ihm lossagen, weil man ihr sagte, sie werde durch die Verwegenheit ihres Geliebten bald zur Wittwe werden. Dieser Umstand giebt ihm Veranlassung, seinen Muth, und die Unerschrockenheit, mit welcher er dem Tode entgegen gehe, zu rühmen.

„Man sagt ihr: Diesen wähl' nicht zum Gatten, dem ersten Schwert, das ihm begegnet, ist er bestimmt!“

*) D. i. der gestirnte Himmel, der in der weiten Wüste, wie auf der offnen See, oft dem einsamen Wandrer zum Wegweiser dient.

»Unentschlossen wankt sie: sie fürchtet, des Kühnen, der sich in Finsternisse hüllt, *) beraubt zu werden.«

»Beraubt zu werden des Mannes, den selten der Schlaf beschleicht, den nichts kümmert, als der Verwandten Blut zu rächen, oder auf braungebrannte Gewapnete zu stoßen.«

»Mit ihm beginnt den Kampf, wer seinem Stamme der Tapferkeit Ruhm verschaffen will: ihm aber bringt, einen Feind erlegt zu haben, nicht neuen Ruhm.«

»Nie sammelt er Vorrath, als daß er ihn wieder ausspende, obgleich seine Ribben hervorragen, und seine Eingeweide eingeschrumpft sind.«

»Bey den Thieren der Wildniß übernachtet er, so daß sie ihm sich zugesellen. Nie werden sie durch ihn von der Weide verscheucht.«

»Sie kennen den Mann, den die Jagd des Wildes nicht kümmert. Wüßten sie, gleich Menschen liebzukosen, wahrlich! ihn würden sie liebkosen.«

»Aber stets, nun auf offnem Feld, nun im Hinterhalte laurend, bekriegt er Menschen, bis ins Alter.«

»Wer aber stets mit Feinden im Kampfe liegt, der muß endlich auf den Gefilden des Todes eine Lagerstelle finden.«

*) Der in finstern Nächten unerschrocken die Wüsten zu durchwandern pflegt.

»Dennoch macht er denen, die an Kameelen reich sind, manchen Harm, wenn seine Spur sie gewahr werden, sey er allein, oder von Gefährten begleitet.«

»Aber wie lang ich auch lebe — einmal werd ich dennoch auf die glänzend blitzende Klinge des Todes stoßen!« —

VI.

Ein Lobgedicht auf die tapfern Stammesgenossen des Dichters, als sie einen feindlichen Anfall glücklich zurückgeschlagen hatten.

»Mein Leben gäb' ich dahin, und was meine Rechte besitzt, für Krieger, die, was ich von ihnen hoffte, erfüllten;«

»Für Krieger, denen der mannigfache Tod nicht heiß macht, wenn das Rad des Stöße gebenden Krieges sich im Kreise drehet;«

»Die Böses nicht mit Gutem, Rauhigkeit nicht mit Sanftmuth erwiedern;«

»Deren Kraft nicht abgenutzt wird, wenn sie auch das Feuer des Krieges für und für röstet.« —

»Mit Streichen, die des Todes tausendfache Gestalten vereinigen, vertheidigen sie Makba's sichre Gränze.«

»So schlugen sie zurück der Feinde Anfall, und heilten Wuth durch Wuth.«

»Nicht auf ruhigen Triften lagern sie mit ihren Heerden sich; nicht auf friedlichen Gefilden.« —

VII.

Der Dichter betrauert den Tod eines gleich tapfern und edelmüthigen Freundes.

»Ich beneide der Begrabenen Loos, denn Said wohnt unter dem Volke der Gräber!«

»Er ward mir entrissen, da meine Feinde viel sind. Keinen, ihm Gleichen, kann ich zum Beystand nun rufen.«

»So steh' ich nun gleich einem, dem aus der Hand das Schwert geschlagen ist, auf den des Rachedürstenden Bluträchers Spitze nun eindringt.« —

»Als wir den Kranken zu sehen kamen, ach! da sättigt' er uns mit dem Mahle der Traurigkeit, des tiefsten, betäubendsten Jammers!«

»Wir schieden, des Schmerzens aufkeimendes Saamkorn im Busen: mit herabströmenden Thränen wird es begossen!«

»Als wir kamen, das Erbe zu theilen, da fanden wir Schätze reichlich gespendeter Gaben und preiswürdiger Thaten.«

»Aus tiefer Stille herauf vernehmen wir seine Stimme! Ein beredter Redner, ohne zu sprechen!« —

VIII.

Eines unedlen Vaters unedlerer Sohn hatte des Dichters Ehre durch Schmähungen und Verläumdungen angetastet. Dafür wird der Lästerer in diesem Liede gezüchtiget.

„Wahrlich! ich achte mich höher, weil ich dem Manne von niederem Sinne verhaßt bin!«

»Weil Karge und Feige mich für einen Verworfnen halten. Denn diesen ist blos der Edle verworfen.«

»Wird von ihnen mich einer gewahr, schnell wendet er den Blick weg, als kenne er mich nicht.«

»Zu eng hab' ich ihm die Erde gemacht; sie dünkt ihm eine Fallgrube.«

»So haßt denn jeder, der zum Vater einen Kargen und Feigen hat, Männer von treflichen Tugenden?«

»Ihm macht's Unruhe, wenn man von seinem Vater erzählt, aber gelassen bleibt er, wenn Edle gelästert werden.«

»Doch, keine Gezelte werden vor Feindes Anfall geschützt, kein Stamm wird ruhmvoll, als durch Lanzen und gewapnete Schaaren!« —

IX.

Schilderung eines nächtlichen Regens.

»Der Schlaf floh mein Auge, und schwarze, von Land zu Land ziehende Wolken, leuchtende Blitze schießend, verlängerten die Nacht;«

»Finstre, von aufgezognem Wasser trunkne Wolken, um dem durstigen Lande zu schenken, wornach es lange vergebens gelechzet hatte.«

»Mit dumpfem Getös', gleich dumpf murrenden Kameelen, zog die Wolkenreihe über die Wüste hinweg.«

»Dem Gipfel des Libanons *) glich der weisse Gipfel der übereinandergethürmten Wolken.«

»Jetzt treiben Winde von Hadramaut **) her das Gewölk aus einander, und aus den verdünnten Wolken fällt ein zarter Regen herab.«

*) Der, mit ewigem Schnee bedeckt, weithin in die Ferne schimmert.

**) Eine der südlichern Landschaften der Arabischen Halb-Insel.

»Ein lautres, klares Wasser, weiß, wie die lautre Milch, ließen sie zurück;«

»Befeuchteten der vertrockneten, fast abgestorbnen Dorngesträuche Wurzeln.« —

»Aber dort steigt langsam ein schwarzes, hochaufgethürmtes Gewölk empor, gleich dem von der Last darniedergedrückten, ermattetem Kameel, das sich mühsam aus tiefem Sand erhebt.«

X.

Ein anakreontisches Lied.

»Fröhliche Gastmahle, ein berauschender Becher, ein edles Kameel, das mit sicherm Tritt den Liebetrunknen schaukelnd durch das tiefe Thal trägt;«

»Mädchen, weiß wie Marmor, im Innern der Gezelte geborgen, in seidnem, nachläßig umgeworfenem Gewande;«

»Ueberfluß und sichre Ruhe, und des Saitenspiels liebliche Töne;« —

»Das sind des Lebens Süßigkeiten. — Der Mensch ist des Schicksals Spiel; und wankelmüthig ist das Schicksal.«

»Ueberfluß und Mangel, Ungemach und Freuden, erwartet endlich ein Loos. Was da des Lebens genießt, ist des Todes Eigenthum!« —

Griechische Fabulisten.

Aesop lebte zu den Zeiten des Crösus. Er scheint also um die 50te Olympiade geblüht zu haben. Nach der Chronik des Eusebius fiel sein Tod in das vierte Jahr der 54. Olymp.

Der ausgebreitete Ruhm, welchen Aesop und die von ihm benannte Gattung der Poesie in dem Alterthume genoß, hat auf die Erhaltung seiner Lebensumstände einen sehr geringen Einfluß gehabt. Sein Vaterland und seine Schicksale sind gleich ungewiß. a)

a) Einige halten ihn für einen Thrazier. S. Schol. ad Aristophanis Aves. 471. andre für einen Phrygier. Lucian. Ver. Histor. II. 18. Dieses ist die gemeinste Meinung: daher er oft vorzugsweise der Phrygier heißt. Julian nennt ihn Orat VII. p. 207. den Samischen Sklaven, woraus aber nicht folgt, daß er ihn für einen Samier von Geburt gehalten habe. In Rücksicht auf seinen Aufenthalt in Samos, scheint er auch in dem Epigramm des Agathias XXXV. T. III. p. 46. der Samier zu heißen. Daß die Lebensbeschreibung Aesops vom Maximus Planudes, in welcher er zu einer Art von Eulenspiegel gemacht wird, eine Menge von Ungereimtheiten enthalte, die man in ziemlich späten Zeiten auf Kosten Aesops ersonnen hat, bedarf

Ja selbst sein Daseyn ist von einigen in Zweifel gezogen worden. b)

Es ist hier nicht der Ort, eine kritische Sichtung der mannichfaltigen Sagen vorzunehmen, welche, größtentheils in sehr trüben Quellen, auf die spätern Zeiten geflossen sind. Auch ist dieses von andern geschehn. c) Wie groß aber auch immer in der Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes der Antheil unverbürgter Fabeln seyn mag, so läßt sich,

---

kaum einer Bemerkung. Daß Planudes selbst diese Mährchen ersonnen habe, wie Bentlei glaubt, in Dissert. de Fabul. Aesopi. IX. p. 106. steht nicht zu erweisen. Von Aesops Häßlichkeit wußten die Alten nichts. S. Bentlei am angef. O.

b) So zweifelte Michael Neumann (Reander) in Not. ad Apocr. V. T. p. 479. daß es je einen Aesop gegeben habe; und Heumann in Actis Philosoph. P. VI. Tom. I. p. 944. glaubt, Aesop habe überhaupt einen weisen Mann, und λόγοι αἰσώπειοι Fabeln orientalischer Weisen bedeutet.

c) Einen schätzbaren Anfang einer solchen Sichtung hat Mezirac gemacht, La Vie d'Esope. à Bourg en Bresse. 1632. Diese kleine Schrift ist wegen ihrer Seltenheit nachgedruckt in Sallengre Mémoires de Litérature. T. I. p. 90. und in das Lateinische übersetzt, mit Anmerkungen von Hauptmann, in dessen Ausgabe der Fabeln Aesops. Lipsi. 1741. 8. — Bayle, im Artikel Esope, hätte Plutarchs Gastmahl nicht als eine zuverlässige Quelle benutzen sollen.

ohne willkührliche Verachtung historischer Glaubwürdigkeit, nicht an den Nachrichten zweifeln, welche Herodot d) im Vorbeygehn von ihm aufbewahrt hat. Diesem zu folge war der Fabeldichter Aesop ein Sklave des Jadmon zu Samos; Delphier ermordeten ihn, und als sie in der Folge Genugthuung für sein Leben boten, nahm, in Ermangelung andrer Angehörigen und Freunde, ein Nachkomme jenes Jadmon diese Genugthuung an. Durch diese Erzählung wird die bekannte Sage von der Ungerechtigkeit der Delphier gegen Aesop bestätigt e) und seine Lebenszeit bestimmt. Denn Herodot sagt ausdrücklich, die schöne Rhodopis, die Geliebte des Charaxus, welcher ein Bruder der Sappho war, sey die Mitsklavin Aesops gewesen. Er war also ein Zeitgenosse der lesbischen Dichterin, des Alcäus, des Solon und der sieben Weisen überhaupt. Auf diesen Umstand haben die Sophisten mancherley Fabeln gebaut. Denn ich zweifle nicht, daß das, was Plutarch f) über die Zusammenkunft des Solon

d) L. II. 134. S. 168.

e) Die Hauptstelle über diese bekannte Geschichte ist beym Plutarch. de S. N. V. p. 49. ed. Wyttenb. in dessen Anmerkungen S. 64. wo die Schriftsteller, welche sie berühren, angeführt werden.

f) Im Leben des Solon. p. 94. Eine Antwort, welche Aesop dem Chilon, einem der sieben Weisen, gegeben haben soll, trägt so sehr das Gepräge jenes Zeitalters,

mit dem Aesop an dem Hofe des Crösus sagt, mit der Geschichte des Gastmahls der sieben Weisen, bey welchem derselbe Schriftsteller dem Fabulisten eine Rolle gegeben hat, in eine Classe gesetzt werden müße.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Glaube, den Aesop für den Erfinder der Dichtungsart zu halten, die von seinem Namen die äsopische genannt zu werden pflegt; und einer seiner gelehrtesten Lebensbeschreiber, Bachet de Mezeriac, g) weiß sogar in seiner persönlichen Lage einen Grund zu entdecken, der ihn zur Bearbeitung jener Gattung bewogen habe. Der Sklave Jadmons, glaubt er, habe gefühlt, daß ihn die Niedrigkeit seines Standes und seiner Geburt keine Freymüthigkeit im Reden verstatte, und daß er nie Ansehn genug haben würde, um das Volk,

---

daß man geneigt wird, sie für ächt zu halten. Chilon fragte den Aesop: was wohl Jupiter thäte? Dieser antwortete: Er erniedrige das Hohe und erhöhe das Niedrige. S. Diogenes von Laert. l. 69. p. 43.

g) Am angef. Orte: Considérant, que la bassesse de sa naissance et sa condition servile ne lui permettaient pas de parler franchement, et qu'il n'acquerrait jamais assez de credit et d'autorité pour instruire le peuple par la voie des sentences et des préceptes. Diese Meinung hat Mezeriac von Julian entlehnt Or. VII. p. 207. C. D.

Volk, nach der Sitte seiner Zeitgenossen, durch ausdrückliche Vorschriften und Sentenzen belehren zu können. Er glaubt ferner, daß Aesop, während seines Aufenthalts zu Athen, eine lebhafte Neigung zur Philosophie, und mit ihr zugleich den Entschluß gefaßt habe, Lehren der Weisheit und Klugheit unter der Hülle von Fabeln vorzutragen. Diese Meinung stimmt mit dem Geiste der Zeit wenig überein. Athen war in jener Epoche noch nicht der Sitz der Weisheit; die äsopische Fabel war keine Erfindung Aesops; freye Menschen hatten sich ihrer früher bedient. Die individuelle Lage Aesops konnte also nicht die Quelle ihrer Erfindung seyn.

Ob übrigens die Ehre derselben den Morgenländern *b*) oder den Griechen gebühre, ist eine unnütze Frage. Die äsopische Fabel ist dem Geiste des Menschen gegeben, wie jede Art der Poesie und wie jeder poetische Schmuck. Nun fragt niemand: wer das erste Gleichniß gemacht, wer die erste Metapher gebraucht, wer die Metapher zuerst zur Allegorie erhoben habe? Ueberall, wo ein Funke schöpferischer Einbildungskraft in die Seele des Menschen fiel, brachen die Strahlen der Dichtkunst hervor; überall,

b) Die älteste Fabel, die wir kennen, ist die von den Bäumen, die sich einen König wählen, im Buche der Richter Cap. IX. 8. und Nathans Fabel vom geraubten Schaafe, im II. Buche der Könige 12 Cap.

wo der Mensch die todte Natur belebte, und das Vernunftlose mit seinem Geiste begabte, war die Erfindung der äsopischen Fabel vorbereitet. Noch ein einziger Schritt, und die Fabel war gefunden. Der erste, welcher die unbeseelte oder vernunftlose Welt in einer einzelnen Erscheinung mit der moralischen Welt verglich, und die Maximen der letztern in der erstern erkannte, war der eigentliche Erfinder der Fabel.

Wenn sie also überhaupt ein Kind der Periode der Einbildungskraft war, so scheint sie doch ihrer Natur nach vorzüglich dem Zeitalter anzugehören, wo die Periode der Phantasie in die Periode des Verstandes überging; dem Zeitalter der Denksprüche und der ethischen Poesie. *i)* Aber eine selbstständige Gattung war sie damals noch nicht. Bey ihrer ersten Erscheinung in Griechenland tritt sie als eine Dienerin der Philosophie in einem Gedichte des He-

i) Solon, Mimnermus, Theognis, Phocylides lebten um dieselbe Zeit. „Die ernsthaften Gedichte dieser sogenannten Gnomiker, sagt Herr Meiners in der Geschichte der Wissenschaften 1. Th. 67 S. haben mit den Sprüchen der Weisen sowohl in Ansehung ihres Ausdrucks, als ihres Inhalts eine auffallende Aehnlichkeit. Ihre Sprache unterscheidet sich von schlichter Prosa fast ganz allein durch den abgemessnen Numerus, und ist durchgehends so einfältig, kunstlos und hell, daß sie auch einem unausgebildeten Verstande keine Schwierigkeiten machen konnte."

siodus auf; *k*) bey ihrer zweyten, als Gehülfin der lyrischen Dichtungsart in einer Invective des Archilochus ꝛc. *l*).

Daß aber die Fabel auch durch Aesop keine Freyheit und Unabhängigkeit gewann, zeigt die ganze Geschichte derselben. Selbst Aesop scheint sie nicht als ein Mittel zu einem freyen Vergnügen, sondern, bey ganz bestimmten Veranlassungen, als ein Mittel der Ueberredung, gebraucht zu haben. *m*) Die

k) In den Tagen und Werken. V. 202 — 211.

l) Wir wissen von zwey Fabeln, welche Archilochus seinen Oden eingewebt hatte. Die eine war die, welche unsre Sammlungen eröfnet, von dem Adler und dem Fuchs, und war gegen den Lycambes gerichtet, wie aus dem Philostratus Icon. I. 3. S. 766. erhellt. Der Inhalt der zweyten, von dem Fuchs und den Affen, ist weniger gewiß. Vielleicht ist es die XXV. Fabel der sogenannten Planudischen Sammlung. Siehe Archilochi fragmenta in Brunks Analekten. 1. Th. S. 46. XXXVIII. und XXXIX.

m) Eine Fabel Aesops, die er in der Volksversammlung der Samier erzählte, als ein Demagog zum Tode verurtheilt worden war, führt Aristoteles an de Rhetorica L. II. 20. 16. Nach Phädri Zeugniß (L. I. 2.) hätte Aesop die Fabel von den Fröschen, welche einen König begehrten, zu der Zeit erzählt, wo sich Pisistratus der Burg von Athen bemächtigt hatte. Aber mit dieser Angabe stimmt die Zeitrechnung nicht überein. S. Fabricius in Bibl. Gr. Tom. I. p. 619. ed. Harl.

Fabel des Stesichorus, *n*) des Menenius Agrippa *o*) und eine Menge anderer Fabeln, welche sich hin und wieder bey Geschichtschreibern erhalten haben, zeigen unwidersprechlich, daß diese Gattung in dem Alterthum, bis auf die Zeiten Augusts hinauf, die Magd der Beredsamkeit gewesen ist. *p*)

n) Die Fabel, welche Stesichorus den Himerensern erzählte, als sie dem Phalaris das Commando ihrer Truppen übertrugen, findet sich ebenfalls beym Aristoteles am ang. Ort.

o) Livius. L. II. 32. — Eine Fabel des Cyrus, die er den Aeoliern und Joniern erzählte, führt Herodot an L. I. 141. S. 70.

p) Quintilian. Inst. Or. V. 11. Illae quoque fabulae, quae etiamsi originem ab Aesopo non acceperint — nomine tamen Aesopi maxime celebrantur, ducere animos solent, praecipue rusticorum et imperitorum; qui et simplicius quae facta sunt audiunt, et capti voluptate, facile iis, quibus delectantur, consentiunt. Aphthonius in seinen Vorübungen sagt, die Fabel sey den Dichtern mit den Rednern gemein. Er setzt hinzu, daß sie nach ihren Erfindern bald Sybaritische, bald Cilicische, bald Cyprische Fabeln genennt würden. Noch mehrere Namen dieser Art, nebst den Ursachen derselben, führt der Sophist Theon in seinen Vorübungen an. Siehe Fabr. l. c. p. 626. not. X. So wird die CXXX. Fabel unserer Sammlung als eine Libysche Erzählung beym Suidas angeführt, V. ταυτι T. III. p. 437. Die Stelle ist aus einer Tragödie des Aeschylus. — Aesopische und Sybaritische Scherze verbindet Aristophanes in Vespis 1251.

Daß man dieses für ihre eigentliche Bestimmung hielt, erhellt schon aus ihrer äußern Gestalt. Das griechische Alterthum kannte, in den blühenden Zeiten des Geschmacks, keine poetische Prose; Werke der dichterischen Einbildungskraft entbehrten des Sylbenmaaßes nie: aber die Fabel galt nicht für ein freyes Spiel, und ward demnach in Prosa erzählt. Denn daß Aesop in Versen gedichtet habe, hat keine Sage überliefert; und nirgends ist eine Spur vorhanden, welche den Mangel der Sage ersetzen könnte. q) Alles führt vielmehr auf prosaischen Vortrag. Der Gebrauch der Fabel bey bestimmten Fällen, deren Ansicht durch ihre Versetzung in eine andre Welt an Klarheit gewinnen sollte, beschränkte die Wirksamkeit der Phantasie auf das Nothwendige. Die Fabel glich den trocknen Umrissen der alten Mahlerey, die für die Kenntniß des Gegenstandes hinreichten: aber durch kein gefälliges

q) Hätte Aesop nicht in Prosa erzählt, so würde Sokrates schwerlich auf den Einfall gekommen seyn, ihm seine Erfindungen in Versen nachzuerzählen. Die bekannte Stelle ist im Phädo S. 60. E. S. 61. B. wo Sokrates sagt, er habe, um einem Traume Genüge zu leisten, der ihm zu wiederholtenmalen befahl, sich der Musik zu befleißigen, einige der ersten besten Fabeln Aesops, die er bey der Hand gehabt und gewußt habe, (οὓς πρόχειρους εἶχον καὶ ἠπιστάμην) in Verse gebracht.

Spiel des Lichtes und der Farben zu schönen Körpern emporschwollen.

Ob Aesop seine Fabeln aufgeschrieben habe, ist ungewiß; mir scheint die verneinende Antwort die wahrscheinlichere. r) Durch Tradition mögen sie sich fortgepflanzt haben, und durch gelegentliche Anwendungen, wodurch zugleich die Geschichte ihrer Veranlassung unterging, und jede Fabel, deren Verfasser man zu nennen vergessen hatte, einen Anspruch auf den Namen Aesops erhielt. Es ist daher auf keine Weise auszumitteln, wie viele von den, in unsern Sammlungen vorhandenen Fabeln ihm angehören, da selbst die Anführung derselben bey al-

r) Obgleich dieß nicht, wie einige gethan haben, aus der angeführten Stelle beym Plato gefolgert werden kann. Ganz recht sagt Tyrwhitt de Babrio S. 34. Nemo certe concluserit, librum Aesopi, fabulas continentem nusquam extitisse, ex eo, quod Socrates, in carcere positus, et libris omnibus, ut verisimile est, destitutus, cum fabulam unam et alteram (ἀφοσιώσεως χάριν, ut ipse ait, metris claudere instituisset, ex memoria eas et non ex libro hauserit. — Diogenes von Laerte erwähnt L. V. 81. eine Sammlung Aesopischer Fabeln vom Demetrius Phalereus, die wahrscheinlich zum Gebrauche junger Redner veranstaltet war. Hatte nun Aesop seine Fabeln selbst aufgeschrieben und gesammelt, wozu war diese neue Sammlung nöthig? Oder sollte Demetrius nur das aufgenommen haben, was in jener frühern Sammlung nicht enthalten und später hinzugedichtet war?

ten Schriftstellern keine hinlängliche Gewährleistung für ihre Aechtheit gibt. r)

So viel ist indeß längst erwiesen, daß in diesen Sammlungen das Gute mit dem Schlechten, das Aechte mit dem Unächten auf eine höchst unkritische Weise zusammengemischt worden ist. Eben so gewiß ist es, daß wir keine einzige Fabel so besitzen, wie sie aus dem Munde, oder, wenn man lieber will, unter dem Griffel Aesops hervorgegangen ist. Ehe unsere Sammlungen veranstaltet wurden, hatten sich Versificatoren der Erfindungen Aesops bemächtigt, und hatten sie nach ihrer Weise vorgetragen; Schriftsteller und Redner hatten sie gelegentlich angewendet und nach ihren besondern Zwecken eingerichtet; in den Schulen der Grammatiker und Rhetoren s) waren sie als Uebungsstücke des Stils

r) Wie man Gedichte in homerischer Sprache, deren Verfasser man nicht kannte, dem Homer beylegte: wie man in Sparta alle alten Einrichtungen auf Lycurgs, in Rom auf Romulus Rechnung setzte, so hielt man ohne Bedenken jede Fabel für ein Werk Aesops, von welcher das Gegentheil nicht ausdrücklich bekannt war.

s) Hieraus ist die Sammlung äsopischer Fabeln von Aphthonius entstanden, welche den Progymnasmatis angehängt ist. Sie enthält einige Fabeln, welche sonst nicht vorkommen. Aber auch diese sind ältern Ursprungs. Dem Aphthonius gehört nichts als die Einkleidung. Der Vortrag dieses Fabulisten ist keineswegs musterhaft. Er ist gedrängt, aber gesucht und auf eine sophistische Weise zugespitzt.

bearbeitet worden. Daher dürfen uns die zahlreichen Abweichungen in einzelnen Umständen der Erzählung, und die mannichfaltigen Arten des Vortrages, die wir in ihnen bemerken, nicht Wunder nehmen.

Dieser Zustand der Dinge rückt uns den wahren Aesop weit genug aus den Augen, und vermischt seine Erfindungen mit den Werken einer Menge von andern Schriftstellern, die sich der Autorität seines Namens bemächtigt haben. Hiebey muß auch noch der Umstand in Betrachtung gezogen werden, daß die orientalischen Fabeln eines Dichters, welcher ihn, dem Vorgeben nach, an Alter weit übertraf, alle seine Ansprüche auf Originalität zweifelhaft gemacht haben. In der That stimmen Lockmanns Fabeln in Rücksicht auf Inhalt und Vortrag mit den Fabeln Aesops so oft überein, daß an einen bloßen Zufall nicht wohl zu denken ist. Die einen müßen aus den andern geflossen seyn. Hatten sich die alten persischen Mährchen einen Weg nach Lydien gebahnt? oder haben die orientalischen Gelehrten die Erfindungen des Phrygiers einem ihrer Fabulisten mit der Freygebigkeit, welche unkritischen Zeiten eigenthümlich ist, zugetheilt? u)

u) Die Schriften über Lockmann s. bey Blankenburg zum Sulzer, in Fabel.

Unter diesen Umständen müßen wir es nothwendigerweise aufgeben, von dem Genie Aesops und der Eigenthümlichkeit seiner Dichtungen zu urtheilen. Es bleibt uns nichts übrig, als von der Beschaffenheit der Sammlung zu sprechen, die sich mit dem Namen dieses alten Fabeldichters schmückt.

Die Neveletische Sammlung äsopischer Fabeln, die wir hier, als die vollständigste, zum Grunde legen, besteht aus zwey Haupttheilen. Der erstere, welcher hundert und vier und vierzig Fabeln enthält, wird gemeiniglich für ein Werk des Planudes angesehen, und es hat Gelehrte gegeben, welche sogar die Erfindung dieser Fabeln dem Verfasser der abentheuerlichen Lebensbeschreibung Aesops beylegen wollten. *w*) Es möchte schwerlich auszumachen seyn, wie groß, der Antheil des Pl. nudes an dieser Sammlung ist, wenn ihm anders einiger daran zugestanden werden darf; *x*) aber so viel scheint mir gewiß

w) Bayle hält die meisten Fabeln unsrer Sammlung für ächt äsopisch quant à la manière et à la pensée, die Einkleidung gehöre dem Planudes an. Dieser Mönch, meynte Vavassor de dictione ludicra p. 21. hätte die äsopischen Erfindungen von ältern Leuten gehört (partim auribus accepisse a majoribus natu commenta Aesopica) und sie aufgeschrieben, worinne er sich zuverläßig irrt. Die Moralen gehören in keiner einzigen Fabel dem Aesop.

x) Daß man diese Sammlung überhaupt dem Planudes

zu seyn, daß die Fabeln, welche sie enthält, von Einer Hand überarbeitet sind.

Der zweyte Haupttheil, welchen Nevelet zuerst aus einigen Heidelberger Handschriften an das Licht gezogen hat, besteht aus einer Sammlung von hundert und sechs und dreyßig Fabeln, und ist von dem erstern gänzlich verschieden. Er enthält eine größere Menge guter Erfindungen und ächter Fabeln: sie ist nicht von Einer Hand bearbeitet; denn der Vortrag ist verschiedner und trägt noch sehr oft das Gepräge der ersten Hand. y) In beyden Sammlungen sind die Fabeln nach alphabetischer Ordnung gestellt. Aber in der ersten wird diese Ordnung, wahrscheinlich durch spätere Zusätze und Einschiebsel, oft unterbrochen.

beylegt, geschieht auf Nevelets Ansehn, der aber, wie es scheint, keinen andern Grund für diese Meinung hatte, als daß die Lebensbeschreibung Aesops, die wirklich eine Arbeit des Planudes ist, oft mit diesen Fabeln zusammen gefunden wird. Aber das, was diesem Grunde einige Haltbarkeit geben könnte, wird durch den Umstand aufgehoben, daß sich diese nämliche Lebensbeschreibung auch ohne die Fabeln, ja in Begleitung einer ganz verschiedenen Sammlung von Fabeln, findet. S. Tyrwhitt de Babrio. S. 29. not 31.

y) So ist Fab. CCXVII. (ed. Hauptm.) wörtlich aus irgend einem Sophisten genommen, und nur die Moral ist von späterer Hand. Die CCXXII. ist aus dem Diodor von Sicilien XIX. 25. p. 336. — Fab. CCXL. ist fast wörtlich aus dem Babrius entlehnt.

Dieses Corpus von Fabeln ist mit denen, welche sich bey Geschichtschreibern, Philosophen, Rhetoren und Sophisten finden, gelegentlich vermehrt worden. Aber noch ist die Sammlung nicht geschlossen. Noch bewahren unbenutzte Handschriften äsopische Fabeln, welche in keiner gedruckten Sammlung enthalten sind. z)

---

wie Bentlei S. 103. an einigen Ueberbleibseln von Choliamben gezeigt hat. Die ganze Fabel könnte ehemals vielleicht so gelautet haben:

λύχνος μεθυσκόμενος ἐλαίῳ καὶ φίγγων
καυχᾶτο λέξαι· ἡλίου πλέον λάμπω·
ἀνέμου δὲ συρρεύσαντος εὐθὺς ἐσβέσθη·
ἐκ δευτέρου δ' ἀνήρ τις αὐτὸν ἐξάπτων,
ἔλεξεν ὧδε· φαῦνε, λύχνε, καὶ σίγα,
τῶν ἀστέρων τὸ φέγγος οὔποτ' ἐκλείπει.

Das nämliche gilt von der CCLXVIII. Fabel, in welcher folgende Choliamben enthalten zu seyn scheinen: Λέοντα φεύγων ταῦρος ἦλθ' ἐς σπήλαιον· Τράγος δὲ τοῦτον — ἐξώθει. Ὁ δ' εἶπεν· οὐ σέ, τὸν δὲ λῖν ἀνορρώδω. Ἐπεὶ παρῆλθεν οὗτος, ᾧ φίλ', εὖ γνώσῃ..... Die CCLXXVI. Fabel ist im anakrontischen Solbenmaaße geschrieben gewesen.

z) Die Stephanische Ausgabe weicht in Ansehung der Ordnung der Fabeln von der sogenannten Planudischen ab und enthält gegen zwanzig neue Fabeln, die sich zum Theil in der Ausgabe von Nevelet finden. In einer bodlejanischen Handschrift, deren unten noch einmal Erwähnung geschehn wird, ist eine beträchtliche Anzahl von Fabeln, die in keiner gedruckten Samm-

Von einer ziemlichen Anzahl von Fabeln, die in der Neveletischen und Hudsonischen Sammlung befindlich sind, wissen wir es ziemlich gewiß, daß sie kein Werk des phrygischen Fabulisten sind. Die bekannte Fabel von dem Fuchs und der Maske *aa*)

---

lung stehn. Montfaucon in Diar. Ital. p. 366. erwähnt einer Handschrift, welche Aesopi vitam, et ejusdem fabulas, ut ante Maximum Planudem exstabant, stylo χυδαίῳ conscriptas, enthalte. Eine Menge von Handschriften des Aesop sind noch nicht benutzt. Es ist wahrscheinlich, daß diese noch manches neue enthalten.

aa) Fab. XI. Diese Fabel, welche auf ein Wortspiel hinausläuft, ist wahrscheinlich aus einer Vergleichung entstanden. Man mußte leicht darauf fallen, eine ausdrucksvolle täuschende Gestalt, den täuschenden Schein der Klugheit, Weisheit und Schönheit, mit einer Maske zu vergleichen, wie die Schauspieler vor- oder eigentlich umnahmen. Eine solche Vergleichung verwandelte man in der Folge in eine äsopische Fabel, wo man die Hauptperson aufs geradewohl wählte. Denn wie kam der Fuchs in das Haus des Schauspielers? Was konnte ihn veranlassen, die Geräthschaften desselben zu durchsuchen? Wie kömmt er endlich zu der Bemerkung, welche die Pointe macht? Phädrus ist einem Theile dieser Schwierigkeiten ausgewichen. Er erzählt ganz kurz: Personam tragicam forte vulpis viderat: O quanta species, inquit, cerebrum non habet. Aber auch hier frage ich: Warum muß es gerade der Fuchs seyn, der diese Bemerkung macht? Würde sie das mindeste verlieren, wenn sie einem Menschen in den Mund gelegt worden wäre?

kann nicht in einem Zeitalter erdichtet seyn, wo sich die Schauspieler noch keiner Masken bedienten; *bb*) so wie die Fabel von dem Affen und den Delphin (LXXXVIII.) nicht vor dem Themistokles geschrieben seyn kann, durch welchen der Piräus seine Celebrität erhielt. Aehnliche, wenn gleich minder schreyende Anachronismen fallen an mehrern Stellen auf. Mehrere dieser Fabeln sind aus bekannten Schriftstellern entlehnt; *cc*) noch andre sind recht sichtbare Ausführungen einzelner Winke, Anspielungen und Vergleichungen, die man hier und da aufgriff und in äsopische Fabeln verwandelte. *dd*)

bb) Bekanntlich wurde der Gebrauch der Masken auf dem Theater erst durch den Aeschylus eingeführt.

cc) Die Stellen findet man in den Anmerkungen von Hudson am vollständigsten angezeigt.

dd) So ist die LXX. aus einem Scolion entstanden (S. Anal. Vet. Poet. I. p. 157. XIV.) welches Hermann de Metris p. 415. zu verbessern gesucht hat. Wahrscheinlich hieß es:

Ὁ δὲ καρκῖνος ὧδ' ἔφη, καλᾶ τὸν ὄφιν λαβών·
Εὐθέα χρὴ ἔταρον τοῦν θύμενας, μὴ σκολιὰ φρονεῖν.

Fab. LXXXVII. ist entstanden aus Aristophan. Eqq. 860. Fab. CXCVIII. aus dem bekannten Epigramm des Plato. Anal. T. I. p. 173. XX. — Fab. CCLXXXI. aus dem Epigr. des Evenus. Anal. T. I. p. 165. VII. — Zu der Allegorie in Fab. CXCIII. hat vielleicht das Gedicht des Simonides über die Weiber Veranlassung gegeben. — Es bleibt einem künftigen Herausgeber des Aesop vorbehalten, die Quel-

Die letztere Classe von Fabeln scheint mir in unserer Sammlung sehr groß zu seyn. Viele derselben sind ganz offenbar aus ihrer Stelle herausgerissen, und stehen, als selbstständige Dichtungen, zu denen sie nicht bestimmt waren, in einer sehr ärmlichen Gestalt zur Schau. Die Geschichte des Flötenspielers (Fab. XCVI.) der, nur im Zimmer zu spielen gewohnt, sich allzukühn auf das Theater wagte und ausgezischt wurde, ist ohne Zweifel von dieser Art. Es ist keine Fabel, es ist keine moralische Erzählung, es ist ein ganz gewöhnlicher Vorfall, der irgend einem Rhetor oder Sophisten zu einer erläuternden Vergleichung gedient haben mochte. Diese nämliche Bestimmung ist bey vielen andern Fabeln unverkennbar, deren Erfindung so ärmlich und unbedeutend ist, daß sie durchaus nur durch ihre rhetorische Tendenz und die Verbindung, in welcher sie standen, einigermaaßen gehoben werden konnte. Ich will nur ein einziges Beyspiel dieser Art anführen: »Ein Schäfer, heißt es in der CXXIII. Fabel, trieb seine Schafe in einen Eichenwald. Hier breitete er sein Kleid unter einer Eiche aus, stieg hinauf und schüttelte die Früchte herab. Unvermerkt fraßen die Schafe mit den Früchten auch das Kleid hinein. Als nun der Hirt wieder herabstieg und

---

len der äsopischen Fabeln bey den Alten sorgfältiger aufzusuchen, als bisher geschehn ist.

sah, was geschehn war, sprach er: O ihr bösen Thiere! andern gebt ihr Wolle zu Kleidern; und mir, euerem Ernährer, nehmt ihr die Kleider noch obendrein.“ Alles ist in dieser Fabel abgeschmackt: die Handlung und der Einfall, welcher durch die Handlung herbeygeführt wird. Niemand wird so etwas erfinden, wenn er es auf Erfindung und Wahrscheinlichkeit anlegt, und wenn seine Einbildungskraft nicht durch eine ganz bestimmte Rücksicht, einen ganz bestimmten Zweck gefesselt wird.

Ich bin indeß sehr geneigt zu glauben, daß keine kleine Anzahl von Ungereimtheiten weniger auf die Rechnung der ersten Erfinder, als derjenigen geschrieben werden müße, welche diese Fabeln zuerst ausgesponnen, in Verse verwandelt, oder überhaupt in ihre gegenwärtige Form gegoßen haben. Die Abweichungen, welche sich in der Erzählung derselben Geschichte oft in bedeutenden Umständen finden, können kein Werk des Zufalls seyn. Es ist aber sehr natürlich, daß eine Gattung von Gegenständen, die von Munde zu Munde gingen, jederzeit die Farbe des Geistes derer, die sich ihrer bemächtigten, angenommen hat. Der blödeste und bescheidenste Erzähler dürfte hier leicht der beste gewesen seyn; aber leider verrathen viele Fabeln unserer Sammlung eine kecke Dreistigkeit, die sich ihres Mangels an Geist und Beurtheilungskraft gar nicht

bewußt ward. Ich will hier einige abweichende Erzählungen vergleichen, um meine Meinung deutlich zu machen und mein Urtheil zu beglaubigen. Die bekannte Fabel von dem Adler und dem Käfer (Fab. II.) wird als eine alte äsopische Erdichtung vom Aristophanes angeführt; ee) doch so, daß er nur eines einzigen Umstandes, der Kühnheit des Käfers, welcher sich bis zum Jupiter hinaufschwang, Erwähnung thut. Die übrigen Umstände werden bey dem Scholiasten des Comikers und in der sogenannten Planudischen Sammlung auf eine ganz verschiedene Weise erzählt. Hier sucht der von dem Adler verfolgte Hase bey dem Käfer Schutz; dieser nimmt sich des Flehenden an; aber der übermüthige Adler tödet den Hasen, ohne die Bitte des Käfers anzuhören. Der erste Moment dieser Handlung enthält einen ungereimten Umstand. Wie kann der Hase in dem Lager eines Käfers Schutz und Zuflucht suchen? Aber nicht überall hat diese Fabel auf die nämliche Weise gelautet. Der Scholiast des Aristophanes weiß von jenem Umstande nichts; und der Zorn des Käfers gegen den Adler, dessen Brut er bis in den Schoos Jupiters verfolgt, wird bey ihm aus einer andern Quelle abgeleitet. Der Adler hat die Jungen des Käfers geraubt; eine Handlung, die in einem bessern Verhältnisse zu der Rache des Käfers steht.

ee) Aristophan. in Pace. 126.

steht. Ein anderes Beyspiel von Verunstaltung alter einfacher Erfindungen bietet die vierte Fabel von dem Fuchs und dem Bock an. Sie waren beyde, heißt es nach der gemeinsten Erzählung, vom Durste getrieben in einen Brunnen hinabgestiegen. Wie beyde hier zusammen kamen, wie sie in den Brunnen hinabsteigen konnten, erfährt man nicht. Das Stratagem des Fuchses ist bekannt; und daß es nur durch eine fast unbegreifliche Blödsinnigkeit des Bockes gelingen konnte. Aber gerade diese Umstände kannte ein anderer Erzähler, dessen Fabel sich in der Sammlung von Nevelet erhalten hat, nicht. *ff*) Bey ihm geht der durstige Bock seinen Weg allein. Er steigt nicht in einen Brunnen, sondern einen hohen Felsen hinab; da er wieder hinauf will, sieht er sich in Verlegenheit und sucht einen Retter. Während dieser Zeit geht der Fuchs vorüber und ruft aus: O Thor, wenn du so viel Verstand hättest, als dein Bart Haare hat, würdest du nicht eher hinabgestiegen seyn, bis du die Rückkehr erwogen hättest. — Dieß wird man freylich etwas weniger spaßhaft, aber tausendmal wahrscheinlicher finden,

ff) Fab. CCLXXXIV. ap. Nevelet. p. 289. ed. Haupt. Diese Fabel rührt, wie es scheint von Babrius her, bey welchem die ersten Verse vielleicht so hiessen:

Τράγος γέρους ποδ' ὥρᾳ σοφοῦς διψήσας
Ὕδωρ πιὼν κατῆλθεν εἰς βαθὺν κρημνόν —

als die gewöhnliche Erzählung, deren Ausschmückung eines Planudes, oder eines diesem ähnlichen Kopfes, vollkommen würdig ist. Indessen waren die Hauptzüge derselben allerdings viel älter, wie aus der Erzählung beym Phädrus erhellt. gg) Aber wie ganz anders, wie viel wahrscheinlicher ist hier alles zusammengestellt! Der Fuchs ist zufälligerweise in den Brunnen gefallen, und zufälligerweise kömt auch der Bock hieher, um seinen Durst zu stillen. In dem Augenblick entwirft der Fuchs einen Plan zu seiner Rettung. Er empfiehlt dem Bock das herrliche Wasser und ladet ihm ein, sich damit eben so gütlich zu thun als er. Jener, fern von allem Argwohn, folgt dem Rathe und steigt über die Mauer hinab. In demselben Augenblicke schwingt sich der Fuchs auf seinen Rücken, seine Hörner, und über die Mauer hinweg, ohne sich um das Schicksal des andern zu kümmern, und — was mir sehr wohl gefällt — ohne den frostigen Scherz über den Bart

gg) Phaedr. IV. 8. Quum decidisset vulpis in puteum inscia,
Et altiore clauderetur margine;
Devenit hircus sitiens in eundem locum,
Simul rogavit, Esset an dulcis liquor,
Et copiosus? Illa fraudem moliens,
Descende, amice, tanta bonitas est aquae,
Voluptas ut satiari non possit mea.
Immisit se barbatus. Tum vulpecula
Evasit puteo, nixa celsis cornibus,
Hircumque clauso liquit haerentem vado.

des Bockes zurückzulassen. — Ich will diesen beyden Beyspielen noch ein drittes zusetzen, das allzu sprechend ist, als daß ich es hier übergehen könnte. »Ein Jäger, erzählt der Verfasser der CLXXV. Fabel, suchte die Spur eines Löwen. Er fragte einen Holzhauer, ob er die Spur des Löwen gesehen hätte und sein Lager wüßte? Dieser antwortete, ich will dir sogleich den Löwen selbst zeigen. Blaß für Furcht und mit klappernden Zähnen antwortete der Jäger: Ich suche nur die Spur, nicht den Löwen selbst.« Was soll man aus diesem Geschichtchen herausnehmen? Daß der Jäger, als er ausging, Muth genug hatte, aber bey der Annäherung des Ziels, dem er entgegen ging, den Muth verlohr? Dürfte das der Mühe lohnen? und könnte man den allgemeinen Satz, der darin liegt, auf eine dürftigere Weise anschaulich machen? Aber der erste Erfinder hatte eine ganz andre Idee, wie aus der Fabel des sogenannten Gabrias erhellt: *bb*) »Ein furchtsamer Jäger sprach zu einem Hirten: Wenn du etwa die Spur eines Löwen gesehen hast, so zeige mir es an. Der Hirte antwortete: wenn du willst, kannst du sie hier ganz in der Nähe finden. Hierauf antwortete der Jäger: Ich suche nicht weiter.« So trocken diese Erzählung ist, so stellt sie doch die Sache in ein ganz anderes Licht. Eine äsopische Fabel ist

bb) S. 308. ed. Hauptm.

es nun zwar nicht; aber doch ein treffender Charakterzug, der in einer Theophrastischen Charakteristik des Großsprechers keine üble Figur spielen würde. Denn soviel ist wohl nun klar, daß es diesem Jäger weder um einen Löwen, noch um die Fährte eines Löwen zu thun war. Er will sich nur das Ansehn eines kühnen Jägers geben, und thut eine Frage auf geradewohl, die er verneint zu sehn hoft. Aber sie wird gegen seine Erwartung bejaht, und nun steht er in seiner Blöße da. Die Fabel würde noch etwas gewinnen, wenn der Hirt das Innere des Mannes errathen und ihn getäuscht hätte. Vielleicht war auch dieser Zug in der alten Fabel enthalten; vielleicht aber auch nicht. Nur darf man das letztere nicht aus dem Stillschweigen des Gabrias schließen wollen. *ii*)

Uebrigens hatten die Urheber unsrer Sammlungen von dem Wesen und den Gränzen der äsopischen Fabel sehr unbestimmte Begriffe. Was dieser Gattung, dem Inhalte oder dem Zwecke nach, einigermaaßen verwandt schien, rafften sie auf. Manches, was hier für eine Fabel gegeben wird, ist nichts

ii) Wie oft mag nicht die Veränderung eines einzigen wesentlichen Umstandes die besten Erfindungen verunstaltet haben! Solche Verunstaltungen aber lassen sich, in folge der angeführten Beyspiele, überall muthmaßen, wo der Handlung durch eine leichte Veränderung abgeholfen werden kann.

weiter, als eine naturhistorische Bemerkung, *kk*) eine Allegorie, ein lustiges Geschichtchen, ein epigrammatischer Einfall, *ll*) bisweilen auch eine Abgeschmacktheit und Albernheit. *mm*) Die wenigsten derselben können auch nur für moralische Erzählungen gelten, ob ihnen gleich die Sammler durch ein ὁ μῦθος δηλοῖ, oft mit einer bewundernswürdigen Stumpfheit des Geistes, das Gepräge derselben aufzudrücken meynten.

Was überhaupt die Moralen anbetrifft, mit denen die Sammler, — denn von diesen rühren sie her *nn*) — die Fabeln ausgesteuert haben, so sind sie, hauptsächlich in der sogenannten Planudischen Sammlung, öfters platt und nicht selten ungereimt.

kk) Wie die Fabel vom Bieber, XXXIII.

ll) Das Geschichtchen von dem diebischen Arzte Fab. XXI. ist vielleicht aus dem Epigramm des Callictor Anal. T. II. p. 294. II. entstanden. Hier nimmt sich der Einfall aus; aber in der Fabel ist er ziemlich frostig. Nichts ist ungereimter, als die ihm angehängte Moral. Zu den bessern Geschichten dieser Art, welche die erste Sammlung enthält, gehört Fab. XLIII. Der Werth derselben liegt in dem Einfall des Kranken. An eine Moral ist dabey weiter nicht zu denken. Fab. XXVII. ist ein recht guter Charakterzug.

mm) Wie Fab. XLIV. LXII. LXXVIII. CXII. CXXII.

nn) Sie bestehen bisweilen in Sprüchen der Bibel. S. Vavassor de Ludicra dictione. S. 22. f.

Die alten Erfinder fügten ihren Fabeln keine Moralen bey. Die Veranlassungen, bey welchen sie erzählt wurden, machten die Nutzanwendungen entbehrlich; sie ergaben sich aus dem Zusammenhange, aus der Vergleichung des wirklichen Falles mit dem erdichteten. Wo man sie aber nöthig achtete, wurden sie auf ganz andre, rhetorische Weise ausgeführt. Oft wurde auch die Moral der Fabel selbst so eingewebt, daß sie einen nothwendigen Theil der Handlung ausmachte. Wie überflüßig und ungereimt es also auch immer in diesem letztern Falle war, noch ausdrücklich hinzuzusetzen, was mit der Fabel gemeynt sey, so hielten die Sammler doch diesen Theil für so wesentlich, daß sie ihn niemals ausließen; und da ihnen die Alten hierbey nicht an die Hand gingen, so ist es kein Wunder, daß sie sehr oft fehl griffen. In den tiefern Sinn einer Dichtung dringen sie selten ein; sie nehmen was auf der Oberfläche schwimmt. So deuten sie die bekannte Fabel von dem Löwen, (XXXVII.) welcher vor dem Geschrey des Frosches erschrickt, ihn selbst aber mit Einem Tritte tödet, auf den Satz: daß man sich nicht durch das Gehör erschrecken lassen müße, ehe man die Sache selbst gesehn habe. Dieß lag freylich zunächst; aber wer wird bey einer solchen Lehre stehen bleiben wollen? In der schönen, zart erfundenen Fabel (XLI.) von der Taube und der Ameise sahen sie keinen andern Sinn, als daß man dankbar gegen Wohlthäter seyn

müße. Aber dieß ist ganz und gar nicht die Meinung derselben, sondern vielmehr der Satz, daß man oft für Wohlthaten belohnt werde, die man ohne alle Hofnung einer Wiedervergeltung erzeigt habe.

* * *

Das Beyspiel des Sokrates, welcher, durch eine ganz individuelle Veranlassung aufgefordert, einige Fabeln Aesops in Verse brachte, ohne Zweifel weil eine Dichtungsart von einer so bestimmten moralischen Tendenz mit seinen Neigungen am meisten übereinstimmte, oo) scheint in der Folge, wenn gleich erst ziemlich spät, andre zu ähnlichen Versuchen ermuntert zu haben.

Der erste, von dem wir wissen, daß er es versucht habe, die Fabel durch den Gebrauch des Sylbenmaaßes in das Gebiet der Dichtkunst einzuführen und hierdurch ihre Selbstständigkeit und Freyheit wenigstens vorzubereiten, war

Babrius

welcher vor dem Zeitalter Augusts gelebt zu haben scheint. pp) Er brachte die Fabeln älterer Schrift-

oo) Siehe die oben angeführte Stelle not. q.

pp) Apollonius der Sophist führt in seinem Homerischen Wörterbuche V. ἀειδε. einige Chollamben an, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Babrius zu-

steller in sechsfüßige jambische Verse, die, weil sie auf einen Spondeus ausgehen, Choliamben oder hinkende Jamben genannt werden. Die Anzahl seiner Fabeln war, allem Anschein nach, sehr groß. Nach dem Zeugnisse des Suidas füllte sie zehn Bücher; nach dem des Avienus zwey Volumina. qq)

Diese Sammlung scheint eine der vorzüglichsten Quellen gewesen zu seyn, aus welcher die spätern Sammler geschöpft haben. Sie lößten die Verse des Babrius von neuem in Prosa auf, gut oder schlecht, wie sie es vermochten; sehr oft aber so, daß sie die eignen Ausdrücke des Babrius, ganze

---

gehören. Nun scheint Apollonius um die Zeiten Augusts geblüht zu haben. Mit diesem Grunde verbindet Tyrwhitt de Babrio S. 3. einen andern, der aus der Erwähnung dieses Dichters beym Avienus hergenommen ist: Quas (fabulas Aesopi) Graecis Jambis Babrius reperens in duo Volumina coartavit; Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellos resolvit. Avienus nennt den Babrius vor dem Phädrus; jener war also wahrscheinlich älter.

qq) Wahrscheinlich ist die eine von beyden Stellen verdorben. Tyrwhitt meynt zwar non constare, Avienum volumina posuisse eodem sensu, quo Suidas βίβλια. Auf den von Avienus erwähnten Umstand baut derselbe scharfsinnige Kritiker S. 32, not. 33. daß aus den zwey Büchern des Babrius die zwey verschiedenen Sammlungen von Fabeln (die Accursianische oder Planudische und die Neveletische) entstanden wären.

und halbe Verse desselben beybehielten. Die Sammlung von Nevelet, welche, wie wir schon oben bemerkt haben, die Spuren der Zusammensetzung aus mannichfaltigen Theilen am sichtbarsten trägt, enthält mehrere Fabeln, in denen die Hand des Dichters unverkennbar ist; rr) noch mehrere eine merkwürdige Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek, deren Verfasser, wie es scheint, durch seine geringe Kenntniß der griechischen Sprache abgehalten wurde, mit dem Originale des Babrius wesentliche Veränderungen vorzunehmen. ss)

Wahrscheinlich verdanken wir es diesen unzeitigen Bemühungen späterer Grammatiker, daß das schätzbare Werk des Babrius untergangen, und an seine Stelle eine wüste Sammlung getreten ist, die sich weder durch Geschmack in der Auswahl, noch durch Geist und Eleganz des Vortrages auszeichnet. Einige wenige vollständige Fabeln tt) und eine be-

rr) S. Bentlei Dissert. de Aesopi Fabulis. §. VII. pag. 102. f. f.

ss) Aus dieser Handschrift hat Tyrwhitt eine Anzahl noch unedirter Fabeln zuerst bekannt gemacht, in Dissert. de Babrio S. 5 — 21.

tt) Eine derselben ist die schöne Fabel von der Nachtigall und der Schwalbe, welche Aldus zuerst unter den Fabeln des sogenannten Gabrias an's Licht gestellt hat.

trächtliche Anzahl einzelner Verse, welche zum Theil beym Suidas angeführt werden, zum Theil durch den Scharfsinn einiger Kritiker aus prosaischen Fabeln hervorgezogen worden sind, ist alles, woraus wir das Verdienst und die Talente des Babrius beurtheilen können.

Aus diesen wenigen und verwischten Spuren erhellt, daß sich Babrius der größten Einfachheit in der Erzählung beflißen habe. Einige Beywörter, die ihm das Sylbenmaaß und die poetische Sprache abnöthigte, einige poetische Formen und gewählte Ausdrücke sind im Grunde alles, was er zur Ausschmückung und Verschönerung des Vortrages aufbot. Er sagt kein Wort zu viel; alles ist nothwendig; er sagt kein Wort zu wenig; alles, was die Handlung erklärt, ist beygebracht. Die einzelnen Umstände sind mit Einsicht gewählt. Sein Charakter ist Nüchternheit des Verstandes und eine trockne Eleganz.

Bis zum schönen selbstständigen Kunstwerke erhob sich durch ihn die Fabel noch nicht. Sie behielt das Gepräge ihres ersten Ursprunges, und die trockne Gestalt des Ernstes wurde noch durch kein fröhliches und freyes Spiel erheitert. Babrius zeigt

---

Sie ist längst allgemein für ein Werk des Babrius anerkannt.

Einsicht, aber keine Einbildungskraft; Verstand und Geschmack, aber keinen Geist. Auch bey ihm nimmt die Fabel ihren Werth von dem Zwecke her, an den sie gefesselt ist. Noch hat sich die Einbildungskraft ihrer nicht so weit bemächtigt, um sie zur freyen Schönheit, zu einem in sich selbst vollendeten Gedichte zu veredeln.

Die Nachfolger des Babrius waren von einer solchen Vollendung der äsopischen Dichtungen noch viel weiter entfernt. Ein, dem Namen nach unbekannter Versificator brachte sie in elegische Verse; ein Sylbenmaaß, das für den epischen Vortrag schwerlich geeignet seyn dürfte. Indessen würde es unbesonnen seyn, auf ein halbes Dutzend Fragmente, die in einzelnen Zeilen und Distichis bestehn, *uu*) ein Urtheil zu gründen, und bestimmen zu wollen, wie weit dem Ungenannten sein Versuch gelungen oder mislungen sey.

Mit größerer Sicherheit können wir über das Unternehmen eines Schriftstellers aus dem neunten Jahrhundert urtheilen, welcher als Fabulist unter dem Namen des Gabrias angeführt wird. Sein wahrer Name ist, aller Wahrscheinlichkeit nach,

Ignazius Magister oder Diaconus. *vvw*)

uu) Diese haben sich insgesammt beym Gyldas erhalten. S. Bentlei l. c. §. IV. S. 98. f.

vvw) Der Name Gabrias ist aus Babrius verdorben,

Er folgte den Spuren des Babrius, dessen Fabeln er vor Augen gehabt und umgeändert zu haben scheint. Er vertauschte die Choliamben mit reinen Senarien; was aber seine Arbeit ganz vorzüglich auszeichnet, ist die Grille, jeder Erzählung schlechterdings nicht mehr als vier Zeilen zuzugestehn.

Wenn die Fabel von dem Bette des Procrustes irgendwo eine Anwendung gelitten hat, so ist es hier. Oft war der Raum nicht weit genug. Fand also ein Umstand in diesem vierzeiligen Zwinger keinen Platz, so wurde er aufgeopfert, gleich viel wie bedeutend und nothwendig er war. An Anschaulichkeit, Leben und Wärme ist hier nicht zu denken. Es ist genug, wenn nur dem nothwendigsten Bedürfnisse Genüge geschieht.

Alles was die Sammlung dieses Versificators empfiehlt, ist, daß sie einige Fabeln enthält, die den übrigen Sammlungen fehlen. Dieß ist ein sehr zufälliges Verdienst. Seine Erzählung aber ist oft dunkel, sein Vortrag trocken, und seine Sprache selbst nur so lange gut, als er sich mit den Farben seines Vorgängers schmückt.

---

und für den Namen des Epitomator von Babrius, welches dieser Ignazius war, angesehen worden. Den Beweiß führt Fabric. Bibl. gr. T. I. p. 635. Vergl. Tyrwhitt S. 43. not. 40. Von den Fabeln des Ignazius haben sich vier und funfzig erhalten.

Ueber die römischen Satiriker.

Q. Horatius Flaccus.

(Beschluß des im zweyten Stücke des vierten Bandes abgebrochenen Aufsatzes.)

Ich habe mich bisher ausschließend mit Horaz, dem Satiriker, oder mit der Betrachtung seiner Sermonen und Episteln beschäftigt. Wollen wir seinen poetischen Charakter indeß ganz kennen lernen, so werden wir hier nicht stehen bleiben, sondern auch dem Lyriker, oder seinen Oden und Liedern unsre Aufmerksamkeit schenken müßen. Zwar verspricht die Ueberschrift dieser Abhandlung keine Beurtheilung dieses Theils seiner Werke: aber schwerlich dürfte sich eine günstigere Gelegenheit zur Würdigung desselben darbieten, nicht zu gedenken, daß diejenigen lyrischen Stücke, welche die Aufschrift Epoden führen, ganz eigentlich noch zu der Gattung der Satire gehören.

Wenn der Ruhm, unabhängig von fremden Einfluße, seine eigne Bahn zu wandeln, derjenige ist, auf welchem ein Dichter am meisten stolz zu seyn Ursache hat, so läßt die bisher über Horazens Verdienst angestellte Untersuchung nicht den mindesten Zweifel übrig, daß ihm, als Satiriker, diese vorzügliche Ehre gebühre. Es ist wahr, der Erfinder dieser Dichtungsart kann er nicht genannt werden. Vor ihm schon hatten, wie wir gesehen haben, Ennius, Lucil und mehrere sich um die Satire unter den Römern verdient gemacht; sie aus der theatralischen Sphäre in die didaktische hinübergezogen und Ton, Manier und Versart bestimmt. Allein weit gefehlt, daß sie oder einer von den griechischen Dichtern, denen ohnehin die Satire im römischen Sinn und Geschmack eine unbekannte Dichtungsart war und blieb, Horazen hätte leiten oder mit ihren Schätzen versorgen und bereichern sollen, verfolgte er vielmehr, wie der Geist und Inhalt seiner Satire hinlänglich zeigt, seinen eignen Weg, schöpfte aus keiner andern Quelle, als aus der Erfahrung und aus der Betrachtung der Welt und der Menschen, und erscheint überall als selbstständig und durch und aus sich selber schaffend und darstellend. Ganz anders verhält es sich dagegen mit ihm, als Lyriker. Eine Menge griechischer Muster, und diese, wie wir aus den einmüthigen Zeugnissen des Alterthums und den erhaltnen Ueberbleibseln schließen müssen,

von seltner Vollkommenheit, lagen vor ihm, und forderten ihn auf, sie zu Vorbildern seines Gesangs zu nehmen. Ist es wahrscheinlich, daß er unempfindlich für die Töne der ausländischen Lyra gewesen, daß sein Genius vor einem ihm befreundeten kaltsinnig vorübergegangen seyn, daß er nicht auf dessen Stimme gehört haben sollte? Je vertrauter man in den neuern Zeiten mit den Werken der Griechen geworden, und je tiefer man in die Sprache, Manier und Denkungsart des Römers eingedrungen ist, desto allgemeinern Glauben hat die Meinung gewonnen, daß ihm in seinen Oden wenig als eigenthümlich zugehöre, daß die schönsten und edelsten Blüthen derselben auf fremden Fluren gesammelt, ja ein großer Theil wörtlich aus dem Griechischen übergetragen sey. Es liegt am Tage, daß das Urtheil über seine Verdienste um die lyrische Poesie von der Frage ausgehen müße: was und wie viel er seinen Vorgängern verdanke? Hier sind die Gründe, welche der Behauptung, daß er, von der Seite, das Lob des Erfinders verdiene, entgegenstehen.

Zuerst beruft man sich, und mit Recht, auf die Sprache, die in seinen Oden und Liedern herrscht. Kein römischer Dichter, sagt man, hat sich, in Hinsicht des Ausdrucks, so genau an die Griechen angeschlossen, und ihre Fußtapfen so ängstlich verfolgt, wie Horaz. Einzelne Wörter und Wortfü-

gungen, so wie ganze Redensarten und Wendungen, hat er aus der griechischen Sprache entlehnt und der lateinischen, zuweilen nicht ohne Mühe und Künstlichkeit, eingeimpft. Eine Menge von Stellen bleiben unverständlich, wenn man nicht in die Geheimnisse der griechischen Sprachlehre eingeweiht ist, und andre verlieren für den Ungriechen wenigstens ihren Werth und ihre Bedeutung. Die besten Ausleger sind gestrauchelt, weil sie entweder jenes Hülfsmittel zur Erklärung vernachläßigten, oder es doch nicht fleißig genug anwandten, und diejenigen, die sich seiner gehörig bedienen, werden immer am Ende bekennen, daß sie sich selbst nicht befriedigen konnten, weil die ächten Quellen, aus denen der Römer schöpfte, Griechenlands Lyriker, für uns vertrocknet sind. Ein so inniges Anschmiegen an eine fremde Sprache, von dem wir beynah in jedem Gedichte Horazens Beweise entdecken, ein so absichtliches Aufnehmen ihrer Ausdrücke, Verbindungen und Zusammensetzungen, eine so ausgezeichnete Anhänglichkeit an ihre kleinsten Eigenheiten lassen in der That schon an sich vermuthen, daß der Schriftsteller, der diesen Weg einschlug, die Eigenthümlichkeit seines Geistes weniger, als man für seinen poetischen Ruhm wünschen möchte, bewahrte, oder sie vielleicht ganz in dem Umgange mit dem Auslande verlor.

Aber nicht bloß der Ausdruck Horazens führt auf griechische Muster zurück; seine Gedichte selbst fließen von griechischen Ideen und Vorstellungen über. Bald verräth das gebrauchte Bild und bald die Scene des Bildes, daß es aus einem griechischen Dichter entlehnt ist; bald weist seine Farbe und bald seine Verzierung auf griechischen Ursprung hin; bald sagen nicht bloß die einzelnen Bilder einer Ode, sondern die ganze Ode, ihr Inhalt, ihr Gang, ihre Ausführung, daß sie aus griechischen Quellen hervorfloß. Mehrere Gedichte sind so beschaffen, daß man, wofern man seine Zuflucht nicht zu allegorischen Deutungen nehmen will, ihr Entstehen nicht füglich, ohne die Voraussetzung eines griechischen Musters, begreifen kann; andere, ungeachtet sie Zeitverhältnissen und örtlichen Beziehungen angepaßt sind, verläugnen darum doch ihr fremdes Vaterland und den auswärtigen Himmel nicht; bey einigen wird die Vermuthung, daß sie dem römischen Boden nicht angehören, durch das ausdrückliche Zeugniß der alten Erklärer bestätigt. Und wie? Sollten nicht gewisser Maßen auch die Versuche, welche man wiederholt gemacht hat, Horazens Oden in das Griechische überzutragen, und das Gelingen der Arbeit, etwas für die ihnen beygelegte Abstammung beweisen? Sollte die Genauigkeit, Ründe und Vollendung, durch die sich mehrere dieser Uebersetzungen auszeichnen, ganz allein auf die Rechnung

des Talents und des Fleißes kommen, und nicht wenigstens zum Theil in der Natur des Unternehmens gegründet seyn? Doch ich bescheide mich gern, daß dieser letzte Grund nur wenig Gewicht hat. Auch soll er mehr die erstern unterstützen, als durch sich überzeugen.

Desto wichtiger für die aufgestellte Behauptung ist der Grund, daß von etwa zweyhundert Bruchstücken, welche uns von den Werken der neun griechischen Lyriker übrig geblieben sind, sich an hundert, und manche dieser oft wörtlich, in den Oden Horazens wiederfinden. *a*) Nicht mit Unrecht hat man gefragt: was für Entdeckungen würden wir erst machen, wenn die Schriften jener neun Sänger vollständig auf uns gekommen wären? Was würden sie nicht alles, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit zu urtheilen, als ihnen angehörend, zurück fordern, und wie wenig der Römer als Eigenthum für sich behalten? Mit Verwunderung würden wir wahrnehmen, daß gerade diejenigen Stellen, denen wir den lebhaftesten und unbedingtesten Beyfall schenken, von den Griechen herrührten und ihnen mit schlauer Gewandheit entzogen wurden. Mit Befremden, vielleicht auch nicht ohne einigen Unwillen über unsere unterhaltene Selbsttäuschung,

a) Man sehe unter andern Jani in den Prolegg. zum Horaz. S. 108.

würden wir bemerken, daß die gute Meinung, die wir für das schöpferische Talent und die eigene Vortreflichkeit des Römers hegten, sich je länger je mehr herabstimmen müße. Und in der That, zu welchen nachtheiligen Schlüßen für ihn berechtigen nicht, auch abgesehn von allen diesen Anzeigen, die Lobsprüche, die das griechische Alterthum seinen Lyrikern beylegt, und die Achtung, die uns heute noch Anakreon und Pindar einflößen? Ist es nicht schon an sich wahrscheinlich, daß Horaz, der erste, der unter den Römern in der lyrischen Dichtungsart Versuche wagte, sich begnügte, seinen Vorgängern, deren Gedichte in der lateinischen Sprache wiederzugeben noch allen Reiz der Neuheit hatte, getreu zu folgen, und seinen Landsleuten die Erfindungen des gebildetern Volks mitzutheilen? Schlugen andre Schriftsteller, wie Properz und selbst Cicero, als Lehrer der Philosophie, nicht den nämlichen Weg ein, und finden wir es nicht überhaupt durch die Geschichte der Litteratur aller Nationen bestätigt, daß die ersten geistigen Erzeugnisse der später reifenden nichts anders waren, als Nachahmungen und Uebersetzungen aus dem Vorrathe der früher gereiften?

So lauten die Beschuldigungen, durch welche man Horazen, als Lyriker, um das Verdienst der Erfindung zu bringen, oder ihn zum Nachahmer herabzusetzen sucht. Sind sie in der Ausdehnung,

in welcher man sie zu nehmen pflegt, gegründet, oder müßen sie, um wahr zu seyn, eingeschränkt werden? Ist man gezwungen, sie unbedingt anzuerkennen, oder unbedingt zu verwerfen? Findet durchaus kein Mittelweg Statt, oder darf man hoffen, einen zu entdecken, der zu einer mehr befriedigenden Auflösung der Frage führt? Vielleicht werden folgende Bemerkungen hinreichen, um den Streitpunkt richtiger zu bestimmen und ihn der Entscheidung näher zu bringen.

Was sich zuvörderst, bey der Betrachtung und Würdigung der von mir aufgezählten Gründe, von selbst ergiebt, ist, daß sie zwar einen nicht leicht niederzuschlagenden Verdacht gegen die angebliche Originalität des Römers erwecken, allein gerade die wichtigste Seite der Untersuchung, die Frage: Wie viel oder wie wenig er den Griechen verdanke, oder in welchem Sinne er ein Nachahmer von ihnen sey? nicht aufklären; und gleichwohl hängt von der Bestimmung dieses Umstandes so viel, oder, eigentlicher zu reden, alles ab. Seitdem die ersten Dichter in den Fluren Klein-Asiens und Griechenlands ihre Stimmen haben ertönen lassen, sind, in gewisser Hinsicht, die folgenden alle ihre Nachahmer und Schuldner, und ihnen durch das, was sie von ihnen lernten, aufnahmen, entlehnten, bald mehr bald weniger verpflichtet geworden. Alle haben sich nach ihnen in der Wahl der Gegenstände und in der

Form des Vertrags gerichtet, alle ihre Ideen benutzt, alle, wenn ich mich so ausdrücken darf, sich des Geistes, der in ihren Werken wehte, zu bemächtigen gesucht. Hieße Horaz in diesem Verstande ein Nachtreter der Griechen, und würden die Beschuldigungen, die man gegen ihn geltend zu machen sucht, in keinem andern Sinne genommen, so brauchte man nicht erst auf eine Vertheidigung für ihn zu denken, so theilte er mit Virgil und mehrern seiner Landesleute ein und dasselbe Loos, so wäre die Untersuchung geendigt. Aber man sieht leicht, daß man ihm ungleich weniger zugesteht, als den übrigen Dichtern seiner Nation, daß man seinen ganzen lyrischen Ruhm, in so ferne er sich auf Genie und Erfindung gründet, in Anspruch nimmt, daß man ihm, mit einem Worte, in Ansehung seiner Oden, kein andres Verdienst einräumt, als das, griechische Gewächse auf römischen Boden verpflanzt zu haben. Fassen wir, (dieß allein kann zu einer sichern Entscheidung führen,) seine lyrischen Gedichte einzeln etwas schärfer ins Auge und erforschen, in wie weit sie diese Vorstellungen begünstigen oder widerlegen.

Mich dünkt, wenn wir Horazens Oden nach dieser besondern Rücksicht beurtheilen, so leide es keinen Zweifel, daß zuerst diejenigen für sein Eigenthum anerkannt werden müßen, welche die Geschichte seiner Zeit und die Ereigniße jener Tage betref-

sen. Ich rechne dahin alle, die dem Lobe Augusts, der Verherlichung seiner Stiefsöhne und dem durch sie erhaltenen Siege, und der Bestrafung der Römer und ihrer Sitten gewidmet sind, also vorzüglich die des dritten und vierten Buches. Diese Stücke insgesammt enthalten, nach meiner Empfindung nichts, wovon man behaupten könnte, daß es griechisch oder von griechischen Mustern entlehnt sey, als einzelne Ausdrücke und Wendungen. Ihr Entstehen ist ohne die Betrachtung eines fremden Vorbildes begreiflich, ihr Inhalt ganz römisch und durch die Zeitumstände und Ortverhältnisse dem Dichter gegeben, ihre Ausführung endlich ohne Spuren eines Einflusses von außen. Welcher Grieche war es denn, der dem Dichter die treflichen Oden (III. 6. 24.) eingab, in denen er seine Landsleute der Verachtung der Götter und der Sittenlosigkeit anklagt und beydes als die Ursache alles über sie gekommenen Unglücks schildert? Woher anders, als aus sich selbst, konnte er jene treffenden, den ächten Römergeist athmenden, Reden schöpfen, die er der Juno, (III. 3.) dem Regulus, (III 5.) und dem Hannibal (IV. 4.) in den Mund legt? Aus welcher Quelle, wenn es nicht die seiner eigenen tiefsten Empfindung war, sollte der frohe Glückwunsch an den August, (IV. 5.) wegen seiner willkommenen Rückkehr, geflossen seyn? Eben dieß gilt von dem erhabenen Gesange an den Julius Anton, (IV. 2.) der ihn aufgefordert

hatte, Augusts Thaten zu verherrlichen; eben dieß von der schönen, diesem Fürsten, nach Zuschließung des Janus-Tempels, gewidmeten Friedensode; (IV. 15.) eben dieß von der philosophischen an den Mäcen, (III. 29.) die ihm einen weisen Genuß des Lebens empfiehlt und so ganz für seine Bedürfnisse und Lage berechnet ist; eben dieß von vielen andern mehr. Hier verräth sich nirgends der nachahmende, hier verräth sich überall der selbstschaffende und hervorbringende Künstler. Die Gelegenheit weckt ihn, die Umstände begeistern ihn, die Empfindung erwärmt und durchdringt ihn. Es ist nicht ein fremder Genius, an dessen Munde er hängt, und dessen Töne er nachbildet, es ist die Kraft in ihm, die sich in Worte ergießt, und den lieblichsten Rhythmus für sie erfindet.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit einer Menge Oden, die der Freundschaft, der Liebe, dem Weine und der Freude geweiht sind. Um hier die Einwirkung und den Antheil eines fremden Genius zu übersehn, müßte man entweder mit dem Geiste der Griechen völlig unbekannt seyn, oder seine Stimme nicht hören wollen. Indeß auch so bin ich wenig geneigt zu glauben, daß wir in diesen Stücken Horazens, wenn die griechischen Lyriker auf uns gekommen wären, nur Nachahmung erblicken würden. Dazu bedarf es offenbar stärkerer Vermuthungsgründe, als die sind, welche aus der Farbe

seiner Sprache, aus seinen gehäuften Gräcismen, aus einigen ausländischen Bildern und aus mehrern wörtlich übergetragenen Stellen hergeleitet werden. Den Mann, meine ich, würden wir in ihm entdecken, der mit der Lesung eines Alcäus, einer Sappho und andrer genährt, die Gedanken und Empfindungen derselben auf seine Weise und für sein Volk wiederzugeben strebte, der, von ihrem Feuer entzündet, und von ihren Schönheiten durchdrungen, was sie spielten, unbeschadet seiner eignen poetischen Freyheit und Selbstständigkeit, auf seiner Lyra nachzuspielen versuchte, der ihre Form und Manier ausdrückte, aber jene so ganz ausfüllte und diese sich so zu eigen zu machen wußte, als ob er die eine aus sich selber gebildet und die andre erfunden hätte, der, mit einem Worte, ohne alle Aufopferung seiner Eigenthümlichkeit und ohne darum weniger Dichter zu seyn, als er es in seinen Sermonen und Episteln ist, sie ungefähr so nachahmte, wie er selbst in neuern Zeiten von einem Ramler und andern nachgeahmt worden ist. In der That, je länger ich bey den Beweisen, die man gegen die Originalität des römischen Lyrikers angeführt hat, verweile, je weniger befriedigend erscheinen sie mir. Wie kommt es, frage ich mich, daß Horaz, der als Satiriker seinen eigenen Weg ging, als Lyriker so ängstlich in die Fußtapfen andrer tritt? Warum sprechen wir ihm alles Verdienst der Erfindung in dieser Dich-

tungsart ab, da wir in unserm Urtheil über Virgil, den Idyllensänger, der doch gewiß, als solcher, den Griechen nicht weniger verpflichtet ist, bey weitem so strenge nicht sind? Ist es nicht, weil hier die Acten zum Spruche vollständig vor uns liegen, da uns dort nur aus einzelnen Bruchstücken ihr Inhalt zu errathen vergönnt ist, und wir eben darum uns erlauben, mehr in ihnen zu vermuthen, als sie wirklich enthalten? Noch mehr. Liegt es nicht am Tage, daß Horaz auch in den Oden, von welchen hier die Rede ist, immer den fremden Standpunkt verläßt und seinen eigenen wählt, daß sie alle in eigenen Verhältnissen und auf besondere Beziehungen gedichtet sind, und daß dieser Umstand allein schon ein sicheres und unverwerfliches Zeugniß für seine sich nie verläugnende Genialität ablegt? Unmöglich kann der in die Classe der Nachahmer gehören, der seine Absichten verfolgt, seinen Entwürfen nachgeht, seine Gefühle darlegt. Wenn er etwas von andern entlehnt, so wird dieses Entlehnte sein Eigenthum, dieses Fremdartige sein Besitz werden, und der Andre keinen weitern Anspruch darauf machen oder es als ihm entwendet zurückfordern können. Die Gedanken und Bilder des Musters werden durch Weglassen, Hinzusetzen und Verändern ihre ganze ursprüngliche Gestalt verloren haben, und alle Merkmahle der Nachahmung unter den neuen ihnen ein-

verleibten Ideenreihen und hinzugekommenen Zügen erloschen seyn.

Doch es giebt unter den lyrischen Gedichten Horazens allerdings noch eine dritte Classe, auf welche sich die eben geäußerten Behauptungen nicht anwenden lassen. Sie begreift diejenigen Oden, die er entweder wörtlich, oder mit einer nur leichten Veränderung der Empfindungen, Gemählde und Schilderungen aus der griechischen Sprache in die seinige übergetragen, und an deren Hervorbringung folglich sein poetisches Talent und seine Einbildungskraft keinen oder nur einen geringen Antheil haben. Daß in der Sammlung seiner Gedichte sich wirklich dergleichen Stücke finden, geht schon aus den Zeugnissen der alten Erklärer hervor, die von einigen derselben (wie Porphyrion von der 15ten des ersten Buches) ausdrücklich bemerken, daß sie einem griechischen Muster und welchem sie nachgebildet sind. Aber, auch ohne ein solches Zeugniß, verrathen sich mehrere als bloße Uebersetzungen oder wenig veränderte Nachahmungen durch sich selbst. Mit Recht glaube ich alle diejenigen in diese Reihe stellen zu dürfen, die nichts Charakteristisches, nichts auf Zeit, Ort und Umstände berechnetes an sich tragen, bey denen man, um sie verständlich zu finden, nicht nöthig hat, nach besondern Veranlassungen zu forschen, die uns mehr allgemeine poetische Ideen als eigenthümliche Situationen und Verhältnisse darle-

gen. Die Ode an den Thaliarch, (I. 9.) die noch überdieß durch den griechischen Namen und die aus dem Alcäus in ihr aufgenommenen Stelle den Verdacht, daß sie eine bloße Uebersetzung sey, verstärkt, die Palinodie an ein ungenanntes Mädchen, (I. 16.) und die kleine Ermunterung an den Varus (I. 18.) scheinen mir, (und von der vorletzten sagt es Akron sogar bestimmt,) unter diese, von dem Einfluße und Beytrage des Genius unabhängigen, poetischen Erzeugnisse zu gehören, und die Ausleger möchten sich wohl vergebliche Mühe machen, wenn sie hier und anderwärts nach einer nähern Bestimmung und äußern Veranlassung sich umsehn, und vergeblichen Kummer nähren, wenn sie glauben, ein Dichter, wie Horaz, dürfe ohne die eine oder die andre nicht die Leyer ergreifen. Vielleicht irre ich nicht, daß diese Classe von Oden seine frühern Versuche in der lyrischen Dichtungsart enthält, zumal da die meisten derselben wirklich in dem ersten und zweyten, oder in den beyden früher bekanntgewordenen Büchern sich befinden.

Von der Untersuchung über die Originalität Horazens sollte ich itzt zur Betrachtung der Schönheiten seiner lyrischen Gedichte selbst übergehn. Aber diese Schönheiten sind schon so oft zergliedert und gewürdiget worden, daß ich fürchten müßte, nichts, als ganz bekannte Wahrheiten und Beobachtungen,

zu wiederholen. Ich schränke mich daher auf zwey Bemerkungen ein, einmal weil selbige wirklich, wie ich glaube, die charakteristischen Eigenschaften der horazischen Oden umfassen, und zweytens, weil sie zugleich dienen werden, den von mir angegebenen Unterschied zwischen ihnen zu rechtfertigen, und ihm einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit zu ertheilen.

Wenn ich mein Augenmerk zuerst auf diejenige Classe von lyrischen Stücken werfe, die ich als Horazens Eigenthum angesehn wissen will, so glaube ich in ihnen keinen andern Geist zu entdecken, als denselben, der die schönsten und edelsten seiner Episteln beseelt und durchdringt, — den Geist der Weisheit, Sittlichkeit und Humanität. Man lese die ganze Reihe von Oden, welche das dritte Buch seiner Gedichte eröffnen, man lese die beyden in diesem Buche an den Mäcen gerichteten, (16 und 29.) nebst der wider die Prachtliebe und ihren Gefährten, den Geiz, (24.) man lese die sämmtlichen Helden- und Vaterlands-Oden des vierten, und frage sich, ob man nicht überall den liebenswürdigen moralischen und philosophischen Dichter finde. Wem sind nicht aus den Jahren seiner Jugend noch die schönen Stellen im Gedächtnisse gegenwärtig: »Furcht und Angst folgen dem Unzufriedenen, wohin er sich flüchtet. Die schwarze Sorge besteigt mit ihm das erz-

beschlagene Schiff und sitzt hinter ihm auf dem Rosse. — Süß und rühmlich ist es fürs Vaterland sterben. Auch den Flüchtling ereilt der Tod, und schont nicht die Ferse noch den feigen Rücken des unkriegerischen Jünglings. Mit schimpflicher Zurückweisung unbekannt, strahlt die Tugend im unbefleckten Glanze und nimmt und begiebt sich der Fascen nicht, nach der Wandellaune des Volks. — Einen tugendhaften, seinen Entschlüßen treuen Mann erschüttert in seinem festen Sinne nicht die Wuth der Frevel gebiethenden Bürger, nicht der Blick des drohenden Tyrannen, nicht der Auster, der furchtbare Beherrscher der adriatischen Wogen, nicht des donnernden Jupiters starke Rechte. Und stürzte unter ihm der Erdkreis, einen Unerschrocknen würden die Trümmer zerschmettern. — Macht ohne Klugheit sinkt durch sich selbst. Gemäßigte Macht erheben und verehren die Götter. Eben sie hassen die Stärke, die nur auf Unrecht und Frevel sinnet. — Unser an Verbrechen reiches Jahrhundert hat zuerst Ehen, Geschlechter und Familien entweiht. Aus dieser Quelle hat sich alles Verderben über Vaterland und Volk ergossen. — Ein weiser Gott hat die Zukunft mit dunkler Nacht umzogen, und lacht, wenn Sterbliche zu ängstlich zagen. Der nur genießt sich selbst und lebt glücklich, der jeden Tag sagen kann: Ich habe gelebt! Mag morgen Zevs den Pol in schwarze Wolken hüllen, oder das Licht der Sonne uns

gönnen, was hinter uns liegt, wird er nicht zurück bringen, noch umbilden und ungeschehen machen was die flüchtige Stunde gebracht hat. — Tapfere sprossen allein von Tapfern. Der Muth der Väter wohnt im edlen Stiere, wohnt im Rosse, und streitbare Adler zeugen keine friedliche Taube. Aber Unterricht erhöht die angestammte Kraft, und weise Erziehung stärkt die Herzen. Wo sittliche Bildung fehlt, da schänden Laster der Natur erhabensten Adel.« — — Sind nicht alle diese Stellen, (und mit wie vielen, ihnen ähnlichen, könnte ich ihre Zahl vermehren?) der Spiegel eines reichen und denkenden Geistes und der Abdruck edler und schöner Gesinnungen? Erkennen wir in ihnen nicht den nämlichen Dichter, wie ihn seine moralischen Episteln uns darstellten, den Dichter, der die Tugend zu seiner Freundinn und die Weisheit zu seiner treuen Gespielinn gewählt hat? dessen liebstes Geschäfte zu lehren und dessen eigentliches Bestreben zu nutzen ist? In der That haben einige seiner Oden durchaus keinen andern Zweck, als diesen, und wo er der Hauptzweck nicht ist, da hat ihn doch der Dichter nicht ganz aus den Augen gelassen, sondern durch die Farbe der Philosophie seinen Stoff erhöht, belebt und verschönert, so wie er auf der andern Seite eben so oft und eben so glücklich sich der Dichtung bedient, um durch sie seine philosophischen Oden zu schmücken und ihnen einen leichtern Ein-

gang und eine gefälligere Aufnahme bey seinen Lesern zu bereiten. Sind nicht die Empfindungen in der Rede, die Juno gegen die Wiederherstellung Troja's in der Versammlung der Götter hält, (III. 3.) gewissermaßen eine Empfehlung der Tugend der Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, welche die Ode anpreißt? Drückt nicht das schöne Gemälde von der Armuth und Sittenreinheit der getischen und scythischen Völkerschaften, in der moralischen Ode wider die Prachtliebe der Römer, (III. 24.) den Inhalt derselben eben so wahr als lebhaft aus? Kann man Tapferkeit und Ehrliebe in den Herzen entarteter Bürger kräftiger wecken, als es durch das Beyspiel des Regulus und seine Ermahnung an den Senat zu Rom (III. 5.) geschieht? Oder vermochte der Dichter den Patriotismus seiner Landesleute und ihren nicht ungerechten Stolz auf ihre ehemaligen Thaten und großen Helden lebhafter zu entflammen, als durch die Worte, die er dem Hannibal (IV. 4.) zum Lobe des C. Claudius Nero, des Ueberwinders des Hasdrubal, in den Mund legt? Gewiß wird Niemand in allen diesen Darstellungen, Anlagen und Wendungen das erhabene Ziel, nach dem Horaz strebte, verkennen; gewiß wird Jeder, der von der Lesung der Episteln zu diesen Gedichten übergeht, sich freuen, daß der Dichter gerade in denen Oden, die ihm als unbestreitbares Eigenthum zugehören, sich selbst gleich bleibt und den Charakter, den er

als eigentlicher Lehrdichter behauptet, auch als Lyriker nicht verläßt.

Allein so gern ich dem moralischen Verdienste dieser Oden Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so wenig leuchtet mir doch ihr poetischer Werth in dem Maße ein, wie ihn die Ausleger anzuerkennen geneigt sind. Inhalt und Form hängen in der Poesie so genau mit einander zusammen, daß nur zu leicht eins für das andre genommen und der Mangel der letztern oft über der Vortreflichkeit des erstern vergessen wird, und irre ich nicht, so ist dieß der Fall bey den meisten Stücken, die ich als Horazens Eigenthum ansehe. Betrachtet man sie mit unbefangenem Auge, so kann man sich nicht verbergen, daß gerade die längsten und am lautesten gepriesenen sich, von Seiten des Plans und Zusammenhangs, wenig empfehlen und die Erklärer noch bis auf den heutigen Tag über ihre wahre Tendenz in Zweifel lassen, daß zwar in allen eine gewählte Sprache, aber noch mehr rhetorischer Geist, als wirkliche Begeisterung, herrsche, daß die Reden, welche der Dichter, und, für die Ansprüche der Leser auf poetische Abwechselung und Mannichfaltigkeit, gewiß zu häufig, einmischt, nicht selten durch ihre Länge ermüden und mit dem Ganzen in keinem Verhältnisse stehen, endlich, daß ihn überall mehr die bedächtliche Ueberlegung, als die belebende Einbildungskraft leite und die Art, wie er bildet, ein wenig zu deutlich hervortritt. Ich

hin-

bin, wie gesagt, weit entfernt, dieß von allen Oden, die ich als Horazens eigene Schöpfungen ansehe, zu behaupten. Ich weiß es, daß die Ode an den abwesenden August, (IV. 5.) vielleicht die empfindungsvollste, die er jemals gedichtet hat, und einige andre eine rühmliche Ausnahme machen: aber von dem bey weitem größern Theile gilt, wie ich glaube, der Ausspruch, den ich gethan habe, allerdings. b) Man lese einmal die ersten Oden des dritten Buchs, aber man lese sie ohne Vorurtheil und ohne Hinsicht auf die schon so lange bestehende Achtung des Dichters, und entscheide! Die Verbindung ihrer Theile haben sie offenbar nicht ihm, sondern der Geschicklichkeit seiner Ausleger zu danken; die Vortrefflichkeit, welche diese in der Darstellung finden, läßt sich bloß von einzelnen Stellen, nicht von dem Ganzen behaupten, und die Schönheit des Ausdrucks, die sie durchgängig anerkennen, leidet wenigstens bey einer genauern Prüfung manche Einschränkung. Mag man diese Anklagen der Kritik, unter denen Home die erste vorzüglich herausgehoben hat, c) noch so oft bestreiten und durch noch so

b) Die zweyte, zehnte und sechszehnte des zweyten Buchs enthalten, nach meinem Gefühle, eine Reihe schöner und lesenswerther Sittensprüche: aber Oden verdienen sie nicht zu heißen.

c) Grundsätze der Kritik Th. 1. S. 33.

künstliche Gründe zu entkräften suchen, — sie erneuern sich darum doch und verfehlen ihre Wirkung wenigstens auf die freymüthigen und unpartheyischen Beurtheiler nicht.

Unstreitig treffen diese Vorwürfe auch manche von denjenigen Gedichten, bey welchen Horaz einem griechischen Vorbilde folgte, wie man sich aus den Oden an den Munatius Plankus, (I. 7.) an den Merkur, (III. 11.) an Galateen, (III. 27.) und mehrern überzeugen kann, es sey nun, was jedoch wohl als der seltnere Fall angesehn werden dürfte, weil das Muster, das er nachahmte, selbst an den gerügten Fehlern krankte, oder weil die mit ihm vorgenommene Veränderung, die ihm gegebene neue Wendung und römische Einkleidung den ursprünglichen Gedanken verstellte, oder den natürlichen Gang des Stückes unkenntlich machte. Indeß, (und das war das zweyte, was ich bemerken wollte,) ist der poetische Werth dieser, nach griechischen Originalen gebildeten, Gedichte doch gewiß, im Ganzen genommen, ohne Vergleich größer, als der Werth der dem Römer eigenthümlich gehörenden. Mit Vergnügen wird man bey einer nähern Betrachtung derselben gewahr, daß die Erfindung leicht und natürlich, die Ideenfolge ohne Zwang und Verwirrung, der Ausdruck gefällig und kunstlos, und über die meisten jene Grazie, durch welche sich der griechische Genius so ungemein und vor-

theilhaft auszeichnet, verbreitet ist. Leset die Ode auf die Abreise Virgils nach Athen, (I. 3.) zu der Alcäus und Sappho ihren Beytrag geliefert haben. *d*) Wen erwärmt nicht der so durchdringende Enthusiasmus der Freundschaft! Wen ergreifen nicht jene Verwünschungen des verwegenen, alles unternehmenden Menschengeschlechts, die von selbst aus jenem Enthusiasmus hervorgehn! Wen entzückt nicht das nette und wohlgeordnete Ganze! Leset den Dithyrambus an den Bacchus. (I. 19.) Welchen wahrhaft lyrischen Taumel! und mitten in diesem Taumel welche Besonnenheit des Geistes! welches Licht, welche Klarheit, wohin ihr blicket! Leset das Gespräch zwischen dem Dichter und Lydia. (III. 9.) Wie abgewogen und in einander greifend die Gegensätze! wie einfach der Gang der Leidenschaft! wie rund die Sprache, wie melodisch der Rhythmus, wie lieblich zusammenstimmend das Ganze! Leset die Bitte an die Venus, (IV. 1.) die unstreitig so gut, wie der eben genannte Dialog, aus einer griechischen Quelle hervorfloß. Wie bedeutend der Eingang, wie glücklich und wie schmeichelhaft für den Paulus Maximus die Wendung, wie überraschend und wie vorbereitet zugleich der leidenschaftliche Schluß! Es kann seyn, daß uns

d) Man sehe Juni in der Einleitung zu dieser Ode.

die griechischen Muster, wenn sie auf uns gekommen wären, noch besser gefallen, daß wir sie nicht selten der Nachahmung vorziehen und eine desto größere Hochachtung für sie fassen würden, wenn wir sähen, daß selbst ein Mann, wie Horaz, sie umsonst zu erreichen bemüht war. Aber es ist eben so möglich, ja es ist sogar das überwiegend Wahrscheinliche, daß der Römer noch häufiger bey der Vergleichung gewinnen und das Verdienst der Verschönerung und Ausbildung das der Erfindung aufwiegen werde. Die Natur der poetischen, oder vielmehr schönen Darstellung bringt es nun einmal so mit sich, daß die ersten Versuche sich hauptsächlich durch Einfalt und Wahrheit auszeichnen, die spätern dagegen sich durch eine edlere Ausführung, eine bessere Anordnung, einen gewähltern Schmuck, und reizendere Form empfehlen, ohne deshalb jene beyden Tugenden zu entbehren. Sollten wir wohl einen dieser Vorzüge in Horazens Oden vermissen, wenn die griechischen Lyriker vor uns lägen? Sollten wir wohl den Ausspruch unwahr finden, der schon öfters, obgleich nie ohne den in jenen Dichtern erlittenen Verlust zu bedauern, gethan worden ist, daß der Römer billig als ein Ersatz für sie angesehen werden müsse, und in so fern wenigstens noch ein günstiges Schicksal über die lyrische Muse gewaltet habe? Sollten wir, auch wenn wir manches, was itzt für sein Eigenthum gilt, als solches

aufgeben müßten, nicht noch immer genug zu bewundern und zu verehren übrig behalten? Sollten wir endlich, wenn wir Horazens Arbeiten mit denen seiner Vorgänger zusammenhalten könnten, uns nicht oft geneigt fühlen, diese für jene hinzugeben, so wie gewiß kein Mann von Geschmack Anstand nehmen würde, wenn er über die Vorzüge der Ramlerischen Ode an Delien und der Horazischen an Asterien (III. 7.) entscheiden sollte, jener vor dieser den Preis zu zuerkennen?

Vielleicht begreift man itzt, was so viele unbegreiflich gefunden haben, warum ein Kunstrichter, wie Quintilian, in dem Lobe unsers Lyrikers so karg ist, und sich zu sagen begnügt, »Horaz verdiene unter allen römischen Lyrikern allein gelesen zu werden: denn er erhebe sich zuweilen, sey voll Lieblichkeit und Anmuth, und bilde oft mit glücklicher Kühnheit neue Figuren und Wörter.« Offenbar ging der Kritiker von ganz andern Gesichtspunkten aus, als die sind, von denen wir, bey der Schätzung des Dichters, und, wie sich hernach zeigen wird, der Dichter selbst, bey der Würdigung seiner Verdienste um die römische Lyrik, ausging; offenbar spricht er nicht ohne besondere Hinsichten, ungeachtet er selbige nicht ausdrücklich angiebt; offenbar schwebten ihm Vergleichungen vor, die ihn in seinem Urtheile leiteten und bestimmten. Laßt uns sehen, welches diese Vergleichungen waren.

Zuerst dünkt mich, ist es klar, daß er Horazen nicht nach seinem poetischen Werthe überhaupt, sondern hauptsächlich nach dem Werthe, der ihm als Erfinder gebührt, beurtheilt. Quintilian fühlte, was jeder Unbefangene fühlen muß, und was aus dieser ganzen Untersuchung deutlich hervorgeht, daß Horaz eigentlich zum didaktischen Dichter geboren war. Auch ist er weit entfernt, dieses Talent in ihm zu verkennen, daß er ihm vielmehr von der Seite volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt und an ihm, als Satiriker, ausdrücklich rühmt, daß er die vorzügliche Gabe besitze, die Sitten der Menschen aufzufassen und darzustellen. Allein als Lyriker konnte er ihm unmöglich in diesem günstigen Lichte erscheinen. Die Oden, die er sein Eigenthum nannte, machen den bey weitem kleinern Theil der Sammlung aus und erfüllten die Foderungen an lyrische Vollkommenheit schon darum nicht, weil sie sich größtentheils zur didaktischen Poesie hinneigten, und die zahlreichere und vorzüglichere Classe gab ihrem Verfasser auf keine höhere Stelle, als auf die eines Genies vom zweyten Range, Anspruch. Seine Begeisterung hatte sich an einem fremden Feuer entzündet, sein Geist sich von einem fremden Geiste genährt, seine Sprache sich durch eine fremde gebildet. In Hinsicht mehrerer Stücke konnte ihm sogar kein größeres Verdienst zugestanden werden, als das, sie mit Glück übergetragen zu haben. Was

Wunder, wenn Quintilian in dem Lobe des Lyrikers so mäßig ist, daß man ihn beynah karg nennen möchte, und das Urtheil, das er über die Satiren äußert, mit dem, das er über die Oden fällt, gewissermaßen im Widerspruche zu stehen scheint?

Aber zweytens, was ist es denn, das der Kritiker am Horaz, als lyrischem Dichter, tadelt? Er vermißt an ihm den erhabenen Schwung, die Kraft auf starken Flügeln emporzusteigen, mit einem Worte, den Vorzug, den er, in der Würdigung der griechischen Lyriker, an einem Pindar und Alcäus bewundert. Und sollte sich der Kunstrichter hierin irren? Ich denke, so wenig, daß er sogar die Beystimmung dessen, dem sein Tadel gilt, für sich anführen darf. Oder erklärt Horaz nicht selbst, indem er den Pindar für unerreichbar hält, daß er ihn nie erreicht habe? e) Rühmte er nicht selbst die drohende Camöne, unter deren Beystand Alcäus die Gefahren der See, des Krieges und der Flucht gesungen habe, f) und von deren Einfluß wir in seinen Gedichten nichts ahnden? Müssen wir nicht selbst, wenn wir die Ueberbleibsel des Pindar lesen, bekennen, daß ihm der Römer nicht gleiche, und

e) IV. 2. 1 — 4.

f) IV. 9. 7. vergl. II. 13, 27. 28.

würde der Grieche nicht noch weit höher in unserer Vorstellung steigen, wenn alles, was er schrieb, und vorzüglich seine Dithyramben und Päane, dem Verderben der Zeit entronnen wären? Quintilian hat hier nichts gesagt, als die Wahrheit. Horaz erhebt sich zuweilen allerdings, d. h. er hat einige Oden gedichtet, die auf den Fittigen der Begeisterung in der That einen ungewöhnlichen Flug nehmen; allein der bey weitem größere Theil seiner Gedichte besingt die leichtern Gegenstände, denen Alcäus, nach dem Zeugnisse desselben Kunstrichters, g) seine Lyra ebenfalls widmete, die Annehmlichkeiten der Liebe, des Weins und der Freude. Seine Muse kann daher offenbar mehr Ansprüche auf Lieblichkeit und Grazie, als auf Stärke und Nachdruck, machen, und sicherer zu reizen und zu gefallen, als zu erschüttern und zu rühren erwarten.

Endlich man vergesse doch nicht, daß Quintilian Horazen und alle griechische und römische Schriftsteller, über welche er in dem Eingange des zehnten Buches seiner Unterweisungen spricht, in einer eigenthümlichen Hinsicht beurtheilt. »Was sind sie, das ist der Gesichtspunkt, aus dem er sie betrachtet, was sind sie für den Redner und den, der

g) In eloquendo, sind seine Worte, Alcaeus brevis et magnificus, et diligens, plerumque Homero similis, sed in lusus et amores descendit, majoribus tamen aptior.

sich zum Redner bilden will, werth? Was kann aus ihnen für die Beredtsamkeit gewonnen, was zum Behuf des Forums genutzt werden?“ Unmöglich konnte der Lyriker Horaz, der wenige politische Oden geschrieben, selten eine andre Leidenschaft, als die der Liebe, geschildert, der es nicht häufig auf Hervorbringung starker Bewegungen und Rührungen angelegt hat, in diesem Bezuge eifriger und wärmer gepriesen, noch dem angehenden Redner von einer andern Seite, als Quintilian heraushebt, empfohlen werden. Als Muster eines feinen und zierlichen Ausdrucks wird der Redner die Horazischen Oden benutzen, die Wendungen, die sie ihm darbiethen, sich zu eigen machen und seine Sprache aus ihnen bereichern können: allein größere Vortheile darf er von der Lesung derselben nicht erwarten, noch sich versprechen, eine eben so reichhaltige Fundgrube in ihm zu finden, als die Werke eines Homer und Euripides ihm gewähren.

Wenn das Urtheil Quintilians über Horaz nach dieser Erklärung nicht mehr befremdet, so fällt dagegen das Urtheil des Dichters über sich selbst und den Gehalt seiner Werke um desto mehr auf. Mit Recht kann man fragen: Wie kommt es, daß er seinen Sermonen und Episteln so gar keinen, und seinen lyrischen Gedichten einen so hohen Werth beylegt? Wie kommt es, daß er das, was ihm als

Eigenthum gehört, übersieht und auf das vom Auslande Entlehnte alles Gewicht fallen läßt? Wie kommt es, daß er die Sammlung seiner Oden als das ewige und unvergängliche Denkmal seines Ruhms betrachtet und vor seiner didaktischen Poesie vorübergeht? Mich dünkt, gerade diese Aeußerung des Dichters beweißt, was ich früher vermuthete, daß, wenn er, ein Mann von so unbefangenem Blicke und sicherm Geschmacke, ohne den fremden Antheil in seinen lyrischen Stücken zu verkennen, *b*) dennoch das von seiner Seite Hinzugekommene für wichtig genug ansah, um einen nicht ungerechten Stolz darauf zu gründen, dieses letztere bedeutend und, so viele Zweifel auch der römische Quintilian und alle Quintiliane unserer Zeit dagegen veranlassen mögen, die schönsten und edelsten Blüthen, die uns in seinen Oden entgegen duften, nicht alle auf griechischem Boden gesammelt waren. Unmöglich konnte Horaz seine lyrischen Poesien ein Denkmal, dauernder als Erz, und erhabener als die königlichen Pyramiden, nennen; unmöglich konnte er das stolze: »Ich werde nicht sterben und die Wege des Styxes mich nicht umschließen!« seinem Mäcen zurufen; unmöglich konnte er auf das sclavische Heer der Nachahmer so verächtlich herabblicken und sich rühmen: »Ich habe mir meinen Weg selbst gebahnt

b) Man sehe unter andern Ep. I. 19, 28. 29.

und den Fuß in keine fremden Tritte gesetzt. Wer sichs zutraut, führt den Schwarm!« wenn das Gefühl seiner Vorzüge auf einer leeren und von Niemanden außer ihm anerkannten Anmaßung beruht hätte. Nein, das Urtheil über das, was originell und nachgeahmt ist, hat sich von jeher auf sehr feine und schwer zu bestimmende Unterschiede gegründet und hängt zu genau mit den eigenthümlichen Ansichten der Menschen zusammen, als daß wir der Empfindung des Dichters weniger Glauben beymessen sollten, als den Ausspüchen der Kunstrichter. Wenn Quintilian und, wie ich gern einräumen will, viele von den Zeitgenossen Horazens über ihn, als Odendichter, weniger günstig richteten, i) so hatte dieß sicher in nichts anderm seinen Grund, als in der, zwar an sich gerechten, allein, auf unsern Fall angewandt, doch übertriebenen Schätzung der griechischen Lyriker, und wenn die Kritiker unserer Tage ihnen beystimmen, so wollen wir wenigstens nicht vergessen, daß die Wendung, wel-

i) So folgert man wenigstens aus der Stelle Ovids, Tr. IV. 10, 49. Et tenuit noſtras numeroſus Horatius aures, Dum ferit Auſonia carmina culta lyra; ich weiß nicht, ob mit Recht. Ein bestimmtes und gründliches Urtheil ist in Versen wohl nicht zu erwarten. Ueberhaupt sind offenbar zu wenig Schriften aus den Zeiten Augusts auf uns gekommen, uns zu entscheiden, wie die mit Horaz lebenden Dichter und Kunstrichter eigentlich über ihn dachten.

che das philologische Studium genommen hat, und die Begierde, alles auf die ersten Uranfänge der litterarischen Bildung zurückzuführen, auf mehrere derselben einen entscheidenden Einfluß gehabt hat. Aber wie viele Originale werden unter den neuern Dichtern übrig bleiben, wenn sie von ihren künftigen Erklärern nach ähnlichen Regeln erläutert und ihr Werth nach den nämlichen Grundsätzen bestimmt werden sollte? *k*)

k) Ich erinnere mich hierbey einer Stelle aus Wielands Anmerkungen zu Horazens Episteln Th. I. S. 295. die zu treffend ist und meine Meinung von der Originalität des Römers zu gut erläutert und unterstützt, als daß ich mir nicht erlauben sollte sie aufzunehmen. „Jeder wahre Künstler, heißt es, ahmt in gewissem Sinne seine Vorgänger nach; aber Virgil ist, ungeachtet alles dessen, was er vom Homer geborgt oder nachgeahmt hat, noch immer ein großer, und selbst durch die Art der Nachahmung, ein originaler Dichter. Ein Pfuscher, ohne alles Talent, könnte ein höchst elendes Werk von funfzig Gesängen, der Erfindung und ganzen Ausführung nach, aus seinem eignen schalen Kopf gezogen und keinen Menschen nachgeahmt haben, und würde dadurch doch weiter nichts, als ein originaler Pfuscher, seyn: hingegen könnte ein grosser Dichter nicht nur das Sujet, sondern, wenn er es für gut fände, den ganzen Plan seines Werkes von einem andern nehmen, und durch die Art der Ausführung ein neues und vortreffliches aus einem schlechten erschaffen. Das, was den wahren Meister macht, ist nicht die Erfindung eines unerhörten Sujets, unerhörter Sachen, Charaktere, Situationen u. s. f. sondern der lebendige Odem und Geist, den er seinem

Ich werfe noch einen Blick auf die Epoden Horazens. So ungewiß es ist, wann und von wem sie bekannt gemacht worden sind, *l*) so gewiß ist es, daß sie unter die frühern und jugendlichen Arbeiten des Dichters gehören, und die archilochische Bitterkeit und der ehrenrührige, oft schmutzige Ton, der in mehrern herrscht, nicht ihr einziger Fehler ist. Die große und nicht selten in Ueppigkeit ausartende Fülle, das Mißverhältniß in einzelnen Theilen, die Härte, Undeutlichkeit und Verworrenheit des Ausdrucks, — alle diese und ähnliche Mängel, von denen des Verfassers spätere Versuche frey sind, entstellen diese Kleinigkeiten und erlauben ihnen nicht, hohe Ansprüche an Bewunderung zu machen.

Werk einzublasen vermag, und die Schönheit und Anmuth, die er darüber auszugießen weiß. Es ist mit den Dichtern hierin, wie mit den Mahlern und andern Künstlern. Alle vortreffliche Mahler haben Marienbilder und heilige Familien gemahlt: der Inhalt ist der nämliche, die Charaktere sind die nämlichen, die Farben auf dem Palet sinds auch: gleichwohl hat jeder eben denselben Gegenstand auf eine ihm eigene Art behandelt; und so viele vortreffliche Madonnen schon da sind, so wird sich doch gewiß kein künftiger großer Mahler dadurch abschrecken lassen, auch die seinige hinzuzuthun."

l) Ob nämlich von Horaz selbst oder von andern nach seinem Tode. Man vergleiche H. Böttigers Anmerkungen zum Horaz Th. II. S. 275.

Was man an ihnen rühmen kann, sind einzelne Gemälde voll Wahrheit und Schönheit, einzelne edle und tiefe Empfindungen, die uns mit der Sittlichkeit des Dichters, die er hier so oft verläugnet, von neuem versöhnen, und einzelne satyrische Züge und Schilderungen, die selbst itzt, da die Gebrandmarkten für uns wichtig zu seyn aufgehört haben, ihre Wirkung nicht ganz verfehlen. Durch diese Tugenden empfehlen sich vorzüglich das Lob des Landlebens, (2) die Ermunterung an das römische Volk, (16) und mehrere kleine Stücke, die der Unwillen über das Glück und die Anmaßungen verdienstloser und schlechter Menschen eingegeben hat.

Euripides.

Geboren im ersten Jahr der LXXV. Ol. am Tage der Schlacht bey Salamis; nach andern Ol. LXXIII. 4. Er starb in Mazedonien, (Ol. XCIII. 1.) wo er an dem Hofe des Archelaus lebte, indem er, der gemeinen Sage zu Folge, von Hunden zerrissen wurde. Seine Blüthe fällt in die Zeit der unumschränkten Macht des Pericles. *a*)

Die Gestalt des griechischen Trauerspiels erscheint in den Werken des Euripides von derjenigen, welche ihm Aeschylus und Sophocles gegeben hatten,

a) Die Hauptquellen seines Lebens sind Gellius N. A. XV. 20. Suidas in Εὐριπίδης und Myschopulus. Die zerstreuten Nachrichten sind sorgfältig gesammelt und erörtert in Barnesii Vita Euripidis vor der Ausgabe dieses Dichters, und von Bayle v. Euripide. Die Eltern des Dichters, Mnesarchus und Clito, waren bey dem Einfall der Perser in Griechenland nach Salamis geflohn, wo man zu den Zeiten des Philochorus eine Höhle zeigte (speluncam rotram et horridam), in welcher Euripides seine Tragödien verfertigt habe. Hieraus müßte man schließen, daß sich dieser Dichter oft in Salamis aufgehalten, oder sich vielleicht hierher zurückgezogen habe, wenn seine Arbeiten Stille und Einsamkeit forderten. Der Verfas-

weit verschiedener, als der Unterschied der Zeiten, wenn man nichts als die Anzahl der Jahre erwägt, erwar-

---

ser der Recherches philosophiques sur les Grecs Tom. I. p. 132. schließt aus diesem Umstande, daß Euripides bisweilen Anfällen der in Griechenland so gewöhnlichen Nympholepsie ausgesetzt gewesen, und daß vielleicht der Ton von Misanthropie, der in seinen Werken zu herrschen scheint, von dem Orte entstanden sey, wo er seine Ideen zu empfangen pflegte. Man streitet über den Stand seiner Eltern. Seine Mutter gilt, dem Aristophanes zu folge, für eine Gemüsehändlerin; Acharn. 457. Thesmophor. 394. u. a. a. St. Theopompus hatte ihm dieses nacherzählt, beym Gellius a. a. O. Philochorus hingegen, welcher sorgfältige historische Untersuchungen über das Leben des Euripides angestellt hatte, sagt, sie sey aus einem edeln Geschlechte gewesen. S. Suidas. Dieser Umstand ist nicht wichtiger, als die Etymologie des Namens Euripides, den der Dichter vom Euripus, der Gegend, in welcher die salaminische Schlacht vorfiel, bekommen haben soll; s. Christodori Ecphrasis in Anal. V. P. T. II. p. 457. und Hesych. Illustr. v. Euripides. Dieser Name war in Griechenland nicht selten. Der gewöhnlichen Sage von seinem Tode widerspricht ein Epigramm des Addäus in den Anal. V. P. T. II. p. 242. VIII. Er war zu Pella begraben: die Athenienser aber widmeten ihm ein Cenotaph, das mit einem Epigramm des Thucydides, oder, wie andre sagen, das Timotheus geschmückt wurde. S. Vitam Euripidis von Moschopulus, S. 54. ed. Barnes. Lipf.

erwarten läßt. b) Euripides bildete sich nur wenige Olympiaden nach dem Sophocles; aber in dieser kurzen Zeit hatte der Charakter des athenienſischen Volks, durch seine Lebhaftigkeit und den Drang der Umstände auf gleiche Weise angespornt, eine andere Richtung genommen. Bey einer Nation, deren Leben und Thun gröſtentheils öffentlich war, bey welcher die Künſte, gleichsam unter offnem Himmel, in der vollen Freyheit lebendiger Kraft, empor wuchsen, mußten die Werke des Genies jederzeit der Abglanz der allgemeinen Denkungsart seyn. In dem neuern Europa, wo die Werke der Kunst in dem Schatten der Einsamkeit und der Studierstube aufsprießen, eilt oft ein kühner und starker Geist seinem Jahrhundert voran. Er gehört nicht seinem Volke, noch seinem Zeitalter, sondern der Welt und der Ewigkeit zu. Jenes verkennt und, verschmäht ihn oft; denn seine selbstständige, aus sich heraus gebildete Gröſe schließt sich an keine herrschende Neigung, an kein beliebtes Vorurtheil,

b) Sophocles war siebzehn Jahre alt, als Euripides geboren wurde. Beyde starben in demselben Jahre. Thomas Magister will wissen, daß Sophocles bey der Nachricht von dem Tode seines Nebenbuhlers Trauerkleider angelegt, und seine Schauspieler unbekränzt zum Wettstreite aufgeführt habe. Diese Nachricht verdient ohngefähr so vielen Glauben, als das, was man, auf die Autorität eines unächten Briefes, von dem guten Einverständnisse zwischen beyden Dichtern überhaupt erzählt.

an nichts von allen dem an, was den Beyfall der Menge bestimmt. Daher sind in der neuen Welt oft mitten aus dem Schooße des Sittenverderbnisses und der Tyranney unsterbliche Werke einer erhabnen Freyheit und moralischen Würde hervorgegangen; während in den Freystaaten Griechenlands die Künste mit dem Zeitalter gleichen Schritt hielten, mit der Freyheit blühten und mit der Freyheit dahinstarben. Auch den Werken des Euripides ist der Charakter seines Zeitalters aufgedrückt. Ehe wir also jene beurtheilen, wollen wir einen Blick auf dieses fallen lassen, und wenigstens die Grundzüge der Einhelligkeit zwischen beyden zeichnen.

Die Geschichte des Fortgangs der Athenienser von ungebildeter Kühnheit zu edler Männlichkeit, und von dieser zu leidenschaftlicher Ueppigkeit, ist schon in dem Charakter des Sophocles mit einigen flüchtigen Strichen entworfen worden. c) Als dieser Dichter sich bildete, scheint der öffentliche Charakter der Nation auf der Höhe der Vollkommenheit gestanden zu haben. Das schöne Ebenmaas, die bewundernswürdige Vollendung seiner Werke, in denen die Natur einen freyen Bund mit der Kunst geschlossen hat, um die Vereinigung hoher Würde und einer ungeschwächten Kraft mit holder Anmuth zu zeigen, läßt auf ein Zeitalter schließen, das, seiner

c) Nachträge IV. Th. 1. St. 89. ff.

Natur nach, nicht anders als kurz und vorübergehend seyn konnte. Diese Vermuthung, welche sich auf den Geist der griechischen Geschichte gründet, wird durch den Charakter der großen Männer bestätigt, denen Athen damals seine Gunst geschenkt hatte. So vereinigte Cimon, der für den Stellvertreter jenes schönen und glänzenden Zeitraums gelten kann, mit dem kriegerischen Muthe seines Vaters, mit der Rechtschaffenheit des Aristides, mit der Kühnheit des Themistocles eine gefällige Anmuth der Sitten, Eleganz im häuslichen Leben und eine edle Popularität in seinem öffentlichen Thun. Cimons Größe war schön, seine Anmuth war edel. Mäßig im Reichthum, im Glücke bescheiden, im Unglücke männlich, söhnte er den Neid selbst mit seinem Verdienste aus, und zwang dem Schicksal seine Gunst ab. Der Geist einer edeln Mäßigung scheint nur selten von seiner Seite gewichen zu seyn.

Nach der Niederlage der Perser am Eurymedon, *d*) änderte sich das System des athenienſischen Staats. Der Feind, dessen Ueberlegenheit ehedem die Bürger Athens aufgefordert hatte, alle Sehnen der Vaterlandsliebe, der Freyheit und des Stolzes anzuspannen, hatte den Nimbus einer unwiderstehlichen Macht gänzlich verlohren, und der fort-

d) Im dritten Jahre der LXXIII. Olympiade.

gesetzte Kampf heischte keine außerordentlichen Kräfte mehr. Es war von nun an nicht mehr die Erhaltung des Vaterlandes, noch die Befestigung der Freyheit, was den Soldaten gegen den Feind trieb; es war die Begierde nach persischen Schätzen, glorreichen Siegen und glänzenden Eroberungen. An die Stelle eines uneigennützigen Eifers trat die Begierde des Eigennutzes, und ein unersättliches Streben nach unerreichbarer Befriedigung. Der Charakter des Volks nahm eine andre Gestalt an. Seine noch ungeschwächte Kraft, durch kein regelndes Gesetz äußerer Besorgnisse gelenkt und zurückgehalten, trieb in üppige Ranken aus. Selbstgefühl entartete in Uebermuth, Frohsinn in Muthwillen, Neigung in Leidenschaft, Genuß in Schwelgerey. Grosse Thaten selbst quollen oft aus tadelhaften Begierten hervor, und schadeten so dem Staate mehr, als sie nützten. Der glückliche Erfolg einer Reihe kriegerischer Unternehmungen, von denen sich nur wenige vor dem Tribunale der Gerechtigkeit vertheidigen lassen dürften, die aber in ihrem Ausgange und in der Verbesserung der öffentlichen Einkünfte eine vollgültige Rechtfertigung bey dem Volke fanden; der schnell erworbene Reichthum des Staates und einzelner Individuen, reizte die Begierde nach Genuß; die alten rechtlichen Sitten wurden lächerlich und verschwanden; und die Strenge der ehemaligen Zucht ging in der Fröhlichkeit der neuen Lebensart

unter. So fing, nach Cimons glücklicher Administration, in Athen das Zeitalter der Ueppigkeit an, die sich über alle einzelne Theile des Staates, über die Verfassung, die Sitten, die Denkungsart und die Künste verbreitete. Ueberall siegte die Heftigkeit der Begierde über die Ruhe der Vernunft, der Reiz über die Schönheit. In der ganzen Masse der Denkungsart des Volks ging das schöne Verhältniß verlohren, in welchem die Menschheit triumphirt, für dessen Erhaltung aber sie allzu gebrechlich ist. Zwar erhielten sich die Grundzüge griechischer Humanität auch in weit spätern Zeiten in dem Charakter dieser Nation; aber jener hohe Stil der Schönheit verschwand, der aus dem Bunde reichhaltiger Größe mit anziehender Liebenswürdigkeit, und dem Gleichgewichte aller Eigenschaften, in denen das Wesen der Humanität besteht, einmal, aber nur für kurze Zeit, hervorgegangen war.

Die Veränderung der öffentlichen Denkungsart zeigte sich recht sichtbar in der Bewunderung und dem unumschränkten Ansehn, das man einem Demagogen wie Pericles zugestand. Dieser Mann, welcher eine glänzende Beredsamkeit e) an die Stelle

e) Cicero im Brutus c. VI. 3. behauptet, daß man vor dem Pericles keinen Buchstaben fände, der Beredsamkeit verriethe. Hujus suavitate, sagt derselbe c. XI.

ächter republikanischen Tugenden setzte, brennende Leidenschaften unter einer ruhigen Außenseite verbarg, und, indem er dem Volke ohn' Unterlaß mit dem Scheine einer unbegränzten Gewalt schmeichelte, selbst die Ausübung dieser Gewalt an sich riß, ist das Vorbild und Muster aller Demagogen geworden, die, in Athen wenigstens, dieses Muster, das einer bessern Zeit zur Hälfte angehörte, sehr bald an Fehlern übertrafen, ohne sich um den Schein seiner Tugenden zu kümmern. An Pericles fand das leichtbewegliche und eitle Volk einen Beförderer seiner herrschsüchtigen Plane und einen Vertheidiger seiner grillenhaften Einfälle. Um der erste Mann auf Erden zu seyn, mußte Athen die Hauptstadt der Welt werden. Jedermann weiß, wie er diesen Plan ausgeführt hat. Den Grund eines dauernden

---

7. maxime hilaratae sunt Athenae: hujus ubertatem et copiam admiratae, ejusdem vim dicendi terroremque timuerunt. Die letzten Worte deuten vielleicht auf eine bekannte Stelle in den Acharnern des Aristophanes V. 529. wo er sagt: „Der Pericles Olympius blitzt, donnert, rührt ganz Hellas durch einander.“ Ein andrer Dichter der alten Comödie Eupolis hatte in einem Lustspiele Δῆμοι betitelt, die überredende Kraft dieses Demagogen so geschildert, daß er sagte, die Suada selbst sitze auf seinen Lippen, und unter allen Rednern sey er der einzige, der in seinen Zuhörern einen Stachel zurücklasse. S. Wyttenbach ad Plutarch. de S. N. V. p. 7.

Wohlstandes zu legen, war nicht sein Werk; aber einen Glanz hervorzubringen, der die Zeit seiner Verwaltung erleuchtete, ist keinem Demagogen in einem solchen Grade gelungen.

Wie schnell und üppig der ausgestreute Saamen aufgegangen, wie in dem fruchtbaren Boden reizbarer Gemüther und starker Seelen jede Leidenschaft bis zum höchsten Uebermaaße getrieben hat, lehrt die Geschichte der letzten Jahre des Pericles und der ganze peloponnesische Krieg. Dieses Zeitalter von Größe und Kleinheit, von kindischem Leichtsinn und männlichem Ernst, von Weisheit und Thorheit, spiegelt sich in dem Charakter des Alzibiades, *f*) des Abgottes seiner Zeit, eines bewundernswürdigen Ungeheuers in Tugend und Laster. Sein Charakter, in welchem sich zügellose Ausgelassenheit mit edler Mäßigung, tiefe Einsicht mit kindischer Laune, Weichlichkeit mit Kraft, Eitelkeit mit Verachtung der Menge auf eine höchst seltsame Weise vereinigte, ist gleich-

f) „Den Charakter dieser Periode kann man am besten im Alzibiades studiren. Sein Charakter ist gewissermaßen der Charakter seiner Zeit; so wie er selbst der Abgott und das Ideal seiner Zeit war. — Er vereinigte mit der Zügellosigkeit so viel Güte und Kraft als möglich ist; er verlieh dem Laster verführerische Reize, ja er wußte es bewundernswürdig zu machen.“ Fr. Schlegel in den Griechen und Römern S. 346.

sam das Ideal des National-Charakters jener Epoche, nur daß in dem Charakter dieses wunderbaren Mannes alles nach dem größten Maaßstabe gemessen war. Aber eben darum beteten ihn seine Zeitgenossen an, weil sie in ihm alle Eigenschaften, welche Bewunderung und Zuneigung fordern, mit allen Thorheiten, die den Menschen herabsetzen, in einem von allen übrigen Individuen schlechterdings unreichbaren Grade vereinigt fanden.

In diesem Zeitalter bildete und entwickelte sich das tragische Genie des Euripides. Wie früh oder spät er sich der Bühne gewidmet habe, g) ist unbe-

g) Nach dem Gellius l. c schrieb er schon in seinem achtzehnten Jahre Tragödien. Den ersten Sieg gewann er in seinem vierzigsten Jahre, wie die Oxforder Marmora anzeigen. Die Menge seiner Tragödien macht es wahrscheinlich, daß er sich nicht so spät der Bühne gewidmet habe. Die Anzahl seiner Stücke ist indeß nicht gewiß. Marcus Varro beym Gellius N. A. XVII, 4. zählt deren LXXV. von denen aber nicht mehr als fünf den Sieg errungen hätten. Aber Casaubonus liest in dieser Stelle quindecim statt quinque, wobey er der Autorität des Thomas Magister folgt. Dieser legt dem Euripides nicht weniger als zwey und neunzig Tragödien bey. Valckenaer in der Diatribe S. 10. zählt die Titel von sechs und funfzig Trauerspielen auf, die diesem Dichter außer allen Streit gehören, und fügt zu ihnen S. 11. noch zwey andere, welche große Autoritäten für sich haben. Von neunzehn Stücken, welche sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben, muß der Rhesus abge-

kannt; aber man darf annehmen, daß sein Charakter größtentheils bestimmt und vollendet war, als Cimon starb. Ehe er die tragische Bühne betrat, hatte Sophocles die Kunst zur Vollkommenheit gebracht. Seine Werke waren groß, vollendet und in ihren einzelnen Theilen harmonisch. Das Ebenmaaß des Ganzen mußte verlohren gehn, wenn einzelne Partien des erhabenen Gebäudes mehr ausgeschmückt, erweitert oder mit Zusätzen bereichert wurden. Doch war es dieß, was Euripides versuchte; denn gleichförmige Vollendung war nun schon nicht mehr in dem Geiste der Zeit.

Ehe ich dieses an den Werken unsers Dichters zu zeigen unternehme, kann ich nicht umhin, an einen seiner Zeitgenossen zu erinnern, der ihm, obschon in einer verschiedenen Gattung, in mehr als einer Rücksicht gleicht. Herodot, welcher die neun Bücher seiner Geschichte zu Athen in eben der Olympiade öffentlich vorlas, *b*) in welcher die Tragö-

rechnet werden, von welchem Valckenaer und Beck mit triftigen Gründen erwiesen haben, daß er weder dem Euripides, noch, wie einige geglaubt haben, dem Sophocles angehöre. Unter den ächt Euripideischen Arbeiten verdient der Cyclops, als das einzige Satyrspiel, das aus dem Alterthum erhalten worden, eine besondere Erwähnung.

b) Ol. LXXXIV.

dien des Euripides zum erstenmal siegten, stellte den Griechen, so wie Euripides, ein Muster gesetzloser Fülle und Anmuth in seiner Gattung auf. Der eine wie der andere wird durch den Reiz der Mannichfaltigkeit eines anziehenden und anmuthigen Stoffes beherrscht; und der eine wie der andere beugt denselben gern einem moralisch-belehrenden Ziele zu. Wenn aber das Band, das die einzelnen Theile des historischen Stoffes zusammen hält, wie das Band der Epopöe, leichter und loser ist, als das strenge Gesetz der Tragödie, so hat sich auch Herodot seiner größern Freyheit in einem solchen Grade bedient, daß es ihm kein Schriftsteller seiner Gattung hierin gleich zu thun gewagt hat; so wie Euripides in seinen engern Schranken wenigstens die Ueppigkeit so weit trieb, als es, ohne gänzliche Aufhebung derselben, möglich war. Außerdem können diese beyden Schriftsteller in Rücksicht auf den Ton und die Stimmung, welche in ihren Werken herrscht, mit einander verglichen werden. Herodot erzählt keine Gattung von Begebenheiten mit so vieler Liebe, als die tragischen Ereignisse, in denen sich die Hand der Nothwendigkeit zeigt; und er verbreitet, so oft es nur gehn will, über seine Erzählung die sanfte Farbe einer leisen Wehmuth, eines liebenswürdigen Mitleidens mit der Hinfälligkeit und Ohnmacht irdischen Glücks. Aus demselben Gesichtspunkte scheint Euripides das Leben der Men-

schen betrachtet zu haben. Denselben Stoff, durch welchen Aeschylus und Sophocles die Gemüther der Zuschauer über die engen Sphären der sinnlichen Welt erhoben, benutzte Euripides als ein Mittel der Rührung. Eben so wie Herodot stellt er den Sturz menschlicher Größe und Herrlichkeit vor, nicht um das Gefühl der moralischen Kraft und Würde zu stärken, sondern um durch die Betrachtung der Leiden und des Elendes der menschlichen Natur tiefes Mitleiden einzuflößen und eine weise Demuth zu lehren.

Es ist genug, die Vergleichung so weit getrieben zu haben, um wahrscheinlich zu machen, daß die Eigenthümlichkeiten des Euripides in dem Geiste seiner Zeit gegründet waren. Der Saame aber, welcher hier zuerst in die Seele des Dichters geworfen worden war, scheint sich durch die jugendliche Bildung entwickelt zu haben. Von seinem Vater, einem falsch gedeuteten Orakel zufolge, *i*) für die

i) In diesem Orakel, welches Oenomaus anführt ap. Eusebium in Praep. Evang. V. 33. hieß es, „er wird sich zu herrlichem Ruhme erheben und mit der süßen Zierde von heiligen Kränzen sich schmücken." Euripides machte von dieser Kunst einigemal öffentlichen Gebrauch. Pater — roborato exercitatoque filii sui corpore, Olympiam certaturum eum inter athletas pueros deduxit. Ac primo quidem in certamen per ambiguam aetatem receptus non est; post Eleusinio et Thesco certamine pugnavit, et coronatus est. Gellius XV. 20. Daß er die Kunst der Athleten

Gymnastik bestimmt, trieb er diese Kunst eine geraume Zeit, wie es scheint, nicht ohne Widerwillen; aber kaum hatte er dem aufgedrungenen Berufe entsagt, oder auch vielleicht noch früher, so ergab er sich dem Studio der Beredsamkeit unter der Leitung des Prodicus, *k*) der Philosophie, unter der Führung des Anaxagoras. *l*) Wie genau und vertraut in der Folge der Umgang unsers Dichters mit seinem jüngern Freund Socrates *m*) gewesen sey,

---

mit Widerwillen getrieben, schließt man aus seinen Invectiven gegen diese Menschenclasse, von denen sich eine merkwürdige Stelle aus dem Autolycus erhalten hat. S. Athenaeus L. X. p. 413. Galenus Protreptr. T. II. p. 8.

k) Die Talente des Prodicus sind aus seiner Allegorie vom Hercules bekannt. Ueber seine Beredsamkeit s. Philostrat. Vitae Soph. I. 12. p. 496.

l) Euripides hat den von Anaxagoras erhaltenen Unterricht in der Physik und Philosophie auch noch als Dichter benutzt, wie eine Menge Fragmente und mehrere Stellen in den noch vorhandenen Trauerspielen beweisen. S. Valckenaer in Diatribe c. III. — VI. Dieser Gelehrte muthmaßt, daß Euripides in den beym Clemens Alex. Strom. IV. p. 634. erhaltenen Zeilen das Bild seines Lehrers habe entwerfen wollen. Die berühmte Antwort des Anaxagoras — quem ferunt nuntiata morte filii dixisse, sciebam me genuisse mortalem, hat er in der Alceste V. 906. verewigt.

m) Socrates war um dreyzehn Jahre jünger als Eu-

und welchen Einfluß sie auf seine Philosophie gehabt habe, läßt sich aus mehrern Umständen, vorzüglich aber auch daraus schließen, daß man den Socrates für den Gehülfen des Dichters hielt, oder zu halten affectirte. *n*) Ohne dieser wenig beglaubigten

---

ripides, welchen Gellius zu einem Schüler des erstern in der Moral macht. Die alten Grammatiker haben es an der Art, einen berühmten Mann immer zu einem andern berühmten Manne in die Schule zu schicken. Daß Socrates den Dichter Euripides hoch achtete, läßt sich aus der bekannten Nachricht beym Aelian. V. H. II. 13. schließen, wo erzählt wird, Socrates sey nur dann ins Schauspiel gegangen, wenn Euripides unter den Wetteifernden war. Von einer Stelle im Nauplius des Euripides, wo die Rede von der Ermordung des Palamedes war, deuteten einige Alte auf den Tod des Socrates, den Euripides nicht erlebte. S. Diogen. Laërt. II. 44. S. 167. mit Menage's Anmerkungen S. 97. und Valckenaer in der Diatribe p. 190. f.

n) Diese Beschuldigung fand sich in einigen alten Komödien, welche Diogen. Laërt. II. 18. S. 91. anführt, unter andern auch in der ersten Ausgabe der Wolken des Aristophanes:

> Der Mann, der des Euripides geschwätzige,
> Mit Weisheit vollgestopfte Trauerspiele schrieb,
> Sieh her, das ist er! —

Es scheint mir keinem Zweifel unterworfen, daß in dieser Stelle Εὐριπίδε statt Εὐριπίδης gelesen werden müsse. Der Redende zeigte, ohne Zweifel im Gespräche

Sage ein größeres Gewicht beyzulegen, als sie verdient, glaube ich, daß man in der Philosophie des Euripides sehr oft den familiären Charakter der sokratischen Manier erkennen könne.

Einige Eigenthümlichkeiten der Trauerspiele unsers Dichters lassen mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß er dem Studium der Beredsamkeit und Philosophie mit einem Eifer und einer Liebhaberey obgelegen habe, die mit seinem dichterischen Berufe nicht in dem genausten Verhältnisse stand. Das Urtheil, welches Quintilian o) in seinem Catalogus der Schriftsteller, welche der künftige Redner studiren müsse, über den Euripides fällt, ist hier von vorzüglichem Gewicht. Er läßt unentschieden, ob

---

mit dem Strepsiades, auf den Socrates, dessen Talente er rühmt.

o) Instit. Orat. X. 1. Nemo non fateatur necesse est, iis, qui se ad agendum comparaverint, utiliorem longe Euripidem fore. Namque is et vi et sermone (quo ipsum reprehendunt, quibus gravitas, et cothurnus, et sonus Sophoclis videtur esse sublimior) magis accedit oratorio generi et sententiis densus et rebus ipsis et in his, quae a sapientibus tradita sunt, pene ipsis par, et in dicendo ac respondendo cuilibet eorum, qui fuerunt in foro diserti, comparandus. In affectibus vero tum omnibus mirus, cum in iis, qui miseratione constant, facile praecipuus.

in Rücksicht auf poetisches Verdienst dem Sophocles oder Euripides der Vorzug gebühre, aber daß für die, welche sich der Beredsamkeit widmen, der letztere weit nützlicher sey, scheint ihm vollkommen ausgemacht. »In Rücksicht auf Kraft und Ausdruck, sagt er, nähert er sich weit mehr der rednerischen Gattung — eine Eigenthümlichkeit, um derentwillen ihn diejenigen Kunstrichter tadeln, welche den Cothurn, die Würde und Stärke der Sprache des Sophocles für erhabener halten. Er ist voll von Denksprüchen und in Rücksicht auf die Gegenstände und die Lehren der Philosophen diesen selbst fast an die Seite zu setzen. In der Darstellung der Leidenschaften ist er bewundernswürdig, sowohl in allen übrigen, als besonders in denen, welche Mitleiden erregen.«

Eine ganz flüchtige Bekanntschaft mit den Werken unsers Dichters wird dieses Urtheil auf das vollkommenste rechtfertigen. Mit ihm stimmt der Ausspruch des Q. Cicero überein, wodurch er den Versen des Euripides die Autorität philosophischer Grundsätze beylegte; und von seinem Reichthum an Sentenzen legen die Sammlungen seiner Fragmente und die philosophischen Blumenlesen ein unwidersprechliches Zeugniß ab. *p)* Schwerlich hat wohl

p) Euripides verdient als Beförderer der Wahrheit große Achtung: Graviſſima religionis capita frequenter attigit. Oſor formidoloſae ſuperſtitionis, quae

ein Dichter ſeiner Gattung der Lockung, jede Gelegenheit zu Betrachtungen und Maximen zu benutzen, ſo wenig Widerſtand entgegengeſetzt. Ohne Zweifel bietet das Trauerſpiel nicht ſelten Veranlaſſungen zu dieſer edeln Art des Schmuckes dar; und kein tragiſcher Dichter hat dieſen Vortheil unbenutzt gelaſſen; aber Euripides misbrauchte ſein Recht. Oft, ſehr oft macht in ſeinen Tragödien die dramatiſche Begeiſterung der didactiſchen Platz; das eigne Gemüth des Dichters drängt ſich hervor; er verliehrt den leitenden Faden der Kunſt, vergißt die Hand-

---

cives etiam atticos agitabat, de uno Deo Univerſi conditore, de provida divinae mentis circa res humanas cura, de virtutis amore, de anima poſt funera ſuperſtite, de certo ſcelerum vindice, de praemiis piorum, de rebus divinis in univerſum ſic ſenſit, ut — ſolus ille poëtarum ſapuiſſe dignusque Socratis conſortio fuerit viſus Chriſtianorum veterum eruditiſſimo Clementi Alexandrino. Valcken. in Praef. Diatr. — Man nannte ihn deshalb den Philoſophen der Bühne, philoſophum ſcenicum. S. Vitruv. Praef. ad L. VIII. und die Stellen der Alten bey Bayle not. D. Den Beruf der tragiſchen Dichter, Lehren zu geben, hätte Prévoſt im Th. des Grecs T. IV. p. 363. beſſer darthun ſollen, als dadurch daß er ſagt: L'expreſſion même d'enſeigner (διδάσκειν) que les Athéniens employaient dans le ſens de mettre au théâtre, rappelait aux poëtes le devoir qui leur était impoſé.

Handlung und die handelnden Personen, und denkt an nichts, als an die moralischen Bedürfnisse seiner Zuhörer.

Gedankenreichthum an sich ist interessant; beym Euripides ist er oft schön; aber eine Schönheit an der unrechten Stelle ist in einem Produkte der Kunst verwerflich. So wie einige dramatische Dichter, in deren Gemüthe die Gabe des Witzes unverhältnißmäßig herrschte, allen ihren Personen Witz geliehen haben; so hat Euripides alle die seinigen zu Sophisten gemacht. Dieser Fehler ist indeß noch verzeihlich, wenn er mit einem andern verglichen wird, in den er nicht selten verfällt, dem Fehler, die Handlung durch lang gesponnene künstlich gewebte Tiraden aufzuhalten. Niemand darf auf Gefühl Anspruch machen, der nicht empfunden hat, wie sehr Euripides, der tragischste unter allen tragischen Dichtern, wie ihn das Alterthum nennt, q) die Sprache des Herzens und der Leidenschaften in seiner Gewalt habe; aber dennoch hat er den dauernden Ruhm, die reine Wahrheit der Natur darzustellen, nicht selten gegen den leicht verwelkenden Kranz einer sophistischen Beredsamkeit ausgetauscht. Kein tragischer Dichter konnte sich eine pathetischere Situation wünschen, als diejenige ist, in welcher

q) Aristotel. Poët. c. XIII. 4. Καὶ ὁ Εὐριπίδης εἰ καὶ τἆλλα μὴ εὖ οἰκονομεῖ, ἀλλὰ τραγικώτατός γε τῶν ποιητῶν φαίνεται.

Euripides zwey entrüstete, um ihr Recht streitende Brüder vor den Richterstuhl einer zärtlichen Mutter führt. Ein Versuch der Aussöhnung soll gemacht, ein großes Unglück soll vermieden werden; alles steht in diesem großen Moment auf dem Spiel; die Erhaltung von zwey Kindern, die Verhütung eines großen Verbrechens und das Wohl des Vaterlandes. Alle Leidenschaften sind in Bewegung gesetzt. Auf der einen Seite das Gefühl eines großen Unrechtes, auf der andern eine heftige Begierde; Zorn, Ehrgeiz und Haß auf beyden; in dem Herzen der Mutter, Mitleiden, Zärtlichkeit, angstvolle Besorgniß. Ein so reichhaltiger Stoff fordert zu den größten Erwartungen auf. Gleichwohl wird man sich bey der ersten und größern Hälfte dieser Scene betrogen finden. In der Rede, mit welcher Jocaste die Unterhandlungen eröfnet, ist der Ausdruck wohlwollenden Eifers gut getroffen; aber als sie nach den Reden ihrer Söhne, in dem bedrängtesten angstvollsten Augenblicke ihres Lebens, das Wort von neuem nimmt, setzt sie die Gefahren des Ehrgeizes und die Vortheile einer gesetzmäßigen Gleichheit mit sophistischer Kunst auseinander. r) Erst nach dieser unzeitigen Tirade, nimmt ihre Rede einen pathetischern Schwung. Aber so schön und treffend auch die Gründe sind, welche sie anführt, so mangelt es ihnen doch an der Herzlichkeit und Wärme, die

r) Phoeniss. V. 540 — 570.

man in der Rede einer Mutter in einem solchen Momente zu erwarten berechtigt ist. Jeder Redner von der Bühne herab würde ohngefähr das nämliche und auf die nämliche Art gesagt haben.

Es würde unnütz seyn, die Beyspiele von zweckwidrigen Tiraden zu häufen, da sie fast in allen Trauerspielen dieses Dichters so leicht in die Hände fallen. Die Hecuba, der Hippolytus, die Flehenden sind voll davon. Wie unzeitig ist die lange Reihe von Sentenzen, welche Adrast seiner pathetischen Rede einwebt, s) und die ausführlichen Betrachtungen des Theseus in der seinigen! t) Was dieser über die Veranlassungen der Kriege und die Verhältnisse der Staatsbürger gegen einander sagt, ist an sich sehr gut, aber mit den Angelegenheiten

s) Supplic. V. 176 — 183. Es gilt von dieser Stelle, was Plutarch von einer ähnlichen dieses Dichters sagt: „Euripides verfällt hier in eine höchst beschwerliche Prahlerey, indem er den tragischen Leidenschaften und Handlungen auf eine ganz unschickliche Weise etwas von sich einwebt.“ T. II. p. 339. B.

t) Suppl. 195 — 217. Voll von ächt sophistischer Beredtsamkeit ist die Rede der Amme im Hippol. 433 — 485. Die Vergleichung in den Trojanerinnen 681 — 690. ist an sich treffend, aber unzeitig. Ganz ohne zureichenden Grund hält Prévost im Théâtre des Grecs T. VIII. p. 66. und p. 681. f. diese Stelle für interpolirt.

des Adraſt ſteht es in einem ſchwachen Zuſammenhang. Dieß begegnet dem Euripides oft, wenn er allzu begierig die Gelegenheit ergreift, einen anziehenden oder belehrenden Stoff vor den Augen ſeiner Zuſchauer auszubreiten.

Die Beredtſamkeit, vormals ein Werkzeug der Nothwendigkeit und des Bedürfniſſes, war in dem Zeitalter des Euripides ſchon ein Werkzeug des Luxus geworden. Das reizbare, für das Schöne aller Art höchſt empfängliche Volk hatte ſich ſchon gewöhnt, bey den Gegenſtänden des Verſtandes und in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten, die Materie über der Form zu vergeſſen, das Schöne für gut und das Glänzende für nützlich zu halten, und bey dem ſchönen zweckloſen Spiel nicht an den Zweck zu denken. In dieſem Verhältniſſe zeigt ſich die Beredtſamkeit in den Tragödien des Euripides. Sophocles opferte ihr ſo viel, als die höhern Zwecke ſeiner Kunſt erlaubten; Euripides opferte ihr oft dieſe Zwecke ſelbſt. Im Vertrauen auf ſein Talent und die Neigungen ſeiner Zuhörer, läßt er, ſo oft es nur immer geſchehn kann, Gelegenheiten zu ausführlichen redneriſchen Verhandlungen entſtehn, in denen er oft durch die Fülle der Beredtſamkeit, den Gebrauch aller dialectiſchen Künſte und eine bezaubernde Anmuth des Ausdrucks überraſcht. Auch eine ſchlechte Sache vertheidigt er jedesmal ſo gut,

als es die Umstände nur immer erlauben wollen; oft so gut, daß der täuschende Schein das Urtheil besticht, und daß der Dichter den höhern Zwecken seines Werkes entgegen arbeitet. *u*) In der That entreißt ihm nichts so leicht den Maasstab richtiger Verhältnisse, als der Hang zu dieser bewundernswürdigen Kunst, die sich überall, wo sie einmal Nahrung fand, den andern redenden Künsten aufgedrungen, dieselben sich angeeignet, und endlich in ihr eignes Verderbniß hinabgerissen hat. Beym

u) Auch Paradoxen mit Glück zu vertheidigen, konnte er wohl in der Schule des Prodicus gelernt haben. Die heftigen Invectiven gegen das weibliche Geschlecht, die ihm in Verbindung mit seinem düstern Charakter den Namen eines Misogyn zuzogen (s. Bayle Not. L.) könnten wohl zum Theil aus dieser Quelle geflossen seyn. Insgemein glaubt man, daß seine eigne häusliche Lage diesen Umstand erklärе: Mulieres fere omnes in majorem modum exosus fuisse dicitur; sive quod natura abhorruit a mulierum coetu, sive quod duas simul uxores habuerat, cum id decreto ab Athenienſibus facto jus esset; quarum matrimonii pertaedebat. Gellius XV. 20. Die Beleidigungen, deren sich Euripides gegen die Weiber schuldig gemacht hatte, haben dem Aristophanes zu einem sehr belustigenden Stück, den Thesmophoriazusen, Veranlassung gegeben. Wie viele Gründe man aus den Trauerspielen des Euripides hernehmen könne, um ihn gegen den Vorwurf der Weiberfeindschaft zu vertheidigen, hat Hr. Lenz gezeigt in der Bibl. der sch. Wiss. LVIII. 195. ff.

Euripides ist das Gebiet der Tragödie schon zum Theil ihr Eigenthum. Rede drängt sich an Rede, Streit an Streit, und, wo der Kampf widersprechender Gesinnungen ruht, nimmt die Erzählung in ihrer ganzen rhetorischen Ueppigkeit Platz. Wie viele Reden enthält nicht die einzige Hecuba, der Orest, die Andromache! Kein Stück schien ihrer entbehren zu können; und wo der einfache Stoff der Handlung sie nicht von selbst darbot, spann der erfindsame Dichter irgend eine Episode an, die zu der Entwickelung seines Talentes Gelegenheit gab. Und so wie Euripides selbst der lockenden Verführung ohne Widerstand folgt, so leiht auch der Zuhörer der Sirenenstimme des beredten Dichters willig sein Ohr, und gibt sich dem Eindrucke einer bezaubernden Beredtsamkeit hin. Leicht vergißt er bey den feurigen Wettstreiten der Leidenschaft, bey den Gefechten treffender Gründe, bey der Fülle täuschender Inductionen, glänzender Bemerkungen, rührender Gefühle, leicht vergißt er hier das gebieterische Gesetz und das Ziel des Weges, dessen Umgebungen der Dichter mit den schönsten Gärten einer fruchtbaren Phantasie bepflanzt.

Aber diese üppige Fülle eines schönen Talents hob in dem Gemüthe unsers Dichters das Gleichgewicht auf, welches bey den gesetzmäßigen Spielen der Einbildungskraft vorausgesetzt wird. Dieses

Gleichgewicht herrschte in dem Gemüthe des Sophocles. In seinen Werken hat sich die Freyheit des Genies mit dem Gesetze der Kunst verbündet; und das Gesetz scheint die Freyheit sichtbarlich nicht zu beschränken. Beym Euripides hingegen schweift die Freyheit oft über die vorgezeichneten Bahnen aus, und unterwirft sich der Regel mit einem sichtbaren Widerstande. An vielen Stellen wird die freye Entwickelung der Handlung, der Gesinnungen, der Leidenschaften durch die unverhältnißmässigen Ansprüche der Beredtsamkeit gehemmt. Die Handlung schleicht unter der Last einer überflüßigen Zugabe; die Gesinnungen treten hinter dem Glanze der Beredtsamkeit in Schatten zurück; das Feuer der Leidenschaften kühlt sich bey dem Aufwande zweckloſen Schmuckes ab.

Die Eigenschaften, welche Quintilian zur Belehrung des künftigen Redners in den Tragödien des Euripides auszeichnet, stehen mit seinen übrigen Eigenthümlichkeiten in einem so genauen Zusammenhange, und treten vor allen so stark hervor, daß ihnen, mit Recht, gleichsam als Wegweisern, der erste Platz in dieser Charakteristik eingeräumt werden konnte. Der Fortgang der Untersuchung wird bekräftigen, was sich schon hier ergibt, daß Euripides, bey dem entschiedenen Besitze aller Talente eines großen Tragikers, aus Mangel an Gleichge-

wicht und Mäßigung, den höchsten Gipfel der Kunst verfehlt hat.

Wenn wir die Verdienste dieses Dichters, als Tragikers, würdigen wollen, müssen wir vor allen Dingen Achtung geben, worein er die tragische Wirkung setzt, und durch welche Mittel er sie zu erhalten sucht. Aeschylus erhebt, in der Darstellung eines einzelnen Falls, das Gemüth durch die Beziehung, in welche er die moralische Kraft unserer Natur mit der Allmacht des Schicksals setzt; Sophocles mäßigt diese Wirkung durch den Zusatz eines edeln Mitleidens, das er auf den Charakter der handelnden Personen in Verbindung mit ihrem Zustand gründet; Euripides endlich sucht nur Rührung ohne Erhebung, und verfolgt diesen Zweck durch Anhäufung tragischer Begebenheiten. Aeschylus hat die Menschheit in ihrer durch Leidenschaft und Unglück gestählten Kraft, Euripides in ihrer Hinfälligkeit, Sophocles in ihrer Würde gezeigt.

Euripides wollte zum Mitleiden rühren; dieß war sein höchster Zweck. Diesen Zweck zu erreichen, wählt er solche Mittel, welche seinem Genie angemessen sind. Die Weisheit des Sophocles, mit welcher er eine tragische Handlung sorgfältig anspinnt; den Saamen des Schreckens zu einer künftigen, langsam erwachsenden Ernte ausstreut; das

drohende Unglück lange in der Ferne zeigt und ihm allmählig, aber sicher, entgegenführt; diese Weisheit war nicht die des Euripides. Die Unfälle ereignen sich in seinen Trauerspielen plötzlich und unerwartet: das Unglück überrascht und betäubt uns. Aber wenn es in dieser Gestalt einen lebhaften Eindruck macht, so ist dieser Eindruck doch nicht tief und anhaltend; also muß Menge des Stoffes ersetzen, was die Sparsamkeit der Kunst hätte bewirken sollen. Unfall wird auf Unfall gehäuft; ein Ungewitter folgt auf das andre; und aus dem treibenden Gewölke leuchtet nur selten ein Lichtstrahl hervor, gleichsam um die Finsterniß noch finsterer zu machen.

Bey dieser üppigen Anhäufung des tragischen Stoffes ging die schöne Einheit verloren, welche der Triumph der Kunst ist. An die Stelle der dramatischen Anordnung setzte Euripides die historische oder epische; indem er die einzelnen Ereignisse oft nur durch die Person, welche sie treffen, mit einander verbindet; oft aber auch sogar dieses Band verwirft, und keinen andern Zusammenhang, als die zufällige Einheit des Orts und der Zeit unter ihnen herrschen läßt. In der Hecuba ist zwischen dem Opfer der Polyxena und der Bestrafung des treulosen Polymestor schlechterdings kein innrer Zusammenhang. In dem Orest ist das, was auf die

Verurtheilung des Helden folgt, nur Fortsetzung eines Theiles der ersten Handlung, und der Anfang einer neuen Tragödie. In den Phönissen ist die Ermordung des Menöceus, welche zu einer ganzen Tragödie Stoff gab, eine von der Haupthandlung unabhängige Episode. v) Jene endigt mit dem Tode Jocastens, und die traurigen Gegenstände, welche auf diese Begebenheit folgen, sind nicht mehr um der Haupthandlung willen da. In der Alceste fängt die Handlung, um der rührenden Scenen des Abschieds willen, bey weitem zu früh an, und die ganze Anlage dieses Stückes ist so fehlerhaft, daß es, ohne jene Scenen, nicht einmal mehr Anspruch auf den Namen eines Trauerspiels machen kann. Die Andromache hat eine epische Anlage. Die er-

v) Es gibt einen Gesichtspunkt, aus welchem man diese Episode als nothwendig vorstellen kann, aber ich bin überzeugt, daß man ihn nicht nehmen darf, ohne dem Euripides eine Absicht anzudichten, von der er selbst nichts wußte. Man könnte sagen, da die Charaktere und die Lage der beyden Brüder die Wünsche des Zuschauers in Rücksicht auf den Ausgang unbestimmt lassen, indem wir nicht wünschen können, daß die Ungerechtigkeit des Eteocles obsiege, aber eben so wenig, daß die gute Sache und der liebenswürdige Charakter des Polynices durch die Eroberung seiner Vaterstadt befleckt werde, so bereitet uns der Dichter auf den schrecklichen Ausgang vor, indem er ein Incident entstehn läßt, wodurch wir versichert werden, daß der Sieg dem Polynices nicht zufallen kann. Es blieb nun fast nichts übrig, als daß beyde Brüder umkamen.

sten Akte beschäftigen sich mit dem Schicksale der unglücklichen Gemahlin des Hector; nach ihrer Rettung fängt eine neue Handlung an, deren Gegenstand die Entführung der Hermione ist; auf diese folgt die Geschichte der Ermordung Neoptolems. Alle diese Gegenstände hängen nur durch die schwachen Fäden der Gleichzeitigkeit unter einander zusammen. Keine entwickelt sich aus der andern und jede hat ihr besonderes Ziel. Das nämliche gilt von den Trojanerinnen. Der Anfang dieses Trauerspiels beschäftigt sich mit den Leiden der Hecuba; der zweyte Theil mit dem Schicksale der Cassandra; der dritte entscheidet Helenens Loos; die Trauer über den Tod des Astyanax macht den Beschluß des Ganzen.

In allen diesen Beyspielen, welche doch keineswegs die einzigen sind, ist die Absicht des Dichters unverkennbar. Er füllt die Gränzen seiner Tragödien, welche weniger durch die nothwendige Ausdehnung der Handlung, als durch die vorgeschriebene Zeit der Dauer bestimmt zu seyn scheinen, mit einer großen Mannichfaltigkeit tragischen Stoffes, mit einer Reihe rührender Scenen aus, deren schnelle Folge das Gemüth bestürmt und bisweilen die Mängel der Form versteckt. In den Trauerspielen des Sophocles steigen wir gleichsam mit einer allmählig wachsenden Woge empor; in denen des Eu-

ripides unterliegen wir dem oft erneuerten Angriffe schnell auf einander folgender Wellen.

Um das Genie unsers Dichters nicht unbillig zu schätzen, muß man einzelne Scenen beurtheilen. In dieser Absonderung sind sie größtentheils, in der einen oder der andern Rücksicht, musterhaft; in Beziehung auf den Zweck des Ganzen können sie oft getadelt werden. Die letzten Scenen in den Phönissen x) enthalten alles, was das Herz erschüttern und rühren kann; die Hülflosigkeit des blinden Oedipus, die Tyranney des Kreon, die zärtliche Aufopferung Antigonens, alles dieses ist unbeschreiblich pathetisch und angreifend; aber sie sind kein Theil der Handlung, sondern indem sie eine Reihe von Begebenheiten anfangen und eine neue Aussicht eröffnen, entrücken sie die Haupthandlung unsern Augen, und lassen uns den Schmerz der ersten Wunde vergessen. Kein Leser von Gefühl wird die bewundernswürdigen Scenen, in denen Alceste von ihrem Gatten und ihren Kindern scheidet, den rührenden Wahnsinn der Sterbenden, die Klagen Admets und seiner Kinder, missen wollen. In den

x) Von V. 1603. an. Hr. Prof. Beck sagt in dem Argument dieses Trauerspiels mit Recht, der wahre Inhalt desselben läge in den extremis familiae Oedipodiae tristissimisque fatis. Nur ist ein so zusammengesetztes Sujet, nicht Gegenstand eines Trauerspiels.

Flehenden ist die Episode Evadnens, die in der Verzweiflung eines unheilbaren Schmerzes in den Scheiterhaufen ihres Gatten springt, so schön, daß man dem Dichter die fremdartige Zugabe leicht verzeiht. In dem rasenden Hercules, welcher aus zwey von einander unabhängigen Handlungen zusammengesetzt ist, enthält die erstere eine so reichliche Fülle tragischen Stoffes, daß man mit ihr dem Ganzen zwar nicht seinen wesentlichsten, aber doch seinen interessantesten Theil entreißen würde. Hercules ist in der Unterwelt. Während seiner Entfernung hat sich ein feigherziger Tyrann des Thrones von Theben bemächtigt, und bedroht den Vater, die Gattin und Kinder des tapfersten unter allen Sterblichen mit einem schmählichen Tode. Die bedrängte Familie, ein hülfloser Greis, zitternde Kinder und ein schwaches Weib, haben sich zu einem Altar geflüchtet, und erwarten mit schwacher ängstlicher Hofnung die Rückkehr des Helden. Endlich erlischt der letzte Strahl ihrer Hofnungen und sie beschließen zu sterben. Schon stehn sie mit den Insignien der Opfer geschmückt an den Schwellen der Unterwelt, als Hercules zurückkehrt, den Tyrannen erschlägt und die Seinigen befreyt. Dieß ist eine vollständige tragische Handlung. Die Situation und ihre Ausführung ist auf gleiche Weise bewundernswürdig.

Wie der üppige Wuchs einer Pflanze die vollständige Entwickelung ihrer einzelnen Theile hindert, so strebt auch bey unserm Dichter die allzufreygebige Anhäufung des Stoffs den Zwecken des Trauerspiels bisweilen entgegen. Manche tragische Begebenheit, welche hier, in dem beschränkten Raum, und als episodische Zugabe, nur einen schwachen vorübergehenden Eindruck hervorbringt, würde in ihrer vollen Ausdehnung die Wirkung der Tragödie nicht verfehlen. Denn diese Wirkung, wenn sie vollständig seyn soll, fordert Ausführlichkeit in der Vorbereitung, der Entwicklung und Auflösung. Hierzu beschränkt sich Euripides sehr oft den Raum. So ist in den Heraciden die grosmüthige Aufopferung der Macaria; in den Phönissen der freywillige Entschluß des Menöceus ein allzuschnell vorübereilendes Incident. In den Trojanerinnen ist des Stoffes so viel, daß der Tod der Polyxena nur mit einigen Worten erwähnt werden konnte; überhaupt aber ist in diesem Trauerspiele die Anlage fast ohne alle Kunst. Die einzelnen Situationen, aus denen es zusammengesetzt ist, wirken nur als einzelne Theile für sich. Wenn sie einmal vorüber sind, so bleibt der Handlung keine Spur ihres Daseyns aufgedrückt.

Es scheint mit dem Systeme der tragischen Kunst, welches sich Euripides entworfen hatte, genau zusammen zu hängen, daß in seinen Tragödien die

Allmacht des Schicksals oder überhaupt die Ueberlegenheit der göttlichen Natur über die menschliche so selten eine bedeutende Rolle spielt. In den Baechanten und dem rasenden Hercules ist dieser mächtige Hebel der tragischen Kunst nur in einer einzigen Situation benutzt; denn in dem Hippolytus würden wir, ohne die geheimen Nachrichten, die uns in dem Prolog und Epilog aus der Götterwelt zukommen, kaum geahndet haben, daß die Liebe der Phädra eine Schickung der Götter sey. In den meisten andern Fabeln unsers Dichters entspringt die Handlung aus den Leidenschaften der handelnden Personen. Und diesen Weg mußte ein Dichter wählen, welcher das Mitleiden zu dem höchsten Zwecke der Tragödie erhob, und die erhabnen Schrecknisse mied, deren furchtbares Dunkel Aeschylus und Sophocles über ihre Werke verbreitet hatten.

Auch die Darstellung der Leidenschaft kann erhaben werden, wenn sie mit großer Kühnheit und überhaupt mit moralischer Kraft vereinigt erscheint. Aber auf Erhabenheit war das Genie des Euripides nicht gerichtet. Die Leidenschaften zeigen sich in seinen Werken mehr heftig als groß; und da, wo sie drohend werden, gehen sie meistentheils auf irgend ein listiges Unternehmen aus, in dessen Niedrigkeit die Größe der Leidenschaft versinkt. In der

Darstellung heftiger Leidenschaften aber, hat Euripides alle seine Nebenbuhler hinter sich zurückgelassen, und durch dieselbe den Namen des tragischsten unter den Tragikern verdient.

Dieses große Talent unsers Dichters erscheint in einem vorzüglichen Glanze in der Medea, einem Trauerspiele, das auch in Rücksicht auf die Kunst die meisten andern Tragödien des Euripides übertrifft. Man hat an der Aechtheit desselben gezweifelt; aber ohne hinlänglichen Grund. y) Die Anlage ist nicht frey von den Fehlern, in welche Euripides am leichtesten verfiel; aber doch freyer, als die Anlage der meisten andern seiner Trauerspiele. Er hat das Furchtbare des Stoffes durch die Behandlung mit Einsicht erhöht, und die Leidenschaft der Medea mit der ganzen Kraft seines göttlichen Genies entwickelt.

Die Exposition dieses Trauerspiels, bey welchem wir einige Augenblicke verweilen wollen, verräth mehr Kunst, als Euripides diesem Theile der Arbeit

y) Einige legen sie dem Sicyonier Neophron, andre einem jüngern Euripides bey. Siehe Barnes. in Vita Eurip. §. XVIII. Aristophanes führt in den Fröschen die ersten Zeilen dieses Trauerspiels, als einer ächten Arbeit des Euripides an. Ran. 1429.

beit gemeiniglich zu widmen pflegte. Die Erzählung von Medeens Schicksalen, welche den Prolog füllt, wird der beklommenen Brust der Amme abgedrungen, und eine von Besorgniß und Theilnahme angesponnene Unterredung mit dem Aufseher der Kinder vollendet die Beschreibung des Zustandes der unglücklichen Mutter. Die Ausbrüche ihres Zorns über den treulosen Gemahl, ihrer Eifersucht gegen seine neue Geliebte dringen furchtbar aus dem Innern des Hauses zu unsern Ohren und fordern zu Mitleiden und banger Besorgniß auf. Sie verwünscht, in der Bitterkeit ihres Herzens, die Kinder, die sie dem Treulosen geboren hat; sie verflucht ihr eignes Leben, dessen Freuden ihr abgestorben sind. Sie denkt auf Rache. Um das Maas ihrer Wuth zu füllen und die Ausführung ihrer noch unreifen Plane zu beschleunigen, befiehlt ihr Creon, der König Corinths und Creusens Vater, die Stadt zu verlassen. Jetzt, da sie mit Mühe einen einzigen Tag des Aufschubs erbeten hat, den sie der schnellen Befriedigung ihrer gränzenlosen Eifersucht widmen muß, wirft sie einen prüfenden Blick auf die Menge der Mittel, die ihr ihre Kenntnisse anbieten. Der Entschluß, den Ungetreuen unermeßlichen Leiden Preiß zu geben, ist schon gefaßt, als bey Jasons Erscheinung die Flammen ihres Hasses noch heller emporschlägen. Die Rechtfertigung seines Betragens, welche er vergebens unternimmt, em-

pört das Innerste ihres Herzens; Verachtung gesellt sich zum Haß; und nichts hält die Ausführung ihrer Plane noch auf, als die Ungewißheit, wo sie eine Freystatt gegen die Verfolgungen ihrer Feinde finden soll. In diesem wichtigen Moment erscheint ihr der König von Athen als ein hülfreicher Genius. Er bedarf ihrer Künste und sie bedarf seines Schutzes; Athen soll für sie ein sicheres Asyl seyn. Jetzt ist der Entwurf einer schrecklichen Rache gereift; der Tod von Jason's Kindern macht einen Theil desselben aus; denn sein ganzes Haus soll zu Grunde gehn, und kein milder Strahl der Freude soll den Rest seines Lebens erheitern. Daß sich Medea den Weg zur Ausführung durch künstliche Verstellung bahnt, ist ein Zug Euripideischer Eigenthümlichkeit; z) und die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens wird durch die großen Schönheiten der Scene einigermaßen versteckt. Es ist über allen Ausdruck rührend, daß Medea, mitten in der Unterhandlung mit Jason, während sie alle ihre Besonnenheit aufbietet, durch

z) Diese List war nothwendig, wenn Medea ihren Plan, Jasons neue Gemahlin durch ihre Geschenke zu tödten, ausführen will, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sich Jason durch die scheinbare Ruhe Medeens so leicht hintergehn läßt. Nach dem Zorne, den sie ihm in einer vorhergehenden Unterredung gezeigt hatte, mußte er hinter ihrem Gesuche und ihrer Ergebung einen Betrug erwarten. Kannte er nicht ihre Heftigkeit, ihre Kühnheit und Macht aus tausend frühern Ereignissen?

die lebhafte Erinnerung an die beschloßne That überwältigt, der Natur einen Sieg über die Verstellung einräumen muß. *aa)* Am glänzendsten aber strahlt das Genie des Dichters in dem rührenden Kampfe Medeens mit sich selbst, *bb)* wo mütterliche Zärtlichkeit mit eifersüchtigem Haß, Zorn mit Liebe kämpft; und die Grausamkeit endlich selbst die Gestalt der Liebe, der Frevel die Gestalt einer Pflicht gewinnt. Durch den Tod entzieht sie ihre Kinder den Verfolgungen und der Rache ihrer Feinde. Sie wird ihre Wohlthäterin, indem sie ihnen den Tod gibt; und zu gleicher Zeit bestraft sie den Jason. Dieser Bewegungsgrund siegt. Durch ihn wird die

aa) Jason thut gute Wünsche für das Wohl seiner Kinder (V. 917. ff.): „Euer Vater und eine gütige Gottheit wird für euch sorgen! Möchte ich euch doch die Blüthe der Jugend erreichen und über eure Feinde siegen sehn! — Aber warum netzest du deine Augen mit Thränen und wendest deine Wangen weg von mir? Hörst du meine Reden nicht gern? Medea. Es ist nichts; aber da ich an meine Kinder dachte — Jason. Sey getrost, ich will dieß alles gut machen. Medea. So will ich thun. Ich setze kein Mistrauen in deine Worte — aber Weiber sind schwach und zu Thränen geneigt. Jason. Aber warum seufzest du über deine Kinder? Medea. Ich habe sie geboren; und da du ihnen zu leben wünschtest, ergriff mich die Wehmuth, ob dieser Wunsch auch in Erfüllung gehn würde.“

bb) V. 1020 — 1079.

Zärtlichkeit der Mutter mit der Rachsucht des beleidigten Weibes in Eintracht gesetzt. Das Genie des Dichters triumphirt. Die schreckliche That erhält, durch das sie erzeugende Motiv, einen starken Zusatz des Rührenden.

Es lag in der Natur der Sache, daß ein Dichter, welcher den schrecklichen Stoff der tragischen Fabeln größtentheils nur zur Hervorbringung des Mitleidens benutzte, öfters von dem Contraste der Absichten und Gesinnungen mit den Handlungen Gebrauch machte. Es war der Triumph seiner Kunst, durch ein furchtbares Unternehmen das Gemüth zu erschüttern und für die sanftere Empfindung eines tiefen Mitleides vorzubereiten; und es ist ihm oft auf eine bewundernswürdige Weise gelungen, das Tragisch-Wunderbare hervorzubringen und das Widersprechende in Einhelligkeit und Harmonie zu setzen. So wie Medea ihre Kinder eben so wohl aus Zärtlichkeit als aus Rachsucht, aber noch mehr aus Zärtlichkeit tödtet; so ermordet Hercules die seinigen, welche er so eben von dem Tode befreyt hatte, indem er sich und sie an seinen Feinden zu rächen glaubt. Merope zuckte den Stahl gegen einen Jüngling, den sie für den Mörder ihres Sohnes hielt, und dieser Jüngling war selbst ihr Sohn. cc)

cc) Dieses war die berühmte Scene in dem Cresphontes, oder der Merope, deren Inhalt uns Hygin

Eine ähnliche Situation, findet sich in der Geschichte des Jon und seiner Mutter Creusa. Theseus überliefert seinen Sohn dem grausamsten Tode, weil er ihn für einen lasterhaften Räuber seiner Ehre hält; und die Tugend dieses Sohnes hatte allein die Ehre des Vaters gerettet. Iphigenia, im Schmerz über den vermeintlichen Tod ihres Bruders aller Liebe zu ihrem Vaterlande entsagend, ist im Begriff einen Griechen zu opfern, und dieser Grieche ist ihr Bruder. In allen diesen Fällen erzeugt die Erkennung des Irthums, oder die Peripetie überhaupt, entweder eine freudige Rührung oder ein schmerzliches Mitleiden.

Es war der Neigung des Euripides, die Leidenschaften in ihrer natürlichen Heftigkeit, zur Erregung des Mitleidens darzustellen, vollkommen angemessen, daß er, einem Ausspruche des Alterthums zufolge, welchen die eigne Einsicht seiner Werke bestätigt, unter allen Zuständen eines bewegten Gemüthes keinen lieber oder mit größerm Erfolge behandelte als die Liebe und den Wahnsinn. *dd*) Zwar hat sich unter seinen Tragödien nur eine einzige er-

aufbewahrt hat, Fab. CXXXVII. und CLXXXIV. Man vergleiche die Poetik des Aristoteles c. XIV.

dd) Longin vom Erhabenen Cap. XV.

halten, in welcher die Handlung auf die Liebe gebaut ist, und in dieser ist die Liebe nichts anders als der Wahnsinn eines zerrütteten Gemüthes; aber mehrere seiner verlornen Werke scheinen der Darstellung dieser Leidenschaft gewidmet gewesen zu seyn. Mit Recht ist die Behandlung derselben in dem Hippolytus als ein Meisterstück von Zartheit gepriesen worden. ee) Phädra liebt ihren Stiefsohn mit einer ausschweifenden Heftigkeit; Hippolytus haßt die Weiber. Diese einfache Anlage läßt alles erwarten, worin Euripides groß war, einen wunderbaren Constrast heftiger Leidenschaften. Phädra kennt ihre Pflicht; sie schämt sich ihrer Schwachheit und kämpft ihr entgegen. Aber die Liebe behauptet ihre Rechte und trotzt dem Widerstande. Phädra beschließt zu sterben, und niemand soll die Quellen ihrer Leiden und ihres traurigen Entschlusses wissen. Sie verschmäht alle Nahrungsmittel und schon hat sie drey Tage in diesem Zustande zugebracht, als die Handlung ihren Anfang nimmt. Phäderns Krankheit ist allen, selbst der vertrauten Amme, ein Räth-

ee) Das Tragische, was in der Veranlassung und den Wirkungen dieser Leidenschaft liegt, ist nicht sehr benutzt. Die Liebe der Phädra konnte, ohne eine höhere Veranlassung zu Hülfe zu nehmen, aus den gewöhnlichen Quellen menschlicher Leidenschaften erklärt werden. Das Unglück aber, das für den Hippolytus daraus entspringt, kömmt zu unerwartet, als daß es der Liebe der Phädra selbst einen bedeutenden Zusatz von Schrecklichen geben könnte.

sel. In unerklärbaren Wünschen, in seltsamen Anspielungen verräth sich ihr Innerstes, wenn der Wahnsinn der Leidenschaft obsiegt; aber der Verrath ist entfernt und leise. »Ach, ruft sie in dem Uebermaaße der Sehnsucht aus, daß ich das Naß klarer Quellen schöpfen, daß ich im Schatten der Pappeln liegen, daß ich auf grasreichen Wiesen ruhen könnte!« *ff*) Und als die Bilder der ersehnten Gemeinschaft mit dem Geliebten lebhafter werden, »führt mich hin auf das Gebirge, laßt mich eilen zu dem Walde der Föhren, wo die Hunde des Hirsches Spur verfolgen. O, ihr Götter, wie sehnt sich mein Herz, sie durch meinen Zuruf zu reizen, und an den blonden Locken hin den Thessalischen Wurfspieß zu schleudern!« *gg*) In solchen Wünschen drängt sich ihr gepreßtes Herz hervor. Niemand versteht, niemand begreift sie. Aber kaum hat sich der Sturm des Wahnsinnes gelegt, als sie sich verrathen zu haben glaubt, und in dem schmerzhaften Gefühle der Beschämung ausruft: »Ich Unglückliche, was hab' ich gethan? Wohin bin ich abgeschweift von dem Pfade der Vernunft? Ich ras'te! Einer Gottheit Zorn hat mich Unglückliche gestürzt. Verhülle mein Haupt, o Amme! ich schäme mich meiner Worte. Verbirg mich! Thränen

ff) V. 208 — 211.

gg) V. 215 — 221.

entströmen meinen Augen; meine Blicke umhüllt die Schaam. « *bb*) Als sich nun Phädra von neuem einem stummen Tiefsinn überläßt, dringt die bekümmerte Amme mit allen Gründen, welche die Freundschaft ihr eingibt, auf die Entdeckung des unerklärbaren Räthsels. Ihre Bitten bleiben ohne Erfolg; Phädra schweigt. »Wohlan, so wisse denn, ruft jene in ihrem Unwillen aus, daß du durch deinen Tod deine Kinder verräthst, welche keinen Antheil an ihrem väterlichen Hause haben werden, so wahr ihnen die Amazone im Hippolytus einen Herrn geboren hat.« Bey dem geliebten Namen seufzt die Kranke; und die Amme deutet ihren Seufzer falsch. »O ich beschwöre dich, ruft Phädra aus, nenne mir den Namen dieses Mannes nicht mehr!« Endlich widersteht sie den immer dringendern Bitten ihrer Vertrauten nicht länger; ihr Herz sehnt sich nach Erleichterung; aber eine gerade und offenherzige Erklärung verbietet ihr die Schaam. Sie erinnert an die wahnsinnige Liebe ihrer unglücklichen Mutter, und an die Liebe ihrer Schwester, der Gemahlin des Bacchus, und stellt sich beyden zur Seite. Die Amme versteht ihre Anspielung nicht. »Ich verstehe dich nicht; ich höre nichts von dem, was ich zu hören begehre. Phädra. Ach könntest du mir sagen, was ich sagen soll! Amme. Ich bin keine

bb) V. 239 — 246.

Wahrsagerin, um so räthselhafte Worte zu deuten. Phädra. Was ist das, was die Menschen Liebe nennen? Amme. Das Süßeste, o Kind, und zugleich das Bitterste. Phädra. Ach! ich erfahre nur das Eine an mir. Amme. Was sagst du, Kind, du liebst? Phädra. Wer ist der Mann, der Sohn der Amazone? Amme. Den Hippolytus meinst du? Phädra. Du hast ihn genannt, nicht ich.« ii)

Die Darstellung der weiblichen Naivetät in dieser Scene ist das zarteste, was sich in dem Drama der Alten erhalten hat. Sie ist eben so rührend als wahr. Phäderns Kampf mit sich selbst, die Herrschaft, welche die Schaam selbst in dem Zustande des Wahnsinns in ihrem Gemüthe behauptet, der feste, kaum erschütterte Entschluß, über die Begierde zu siegen oder zu sterben — alles dieß ist bewundernswürdig schön. Mitten im Strudel einer strafbaren Leidenschaft bleibt ihr Herz unschuldig; unter den stürmischen Angriffen des Lasters feyert die Tugend ihren Triumph. Als aber, ohne ihr Wissen, Hippolytus ihre Liebe erfährt; als sie vernimmt, wie er den Zustand ihres Herzens misdeutet, und unnennbare Schande auf ihr Haupt häuft, bleibt ihr nichts übrig, als den Entschluß zu sterben auf das schleunigste auszuführen. Aber sie will

ii) V. 345 — 352.

nicht allein fallen, und beschließt ein Verbrechen, um den Verdacht eines Verbrechens von sich abzulehnen. Ihre Ehre nach dem Tode zu retten, und den Urheber ihrer Leiden zu strafen, sinnt sie eine schändliche Verläumdung aus, die den Hippolytus einer gewaltsamen Handlung anklagt. Dieser Entschluß ist so rasch und hastig, daß seine tragische Wirkung fast verloren geht; und zu einem neuen tragischen Ereigniß eilend, hat der Dichter verabsäumt, die Entehrung eines schönen Charakters hinlänglich zu rechtfertigen. Hätte Phädra den strafbaren Hofnungen einer lasterhaften Liebe in ihrem Herzen Raum gegeben; hätte sie einen Versuch auf die Tugend des Hippolytus unternommen oder veranlaßt, wäre sie mit einem Worte dem peinigenden Gefühle Preiß gegeben, ihre Würde ohne alle Frucht, Entehrung ausgenommen, aufgeopfert zu haben, so wäre die Rache, die sie durch ihre Verläumdung nimmt, in dem Zustande ihres Herzens und der Lage der Umstände wahrscheinlich. Vielleicht hatten in der That die Dichter, welche die Fabel von der Phädra zuerst ausspannen, die Geschichte in diesem Zusammenhange gedacht; und die Phädra selbst, dem Charakter gemäß, welchen die Stiefmütter in dem griechischen Alterthum zu behaupten pflegen, *kk*) heftig, stolz und gewaltthätig

kk) Μητρυιῆς δύσμηνις ἀεὶ χόλος, οὐδ' ἐν ἔρωτι Ἥπιος· οἶδα πάθη σώφρονος Ἱππολύτου. Parmenio Epigr.

vorgestellt. Die Fabel zu ändern stand nicht in des Dichters Gewalt; aber der Charakter war sein Eigenthum. Er bildet ihn also seinem Genie gemäß, so lange es die Fabel erlaubte, zu einem Gegenstande des Mitleidens aus; als ihm aber der spröde Stoff diese Freyheit entriß, als Phädra verhaßt und lasterhaft werden mußte, lenkt er das Mitleiden auf den Hippolytus. Die Einheit der Handlung geht zwar verloren; aber der Dichter befriedigt die Neigung seines Gemüths. Er erkauft einige bewundernswürdige Scenen durch die Uebertretung eines Gesetzes, das er selten beobachtet, und von dessen wesentlicher Wichtigkeit er vielleicht nicht einmal hinlänglich überzeugt war.

In einer andern Gestalt erscheint der Wahnsinn in der Rolle des Orest. Die berühmte Scene, in welcher der Unglückliche, von den Folgen des Muttermordes gefoltert, in seiner zärtlichen Schwester eine der Furien erblickt *ll*) ist ein Meisterstück der Darstellung, voll Seele und Wahrheit. Doch ist auch hier der Wahnsinn nicht drohend und furchtbar, sondern durch die Hülflosigkeit des kranken,

---

VII. Anal. V. P. T. II. p. 202. Man erinnere sich der Ino, deren Geschichte (s. Hygin. Fab. IV.) den Inhalt einer Tragödie des Euripides ausmachte.

ll) V. 266. Vergl. Longin vom Erhabenen, XV. Cap.

von dem lähmenden Gefühl eines großen Verbrechens gepeinigten Oreſt in einem hohen Grade rührend. *mm*) Daß auch die Scene nur um ihrer rührenden Kraft willen da iſt, ohne ein nothwendiger Theil des Ganzen zu ſeyn, will ich hier nicht weiter rügen. Es iſt genug zu bemerken, daß Euripides auch hier ſeinem Genie treu geblieben iſt, indem er den Oreſt den größten Theil der Handlung hindurch in einer gänzlichen Hülfloſigkeit, jedes kühnen Gedankens, jedes feſten Entſchluſſes unfähig, durch das Andenken an ſeine That aller Spannkraft beraubt, gezeigt hat. In den Trojanerinnen, wo uns der Dichter den prophetiſchen Wahnſinn der Caſſandra in einer Scene zeigt, vereinigt ſich alles, was das Herz mit tiefem Mitleiden erfüllen kann. Caſſandra iſt bey der Eroberung ihrer Vaterſtadt mit ihren Freunden und den andern trojaniſchen Wei-

mm) Oreſtes Erwachen aus dem Schlafe, das erquickende Gefühl einer gröſsern Ruhe, mit aller der Kraftloſigkeit verbunden, welche die Krankheit in ihm zurückgelaſſen hat, die plötzliche Rückkehr des Wahnſinns, Oreſts Niedergeſchlagenheit nach dem Aufhören des Anfalls, Elektrens zärtliche Sorgfalt während deſſelben, — alles dieß iſt mit bewundernswürdiger Kraft und Wahrheit dargeſtellt. Nicht minder vortreflich iſt Oreſts Beſtürzung bey der Annäherung ſeines mütterlichen Großvaters, die Schaam über ſeine ſträfliche That, die rührende Erinnerung an ſeine glücklichen Kinderjahre, und die Ehrfurcht, mit welcher er ſich gegen den leidenſchaftlichen Greiß vertheidigt.

bern in die Hände des Siegers gefallen. Indem das Loos der Sclaverey über alle geworfen wird, wählt sich Agamemnon die geweihte Priesterin Apolls zur Theilnehmerin seines Bettes aus. In diesen Momenten allgemeinen Unglücks und eigner persönlicher Erniedrigung tritt die begeisterte Prophetin triumphirend hervor, und fordert ihre Mutter zur Feyer ihrer glorreichen Hochzeit auf. Indem sie sich selbst den Hymenäus singt, mischt sie mit den Tönen einer ausgelassenen Freude die Verkündigung eines furchtbaren Schicksals, das ihr selbst und ihrem Tyrannen bevorsteht. Euripides scheint sich über sich selbst zu erheben, indem er den Taumel bacchischer Freude, welche Cassanderns Brust erfüllt, aus der Quelle ihrer prophetischen Gabe ableitet, und sie über die bevorstehende blutige Bestrafung des Frevlers, der die Priesterin eines Gottes frech zu entweihen wagt, triumphiren läßt. nn)

In dem rasenden Hercules ist der Wahnsinn nur ein Gegenstand der Beschreibung, und scheint überhaupt nur um des rührenden Kontrastes willen da zu seyn, den die unwillkührliche schreckliche That des Hercules mit den glücklichen Folgen seiner Rückkehr macht.

Als ein Gegenstand des Schreckens ist der Wahnsinn in den Bacchantinnen behandelt, die erst nach

nn) V. 445 — 460.

dem Tode des Euripides aufgeführt wurden, 60) und mit denen dieser Dichter seine dramatische Laufbahn beschloß. Pentheus, der König von Theben, widersetzt sich der Einführung des Bacchusdienstes mit einer Hartnäckigkeit, welche das Alterthum als strafbar betrachtete. Bacchus beschließt eine furchtbare Rache zu nehmen. In menschlicher Gestalt, als Begleiter der Mänaden, beredet er den Pentheus in einem bacchischen Aufzuge die Versammlungsplätze der Bacchantinnen zu besuchen und ihre Orgien zu beobachten. Begierig ergreift er diesen Vorschlag, und seine Sinne gerathen in Unordnung. Die Darstellung des Wahnsinns ist unübertreflich. Hier mag nur ein einziger Zug Platz finden, welcher eine Meisterhand verräth und die größte Wirkung hervorbringt. Pentheus hat das bacchische Kostum angenommen; seine Schläfe mit Locken und sein Haupt mit einer Mitra geschmückt. Bachus selbst hat ihn seine Rolle gelehrt; und mit einer furchtbaren Schnelligkeit hat er sie sich zu eigen gemacht. Als er aus dem Hause tritt, bemerkt Bacchus, daß seine Locken in Unordnung sind. Er gesteht, daß er in seinem Gemache nach bacchischer Weise getanzt und sein Haupt in trunkner Begeistrung geschüttelt habe. Mit diesem Zuge ist die Darstellung seines Wahnsinns vollendet. Ein unbesieglicher Zauber

60) Olymp. XCIII. 4.

hält die Sinne des Mannes gefangen, der in den schimpflichsten Widerspruch mit seinen Grundsätzen geräth und das zu thun genöthigt wird, was er an andern zu bestrafen eilt.

Es ist übrigens für die Charakteristik unsers Dichters bemerkungswürdig, daß er den Wahnsinn so oft, als einzelnen Zustand, auf die Bühne gebracht hat. Shakspeare gibt im König Lear die psychologische Geschichte dieser Krankheit; Sophocles zeigt sie in ihren Folgen; Euripides bringt sie als ein tragisches Phänomen auf die Bühne. Jeder dieser Dichter verfährt hier seinem Genie gemäß. Das Gebiet des ersten war das Innere des menschlichen Herzens in seinem weitesten Umfange; der zweyte arbeitet auf die Darstellung einer in sich selbst vollendeten Handlung; Euripides endlich sucht Rührung durch die Darstellung einzelner Zustände.

Diese Absicht, wobey er auf den innern Zusammenhang keine große Rücksicht nahm, begünstigte seinen Hang, heftige Leidenschaft darzustellen, welche keine Weisheit noch Würde mäßigt. Kein griechischer Dichter hat die Kraft der sinnlichen, ungezügelten Natur, wenn sie durch Leidenschaften bewegt wird, mit so vielem Leben und in einem solchen Umfange dargestellt. Es ist kein einziges Trauerspiel dieses Dichters, in welcher sie nicht bis zu der

Höhe getrieben wäre, deren griechische Humanität überhaupt fähig war; in den Charakteren von Barbaren aber, noch über diese Gränze hinaus. Das gehäufte, namenlose Unglück, das über die Königin von Troja zusammenschlägt, entschuldigt den verzweiflungsvollen Schmerz, der endlich in einer gewaltsamen That austobt. In der Rache, welche Hecuba an dem Mörder ihres Sohnes nimmt, herrscht die Wuth in ihrem heftigsten Ungestüm. Mit List lockt sie den Schuldigen in ihr Netz, und nicht zufrieden ihn zu strafen, martert sie ihn. Sie ermordet seine Kinder in seiner Gegenwart, und dann beraubt sie ihn seiner Augen. Das Betragen Polymestors nach vollbrachter That, gibt ein neues Schauspiel gesetzloser Wuth. In dem Orest wird die Rache an dem feigherzigen Menelaus mit ungestümer Heftigkeit betrieben, wobey der Dichter Gelegenheit bekommt, das Gemälde der wahnsinnigen Furcht eines den Mördern entronnenen Barbaren beyzufügen. In dem Hippolytus gibt er, der Reihe nach, das Schauspiel des Wahnsinns, des Unwillens, der Verzweiflung, des Zorns und der Reue. Welle drängt sich an Welle, und der Sturm der Leidenschaften braußt bald von dieser bald von jener Seite mit immer erneuerter Kraft. Tadelnswerth, aber mit Kraft, zeigt sich in der Alceste der Schmerz Admets durch den Zorn und die Verachtung gegen seinen Vater, der für ihn zu sterben nicht Muth gehabt

habt hatte. Mannichfaltiger ist die Gallerie leidenschaftlicher Scenen in der Andromache, in welcher Hermionens eifersüchtige Wuth gegen die Beyschläferin ihres Gemahls einen energischen Kontrast mit der Verzweiflung macht, in die sie durch das Mislingen ihres Planes geräth. In den Flehenden hebt sich hauptsächlich Evadnens leidenschaftlicher Entschluß hervor, dem Schatten ihres Gemahls zu folgen und ihre Asche mit der seinigen zu mischen. Die Handlung der Iphigenie in Aulis ist ganz auf den Kampf des Ehrgeizes und der väterlichen Zärtlichkeit gebaut, zu welchem sich Iphigeniens schöner, aber nicht ohne Leidenschaft gefaßter Entschluß gesellt, für ihr Vaterland zu sterben. Die Trojanerinnen sind ein Gewebe von verzweifelnder Traurigkeit. In den Bacchanten ist der Widerstand des Pentheus Leidenschaft, und der Gottesdienst seiner Mutter ein Wahnsinn, der nach der Ermordung ihres Sohnes in verzweifelnden Schmerz ausartet. Weniger Intension der Leidenschaft, aber größere Mannichfaltigkeit herrscht in den Heracliden, wo der rohe Eifer des Herolds von Argos, die enthusiastische Aufopferung Macariens, des Jolaus begeisterte Begierde nach der Schlacht, eine lange Reihe herrlicher leidenschaftlicher Scenen bilden. In der Helena ist die Episode des, nach einer unerwarteten Erscheinung, schnell verschwindenden Teucer nur als Veranlassung zu leidenschaftlichen Scenen angeknüpft.

Die einfache Wirkung, welche das Wiedersehn des Menelaus auf das Gemüth der Helena machen mußte, genügte dem Dichter nicht; er verlangte eine Peripetie, und bereitete diese durch die falsche Nachricht von Menelaus Tode vor. Helenens Trauer, ihr Schmerz über die unverdiente Beschimpfung ihres Namens, die plötzliche Freude über die unerwartete Ankunft des Gemahls, die schreckliche Lage, in welcher sich beyde fast in demselben Augenblicke befinden, und der enthusiastische Entschluß, wenn sich keine Rettung darbietet, mit einander zu sterben, alles dieß gibt eine Mannichfaltigkeit von Leidenschaft, die durch den Kontrast verstärkt und erhöht wird. Aus dem Jon gehört hierher vorzüglich Creusens blinde Wuth gegen ihren eignen Sohn; Jon's gerechter Zorn gegen seine Mutter und die rührende Erkennung eines Irthums, welcher beyde an den Rand des Verderbens geführt hatte. In dem rasenden Hercules war es hauptsächlich die verzweiflungsvolle Traurigkeit des Hercules, auf welche der Dichter hinsteuerte; so wie in der Electra die Erkennungsscene der beyden Geschwister.

In allen diesen leidenschaftlichen Situationen strahlt das Genie des Dichters durch eine energische Darstellung der Natur und Wahrheit. Aber die Natur ist hier öfters gemein, die Wahrheit bisweilen beleidigend; idealische Schönheit und Würde eine

Ausnahme von der Regel. Longin hat bemerkt, pp) daß Euripides von Natur nicht erhaben sey, daß er sich aber bisweilen zur Erhabenheit, wie der Löwe zum Kampfe, sporne. Was Longin Erhabenheit nennt, ist Größe und Würde, und diese ist bey unserm Tragiker selten. Er strebte nicht nach einem Ideale des Menschen, welches in gleichförmiger harmonischer Vollendung besteht, sondern nach einem Ideale der Leidenschaft, welches energische Einseitigkeit voraussetzt. Nach diesem Maasstabe gemessen, ist der berüchtigte Zwist in der Alceste †) vortreflich, während er vor dem Tribunale des Anstandes und der Schicklichkeit schlechterdings verwerflich ist. Denn daß ein Sohn seinen Vater, wie den niedrigsten Sclaven, mishandelt, weil er nicht für ihn hat sterben wollen, ist durch keinen

pp) Longin vom Erhabenen. Cap. XV.

†) Aus diesem Gesichtspunkt hat Wakefield in Delectu Trag. T. I. p. 242. diese Scene betrachtet, wenn er sagt: Nihil recondunt, meo saltem judicio, thesauri veterum venustatum, quod in tenui materia praeponi debeat sermocinationi inter Pheretem et Admetum filium. Simplicitatis paene plus quam Euripideae filo deducitur oratio sententiarum prudentium referta, et mordacissimorum salium, sensu tamen praegnans illaborato, in omnibus denique perquam admirabilis, et quo vix perfectius aliquid ab humani ingenii conatibus sperari queat.

Ausspruch der ruhigen Vernunft zu vertheidigen; ja es ist kaum anders erklärbar, als durch eine übermäßige Leidenschaft, welche in diesem Falle aus Admets neuem und bitterm Schmerze über den Verlust seiner Gattin entspringt. Nicht minder beleidigend, aber als energische Wahrheit vortreflich, ist die Darstellung der Wuth, mit welcher der geblendete Polymestor die Hecuba nebst ihren Begleiterinnen verfolgt. Indem er ihnen, wie ein Thier, auf den Händen kriechend, vergeblich nachgesetzt hat, ruft er aus: »In welchem Winkel zittern sie vor mir? — Horch, horch! ich vernehme der Weiber schleichenden Gang. Wohin, wohin muß ich eilen, mit ihrem Blute, mit ihrem Gebein mich zu sättigen, reißender Thiere Mahl, Frevel mit Frevel lohnend!« Als er sein eignes Wüthen vergebens sieht, fordert er den fremden Beystand auf:

O du der Thrazier
Speereschwingendes, Schildebewafnetes,
Roßetummelndes, von Mars begeistertes
Volk!
O! ihr Achäer, ihr Atriden!
Geschrey, Geschrey, Geschrey stoß' ich aus!
Kommt, kommt herbey, bey den Göttern!
Hört ihr mich? wird niemand helfen? was
zaudert ihr?
Weiber haben mich zu Grunde gerichtet,
Gefangene Weiber.

Schreckliches, schreckliches hab' ich erduldet.
Weh, der Schmach, die ich litt! — — —

Agamemnon, wird durch Polymestors Geschrey herbeygezogen, und der Wüthende vernimmt aus den Worten des Königs, daß Hecuba in seiner Nähe steht. »O weh mir, ruft er aus; ist sie mir nahe? Zeig' es mir an, sage mir, wo sie ist, daß ich sie mit meinen Händen ergreife, zerfleische und ihren Leib mit Blute beflecke.«

Mit so grellen Farben schildert Euripides die Leidenschaften freylich nur da, wo er Haß und Verachtung erregen will; aber dennoch fließen auch diese Farben endlich mit dem allgemeinen Tone des Ganzen zusammen. Die Ausbrüche der Leidenschaft sind bey diesem Dichter von Würde entkleidet, weil die Menschen, welche er aufstellt, selbst, größtentheils gemein, selten edel und niemals erhaben sind. Nie hat er Menschen aufgestellt, in denen eine grosse Fülle sinnlicher Kraft durch ein leitendes Gesetz beherrscht und gemäßigt würde. Er bildete sie, wie er sie fand, qq) ohne nach einem Ideal zu streben, das ihm, wie seinem Freunde Socrates, fremd war. Die Wahrheit des gewöhnlichen Lebens galt ihm höher als die Schönheit einer Idee; Kraft höher als Würde; mitleidige Rührung höher als Erhe-

qq) Aristoteles Poët. c. XXV.

bung des Gemüths. Man kann von ihm nicht, wie vom Homer, sagen, daß er die Menschen zu Göttern mache, und die Götter zu den Menschen herabziehe; sondern er läßt die Menschen in ihrer niedrigen Sphäre, und macht die Götter, welche er unter sie mischt, den Sterblichen gleich. Nichts ist niedriger und ungöttlicher, als die Rolle, welche Dionysus, um den Pentheus zu strafen, in den Bacchanten spielt. Zwar bewährt sich hier allerdings seine Göttlichkeit, denn sein Wille siegt über den Willen der Sterblichen ob; aber diese Göttlichkeit wirkt, ohne alle moralische Würde, nur als physische Kraft. Nicht edler ist Venus und Diana in dem Hippolytus; die Rolle des Hercules in der Alceste aber ist so entschieden gemein, daß man um ihrentwillen sogar gezweifelt hat, ob die Alceste ein Trauerspiel sey. *rr)*

Fast durchgängig sind die Charaktere in den Trauerspielen dieses Dichters ohne idealische Schönheit; im Unglück verzweifelnd; im Wohlstand eitel; in der Leidenschaft ausgelassen, ohne Leidenschaft kalt. Die edeln Züge, auf die man hier und da trift, scheinen der Hand des Dichters entfallen zu seyn; denn benutzt hat er sie selten, wenn ihn nicht vielleicht ein entfernterer Zweck, der bisweilen sogar außer den Gränzen der Handlung lag, zu Be-

rr) S. Wagner de Alcestide Euripidea p. 18. ff.

hauptung einer größern Würde aufforderte. In dem Charakter des Tyndarus im Orest ist Anlage zu einer edeln Denkungsart; aber das Gefühl der Gerechtigkeit, das er in seinen ersten Reden zeigt, und die ganze Würde des Alters wird durch einen plötzlichen Sturm der Leidenschaft entführt. Wie wenig Edles in dem Charakter der Taurischen Iphigenie sey, wird man am leichtesten wahrnehmen, wenn man sie neben die Iphigenie eines neuern Dichters stellt, dessen Genie durch die Vereinigung der Kraft mit Zartheit, der Würde mit Leidenschaft ein schönes Ideal edler Weiblichkeit aufgestellt hat. Die griechische Iphigenie bricht die Banden der Vaterlandsliebe, als sie ihren Bruder todt glaubt, und hört auf, die blutigen Menschenopfer ihrer Göttin zu verabscheuen. Es ist unedel, aber dem bittern Unmuth ihres Herzens zu verzeihn, daß sie die Urheber ihrer Verbannung und ihrer Leiden an dem Altare der blutdürstigen Artemis zu sehen wünscht, und ihr Herz durch die Nachricht von der Gefangennehmung einiger Fremdlinge fast erleichtert fühlt. Aber durch diese Gesinnungen, denen man sinnliche Wahrheit nicht abstreiten kann, bekömmt die Ueberraschung Iphigeniens, bey der Erkennung ihres Bruders, eine größere Stärke; und diese Energie war das Ziel des Euripides. In dem Charakter des Hippolytus bot sich das Edle gleichsam von selbst dar; aber, aus einem schon oben angedeute-

ten Grunde, hat es der Dichter nicht aufgenommen. Daß Hippolytus die Anträge der Amme und die Liebe seiner Stiefmutter verschmäht, konnte aus der Liebe zur Tugend und dem Gefühle des Rechts vollkommen erklärt werden; aber Euripides stellt ihn als einen Feind der Liebe und der Weiber überhaupt dar. Sein leidenschaftlicher Haß des weiblichen Geschlechts gibt der Scene zwischen ihm und der Amme ein lebhaftes Colorit; aber diese Scene ist weder edel noch schön; denn was der Dichter seinem Helden an Empfindsamkeit entzieht, entzieht er seiner Tugend an Werth. Eine rühmliche Ausnahme von der Regel, welche unserm Dichter durch die Eigenthümlichkeit seines Genies vorgeschrieben war, scheint der Charakter der Söhne des Oedipus in den Phönissen zu machen. Der Charakter des Eteocles ist nicht ohne Größe. In dem freyen und kecken Geständnisse seiner Ungerechtigkeit glänzt uns ein Strahl von dem Genie des Aeschylus entgegen, dessen Spuren Euripides nach seiner Weise aufgesucht hat. Der Charakter des Polynices ist eine schöne Mischung von männlichem Muth und rührender Empfindsamkeit. Der Schritt, den er zur Aussöhnung mit seinem Bruder thut, und die zärtliche Anhänglichkeit, die er an sein Vaterland, seinen Vater und seine Geschwister, selbst mitten im Sturme der Leidenschaft, zeigt, lassen uns fast vergessen, daß er das Schwerd gegen sein Vaterland und seinen Bru-

der gezogen hat. Euripides wollte durch diesen Charakter rühren. Es war also nicht genug, das Recht auf seine Seite zu bringen — zumal er dieses durch eine strafbare Handlung geltend macht — sondern er mußte ihn liebenswürdig darstellen. Er macht ihn also gefühlvoll und unglücklich.

Ein geistreicher Schriftsteller, welcher tiefe Blicke in die Geschichte der griechischen Poesie und den Geist ihrer Helden gethan hat, ss) bemerkt mit Recht, daß Euripides seinen Charakteren nur dann Schönheit verleihe, wenn diese zur Rührung unentbehrlich sey. Aus diesem Grunde ist der Charakter der Polyxena schön. Die ersten Empfindungen, welche sie äußert, sind schön. Als ihr Hecuba den grausamen Beschluß des griechischen Heeres, den Schatten Achills mit ihrem Blute auszusöhnen, in gränzenloser Verzweiflung mittheilt, klagt sie nicht über sich selbst und die Blüthe ihrer Jugend, sondern über das Schicksal ihrer hülflosen Mutter. »Dich, dich, unglückliche Mutter, bewein' ich. Aber mein trauriges, schmachvolles Leben beklag' ich nicht. Der Tod scheint mir das beßre Loos zu seyn.« — Als Ulysses auftritt, das bestimmte Opfer zu fordern, bestürmt ihn Hecuba mit beredten Bit-

ss) Friedrich Schlegel in den Griechen und Römern. S. 359.

ten, und fordert ihre Tochter zu gleichen Bestrebungen auf. Aber Polyxena verschmäht eine fruchtlose Erniedrigung. Die Reize des Lebens sind für sie abgeblüht, also ergreift sie die Freyheit, welche der Tod ihr beut. Daß Euripides Polyxenens Hingebung aus dieser Quelle ableitet, ist seinem Charakter angemessen. Ein Theil ihrer Reden, in welcher sich ein niedergebeugtes Gemüth allzu stark ausdrückt, könnte vielleicht edler, aber schwerlich rührender seyn; und dieß war für den Zweck des Euripides genug. Nicht eher als in dem Augenblicke des Todes zeigt sich ein Funke rüstiger Kraft, welcher aus der Asche eines edeln weiblichen Gemüthes glänzend hervorbricht; der Freyheitssinn der Königstochter erwacht; und ein rühmlicher Muth, von der sanften Farbe holder zarter Schaam gemäßigt, hebt sich an der Schwelle des Todes stärker in ihrer Brust. Der Adel ihrer Seele und die schöne Besonnenheit, mit welcher sie jungfräuliche Zucht noch in ihrem letzten Augenblicke ehrt, ††) werden ein Motiv der lebhaftesten Theilnahme in dem ganzen versammelten Heere. Alle Herzen rührt Mitleiden und Liebe, Bewundrung und Zärtlichkeit; ein Taumel der Begeisterung ergreift sie; jeder eilt der Todten ein Zei-

††) Die Beschreibung ihres sittsamen Fallens in der Erzählung des Talthybius V. 572. ff. ist im Alterthume sehr bewundert und oft nachgeahmt worden. Siehe Exercitatt. crit. Tom. I. p. 21. ff.

chen seiner Achtung zu geben, und wer müßig stand, hörte Tadel und Scheltworte.

Mit nicht weniger Zartgefühl und in einer grössern Ausführlichkeit ist der Charakter der Iphigenie behandelt. Die Schönheit in diesem Charakter ist mit unbeschreiblicher Anmuth gepaart. Jugendlicher Frohsinn, frische Lebenskraft, jungfräuliche Reinheit, kindliche Einfachheit mischen sich in ihm zu einem gefälligen Ideal. Der Dichter hat die holdeste Liebenswürdigkeit dem traurigsten Schicksal gegen über gestellt und die zarteste Blume von den härtesten Händen pflücken lassen. Die zärtliche Sehnsucht nach dem lang vermißten Vater ist gleich bey ihrem ersten Auftritt recht geflissentlich herausgehoben; aber mit göttlicher Kunst hat der Dichter, indem er die Zärtlichkeit der Tochter ausdrückt, die ganze moralische Schönheit des Mädchens entfaltet. Ihre innige kindliche Liebe macht mit Agamemnons Absicht; ihre Unbefangenheit mit seinem innern, kaum verborgenen Kampfe einen rührenden Kontrast. Jedes ihrer unschuldigen Worte trift sein wundes Herz, und vieles, was ihr die Zärtlichkeit eingibt, wird zur absichtlichen schmerzhaften Beziehung auf die beschloßne That. Verwundert über die Unruhe, mit der Agamemnon sie anblickt, bittet sie ihn, sich aller andern Sorgen zu entschlagen, und nur an sie zu denken. Räthselhaft deutet Aga-

memnon ihr künftiges Schicksal an; aber sie ahndet den geheimen Sinn seiner Worte nicht, und ihre naiven Fragen schlagen der beklommenen Brust des unglücklichen Vaters immer neue und schmerzhaftere Wunden. Jener herrliche Zug ihrer süßen Naivetät, als Agamemnon sagt: Je verständiger du sprichst, desto mehr betrübst du mich, und sie antwortet: »So will ich unverständig sprechen, wenn es dich freut,« ist so berühmt, als er zu seyn verdient.

Als Agamemnons Geheimniß entdeckt ist, bestürmt Clytämnestra seinen Versatz mit treffenden Gründen, Iphigenie mit rührenden Bitten. Alles, was die Beredtsamkeit des Herzens eindringliches hat, bietet sie auf. Sie erinnert ihren Vater an die ersten Jahre ihrer Kindheit, an seine Versprechungen, an ihr eignes kindisches Geschwätz. »Ich war die erste, die dich Vater nannte; du nanntest mich zuerst dein Kind. Du wiegtest mich auf deinen Knien; ich gab dir süße Freude und empfing Freude von dir. Da sagtest du: O meine Tochter, werd' ich dich wohl in dem Hause eines begüterten Mannes leben und blühen sehn? Und ich sagte, an deinen Wangen hängend, diesen Wangen, die ich auch jetzt berühre: Wenn du alt bist, o Vater, will ich dich freundlich in meinem Hause aufnehmen und dir deine Sorgfalt vergelten. Ich denke dieser Reden noch, mein Vater; aber du hast ihrer vergessen

und willst mich tödten. Nein, nein, um des Pelops, um des Atreus deines Vaters willen, um meiner Mutter willen, die mich zuerst gebahr, und jetzt zum zweytenmal die Schmerzen der Geburt erduldet!« — Sie nimmt hierauf ihren kleinen Bruder zu Hülfe. Sie sagt: »Du bist zwar noch ein schwacher Helfer deiner Freunde; aber dennoch flehe mit deinen Thränen zum Vater, daß er deine Schwester nicht tödte. — Sieh', o Vater, schweigend fleht er zu dir. Verschmäh' uns nicht. Erbarme dich meiner Jugend! Nichts ist dem Menschen süßer als das Licht; das Dunkel der Unterwelt begehrt niemand zu sehn. Nur der Rasende wünscht sich den Tod.«

Wenn Iphigenie in dieser rührenden Rede eine Anhänglichkeit an das Leben zeigt, welche in dem Charakter der Polyxena kaum leise angedeutet ist, so ist diese Verschiedenheit in ihrer verschiedenen Lage auf das vollkommenste gegründet. Die von der Höhe ihrer jugendlichen Hofnungen herabgestürzte Polyxena kann dem Leben leichter entsagen, als die Tochter Agamemnons, die in dem Ueberflusse des Glücks eine ganze Welt voll Genuß vor sich ausgebreitet sieht. Keinem Griechen konnte es einfallen, jenes rein menschliche Gefühl mit dem unnatürlichen Heroismus der neuern Bühne uu) auszutau-

uu) Wer kann es natürlich finden, wenn Iphigenie beym Racine sagt:

ſchen; am wenigſten dem Euripides. Sein Zweck iſt in dem Charakter der Polyxena und Iphigenie vollkommen erreicht. Die Jugend, die, von aller frohen Hofnung geſchieden, dem Tode froh unter die Augen tritt, iſt nicht weniger rührend, als diejenige, welche, in dem Gefühle der Lebenskraft, vor dem Bilde des Todes zittert. Aber es iſt ſchön, daß Euripides in dem Gemüthe Iphigeniens den Zuſtand der Furcht nicht länger erhalten hat, als ſo lange ihr noch ein Strahl der Hofnung und Rettung ſchimmert. Als ſie aus Achill's Munde vernommen hat, daß das ganze Heer einſtimmig ihren

---

Mon père
Ceſſez de vous troubler, vous n'êtes point trahi.
Quand vous commanderez, vous ſerez obéï;
Ma vie eſt votre bien. Vous pouvez le reprendre;
Vos ordres, ſans détour, pouvaient ſe faire entendre.
D'un oeil auſſi content, d'un coeur auſſi ſoumis,
Que j'acceptais l'époux que vous m'aviez promis,
Je ſaurai, s'il le faut, victime obéïſſante,
Tendre au fer de Calchas une tête innocente,
Et reſpectant le coup par vous même ordonné,
Vous rendre tout le ſang, que vous m'avez promis.

Tod verlangt, gewinnt die edlere Seele in ihrem Busen die Oberhand, und sie ergreift mit einer Art von Begeisterung den Vorsatz, sich aus freyem Entschluß einem Schicksale zu unterwerfen, dem sie nicht mehr entfliehn kann. Das Gefühl der Süßigkeit des Lebens geht in dem höhern Gefühle des Ruhmes, der ihrem Entschluße folgen wird, unter. Sie betrachtet sich als Griechenlands Retterin und hört ihren Namen von den Lippen der Nachwelt tönen. Einmal zu dieser Höhe erhoben, widersteht sie den Anerbietungen Achills und beschwört ihre Mutter, ihren glorreichen Tod nicht zu betrauern. Es ist schön und rührend, daß sie auch in diesem Zustande die zarten Gefühle kindlicher und schwesterlicher Liebe bewahrt; ihrer Mutter den kleinen Orest empfiehlt und sie beschwört, nicht auf ihren Gemahl zu zürnen.

Zu den edlern Charakteren, welche Euripides auf die Bühne gebracht hat, muß der Menöceus in den Phönissen und die Macaria in den Heracliden gerechnet werden. Beyde opfern sich freywillig auf, jener für die Erhaltung seines Vaterlandes, diese für das Wohl ihrer Familie. Aber beyde sind nur Nebenfiguren eines großen historischen Gemäldes, wenn schon würdig, den ersten Platz einzunehmen. Der Entschluß des Menöceus ist mit Feinheit behandelt. Daß er, um sein großes Vorhaben auszuführen,

seinen Vater hintergeht, ist eine dem Genie unsers Dichters entsprechende Wendung.

Nicht leicht wird in den Trauerspielen des Euripides noch ein Charakter gefunden werden, dessen man sich mit einem vorzüglichern Antheil erinnern möchte.

Unter den großen Köpfen, welche die Natur für das Drama bestimmt hat, gibt es einige, denen die Erfindung eines Plans, andre, denen die Ausführung und das Detail leichter von statten geht. Euripides gehört zu der zweyten Classe. Sein Herz war weniger groß als reizbar; sein Geist weniger umfassend als reich. Daher stand ihm eine große Fülle von Ideen zu Gebot, die sich aber nicht immer in die beste und leichteste Ordnung fügen. Im Vertrauen auf das Talent, durch das Detail seiner Darstellung zu rühren, vernachläßigte er die Kunst, aus dem rührenden Stoffe, der ihm zu Gebot stand, ein Ganzes zu machen. Daher ging, unter seinen Händen, bey aller Vortreflichkeit einzelner Theile, die tragische Kunst im Ganzen zurück. Schon oben haben wir einige Mängel der Form bemerkt, welche die üppige Fülle des Stoffes hervorgebracht hat; hier sollen diejenigen, welche aus der Vernachläßigung der Kunst überhaupt entsprungen sind, erwähnt werden.

Euripides führt die Tragödie, welche aus der Epopöe entsprungen war, vv) oft wieder zu ihrem Ursprunge zurück. Es ist offenbar, daß Euripides seine Kunst für eine Schule der Leidenschaften angesehn und geglaubt hat, Leidenschaft sey, wo nicht der einzige, doch der mächtigste Hebel des Trauerspiels. Durch diesen Glauben getäuscht, mag ihm das, was die Kunst in der Kunst verbirgt, von keiner allzugroßen Bedeutung, oder doch des Aufwandes großer Anstrengungen unwerth geschienen haben. Also entriß ihm nicht nur gar oft die üppige Fülle seiner Ideen oder der Reiz irgend eines Lieblingsstoffes den leitenden Zügel der Kunst, sondern er scheint ihn bisweilen absichtlich verschmäht und von sich geworfen zu haben. Künstliche Expositionen der Handlung sind so selten bey ihm, daß sie für eine Ausnahme gelten müssen; xx) und seine Prologen,

vv) Nicht nur in Rücksicht auf den Inhalt, sondern auch auf die Form. Wahrscheinlich entstand die ganze Tragödie so, daß zwischen den Chören ein Rhapsode ein Stück aus einer Epopöe rezitirte. Hatte man nun einmal die redenden Personen durch den verschiedenen Ton der Stimme unterschieden, so war dann bald noch ein Schritt gethan, daß der Rhapsode die epischen Uebergänge des Dialogs wegließ und mehrere Personen agirte.

xx) Zu diesen Ausnahmen gehört die Iphigenie in Aulis. Musgrave und Prevost im Théâtre des Grecs T. VII. p. 121. haben geglaubt, daß der eigentliche Prolog dieses Trauerspiels verloren gegangen sey; aber

welche die Stelle der Expoſition vertreten ſollen, ſind durch die Sarcaſmen des Ariſtophanes berühmt geworden. yy) Dieſes ſchwerfällige Werkzeug erinnert ſehr lebhaft an den erſten Zuſtand der Kunſt, welche ſich kaum erſt von dem Epos losgewunden, viele Spuren der mütterlichen Gattung beybehielt. zz) Oft machen dieſe Prologen einen abgeſonderten

---

mit Unrecht. Er iſt nur an einen ungewöhnlichen Ort V. 49 — 114. einaeſchaltet. S. Eichſtaedt de Dramate Comico-Satyrico S. 99. not. 147.

yy) Ranae. 1228. ff.

zz) Twining in den Anmerkungen zu Ariſtoteles Poetik S. 222. I ventured to ſay, that the Greek Tragedy appeared to me to have retained, with all its improvements, ſome traces of its origin. Something of this may be perceived, I think, in the very opening of many of the Greek dramas: but eſpecially in thoſe of Euripides, whoſe inartificial Prologues of explanatory narration, addreſſed directly to the ſpectators, remind us of the ſtate of Tragedy previous to the introduction of the dialogue; when it conſiſted only of a ſtory told between the acts (if I may ſo ſpeak) of the Dithyrambic Chorus, which was then the main body and ſubſtance of the entertainment. When I read the opening of the Hecuba: Ἥκω νεκρῶν etc. that of the Perſae of Aeſchylus: Τάδε μὲν Περσῶν etc. I cannot help thinking of the ſingle actor of Theſpis, announcing his own name and family, and telling the ſimple tale of his atchievments and misfortunes.

Theil des Ganzen aus, und sie scheinen dann, mit allen ihren Genealogien und ihrer historischen Genauigkeit, doch erträglicher, wenn sie von einer nicht in die Handlung verflochtenen Person gesprochen werden, als wenn eine der handelnden Personen, ohne alle äußere Veranlassung, mit der unverkennbaren Absicht, sich und ihre Lage dem Zuschauer bekannt zu machen, ihre Namen, Herkunft und Schicksale meldet. Bisweilen wird in diesen Prologen der Gang der Handlung und die Catastrophe verrathen; ein Umstand, den man durch die tragische Wirkung eines vorher verkündigten Unfalles gegen diejenigen vertheidigen kann, welche das Verdienst der Ueberraschung über Gebühr in Anschlag bringen. *aaa*)

aaa) Lessing in der Dramaturgie St. XLVIII. S. 383. „Euripides ließ seine Zuhörer ohne Bedenken von der bevorstehenden Handlung eben so viel wissen, als nur immer ein Gott davon wissen konnte; und versprach sich die Rührung, die er hervorbringen wollte, nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als von der Art, wie es geschehn sollte. Folglich müßte den Kunstrichtern hier eigentlich weiter nichts anstößig seyn, als nur dieses, daß er uns die nöthige Kenntniß des Vergangenen und des Zukünftigen nicht durch einen feinern Kunstgriff beyzubringen gesucht; daß er ein höheres Wesen, welches wohl noch dazu an der Handlung keinen Antheil nimmt, dazu gebrauchet; und daß er dieses höhere Wesen sich geradezu an die Zuschauer wenden lassen, wodurch die dramatische Gattung mit der erzählenden vermischt werde. Wenn sie aber ihren

Dessen ungeachtet dürfte man wünschen, auf eine etwas künstlichere Weise vergnügt zu werden.

Die absichtliche oder zufällige Tendenz, die Tragödie zu ihrer alten epischen Gestalt zurück zu führen, verräth sich ebenfalls in den überall eingeschalteten Erzählungen, die bey keinem andern tragischen Dichter so ausführlich und häufig sind. Oft schweift diese Ausführlichkeit über alle Gränzen aus. Wir verlieren die handelnden Personen gänzlich aus dem Gesicht und die Tragödie scheint sich in eine Epopöe umzuwandeln. Ein auffallendes Beyspiel dieser Art bieten die Phönissen dar. Ein Bothe eilt von dem Schlachtfelde herbey, um die frohe Nachricht zu bringen, daß der Angriff der Feinde auf die Stadt zurückgeschlagen worden ist. Aber diese frohe Begebenheit ist mit einer andern gepaart, welche die Freude in Angst verwandelt. Jocastens Söhne ha-

---

Tadel sodann bloß hierauf einschränkten, was wäre dann ihr Tadel? Ist uns das Nützliche und Nothwendige niemals willkommen, als wenn es uns verstohlner Weise zugeschanzt wird? *) Gibt es nicht Dinge, besonders in der Zukunft, die durchaus niemand anders als ein Gott wissen kann? Und wenn das Interesse auf solchen Dingen beruht, ist es nicht besser, daß wir sie durch die Dazwischenkunft eines Gottes vorher erfahren, als gar nicht?"

*) In den schönen Künsten allerdings niemals!

ben den schrecklichen Entschluß gefaßt, dem Kriege durch einen Zweykampf ein Ende zu machen. Dieses Vorhaben war schon entschieden, als der Bothe das Schlachtfeld verließ; alle Anstalten es auszuführen waren gemacht; und er fordert Jocasten dringend auf (V. 1265. ff.) zu ihren Söhnen zu eilen und den frevelhaften Zweykampf zu hindern. Man erwartet, daß er alles dieses mit der größten Eile betreiben und keine Zeit durch lange Erzählungen verlieren werde. Aber man irrt sich. Euripides scheint zu vergessen, daß die Handlung noch im Werden ist, und bedient sich aller Rechte des epischen Dichters. In mehr als zweyhundert Zeilen erzählt der Bothe die Rüstung der Streiter, die Art des Angriffs, die Entscheidung des Sieges; und an diese Erzählung schließt sich eine andre von den Unterhandlungen der beyden Brüder an, die wiederum funfzig Zeilen füllt. Nach dieser Verschwendung der Zeit, scheint uns Jocastens Eile vollkommen unnütz zu seyn, und wir erwarten es schon, daß sie erst nach dem entscheidenden Streiche eintreffen wird. — In der Iphigenie von Tauris verschafft der Bothe, welcher dem Thoas die Flucht Iphigeniens meldet, den Flüchtigen, durch eine schöne, bis in das kleinste Detail ausführliche Erzählung, die erwünschteste Muße ihre Reise fortzusetzen, und sich den Verfolgungen des Königs zu entziehn, der das Ende der Erzählung abwarten muß, ehe er seine

Maasregeln nimmt. Derselbe Fehler ist unter den nämlichen Umständen in der Helena wiederholt, einem Stücke, das in Rücksicht auf die Anlage der Catastrophe der Iphigenie vollkommen ähnlich ist. — Noch weit dringendere Aufforderungen zur Eile halten, im Jon, den Diener der bedrohten, ängstlich von ihm aufgesuchten Creusa nicht ab, dem Chore, noch ehe er seine Gebieterin gefunden hat, die mislungene Vergiftung des Jon und die Verurtheilung Creusens vorzutragen. Mit epischer Ausführlichkeit beschreibt er das Gebäude, in welchem Jon seine Gäste bewirthete, die künstlichen Teppiche, mit denen es ausgeschmückt war, (V. 1142 — 1164.) und mahlt uns sogar den Tod der Taube, die an dem für den Jon bestimmten Gifte gestorben war.

Der häufige Gebrauch der Maschinen ist den Tragödien des Euripides von allen ihren Beurtheilern vorgeworfen worden. Sie verrathen allerdings einen Mangel der Kunst, oder setzen einen Misgriff in der Wahl der Handlung voraus, die ohne die Dazwischenkunft eines höhern Wesens zu keinem befriedigenden Ende gebracht werden konnte. Die Veranlassungen, welche ein Stoff zu leidenschaftlichen Scenen gab, scheint den Dichter vorzüglich in seiner Wahl bestimmt zu haben. Bot sich ihm ein befriedigender Aufschluß an, so ergriff er ihn; künstlich ihn herbeyzuführen war er unbemüht. In dem Orest

ist die Handlung durch die leidenschaftlichen Scenen des zweyten Theils so weit gediehn, daß der Dichter seinen Weg noch einmal zurückmessen müßte, wenn nicht Apoll dem verwickelten Streite ein Ende machte, und das Schicksal Orests auf eine ganz unerwartete Weise bestimmte. In der Iphigenie in Tauris überzeugt uns der Dichter von der Rettung der Flüchtlinge durch den Mund Minervens, welche dem Thoas jede weitere Unternehmung verbietet und dem Orest ein glückliches Ende seiner Reise zusichert. In der Helena müßte nach Helenens Flucht, ohne die Dazwischenkunft der Dioscuren, eine neue Tragödie anfangen, deren Heldin die Schwester des Königs seyn würde. — In einigen andern Fällen sind die Erscheinungen der Götter am Ende der Handlung nur eine unschuldige Zugabe, ein historischer Zusatz in dramatischer Form, durch welchen wir mit den Schicksalen der Hauptpersonen, in so fern sie nicht aus der Handlung fließen können, bekannt gemacht werden. Epilogen dieser Art, welche der Andromache, den Flehenden, dem Hippolytus, dem Ion, der Electra angehängt sind, tragen etwas zur Beruhigung des Zuschauers bey, und beruhigen das bewegte Gemüth, durch die Eröfnung einer Aussicht jenseits des Schauplatzes. In einigen andern Tragödien hat Euripides diese Wirkung durch minder gewaltsame und wunderbare Mittel hervorgebracht. So wird uns in der Hecuba und

den Heracliden die Zukunft durch die prophetischen Aeußerungen des Polymestor und des Eurystheus kund gethan.

Bisweilen haben diese Epilogen noch außerdem die von dem tragischen Zweck ganz unabhängige Absicht, die Handlung des Trauerspiels mit dem Vaterlande und dem Zeitalter des Dichters in Verbindung zu bringen. Die Flehenden wurden zu einer Zeit geschrieben, *bbb*) wo sich die Lacedämonier mit den Argivern gegen Athen vereinigten. Diesen Bund stellt Euripides als Undank und Meineid vor. Denn als Theseus im Begriff ist, die Asche der gefallenen Argiver auszuliefern, hält ihn Minerva zurück und veranlaßt ihn, die Argiver durch einen Eid zu verpflichten, nie die Gränzen von Attica mit einem feindlichen Heere zu betreten, sondern die Feinde Athens zu den ihrigen zu machen. Auch in der Taurischen Iphigenie bringt der Epilog die Entführung Dianens mit der Geschichte von Attica in Zusammenhang. Denn hier hatte die Taurische Artemis ihren Tempel, und mancher heilige Gebrauch in demselben deutete auf ihr ehemaliges Vaterland und die alte barbarische Sitte hin. In dem Orakel, welches Eurystheus am Schluße der Heracliden wiederholt, werden die Nachkommen der Heracliden, die Peloponnesier, bedroht, und den Athenern Glück und Wohlfarth zugesichert. Ueberhaupt aber hat

bbb) Im dritten Jahre der neunzigsten Olympiade.

wohl nicht leicht ein tragischer Dichter das subjektive Interesse seines Vaterlandes und des Nationalstolzes so oft und so offenbar dem objektiven Interesse der Kunst beygefügt, und demselben bald in der Wahl des Stoffes, bald in der Einrichtung der Handlung, bald in einzelnen gelegentlichen Abschweifungen und Tiraden gehuldigt. Die Flehenden, der Jon und die Heracliden sind einzig und allein diesem Zwecke gewidmet. In diesen Trauerspielen und überall, wo Euripides seiner Vaterstadt erwähnt, erscheint sie, wie in den Declamationen der attischen Redner, als die einzige Stadt, die durch Gerechtigkeitsliebe, Grosmuth, Weisheit und Macht alle ihre Nebenbuhlerinnen verdunkelt und ohne allen Zweifel die erste Stadt in Griechenland ist. Diese Absicht offenbart sich nirgends zu größerm Nachtheil der Kunst, als in einer Scene der Flehenden, in welcher Theseus den Herold der Thebaner mit pedantischer Feyerlichkeit über die Verfassung Athens belehrt, und dadurch einen sophistischen Streit über die Vorzüge der monarchischen und democratischen Verfassung erregt. An einigen Stellen schmeichelt Euripides seinen Mitbürgern durch den Tadel und die Herabwürdigung der Feinde Athens. Die heftige Invektive gegen Sparta in der Andromache (V. 446. ff.) und die satyrische Schilderung der Sitten der spartanischen Weiber V. 596. ff. — in einem Gemälde, das man an dieser Stelle ganz und

gar nicht erwartet — hat ihren Grund einzig und allein in dem zufälligen Verhältnisse Athens gegen Sparta. Die Liebe des Vaterlandes schloß indeß Misbilligung der Misbräuche in demselben keineswegs aus, und auch diese geben zu manchen Seitenblicken Veranlassung. So ist in dem Orest die Beschreibung des Gerichtes, welches über diesen Unglücklichen gehalten wird, Schilderung einer atheniensischen Verhandlung, mit einer unverkennbaren satyrischen Tendenz. ccc)

Auch diese Eigenthümlichkeit der Tragödien des Euripides deutet auf seinen poetischen Charakter hin. Die dramatische Begeisterung war in seinem Gemüthe nicht so herrschend, daß sie nicht bisweilen einer sentimentalen Stimmung Platz gemacht hätte. Wenn ihn diese Stimmung ergriff — und selten

ccc) Die Stellen, in denen Euripides die Fehler der Verfassung Athens und vorzüglich den Misbrauch der Beredtsamkeit tadelt, hat Valckenaer gesammelt und erläutert in Diatribe c. XXIII. S. 250. Mit Recht sagt Barnes de Tragoedia §. III. Nemo mortalium tanta dexteritate veteres fabulas ad praesentis tunc temporis circumstantias referre unquam deprehenditur; quod maximum semper audiendi lenocinium habetur. Adeo autem se omnia auditorum suorum gratia scribere professus est, ut etiam volens sciensque nonnunquam de scenae regulis remitteret et artem tragicam arte populari commutaret.

scheint er ihrem Reize widerstanden zu haben — schob er sich selbst den handelnden Personen unter. *ddd*) Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß ihm die Athenienser diesen Verstoß gegen die Kunst übel sollten gedeutet haben.

Wenn sich die tragischen Dichter der Franzosen rühmen, ihre Bildung dem griechischen Alterthume zu verdanken, wenn sie bisweilen zu verstehen geben, daß sie das Alterthum verbessert und übertroffen haben, so kann dieses nur auf die Nachahmung gewisser Eigenthümlichkeiten des Euripides bezogen werden. Die Anhäufung des rührenden Stoffes, üppige Heftigkeit der Leidenschaften, eine glänzende, oft unzeitige Beredtsamkeit, die Vermischung der poetischen Welt mit der wirklichen, des Dichters mit den handelnden Personen, — alles dieses ist in der Tragödie der Franzosen gleichsam einheimisch geworden. Mit allen dem hat sie noch etwas verbunden, worauf sie nicht wenig stolz zu seyn pflegt, ein

ddd) Hier gab er sogar bisweilen der Eifersucht gegen seine Nebenbuhler Raum. In den Phoeniss. 758. f. erkannte Didymus, wie ich glaube, mit Recht, einen satyrischen Seitenblick auf eine Scene in den sieben Helden vor Theben: eine ähnliche Anspielung auf die Choephoren scheint in der Electra V. 524. ff. zu seyn. Diese Absicht hat indeß Hr. Hofr. Schütz neulich in einer Commentatio super Aeschyli Choëph. v. 161. bestritten.

schimärisches Ideal romantischer Grösmuth und Würde, und einen diesem Ideal angemessenen, prächtigen, aber unwahren Stil. Von dieser Unwahrheit, welche in den Trauerspielen von Corneille, Voltaire und selbst von Racine herrscht, war Euripides weit entfernt. Er verließ sogar das Ideal seiner Vorgänger und zog, so weit es nur immer möglich war, die Charaktere, die Gesinnungen und Sprache — mit einem Worte alles, die Begebenheiten ausgenommen — in die Sphäre des gewöhnlichen Lebens herab. *eee*) Sein Ausdruck ist gewählt und gefeilt; *fff*) sein Stil wortreich und anmuthig; niemals prächtig und kühn, aber selten gemein, ob schon seine Sprache bisweilen ganz nahe über dem Gebiete

eee) Aristoteles in der Rhetorik L. III. 2. Δεῖ λανθάνειν ποιοῦντας καὶ μὴ δοκεῖν λέγειν πεπλασμένως, ἀλλὰ φυσικότως· τοῦτο γὰρ πιθανόν, ἐκεῖνο δὲ τἀναντίον. — Κλέπτεται δ' εὖ, ἐάν τις ἐκ τῆς εἰωθυίας διαλέκτου ἐκλέγων συντιθῇ, ὅπερ Εὐριπίδης ποιεῖ, καὶ ὑπέδειξε πρῶτος.

fff) Wegen der Sorgfalt, mit welcher er seine Werke feilte, nennt ihn Longin vielleicht Φιλοπονώτατον. Dieser Fleiß erhellt aus einer Anekdote beym Valerius Maximus L. III. 7. Itaque etiam quod Alcestidi, tragico poëtae respondit, probabile: apud quem cum quereretur, quod eo triduo non ultra tres versus, maximo impenso labore, deducere potuisset, atque is se centum perfacile scripsisse gloriaretur, sed hoc, inquit, interest, quod tui in triduum tantummodo, mei vero in omne tempus sufficient.

der Prosa schwebt. ggg) Nur in den ausführlichern Reden, in den Erzählungen, und überhaupt da, wo ihn die Ueppigkeit der Phantasie von der richtigen Bahn verschlug, erlaubt er sich auch im Ausdrucke poetischen Schmuck. Sein höchstes Bestreben aber scheint Klarheit gewesen zu seyn; doch ist diese Klarheit bisweilen übertrieben und gewissermaaßen üppig. Seine Pleonasmen und Tautologien haben den komischen Dichtern reichlichen Stoff zu Parodien gegeben. Nächst der Klarheit strebte er der Anmuth nach, die er durch eine künstliche Zusammenstellung sorgfältig gewählter, obschon gewöhnlicher Ausdrücke zu erhalten suchte. Hier hat er oft den Gipfel der Kunst erstiegen. Seine Sprache täuscht durch den Schein einfacher Kunstlosigkeit, und es ist in dieser Rücksicht wahr, was ein alter Dichter sagt, daß der Weg des Euripides glatt und eben scheine, aber von denen, die ihn zu betreten wagten, steil und gefährlich gefunden werde. hhh)

ggg) Concetti's, Wortspiele und Etymologien vermied er indessen nicht sorgfältig genug, um nicht den komischen Dichtern bisweilen Veranlassung zum Spott zu geben. Die häufigen Parodien des bekannten Verses im Hippolytus 612. Ἡ γλῶσσ' ὀμώμοχ', ἡ δὲ φρὴν ἀνώμοτος — bezogen sich wohl weniger auf den Gedanken, als auf die zugespitzte Form desselben. Wortspiele, vorzüglich in Etymologien der Namen, liebte Euripides über Gebühr. E. Valcken. ad Phoenis. 639.

hhh) Archimelus Epigr. II. in Anal. V. P. T. II.

Wenn es ihm aber in seinem Stil gelungen ist, die Anstrengungen der Kunst unter dem Scheine einer gefälligen Nachläßigkeit und Einfalt zu verbergen, so hat er sich eines gleichen Erfolgs in seinem Versbau nicht rühmen können. Denn auch hier hat er mehr als einer seiner Vorgänger die Anmuth gesucht; aber der einfache jambische Vers begünstigte, wie es scheint, das Verbergen der Kunst nicht, die sich in der häufigen Wiederholung ähnlicher Abschnitte allzu sichtbar verräth. *iii*)

In Rücksicht auf die Chöre des Euripides hat Aristoteles bemerkt, *kkk*) daß er weniger als Sophocles Sorge getragen habe, seine Gesänge mit der Handlung in Verbindung zu bringen. Oft wird der Chor selbst ziemlich mühsam herbeygeschaft. In den Phönissen besteht er aus einer Anzahl von Weibern, welche dem delphischen Apoll bestimmt sind, und auf ihrer Reise von Phönizien nach Delphi durch den Krieg in Theben aufgehalten werden. In der

---

p. 64. λείη μὲν γὰρ ἰδεῖν καὶ ἐπίκροτος· εἰ δέ τις αὐτὴν εἰσβαίνει, χαλεποῦ τρηχυτέρη σκόλοπος.

iii) Seine Jamben fangen sehr häufig mit einer Penthemimeris an. Diesen Umstand hat Aristophanes zu einer komischen Scene benutzt, in den Ranis V. 1229. ff.

kkk) Poëtic. c. XVIII. 6.

Iphigenie in Aulis kömmt er von Euböa herüber, um das in Aulis versammelte Heer der Griechen zu sehn; und in der andern Iphigenie besteht er aus gefangenen Griechinnen, von denen man nicht recht weiß, wie sie nach Taurien gekommen sind. Mit Recht hat man in der Medea die Rolle des Chors getadelt, welcher Medeens blutige Anschläge gegen die Familie des Königes von Corinth, seines Herrn, ungehindert ausführen läßt; so wie man es dem Chor im Hippolytus zur Last legen muß, daß er dem Theseus nicht die Unschuld seines Sohnes bezeugt, diesen vom Verderben, jenen von langwieriger Reue rettet.

Die in den ruhenden Momenten der Handlung eingeschobenen Gesänge haben oft nur eine entfernte Beziehung auf die nächsten Begebenheiten. Größtentheils enthalten sie die lyrische Ausführung einer philosophischen Idee, oder eines mythologischen Gegenstandes, und man würde sie bisweilen, ohne merklichen Uebelstand, aus einem Trauerspiele in das andre versetzen können. So wie in den Tragödien des Euripides überhaupt alles dem gewöhnlichen Leben näher gebracht ist, so findet man auch in seinen Chorgesängen nicht mehr den lyrischen Flug seiner Vorgänger. Dessen ungeachtet machen mehrere derselben, durch den Reichthum und die Fülle der Ideen, die Schönheit und Grazie der Ausführung

einen gegründeten Anspruch auf den Ruhm der Vollendung.

Es verdient hier übrigens bemerkt zu werden, daß, den Nachrichten des Alterthums zu folge, Euripides auch in der musikalischen Einrichtung seiner Gesänge dem allgemeinen Charakter seiner Poesie treu geblieben ist. Sophocles hatte in denselben die phrygische Harmonie gebraucht, deren Charakter Mäßigung war; Euripides nahm an den Neuerungen des Timotheus Theil, und nahm fast alle Tonarten, vorzüglich aber diejenigen auf, die sich durch Anmuth und Weichlichkeit auszeichneten. *lll*)

Wenn wir, nach diesen Bemerkungen, die Heroen der griechischen Tragödie mit einem vergleichenden Blicke mustern, so findet sich, daß beym Aeschylus der reichhaltige, aber bisweilen lückenhafte Stoff nicht immer zur völligen Befriedigung entwickelt wird; daß beym Euripides die üppige Materie oft über die Form gebietet; beym Sophocles hingegen der Stoff mit der Form in einem so vollkommenen Verhältniß steht, daß sich der Reichthum desselben ohne Zwang und gleichsam von selbst in das Gesetz einer leichten Ordnung fügt. Bey dem ersten ist die Natur mächtig und groß, aber die

lll) Hierauf spielt Aristophanes an mehrern Stellen der Frösche an: V. 1336. 1349. und 1390.

die Kunst noch etwas ungelenk; bey dem andern ist die Kunst allzu nachgiebig und bisweilen schlaff; beym Sophocles aber gebietet die Kunst über eine freye und schöne Natur. Aeschylus stellt Ideale kühner, oft übermenschlicher Wesen auf; Sophocles Ideale von Würde und Schönheit; Euripides größtentheils Menschen des gewöhnlichen Lebens. Der erste erfüllt uns mit Staunen; Sophocles mit dem Gefühle der Größe; Euripides mit dem Gefühle des Mitleidens. Jener ist erhaben; dieser schön; der letzte rührend.

Diesen verschiedenen Zwecken entspricht die ganze Einrichtung ihrer Tragödien. Aeschylus erhebt sich oft gleich im Anfange der Handlung zu einer Höhe, die nur sein riesenmäßiger Geist zu übersteigen hoffen konnte: Sophocles erhebt sich allmählig; Euripides gibt den rührenden Ton des Ganzen schon in den ersten Scenen an. Irgend ein trauriges Schauspiel zeigt sich unsern Blicken; irgend eine wehmüthige Klage tönt uns bey der Eröfnung der Bühne entgegen; die Wellen des Unglücks seufzen von dem Anfange der Handlung an. Eine gefangene Königin, von Alter, Kummer und Dürftigkeit gedrückt *mmm*) erzählt die ahndungsvollen Träume

mmm) Bisweilen führte Euripides seine Heroen in höchst dürftiger Gestalt auf. Ueber seinen Telephus, der als Bettler auftrat, macht sich Aristophanes

der verwichnen Nacht und ihre Seele brütet über ängstlichen Besorgnissen. Eine zärtliche Schwester beklagt das Unglück ihres wahnsinnigen Bruders, und die Leiden ihres Stamms. Eine eifersüchtige Gattin überläßt sich der Verzweiflung und verwünscht ihre Tage. Treue Unterthanen zittern für das Leben ihrer geliebten Königin und überlassen sich zum voraus dem Schmerz, den ihr Tod ihnen kosten wird. In der Andromache bietet sich unsern Augen ein geängstigtes Weib dar, das an den Altären der Götter eine Freystatt gegen die Verfolgungen einer Nebenbuhlerin sucht. In den Hebenden umringt eine Schaar trauernder Mütter und Kinder den Altar der Ceres und bittet um Recht. Das nämliche Schauspiel zeigt der Anfang der Heracliden und des rasenden Herkules.

Eine gleiche Verschiedenheit zeigt sich in der Fortsetzung und Ausführung der Handlung. Aeschylus geht von der Vorbereitung schnell zur Katastrophe über; Sophocles führt die Katastrophe allmählig herbey; Euripides entfernt sich gleich weit von dem raschen Verfahren des erstern und dem feyerlichen Gange des andern. Sein Gang ist lebhaft und heftig, oft schwankend und unbestimmt. Er ver-

---

an mehrern Stellen lustig. Menelaus in der Helena ist das Gegenstück zum Telephus.

gröſſert das Unglück weniger, als daß er es anhäuft; und da die Verwandlung deſſelben in Glück faſt nicht weniger rührt, als das Gegentheil, ſo häuft er oft, nach mannichfaltigen Peripetien, die Leiden ſeiner Helden, um ſie am Ende mit einem glücklichen Schickſal zu krönen.

Aeſchylus iſt einfach ohne Kunſt; beym Sophocles iſt die Einfachheit ein Effekt der Kunſt; beym Euripides herrſcht Mannichfaltigkeit oft zum Nachtheil der Kunſt. Die groſſen und wunderbaren Begebenheiten, welche bey den erſtern der Brennpunkt der Handlung ſind, ſind beym Euripides oft nur verſtärkende Strahlen; und die Incidente ſind nicht ſelten tragiſcher als der Ausgang ſelbſt. Das Opfer einer Tochter, die dem Schooße ihrer Mutter entriſſen wird; die Ermordung eines unſchuldigen Knaben; der freywillige Tod einer Gattin auf dem Scheiterhaufen ihres Mannes; die Aufopferung eines Jünglings für ſein Vaterland, einer Jungfrau für ihre Familie — alles dieſes ſind beym Euripides nur Incidente der Handlung.

Am Schluße dieſer Charakteriſtik wird die Vergleichung des Sophocles mit dem Euripides, welche Dionys von Halicarnaß in ſeiner Kritik der alten Schriftſteller angeſtellt hat, nicht am unrechten Orte ſtehn: »Sophocles, ſagt er, zeichnet ſich in den

Leidenschaften aus, indem er die Würde der Personen erhält. Euripides hat sich gänzlich an die Wahrheit und Aehnlichkeit des jetzigen Lebens geschmiegt, nnn) daher ihm oft das Schickliche und Anständige entgangen ist. Die Sitten und Leidenschaften der Personen hat er nicht, wie Sophocles, edel und erhaben gemacht; aber das was ohne Würde, ohne Männlichkeit und gemein ist, hat er mit großer Sorgfalt ausgearbeitet. Sophocles ist in den Reden nicht üppig, sondern nothwendig; Euripides hingegen ist reich an rhetorischen Mitteln. Jener prägt häufig neue Worte aus, aber oft sinkt er aus seiner Höhe in leeren Schall und sein Ausdruck wird ganz alltäglich und gemein; Euripides aber ist weder erhaben noch niedrig, sondern verfolgt einen zwischen beyden liegenden Pfad des Ausdrucks.« ooo)

nnn) Die Worte des Textes sind verdorben; der Sinn, den ich in der Uebersetzung gegeben habe, scheint mir wahrscheinlich, sagt aber das Gegentheil von dem, was jetzt die Worte des Textes besagen.

ooo) Für die Beurtheilung des Euripides, ist auch die Stelle aus den Fröschen nicht unbedeutend, in welcher ihn Aristophanes mit vieler satyrischen Laune seine eignen Verdienste herausstreichen läßt, V. 970. ff. Ich will diese Stelle hier übersetzen, so gut ich es vermag; vielleicht verschaft uns Wieland bald das Vergnügen auch die Frösche in einer so vortreflichen Uebersetzung, als die Acharner und die Ritter, lesen zu können:

Als ich die Kunst von dir überkam, lag sie gewaltig darnieder,
Von leerer Prahlerey geschwellt und unverdaulichen Worten.
Ich führte die drückende Last ihr ab und machte sie etwas leichter,
Durch winzige Wörtchen, Spazierengehn und magre Kost von Mangold,
Und gab ihr ein Säftchen von Schnickschnack ein, von Büchern abgeschöpfet.
Dann stärkt' ich sie mit Monodien, die ich mit Kephisophon *) versetzte.
Dann plaudert' ich nicht das erste, was mir etwa in den Mund kam;
Der, welcher die Bühne zuerst betrat, erzählte gleich das Ganze
Geschlecht des Stücks.

Aeschylus

Das war beym Zevs, auch besser, als wenn er das Deine
Uns vorerzählte.

Euripides

Immer ließ ich von dem ersten Vers an
Durchaus nichts müßig; es sprach das Weib, die Sklaven sprachen nicht minder,
Der Herr desgleichen, die Jungfrau und die Alte, eins wie's andre — —
Dann hab' ich alle plaudern gelehrt — und zartgespaltne Sentenzen
und alle Winkel der Redekunst zu kennen und zu durchspähen;
sich schlau zu wenden und zu drehn, zu lieben und zu betrügen,

*) Ein vorgeblicher Gehülfe des Euripides in der Poesie; nach andern einer von den Liebhabern seiner Frau.

sich vor Betrügern vorzusehn und alles zu bedenken.

— — — — — — —

Durch solche Mittel hab' ich sie
Zur Klugheit weislich angeführt;
Indem ich mit der Kunst Vernunft
Verband und Einsicht, so daß jetzt
Ein jeder alles andre weiß,
und ganz besonders auch sein Haus
jetzt besser als vordem regiert;
und überlegt, wie es mit dem
und jenem steht, wer dieß und das
genommen hat.

Bacchus.

Beym Jupiter!
So ist's! wenn jetzt ein Bürger in
sein Haus zurückkehrt, schreyt er gleich
die Sklaven an, und fragt: wo ist
der Kochtopf? wer frak hier den Kopf
von der Menole ab? so ist.
O weh! der Napf vom vorigen Jahr
Nun auch entschlafen! u. s. w.

Guillaume Anfrie de Chaulieu.

Abbe von Aumale, Prior von Oleron u. s. w. Geboren zu Fontenai, einem Landsitze in der Normandie, 1639; starb zu Paris 1720 den 27. Junius, in einem Alter von 81 Jahren. *a*)

Der Dichter, von welchem hier die Rede seyn wird, war kein Schriftsteller von Profession, sondern ein Mann von Welt, der für die Genossen seiner Freuden schrieb. Seine Gedichte sind größtentheils Kinder des Zufalls und der gesellschaftlichen Fröhlichkeit; und sie tragen alle, mehr oder weniger, die Farben und Kennzeichen ihrer Entstehung an sich.

Die Regierung Ludwig des Vierzehnten hatte in dem siebzehnten Jahrhundert eine Veränderung in den Sitten und dem gesellschaftlichen Verkehr her-

a) Bougine in seinem von Unrichtigkeiten wimmelnden Werke gibt ihm dasselbe Geburts- und Sterbejahr; läßt ihn aber gleichwohl 84 Jahre alt werden. Dieses Alter findet man an mehrern Orten angegeben. Siehe S. LI. der Vorrede zu der Pariser Ausg. von 1750. 12.

vorgebracht, die in dem letzten Viertheil desselben zur Vollkommenheit gediehen war. Die Förmlichkeit der vorigen Zeiten, für deren Zwang man sich durch nichts anders als durch eine rohe und zügellose Ausschweifung schadlos zu halten wußte, *b*) war einem bessern Geschmack gewichen. Man hatte angefangen Luxus mit Bequemlichkeit, Anstand mit Leichtigkeit, Würde mit Anmuth, Fröhlichkeit mit Ernst zu vereinigen. Die rohe Natur wurde durch die Kunst veredelt, und die vormalige Uebertreibung der Kunst versank in dem Scheine einer schönen Natur. Die Kleidung, die Sprache, der Ton der Gesellschaften erfuhr diese heilsame Veränderung, welche durch die Dichter jener Zeiten zum Theil befördert und in ihnen zuerst sichtbar ward. Was man in dem Anfange des XVII. Jahrhunderts gute Lebensart genannt hatte, war eine leere Form ohne Schönheit, eine studierte Manier gewesen, die in der fertigen Beobachtung einer Anzahl von Regeln bestand, die ihren Ursprung dem Zufalle, oder dem Dünkel, oder der Kriecherey verdankten. Jetzt gewann der gesellschaftliche Verkehr eine anständige Freyheit, welche eben so weit von gesetzloser Zügellosigkeit, als sclavischer Aengstlichkeit entfernt lag. Die Kunst des Genusses wurde ausgebildet und in ihrem Schooße erzeugte sich die fröhliche Weisheit,

b) Siècle de Louis XV. Tom. II. p. 216. Basler Ausgabe.

die, durch die Vereinigung des Genusses mit der Mäßigung, die Freuden des Lebens verlängert und seine Dauer vervielfältigt.

In der Hauptstadt von Frankreich und an dem Hofe des Königs versammelte sich ein Kreis von Menschen, deren Ziel die Freude, deren Geschäfte der Genuß war. Allgemein war unter ihnen die Achtung der Künste des Schönen, vorzüglich der Dichtkunst. Die schnelle Bildung, welche die Sprache und Poesie unter dieser Regierung gewonnen hatte, war zum Theil die Ursache, zum Theil die Folge des schönern gesellschaftlichen Verkehrs; und die vornehme Welt, welche die Vortheile desselben am lebhaftesten fühlte, war nicht undankbar gegen das, was sie als eine Quelle ihrer Vergnügungen ansah. Mehrere ihrer angesehensten Mitglieder, Männer und Frauen, welche übrigens von allen Ansprüchen auf schriftstellerisches Verdienst frey waren, besassen das Talent ihre Sprache mit Anmuth und Kraft zu schreiben; mehrere waren selbst in die Mysterien der Dichtkunst eingeweiht. Die sogenannte gesellschaftliche Poesie hat in keinem Lande ihr Glück, wie in Frankreich, gemacht; denn nirgends genossen gesellschaftliche Talente eines so hohen Grades von Auszeichnung, und nirgends vereinigten sich so viele Vortheile, um sie bis zur Vollkommenheit auszubilden. Jene Gattung der Poesie trägt jederzeit

das Gepräge des Zeitalters und der Gesellschaft, aus der sie hervorgeht. Sie war kräftig, naiv und bisweilen etwas derb an dem Hofe Franz des Ersten; sie war gesucht und verkünstelt in dem Hôtel de Rambouillet; sie wurde leicht, gewandt, geistreich und reizend an dem Hofe Ludwig des Vierzehnten.

Unter den Dichtern der Fröhlichkeit, welche dieses Zeitalter schmücken, ist Chaulieu's Name berühmt. Seine Geburt hatte ihm den Weg in die große Welt geöfnet, und seine gesellschaftlichen Talente verschaften ihm hier einen Rang, den er bis in sein hohes Alter behauptete. Der Jugendfreund eines Herzogs von Rochefoucauld, der Freund und Tischgenosse der Vendome, der Conti, der Nevers und Bouillon konnte kein langweiliger und müßiger Gesellschafter seyn. Als Jüngling zog er die Aufmerksamkeit von Chapelle auf sich, der ihn die Kunst zu leben und zu reimen lehrte; c) und als Greis noch

c) Chaulieu in der Epistel an La Fare S. 340.

Chapelle par malheur rencontré dans Anet,
S'en vint infecter ma jeunesse
De ce poison fatal, qui coule du Permesse;
Et cache le mal qu'il nous fait,
En plongeant l'amour-propre en une douce ivresse.
Cet esprit délicat, comme moi Libertin,
Entre le Tabac et le Vin,
M'apprit sans rabot et sans stime,
L'art d'attraper facilement,

übte er dieſe Kunſt in dem Umgange des Marquis von La Fare und des Grafen Anton von Hamilton, welche beyde unter den liebenswürdigſten Dichtern jener Zeiten einen vorzüglichen Platz behaupten. d)

Sans être eſclave de la Rime,
Ce tour aiſé, cet enjoûment,
Qui ſeul peut faire le Sublime.

d) La Fare ſtarb 1718. (Bougine gibt 1712 an.) Das Verhältniß, das zwiſchen den zwey liebenswürdigen Greißen obwaltete, lernt man aus Chaulieus Epiſtel an Lafare, und der Ode auf ſeinen Tod (T. II. p. 43.) kennen. Folgende Stelle aus dieſer Ode iſt der wahre Ausdruck eines höchſt ſchmerzhaften Gefühls:

J'apelle à mon ſecours Raiſon, Philoſophie;
Je n'en reçois, hélas, aucun ſoulagement.
'A leur belles leçons inſenſé qui ſe fie!
Elles ne peuvent rien contre le ſentiment.
— — — — — —
L'ordre que la Nature a mis,
Veut que j'aille bientôt rejoindre mes Amis;
Tout ce qui me fut cher a paſſé le Cocite.
O Mort, faut-il en vain que je te ſollicite?
Me refuſeras-tu le funeſte ſecours
De terminer mes triſtes jours?
Ces jours ſont un tiſſu de ſouffrance et de peine.
Pourquoi n'oſai-je rompre une cruelle chaîne,
Qui m'attache à la vie et m'éloigne du port?
Il faudrait au moins que le ſage,
Quand il le veut, eût l'avantage
D'être le maître de ſon ſort.

Junge Leute von Talent schlossen sich an die Gesellschaft dieser fröhlichen Greise an, belebten ihre Freuden und lernten von ihnen. So genoß noch Voltaire, welcher frühzeitig in die Gesellschaft der Grossen aufgenommen wurde, e) den Umgang von Chaulieu.

Für diesen ganzen Kreis von witzigen Köpfen war die Poesie kein Geschäfte, sondern ein Spiel. Der erste poetische Versuch, durch welchen Chaulieu unter ihnen bekannt wurde, war eine Satyre auf Benserade, f) die wegen ihrer Naivetät eben sowohl als um ihres Gegenstandes willen den Beyfall aller Leute von Geschmack erhielt. Nachdem er einmal als Dichter bekannt war, boten sich ihm die Gelegenheiten, sein erwachendes Talent zu üben, in dem Umgange mit einer für die Reize der Poesie so empfänglichen Welt, häufig dar. Denn nie waren die Spiele seiner Muse für das Publikum bestimmt. Sie war seine Fürsprecherin in der Liebe, eine fröhliche Tischgenossin, und, in spätern Jahren, als ihn Blindheit und Podagra von seinen gewohnten Vergnügungen entfernte, eine unterhaltende Freundin. Mit ihr kehrte er dann oft in die schönern Zeiten seines Lebens zurück und wiederholte

e) Vie de Voltaire par Condorcet p. 20. Basler Ausg.

f) Ein Rondeau auf die in Rondeaus übersetzten Metamorphosen. T. II. p. 9.

mit ihr die Grundsätze der Weisheit, welche ehemals den Genuß seiner Freuden erhöht hatte, und ihm jetzt die Beschwerlichkeiten des Alters ertragen half.

Was ein Dichter unter diesen Umständen leisten konnte, hat Chaulieu in der That geleistet. Seine Poesie, dem gesellschaftlichen Vergnügen gewidmet, schwimmt auf der Oberfläche der Gegenstände. Ihr eigentliches Gebiet sind die glänzenden Regionen des Witzes, aus denen sie oft in die benachbarten Gränzen zärtlicher Gefühle und eines sanften Ernstes übergeht. Aber so wie in der gesellschaftlichen Unterhaltung der Witz die Blüthen des Gefühls oft muthwillig zerknickt, so herrscht auch in der dem gesellschaftlichen Vergnügen gewidmeten Poesie die Empfindung nur so weit, als der Witz es erlauben mag. Der leichte Scherz, dessen Reiz, wie der Reiz eines flackernden Feuers, in seiner Unbeständigkeit liegt, bewacht das Gefühl, und erlaubt ihm nicht, sich der Tiefen des Herzens zu bemächtigen, oder die dunklern Farben des Ernstes anzunehmen. Nur dann, wann das flatternde Spiel des Scherzes ermüdet, tritt die Empfindung an seinen Platz, oder gattet ihr erquickendes Helldunkel mit seinem blendenden Schimmer. Der eigenthümliche Charakter dieser Gattung liegt also in der interessanten Mischung fröhlichen Scherzes mit zarter Empfindsamkeit; und ihr Styl ist der Styl geistreicher Sorg-

loſigkeit. Sie ſucht mehr den Reiz als die Schönheit und opfert ihm, in ihrer behaglichen Ueppigkeit, bisweilen ſelbſt die Richtigkeit auf. g) Ihre Bewegung iſt gauckelnd und leicht, weichlich und anmuthig, bisweilen raſch, aber ſelten feſt und beſtimmt.

Der intereſſanteſte Theil von Chaulieu's Gedichten iſt der, welchen er in ſeinem Alter ſchrieb. Die Galanterie, welche einen allzu großen Antheil an ſeinen jugendlichen Arbeiten genommen hatte, machte jetzt der Weisheit Platz; aber jener fröhlichen Weisheit, welche das Leben erheitert und die flüchtigen Momente feſtzuhalten lehrt. Ein zweyter Anakreon, frey von den Vorurtheilen des düſtern Aberglaubens und der engbrüſtigen Moral, welche die

g) Epitre à Hamilton S. 275.

Pour moi de mon Libertinage
Qui toujours ai fait vanité,
Dans des vers qui m'ont peu couté,
Quand Phébus m'a mis en gaguète,
J'ai chanté l'amour et le vin;
Et ſi j'étais moins Libertin
Je ſerais plus mauvais Poëte.

T. II. p. 250. Ce Critique —
Ne ſaura jamais peut-être
Que ces Vers m'ont peu couté,
Enfans de l'Oiſiveté
L'amour les a fait naître;
Et ſans Vous leur vanité
Leur défendrait de paraître.

Freuden des Lebens zu Sünden und das Leben selbst zu einem Kerker macht, predigt er mit grauen Haaren und unter der Last körperlicher Schmerzen ein System des Genusses, das man leichter verdammt als übt. Es ist indeß hier nicht die Frage von der Wahrheit dieses Systems; genug daß es poetisch und schön ist. Zu genießen ist kein Verdienst, aber mit Weisheit zu genießen ist schön. Heiterkeit und Frohsinn ist überall interessant, aber er ist doppelt reizend, wenn er als das Resultat lang befolgter Grundsätze, unter der Hinfälligkeit des Alters, wie der heitre Himmel zwischen düstern Wolken, hervorstrahlt. Es ist schön das Leben innig zu lieben ohne den Tod zu fürchten; es ist interessant, den Genuß der letzten Augenblicke durch die Betrachtung ihrer Flüchtigkeit und des Todes zu erhöhen.

Chaulieu hat dieser lachenden Weisheit eine seiner vorzüglichen Episteln an die Herzogin von Bouillon gewidmet. Hier stellt er vor den Augen einer geliebten Freundin, einer Theilnehmerin seiner Vergnügungen, die Grundsätze auf, durch welche er dem Genuß Haltung und Dauer zu geben hofft. Er lehrt sie die Nichtigkeit des Lebens verachten, von welchem uns nichts als der gegenwärtige Augenblick angehört.

— c'est de cette viteſſe,
Dont s'écoulent nos beaux ans,

C'eſt de la fuite du tems,
De la Mort, de nos maux et de notre
faibleſſe,
Que doit tirer la Sageſſe
Les raiſons de nous réjouir.

Nichts erhöht den Genuß des Lebens ſo ſehr als der Gedanke an den Tod, von dem nichts als der Name ſchrecklich klingt:

La Mort eſt ſimplement le terme de la vie;
De peines, ni de biens elle n'eſt point ſuivie.
C'eſt un azile ſûr, c'eſt la fin de nos maux.
C'eſt le commencement d'un éternel répos;
Et pour s'en faire encore une plus douce
image,
Ce n'eſt qu'un paiſible ſommeil,
Que par une conduite ſage,
La Loi de l'Univers engage
A n'avoir jamais de réveil.
Nous ſortons ſans efforts du ſein de la Nature;
Par le même chemin retournons ſur nos pas.
Eh pourquoi s'aller faire une affreuſe peinture,
D'un mal qu'aſſurement on ne ſent point
là-bas?

Die Leidenſchaften müſſen die Quelle unſrer Freuden, nicht unſrer Qualen ſeyn; wir müſſen ſie als rebelliſche Unterthanen anſehn, die wir im Zaum hal-

halten, aber nicht ausrotten dürfen. *h*) Ruhig werden wir dann den Augenblick erwarten, in welchem die unerbittliche Parze den Faden des Lebens zerschneidet:

Lors, satisfaits du tems que nous aurons vécu,
Rendons graces à la Nature
Et remettons-lui sans murmure
Ce que nous en avons reçu. *i*)

Mit dem Inhalte dieser Epistel ist der Inhalt einer andern an den Chevalier de Bouillon, den Sohn der Herzogin, nahe verwandt. In dieser stellt er sich als das Beyspiel zu der Lehre auf, die er in jener gepredigt hat. Eine heitere Philosophie mitten in dem Schooße der Gesundheit, der Jugend, des Wohllebens zu verkündigen, und dann, was die Neigung herbeyführte, mit dem Schleyer der Weisheit zu umhüllen, dieß ist ziemlich leicht und ziemlich gemein. Aber Chaulieu's Lage war zu der Zeit, als er diese Epistel schrieb, etwas minder

h) Dieß ist der Gedanke des Dichters, der aber nicht mit völliger Präzision ausgedrückt ist?

Ce sont des Sujets peu fidèles,
Mais ce sont des Sujets rebelles,
Que le bien de l'état empêche de punir.

i) Nach diesen Versen schiebt die Ausgabe von 1750 eine lange Stelle ein, die, bey allen ihren Schönheiten, an dieser Stelle ein wahres hors d'oeuvre ist. In den ältern Ausgaben wird sie als ein Fragment aus einer andern Epistel aufgeführt.

bequem. Er fand jetzt die Aufgabe zu lösen, unter den Leiden des Alters die flüchtigen Augenblicke der Freude festzuhalten, die Last der Jahre zu erleichtern, und die Leiden der Krankheit und Blindheit mit heiterm Sinn hinwegzuscherzen. Das Resultat dieser Auflösung theilt er hier seinem Freunde mit, einem Schüler seiner Lehre, aber von der Natur selbst schon zu einem Meister in der Kunst zu leben gebildet:

Philosophe formé des mains de la Nature,
Qui, sans rien emprunter de tes réflexions,
Prens pour guide les Passions,
Et tous les Plaisirs sans mesure;
Qui ne fis jamais de projets
Que pour l'instant présent, qui coule à l'aventure;
Et sachant au Plaisir borner tous tes souhaits
Foule aux pieds la Fortune, et ris de son empire...
Heureux Libertin, qui ne fait
Jamais que ce qu'il desire,
Et desire tout ce qu'il fait.

Aber es ist nicht genug, mit den Talenten zu gefallen, den Frühling des Lebens zu genießen; man muß die Last des Alters ertragen lernen. Mein Beyspiel, fährt er fort, soll dich lehren

à braver l'injure des ans;
Te montrer comme il faut par des amusemens,

Arrêter pour quelques momens
La Volupté qui fuit, le Plaiſir qui nous laiſſe.

Der Dichter ſchildert ſeinen eignen Zuſtand, den Zuſtand eines abgelebten Greiſes:

Envain la Nature épuiſée
Tache à prolonger ſagement,
Par le ſecours d'un vif et fort tempérament,
La trâme de mes jours que les ans ont uſée;
Je m'apperçois à tout moment
Que cette mère bienfaiſante,
Ne fait plus, d'une main tremblante,
Qu'étaïer le vieux bâtiment
D'une machine chancelante.
Tantôt un déluge d'humeur
De ſucs empoiſonnés inonde ma paupière:
Mais ce n'eſt pas aſſez d'en perdre la lumière,
Il faut encor que ſon aigreur
Dans des yeux inutils me forme une douleur,
Qui ſerve à ma vertu de plus ample matière.
La Goute d'un autre côté
Me fait depuis vingt ans un tiſſu de ſouffrance..

Was thut er unter dieſen Umſtänden? Er ſetzt der Hartnäckigkeit des Uebels eine noch gröſsere Standhaftigkeit entgegen. Ja, mitten unter den Anfällen ſeiner Schmerzen bewahrt er ein heiteres und ruhiges Gemüth.

Au milieu cependant de ces peines cruelles,
De notre triſte hiver compagnes trop fidelles,
Je ſuis tranquille et gai. Quel bien plus pré-
cieux
Puis je eſpèrer jamais de la bonté des Dieux? *k*)

Die Quelle dieſer ruhigen Stimmung iſt ſeine Philoſophie. In ihrem Schooße findet er eine ſichre Freyſtatt gegen die ſchreckenden Vorurtheile des Pöbels. Er verachtet die Strafen und Qualen der Unterwelt:

— ſans me noircir de cent tourmens divers,
Tout ce qui s'offre à ma penſée,
Ce ne ſont que des fleurs, des Berceaux tou-
jours verds,
Et les Champs fortunés de la Plaine Eliſée.

Die lachenden Bilder Elyſiums umſchweben ſeine Einbildungskraft. Er erblickt die Theilnehmer ſeiner jugendlichen Freuden, die Genoſſen beſſerer Tage, die vor ihm hinabgegangen ſind. Er erblickt die Sänger der Liebe und des Vergnügens, La Fare und Chapelle, Arm in Arm mit den ſchönſten Geiſtern des Alterthums:

Là dans l'inſtant fatal que le Sort m'aura mis,
J'eſpère rétrouver mes illuſtres amis,

k) Das Gleichniß, welches der Dichter auf dieſe Worte folgen läßt, hat den doppelten Fehler, daß es abgenutzt und außer dem Ton iſt.

La Fare avec Ovide, et Catulle et Lesbie,
Voulant plaire à Corinne, ou careſſer Julie;
Chapelle au milieu d'eux, ce Maître qui m'apprit
Au ſon harmonieux des rimes redoublées,
L'art de charmer l'oreille et d'amuſer l'eſprit
Par la diverſité de cent nobles idées.

Er verfolgt ſeinen Weg durch die Orangen-Hayne dieſer glücklichen Gefilde, und neue Gruppen von Freunden begegnen ihm. Aber die reizenden Bilder der Einbildungskraft werden hier einen Augenblick durch den ſchmerzhaften Anblick einer Freundin getrübt, die ihn vor kurzem in einem Alter verlaſſen hatte, wo er niemanden mehr zu verliehren fürchtete. Quoi donc, ruft er aus:

Quoi donc! quand j'eſpérais qu'à mon heure fatale,
Tu récevrais mon âme en ſes derniers adieux;
Et que ton amitié, pour moi toujours égale,
Peut-être en ſoupirant me fermerait les yeux:
C'eſt moi qui te ſurvis, et ma douleur profonde
N'a pour me conſoler dans l'excès de mon deüil
Que de porter ton nom jusques au bout du Monde,
De jetter tous les jours des fleurs ſur ton Cerceuil,

Chanter tes agrémens et célèbrer tes charmes,
Dans ces vers mille fois arrosés par mes larmes.

Nach dieser kurzen Unterbrechung behauptet die Heiterkeit seiner Phantasie wiederum ihr Recht, und indem er so an die Quelle verlohrner Freuden die Freuden der Erinnerung setzt, täuscht er den Schmerz und die Langeweile des Alters. Ein gefühlvolles Gemälde zärtlicher Erinnerungen beschließt dieses schöne Ganze:

Avec quel contentement
Ces Fontaines, ces Bois, où j'adorai Silvie,
Rappellent à mon coeur son amoureux tourment!
Bien-loin que ce plaisir, qui ne peut revenir,
De regrets inutils empoisonne ma vie,
J'en savoure à longs traits l'aimable souvenir.
Que de fois j'ai grossi ce Ruisseau de mes larmes!
C'est sur ce lit de fleurs que le premier baiser,
Pour gage de sa foi, dissipa mes allarmes;
Et que, bientôt après, vainqueur de tant de charmes,
Sous ce Tilleul au frais je vins me reposer.
Cet arbre porte encor le tendre caractère
Des Vers que j'y gravai pour l'aimable Bergère.
Arbre, croissez! — disois-je, ou nos chifres tracés
Consacrent à l'Amour nos noms entrelacés;

Faites croitre avec vous nos ardeurs mutuelles,
Et que de si tendres amours,
Que la rigueur du Sort défend d'êtres éternelles,
N'aïent au moins de fin, que la fin de nos jours.

Die Eigenthümlichkeiten von Chaulieu's Muse zeigen sich in dieser poetischen Epistel in ihrem gefälligsten Lichte. Eine blühende Einbildungskraft vereinigt sich mit einer schönen Empfindsamkeit, und mit beyden schmilzt eine sanfte Philosophie zusammen. Mit Leichtigkeit und Anmuth durcheilt er seine Bahn. Nirgends verweilt er. Zufrieden die reizendsten Blüthen zu pflücken, widmet er auch nur diesen einen flüchtigen Augenblick. Selbst sein Ernst scheint nur ein leichtes und gaukelndes Spiel.

Nirgends erscheint das Talent dieses Dichters so anziehend, als da wo er Fröhlichkeit mit Weisheit mischt; das Licht der einen mit dem sanften Schatten der andern mildert, und so der Ermüdung zuvorkömmt, die dem Genusse des Reizenden folgt. Diese Kunst hatte Chaulieu von den Anakreons, den Horazen und allen weisen Sängern der Freude gelernt. Er macht oft Gebrauch von ihr, und selten ist es der Witz allein, der in seinen Gedichten spielt. Er besitzt das Talent, die Blumen desselben gleichsam aus dem Schoße des Gefühls hervorblühn zu

lassen, und den Wendungen der Galanterie selbst die Wärme gefühlter Empfindungen mitzutheilen. Die Erklärung eines Greißes, in welcher er eine unzeitige Leidenschaft bekennt, ohne Gefahr sich dem Gelächter Preiß zu geben, ist vielleicht der Triumph des Witzes. Chaulieu hat dieses zweymal auf verschiedene Weise, und, wie es mir scheint, beydemal mit Glück gewagt. Das einemal ist der Schauplatz seiner Muse auf dem Lande. Die verjüngte Natur, das neue Leben der Erde und des Himmels, die überall tönenden Accente des Vergnügens und der Liebe, alles dieses weckt in seinem Herzen die Funken schöner Erinnerungen auf. Aber die lachende Zeit, die er der Liebe gewidmet hatte, ist vorbey, und die Jugend des Jahres ruft die Jugend seiner Kräfte nicht wieder zurück. Die Jahre der Leidenschaft sind entflohn, in denen er der Freundin, an die er schreibt, ein von Liebe glühendes Herz darbringen würde:

Alors vous me verriez cent fois à vos genoux
Vous redire combien vous me semblez aimable;
Vous jurer que le ciel me fit exprès pour vous,
Que mon attachement sera tendre et durable;
Que dans l'Imagination
Quelque chose de simpatique
Prépare entre nous l'union,
Par où l'Amour au coeur se communique;
Enfin sans vous chercher cent autres agrémens,

Que vous avez tous les talens,
Que je sens qu'il faut pour me plaire.
Ainsi je parlerais dans ces bienheureux tems:
Mais je dois maintenant me taire.

Diese Wendung ist glücklich; sie ist aus den Quellen der Empfindung abgeleitet: die Ausführung läßt uns jedoch ein wenig das Alter des Dichters fühlen. Aber in der Epistel an Mademoisell de Launay, einer der schönsten und vollendetesten Arbeiten Chaulieus, herrscht die Sprache der heftigsten Leidenschaft. Er will im Ernste, daß man ihm glauben soll, und seinen grauen Haaren zum Trotz, bekennt er ein von Liebe glühendes Herz. Ein unwiderstehlicher Zauber reißt ihn zu dem Gegenstande hin, den er fliehen sollte. *l)* Dieser Zauber ist seine Rechtfertigung. Er hat nichts unversucht gelassen, um eine Leidenschaft zu bekämpfen, die sich mit seinem Alter nicht verträgt; aber die Künste seiner Ge-

l) Wenn der Dichter hier in dem Ausdrucke auf eine seinem Zwecke nachtheilige Weise übertreibt, so muß man vielleicht den Reim hierüber anklagen:

Quelque nom odieux qu'en ces Vers je te donne,
Je sens dans le moment que l'on doit t' abhorrer,
Que mon Coeur, hormis toi, ne trouve rien d'aimable;
Que par un charme inconcevable,
Avec ce qui rendrait une autre abominable,
Tu trouves le moyen de te faire adorer.

liebten haben ihm, alles Widerstandes ungeachtet, das betäubende Gift beygebracht. Er hatte ihren Geist bewundert, ehe er sie sah; und als er sie sah, war es nicht mehr Zeit, dem Eindruck so vieler Liebenswürdigkeit zu entfliehn. Diese Rechtfertigung ist mit leidenschaftlichem Feuer, aber zugleich mit Feinheit und Einsicht geführt. Es ist nicht der Reiz der Sinne, welcher dieses Feuer nährt, es sind die Reize des Geistes, die das Herz des Dichters gefesselt haben. Auch ist er von der Thorheit entfernt, um Gegenliebe zu flehn. Mit einem Seufzer der Sehnsucht gedenkt er der Zeiten, wo die Myrten der Liebe seine Locken umschlangen; jetzt ist er noch glücklich genug in dem Gefühl einer einseitigen Liebe, die ihm die Täuschung jugendlicher Lebhaftigkeit und Wärme gibt:

Jours sereins, jours heureux, qu'êtes vous devenus,
Où jadis plus d'une conquête
De mirte et de laurier vint couronner ma tête?
Jeunesse des Plaisirs, beaux jours, vous n'êtes plus.
Et déjà l'âge qui s'avance,
D'un amour mutuel me ravit l'esperance.
Dans cette juste défiance
Je ne voulus jamais devenir ton vainqueur;
Et ne comtant pour rien dans l'ardeur de te plaire,

Du plaiſir d'être aimé la douceur étrangère,
Au ſeul plaiſir d'aimer j'abandonnai mon coeur.
Je te parlais d'amour; tu te plus à m'entendre,
Les jours étaient trop court pour nos doux entretiens;
Et je connais peu de vrais biens,
Dont on puiſſe jamais attendre
Le plaiſir que me fit la fauſſeté des miens.

Nachdem wir einige der vorzüglichſten Arbeiten unſers Dichters angeführt haben, wollen wir von den übrigen nur mit wenigen Worten ſprechen. Es wird aber nicht unnütz ſeyn, zum voraus zu bemerken, daß Chaulieu die Briefe und Gedichte, welche den Inhalt der Sammlung ſeiner Werke ausmachen, nicht für den Druck beſtimmt hatte, und daß dieſe Sammlung eine Menge unbedeutender und ungefeilter Stücke enthält, welche Chaulieu's Feder entfallen waren, und die er ſelbſt ſicherlich des Aufhebens für unwerth geachtet hätte.

Einige ſeiner beſſern Arbeiten gehören zu der lyriſchen Gattung. Ich rede hier nicht von ſeinen heroiſchen Oden, welche größtentheils froſtig und ziemlich proſaiſch ſind; ſondern von jener leichtern Gattung, welche die Regungen fröhlicher oder wehmüthiger Empfindungen darſtellt, oder in welcher mehr die Strahlen des Witzes als einer fruchtbaren

Einbildungskraft emporſchießen. In dieſer letztern Gattung zeichnet ſich die Ode contre l'esprit, noch mehr aber eine andere über die Unbeſtändigkeit aus. In jener iſt vorzüglich die Wendung des Schluſſes glücklich:

Finiſſons, inſenſiblement
Je ſuïs un charme qui m'entraîne;
Je ſens que j'oublirai ma haine,
Si j'écris encore un moment.
Esprit que je hais et qu'on aime,
Avec douleur je m'apperçois,
Pour écrire contre toi-même,
Qu'on ne peut ſe paſſer de toi.

In dieſer herrſcht durchaus der fröhliche Muthwillen und die gaukelnde Laune, welche der Gegenſtand zu fordern ſcheint. Der Dichter preiſt das Lob des Unbeſtandes; er bemerkt, daß die Beſtändigkeit ſelbſt durch ihn gewinne, und daß ſeine Rechtmäßigkeit durch die Natur der Schönheit bewährt werde:

Que ſervirait l'art de plaire,
Sans le plaiſir de changer?
Et que peut-on dire et faire
Toujours au même Berger?
Pour les Beautés infideles
Eſt fait le don de charmer,
Et ce ne fut que pour elles
Qu'Ovide fit l'Art d'aimer.

— — — —

La Beauté, qui vous fait naître,
Amour, paſſe en un moment;
Pourquoi voudriez-vous être
Moins ſujet au changement?
C'eſt ſouhaiter que la roſe
Ait pendant tout un été
De l'inſtant qu'elle eſt éclose
La fraicheur et la beauté.

— — — —

Aimons donc, changeons ſans ceſſe;
Chaque jour nouveaux Deſirs.
C'eſt aſſez que la Tendreſſe
Dure autant que les Plaiſirs.
Dieux! ce ſoir qu'Iris eſt belle!
Son coeur, dit-elle, eſt à moi.
Paſſons la nuit avec elle,
Et comtons peu ſur ſa foi.

Ein Lied auf die Einbildungskraft, und ein anderes über den Geburtsort des Dichters Fontenai, dürfen wir nicht vergeſſen. In dem letztern vorzüglich ſchmelzen zärtliche Erinnerungen, ſüße Wehmuth und eine ſanfte Heiterkeit zu einem anmuthigen und gefälligen Ganzen zuſammen.

Eine Ode an La Fare, in welcher der Dichter ſein Glaubensbekenntniß mit einer Freymüthigkeit ablegt, die man bey einem Prälaten der katholiſchen

Kirche nicht ohne Bewunderung sieht, zeigt, daß Chaulieu auch die höhere Gattung der Ode mit Erfolg würde bearbeitet haben, wenn er nicht die beschwerlichern Pfade der Poesie vermieden hätte. Er gibt hier dem gewöhnlichen Gedanken, daß Gott ein Gott der Wohlthätigkeit, und die Wirkung seiner Güte überall verbreitet sey, durch eine glückliche Anwendung der heidnischen Mythologie eine ganz neue Gestalt. Die Würde des Ausdrucks, die Erhebung des Geistes, welche in dieser Ode herrscht, alles zeigt uns den Dichter in einem ungewöhnlichen Lichte. In seinen Ideen erkennen wir ihn wieder. Die Lebensweisheit, zu welcher er sich in seinen leichtern Gedichten bekennt, setzt diese und keine andern Vorstellungen von der Gottheit voraus.

Unter den sogenannten vermischten Gedichten sind die wenigsten von Bedeutung. Sie sind meistentheils auf besondere Vorfälle, zum Theil im Namen anderer geschrieben, und man vermißt in ihnen sehr oft die freye und leichte Bewegung, die unserm Dichter außerdem eigen war. Die vorzüglichsten sind diejenigen, in denen er eine epigrammatische Wendung genommen hat. Einige derselben (XV und XVI.) im Marotischen Styl tragen ziemlich das Gepräge ihres Musters, schalkhafte Naivetät. Auch unter den Epigrammen, deren Anzahl überhaupt nur gering ist, zeichnen sich diejeni-

gen aus, welche in Marot's Sprache geschrieben sind. Folgendes scheint mir vorzüglich in Marot's Geiste gedacht:

Depuis un tems suis en possession
De maint appas, qu'hors moi chacun ignore;
Voudrais-tu bien m'ôter fruition
De ces beautés, qu'en toi, Catin, j'adore?
Non, dit Catin; mais s'il venait quelqu'autre
Aussi pressé de voir mêmes appas;
De ce plaisir ne le dédirais pas,
Pour lui montrer, quel plaisir est le vôtre.

In dem Madrigal ist Chaulieu, wie fast alle Dichter, welche sich viel in dieser Gattung versucht haben, etwas frostig. Was kann frostiger seyn, als seiner Geliebten zu sagen, daß der Wein nur in ihrer Gegenwart und durch das Feuer ihrer Augen schäume? m) oder sie zu bitten, den Leiden, welche ihre Abwesenheit ihm verursacht, nicht so bald durch ihre Rückkehr ein Ende zu machen:

Cependant pour finir ma souffrance
Garde-toi d'avancer d'un moment ton retour;
Laisse un peu durer une absence
Qui me fait sentir tant d'amour.

Indeß ist Chaulieu doch nur selten in diesen Fehler verfallen. Mehrere seiner Madrigale sind der Ausdruck einer zarten Empfindung, und oft scheint die

m) T. II. p. 82.

epigrammatische Wendung dem Gefühle entschlüpft zu seyn.

Bey weitem die vorzüglichste Klasse von Chaulieu's Gedichten sind seine poetischen Episteln. Es ist nicht nöthig, hier insbesondere von ihnen zu reden, da wir die ausgezeichnetesten Stücke dieser Gattung schon angeführt haben. Doch dürfen wir hier die Epistel an La Fare nicht unerwähnt lassen, in welcher der Dichter sich selbst und seinen Charakter schildert, und die Geschichte seiner Denkungsart erzählt.

Du Bos *n*) führt einige Stellen dieser Epistel als ein Muster von Harmonie und Wohlklang an, welcher hauptsächlich aus der Verdoppelung der Reime entspringt. Chaulieu hatte diese Kunst von Chapelle gelernt, der sich unter den Franzosen zuerst der wiederholten Reime (rimes redoublés) bedient hat.

Chaulieu's Ausdruck ist nicht immer correct. Er erlaubte sich, um des Verses willen, Freyheiten, welche die Grammatik verdammt; falsche Ausdrücke und unrichtige Reime. Aber diese Nachläßigkeiten sind mit mannichfaltigen Reizen so glücklich gepaart, daß Chaulieu, wenn er auch nicht zu den ersten Dichtern gerechnet werden darf, doch einen gegründeten

n) Du Bos Réflexions sur la Poësie et sur la Peinture, Tom. I. p. 186. ff. Utrechter Ausg.

deten Anſpruch auf den erſten Platz unter den nachläßigen Dichtern hat. o)

o) Voltaire dans le Temple du Goût.

Je vis arriver en ce lieu
Le brillant abbé de Chaulieu,
Qui chantait en ſortant de table.
Il oſait careſſer le Dieu
D'un air familier, mais aimable.
Sa vive Imagination
Prodiguait dans ſa douce ivreſſe
Des beautés ſans correction,
Qui choquaient la juſteſſe,
Mais qui réſpiraient la paſſion.

La Fare und Hamilton treten nach ihm herein: Le Dieu (du Goût) aimait fort tous ces Meſſieurs et ſurtout ceux qui ne ſe piquaient de rien. Il avertiſſait Chaulieu de ne ſe croire que le prémier des Poëtes négligés, et non le prémier des bons Poëtes.

Inhalt des fünften Bandes.

Erstes Stück.

Einige Gedanken über die Wirkung des historischen Gedichts; von Herrn Professor Manso, Rektor des Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau. S. 5.

Pierre Cornelle; von Herrn Professor Jakobs zu Gotha. 38

Jean de la Fontaine; von demselben. 139

Ueber die Begriffe von Prosa und Rhetorik; von Herrn Professor Maaß zu Halle. 229

Zweytes Stück.

Arabische Dichtkunst vor Mohammed; von Herrn Professor Rosenmüller in Leipzig. 245

Griechische Fabulisten: Aesop; von Herrn Professor Jakobs. 260

Ueber die römischen Satiriker: Quintus Horatius Flaccus. Beschluß des im zweyten Stücke des vierten Bandes abgebrochenen Aufsatzes; von Herrn Professor Manso. 301

Euripides; von Herrn Professor Jakobs. 335

Guillaume Anfrie de Chaulieu; von demselben. 423

Neue Verlags-Bücher der Dykischen Buchhandlung zu Leipzig; zur Ostermesse 1798.

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus. Ex recensione *Brunckii*. Indices et Commentarium adjecit *Fr. Iacobs*. Tomus VI. Commentarius Tomus I.

unter dem Titel:

Friderici Iacobs Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Voluminis Primi, Pars prior. 8 maj.

auf Schreibp. 3 Thlr. 8 gr.
auf Druckp. 2 Thlr. 12 gr.

(Die zweyte Hälfte ist unter der Preße und erscheint unfehlbar in der Michael-Messe dieses Jahres. Die vier ersten Theile, welche die Anthologie selbst liefern, kosten auf Schreibp. 4 Thlr. 16 gr. auf Druckp 3 Thlr. 8 gr. Der 5te Theil enthält die Indices und kostet auf Schrp. 2 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 1 Thlr. 16 gr. Diese Register, so wie der Commentar, paßen auch zu der Strasburger Ausgabe von Brunks Analecten, und haben deshalb besondere Titel.)

Historisch-statistisch-topographische Beschreibung von Südpreußen und Neu-Ostpreußen; oder der Königl. Preußischen Besitznehmungen von Pohlen in den Jahren 1793 und 1795; von einer Gesellschaft von Gelehrten. 1ster Band mit 6 Prospekten und 3 Landcharten. gr. 8. 3 Thlr.

(Der zweyte Band ist unter der Preße, der 3te und letzte erscheint auch noch in diesem Jahre. Beide werden zusammen nicht viel die Stärke des ersten Bandes übertreffen; denn diesem ersten Bande ist eine Uebersicht der politischen und kirchlichen Geschichte Pohlens vorgesetzt, welcher die größre Hälfte desselben einnimmt.)

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 61sten Bandes 1stes St. gr. 8. 12 gr.

— — Register über den 49sten bis 60sten Band. gr. 8. (wird zur Michael-Messe fertig.)

Bryan Edwards Geschichte des Revolutionskriegs in St. Domingo. Aus dem Englischen. 2ter und letzter Theil; nebst einem Schreiben über Europens Interesse in Beziehung auf die Wohlfahrt der Colonien in Amerika von Herrn Malouet, und einer Rede des Admiral Villaret Joyeuse. gr. 8. 20 gr.

(Der 1ste Theil, welcher mit einer Landcharte der Insel St. Domingo in der Michael-Messe 1797 erschien, kostet 1 Thlr.)

Gottesverehrungen der Neufranken; oder Ritualbuch der Theophilanthropen, einer unlängst zu Paris entstandenen religiosen Gesellschaft. Aus dem Französischen. 2tes Heft, mit einem Anhange des Uebersetzers. 8. 16 gr.

(Das erste Heft kostet 12 gr. Die Anhänge liefern die über diese religiöse Gesellschaft bisher in Frankreich und Deutschland gefällten Urtheile, auszugsweise mit Betrachtungen.)

Grot's (Joachim Christ.) Bemerkungen über die Religionsfreyheit der Ausländer im Russischen Reiche, in Rücksicht auf ihre verschiedenen Gemeinen, ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Gebräuche und ihre Rechte. 3ter und letzter Band; nebst einem vollständigen Register über das ganze Werk. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

(Alle drey Bände 4 Thlr.)

Meißners (A. G.) Bianca Capello. Gänzlich umgearbeitete Ausgabe; mit Kupfern. 1ster Theil. 8. 1 Thlr. 8 gr.

(Der zweyte und letzte Theil ist unter der Presse.)

— — Kapua's Abfall und Strafe. 8.

auf Velin Papier 1 Thlr. 8 gr.

auf gewöhnlich Schreibp. 20 gr.

Montjoye (F. L. C.) Lebensgeschichte der Gemahlin Ludwigs XVI. Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Mit deren Bildnisse. Aus dem Französischen. 1ster Theil. gr. 8. 1 Thlr.

Platon's Leben, nebst Bemerkungen über dessen schriftstellerischen Charakter. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Karl Morgenstern. gr. 8. 16 gr.

Europäische und Außer-Europäische Regenten-Tabellen auf das Jahr 1798. Fol. 3 gr.

Lazzaro Spallazani's Reisen in beide Sicilien und in einige Gegenden der Appenninen. Aus dem Italiänischen; mit Anmerkungen. 5ter und letzter Theil. gr. 8. 1 Thlr.

(Alle fünf Bände mit eilf Kupfertafeln 6 Thlr. 8 gr.)

Friedrich Rambach's (Professors in Berlin) Schauspiele. 2 Theile. 1 Thlr. 12 gr.

Die darin befindlichen Stücke einzeln:

Hochverrath, oder der Emigrant; in 5 Akten 12 gr.

Margot, oder das Mißverständniß; in einem Akt 6 gr.

Graf Mariano, oder der schuldlose Verbrecher; in 5 Akten 16 gr.

Die Brüder; in einem Akt 3 gr.

Schall (C. H.) Die Ränke; ein Lustspiel in 5 Akten, nach dem Englischen. 8. 10 gr.

— — Das Vorurtheil; ein Lustspiel in 5 Akten, nach dem Englischen. 8. 10 gr.

Nachricht.

Der vormalige französische Minister und Reichskanzler von Barentin sandte vor etwan achtzehn Monaten, aus England, wo er sich jetzt aufhält, einen Bericht über die Beschaffenheit des französischen Königthums und die Ursachen seines Verfalls an den Prätendenten, oder Ludwig XVIII. den dieser Fürst auf seine Kosten drucken ließ, und hiedurch die politische Denkart seines Ministers für die seinige gewissermaßen erklärte. Schon dieß macht diese Schrift äußerst merkwürdig: sie zeichnet sich aber auch durch eine in unsern Tagen seltene Mässigung, verbunden mit der tiefsten juristischen und historischen Einsicht, praktischer Staatsweisheit und ächter Menschenliebe aus. Deshalb habe ich von ihr eine Uebersetzung veranstaltet und solche mit einigen für deutsche Leser vielleicht nützlichen Erläuterungen begleitet; als eine Fortsetzung dieses Werks aber, in einem besondern Bande, aus Edmund Burke's hinterlassenen Papieren, seine Ideen über die Natur der französischen Revolution, mit Adrian Lezay's Meinung über die Ursachen und Resultate derselben, und einer neuen Untersuchung der nämlichen Materien von mir, zusammengestellt. Dieses aus zwey Bänden bestehende Werk ist mit einem allegorischen Frontispiz und den Abbildungen von Mirabeau, Sieyes und Bailly, wie sich solche auf der Tribune der constituirenden National-Versammlung zeigten, und den martialen, diplomatischen und legislativen Charakter der repräsentativen Demokratie in Frankreich bildeten, der sich in diesen drey Figuren anschaulich darstellt, verziert, und kostet 2 Thlr 8 gr.

Von der Lebensgeschichte der Gemahlin Ludwigs XVI. Marie Antoinette, Königin von Frankreich, aus dem Französischen des Herrn von Montjoye, hat der zweyte und letzte Theil so eben die Preße verlassen, und ist mit einer Nachricht von den

Schriften des Verfassers begleitet, worin, unter andern, einige Stellen aus dem Avis à la Convention nationale, den Herr von Montjoye den 26. December 1792 in der Stunde austheilen ließ, als Ludwig XVI. mit seinen drey officiellen Vertheidigern an den Schranken des Convents erwartet wurde, wohl die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln dürften; so wie Niemand leicht die Lebensgeschichte selbst, ohne Thränen zu vergießen, lesen wird. Das Brustbild der Königin, in ihrem Glanze, ziert den ersten Theil; dem andern ist eine Abbildung der ganzen Figur der Königin am Tage ihrer Hinrichtung, nebst einem architektonischen Grundriß ihres letzten Gefängnißzimmers in der Conciergerie vorgesetzt. Jeder Theil kostet 1 Thlr, beide Bände 2 Thlr.

N. S. Von den Gottesverehrungen der Neufranken, oder dem Religionsbuche der Theophilanthropen zu Paris, erscheint zur Michael-Messe das 3te Heft in der deutschen Uebersetzung, und wird, wie die beyden frühern, mit einem Anhange für die deutschen Leser dieser Schrift begleitet seyn. Dieses Heft enthält unter andern den Elementarunterricht in der Religion für die Kinder der Theophilanthropen.

Leipzig, den 18. August 1798.

J. G. Dyk.

Ankündigung.

Von Herrn Herbert Marsh, einem zu Leipzig seit vielen Jahren privatisirenden englischem Gelehrten, bekannt durch eine Bearbeitung von Michaelis Einleitung des Neuen Testaments in englischer Sprache, und einige deutsche Aufsätze in Wielands Merkur, erscheint in einigen Wochen, in meinem Verlag, eine historische Schrift, welche die Aufmerksamkeit aller Freunde der Wahrheit verdient; eine Untersuchung der Frage: ob Frankreich oder England den gegenwärtigen Krieg veranlaßten? Ich werde sie als Gegenstück zu der vortreflichen Schrift von Herrn Küttner: Ueber den ökonomischen und politischen Zustand von Großbrittannien im Jahr 1796 drucken lassen, und den größten Fleiß auf den correcten Druck der vielen beygebrachten historischen Beweisstücke in französischer und englischer Sprache wenden.

Noch mache ich bekannt, daß ich gesonnen bin von

Les Charmes de l'Enfance et les Plaisirs de l'Amour maternel; par *L. F. Jauffret*

eine deutsche Uebersetzung zu veranstalten.

Dyk.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nachträge
zu
Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Sechsten Bandes erstes Stück.

Digitized by Google

Charaktere

der

vornehmsten Dichter

aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen

über Gegenstände der schönen Künste

und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Sechsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1800.

Digitized by Google

Ueber sieben der ältesten arabischen Gedichte welche unter dem Namen der Moallakat bekannt sind.

Die schätzbarsten Ueberreste arabischer Dichtkunst aus den Zeiten kurz vor Mohammed sind sieben Gedichte, die in den poetischen Wettstreiten auf der jährlichen Messe zu Occadh (einer Stadt in der Landschaft Thehama) den Preis erhalten hatten, und, der Sage nach, mit goldenen Buchstaben auf ägyptischer Seide geschrieben, am Eingange des Tempels zu Mekkah aufgehangen waren, daher sie den Namen el-Moallakat, d. i. der aufgehangenen erhielten. Nirgends findet man den Geist, die Sitten und den Charakter der Araber vor der Revolution, die sie aus kriegerischen Hirtenstämmen zu einem erobernden Volk umschuf, wahrer und

schöner abgemahlt, als in diesen berühmten Gedichten, denen die Stimme der Nation den Preis zuerkannt hatte. Die Geschichte der blutigen Kriege, welche zu den mehresten dieser Poesieen Veranlassung und Stoff gaben, enthält Züge von Wildheit und edlem, selbst zartem Gefühl, von Barbarey und Großmuth, die den sonderbarsten Contrast gewähren, und in denen man eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geiste und den Sitten der europäischen irrenden Ritterschaft des Mittel-Alters findet. Dasselbe berufsmäßige Herumziehen um Abenteuer aufzusuchen, Beute zu gewinnen, oder Gefahren und Zweykämpfe mit Feinden und reißenden Thieren zu bestehen; dieselbe Unbiegsamkeit, Härte und Rachsucht; aber auch dieselbe Ehrliebe, dieselbe Verpflichtung des Kriegers, Treue und Glauben zu halten, den Unterdrückten zu vertheidigen, und die Unschuld zu beschirmen, dieselbe hohe Achtung gegen das weibliche Geschlecht, dessen Beyfall des tapfern Mannes höchster Wunsch und Lohn war. Ursprünglich bildete sich dieser Geist der asiatischen und europäischen Chevalerie gewiß von einander unabhängig; die Uebereinstimmung war Folge gleicher Lage und gleicher Stufe der Cultur: aber als die Araber in Spanien einheimisch wurden, so mischte sich dann um so eher der schwerfällige und rohe Rittergeist des Nordens mit dem freyeren und schon mehr gebildeten arabischen. Der letztere hatte auch auf die Ritterpoesieen der Spa-

nier und Provenzalen einen unverkennbaren Einfluß, den man selbst in der äußern Form der Gedichte bemerkt. Eine der häufigsten Gattungen provenzalischer Ritterpoesieen, der historische Sirventesio, kommt an Inhalt und Form so ganz mit den arabischen Gedichten überein, welche der Gegenstand dieser Abhandlung sind, daß die Beschreibung, welche in der Literar-Geschichte der Troubadours von den ersteren gegeben ist, auch vollkommen auf die letzteren paßt *). Die Moallakat sind nämlich historische Gedichte, in welchen der Dichter seine Thaten und Schicksale besingt, und der Erzählung seine Empfindungen und Beobachtungen, auch öfters Sittensprüche und Lehren der Weisheit, als Resultate seiner Erfahrung und eines langen Umgangs mit Menschen, einmischt. Dadurch wird ein solches Gedicht zugleich das treueste Conterfey der Seele des Dichters, seiner Art, die

*) Après les poésies galantes des troubadours, les plus nombreuses sont celles que j'ai appelées *historiques*, comme ayant rapport à des faits, à des personnages distingués, et pouvant fournir des materiaux à l'histoire. Tels sont la plupart de leurs *sirventes*, sorte de discours en vers, où les louanges, le reproches, les plaintes, les menaces, les exhortations, les conseils se placent naturellement au gré de l'auteur. . . . . Quand elles viennent de personnages illustres, c'est une peinture naïve de leurs sentiments, de leurs passions, de leur façon de voir et de s'exprimer. *Histoire litteraire des Troubadours*, Tom. I. Discours préliminaire, p. LV. LVI.

Dinge anzusehen, seiner Gefühle, Empfindungen und Leidenschaften.

Da meistens Liebe, oder Vertheidigung weiblicher Unschuld, zu kühnen Unternehmungen und gefahrvollen Wanderungen anspornte; so wurde es nach und nach regelmäßige Form, jedes längere historische Gedicht mit dem Ruhme der Schönen zu beginnen, um derentwillen der Dichter die Abenteuer bestand, deren Erzählung den Leser unterhalten soll, oder mit Klagen um ihre Entfernung und um ihren Verlust. Er kommt an den Ort, wo er einst die Geliebte seines Herzens zum erstenmal sah; aber jetzt findet er die Stätte verlassen, und er kann der Geliebten nur die Klagen der Sehnsucht nachschicken, die fruchtlos in der traurigen Einöde verhallen. Nun sucht er sich aufzurichten mit der Erinnerung an die Heldenthaten seiner Jünglingsjahre, zu denen er einst durch Sie begeistert wurde, an die Gefahren, die er bereits um ihrentwillen bestanden hat, an die Zweykämpfe, in denen er beleidigte Ehre und Unschuld rächte, oder an die Gefechte, wo er mit seinen Stammesgenossen in die Schaaren der Feinde eindrang, und ihrer viele erlegte. Den Beschluß macht gemeiniglich ein Lob der Tapferkeit und Gastfreyheit des Stammes, zu dem der Dichter gehört. Dieß ist der Faden, der sich durch die mehresten dieser älteren historischen Gedichte hinzieht, in denen übrigens von einem Gegenstand zum andern oft

mehr übergesprungen als übergegangen wird. Besonders ist der Uebergang von dem Introitus, welcher dem Lobe einer Schönen gewidmet seyn muß, zu dem Thema des Gedichts bisweilen so gesucht, daß es schwer ist, einen Zusammenhang zu entdecken: genug, wenn nur die gewohnte Form beybehalten ist; den Forderungen der Kunst glaubt man dadurch Genüge geleistet zu haben.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der einzelnen Stücke dieser Sammlung *).

Die ältesten Gedichte dieser Sammlung sind gerade diejenigen, welche in derselben, man weiß nicht aus welchem Grunde, die letzte Stelle erhalten haben. Die Verfasser derselben, Amru, Kelthums Sohn, und Hareth, lebten beyde kurz vor Mohammeds Geburt, und recitirten ihre Gedichte oder poetische Reden als Wortführer zweyer feindlicher Stämme vor dem Könige von Hira, Amru, Hin-

*) The Moallakat, or seven Arabian Poems, which were suspended on the temple at Mecca, with a translation and argumentes. By *William Jones* Esq. London, 1783. 4. Der arabische Text ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt, welches den Gebrauch sehr unbequem macht. Die in der kurzen Vorerinnerung versprochene Einleitung nebst den Erläuterungen zu diesen Gedichten sind nie erschienen. Die Ausgaben einiger einzelnen Stücke dieser Sammlung werden in der Folge gelegentlich angeführt werden.

da's Sohn, den sich diese Stämme, Bekr und Taglеb, selbst zum Schiedsrichter und Friedensstifter gewählt hatten. Schon seit geraumer Zeit waren sie mit einander im Kriege, den die Ermordung eines angesehenen Taglebiten, Coleibs, veranlaßt hatte. Bey einer anhaltenden Dürre, die in der Gegend, welche die Taglebiten mit ihren Heerden bezogen, alle Bäche und Cisternen aufgetrocknet hatte, wagte eine bewafnete Schaar von diesem Stamme einen Einfall in das benachbarte feindliche Gebiet der Bekriten, um sich mit Wasser zu versehen. Sie wurden zum Rückzug gezwungen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, und ihrer siebenzig kamen vor Durst um. Dadurch wurde die gegenseitige Erbitterung von neuem und heftiger gereizt. Schon rüsteten sich beyde Stämme zu einem Kampfe, der blutiger zu werden drohete, als alle vorhergegangenen. Doch erwacht noch vor dem Beginnen desselben die Erinnerung an einen gemeinschaftlichen Ursprung: man schaudert vor dem Gedanken, daß es Brüder sind *), die sich mit wüthender Rachsucht einander vertilgen wollen. Von beyden Seiten werden Friedens-Vorschläge gethan: man wird einig, den König von Hira um seine Vermittlung zu ersuchen. Von den Taglebiten wird Amru gesandt, ein Mann, den das Gefühl seiner Jugendkraft und der Stolz auf

*) Beyde Stämme hatten den Wael, Kasiths Sohn, zum gemeinschaftlichen Stammvater.

die Würde seines Stammes mit einer Zuversicht beseelten, die an Uebermuth gränzt; von den Bekriten Hareth, ein Greis von hundert und dreyßig Jahren, der mit der Mäßigung und Klugheit des Alters noch alle Kraft der männlichen Jahre verband, und die Sache seines Stammes so geschickt zu führen wußte, daß das Urtheil des Königs für denselben entschied.

Den Geist und Charakter jedes dieser Gedichte kann man im Allgemeinen schon aus dem ahnden, was von ihren Urhebern gesagt ist. Amrus Gedicht athmet Feuer, Kühnheit und Ungebundenheit. Der Dichter springt von einer Empfindung zur andern, von einem Gegenstand auf den andern über, wie es ihm seine Phantasie eingiebt, die weder Regeln noch Fesseln kennt. Die einzige Spur von Beobachtung einer Regel ist, daß, nach der gewohnten Form, der Eingang des Gedichts der Erinnerung an die Geliebte und dem Preise derselben gewidmet ist: dann wendet sich der Dichter sogleich ohne allen Uebergang an den König, dessen Ausspruch das Recht entscheiden, und den Frieden zwischen beyden Stämmen wieder herstellen soll. Er ermahnt ihn, sich in seinem Urtheile gegen einen Stamm von den Vorzügen und der Würde des seinigen nicht zu übereilen: mit Begeisterung erhebt er desselben Tapferkeit, Großmuth und nie unterjochte Unabhängigkeit.

Ins Schlachtgetümmel führen wir,
Wie Heerden zu der Tränke,
Die weiſſen, blendenden Paniere.
Sie löſchen ihren Durſt, und kehren,
Von Blut geröthet, heim.
Schön, rühmlich waren jene Tage,
An denen wir uns kämpfend
Den Feſſeln eines Königes entwanden!
Wie manchen Tapfern, deſſen Haupt
Ein Diadem umgab,
Verließen wir dahin geſtreckt
Auf dem Gefild' des Todes,
Das ſchön geſchirrte, reichgeſchmückte
Roß an ſeiner Seite.

Unter den Vorzügen ſeines Stammes rühmt der Dichter ſelbſt die Treflichkeit ſeiner Pferde und Waffen und die Schönheit ſeiner Frauen: er feyert das Andenken an die Helden, die aus dieſem Stamme entſproſſen ſind, und an die Thaten derſelben; ihre Nachkommen ſind Erben ihres Ruhms und ihrer Tugenden: Freunde haben an ihnen Wohlthäter und Beſchützer, Feinden ſind ſie Schrecken und Verderben: auch die Bekriten, an die ſich der Dichter einigemale wendet, müſſen dieß durch ihre Erfahrung bekräftigen. In jeder Gegend, die ihnen gefällt, ſchlagen ſie ihre Gezelte auf, und niemand darf es wagen, ſich den Triften zu nähern, wo ihre Heer-

den weiden. »Wer sich,« schließt der Dichter, »nach unserm Willen fügt, findet bey uns sichern Schutz; aber hart ist die Züchtigung dessen, der sich uns widersetzt. Stolz weisen wir Geschenke derer zurück, die unsern Unwillen gereizt haben: der Cisternen klarestes Wasser ist unser Trank; nachdem wir es getrübt haben, löschen andere ihren Durst. Uns ist der Erdkreis sammt seinen Bewohnern, niemand kann unserm Arm widerstehen. Andere mögen eines Tyrannen Joch und trotzigen Uebermuth dulten, wir erniedrigen uns nie durch Unterwerfung unter seinen Willen. Man nennt uns gewaltthätig; und doch reizen wir niemand durch Beleidigungen; aber wer nicht abläßt, uns zu schmähen, fühlt unsers Grimmes Heftigkeit. Kaum ist ein Knabe unsers Stammes von der Mutter Brust entwöhnt, so beugen die stolzesten Führer fremder Stämme huldigend vor ihm die Kniee. Wir zwingen unsere Feinde des Todes ungemischten Trank zu kosten, und schrecklich ist in der Feldschlacht ihre Niederlage. Mit unsern Gezelten füllen wir die Erde, bald wird sie uns zu enge seyn; unsere Schiffe bedecken den Rücken des Meers.«

Mit Amrus jugendlichem Dünkel und aufbrausendem Uebermuthe macht Hareths, des Wortführers der Bekriten, weise Mäßigung und männliche Beredtsamkeit einen schönen Contrast. Man findet in seinem Gedichte Plan, und selbst eine Art von

Kunst in der Composition. Nach der hergebrachten Form mußte es mit Frauenlob beginnen: die Schönen, deren Reizen und Tugenden der Dichter huldiget, sind die Gemahlin und die Mutter des Königs; und den Vater des Fürsten, so wie ihn selbst, preiset er als Muster von Gerechtigkeit, Tapferkeit und Grosmuth. Er ruft dem Könige ins Andenken zurück, daß es der Stamm Bekr war, der den Tod seines Vaters an den Kriegern des Königs von Ghassan rächte. Auch die Bekriten zählten von jeher viele Tapfere unter sich, deren Thaten noch in aller Gedächtnis leben, und die der Dichter den von seinem Gegner gepriesenen Taglebiten entgegensetzt. Er eröfnet die Vertheidigung seines Stammes mit Ruhe und Mäßigung; aber mit dem Fortgange seiner Rede wird sein Unwille rege, indem er zeigt, daß die Taglebiten es waren, die durch ihren Uebermuth und durch ihre Gewaltthätigkeiten das Feuer des Kriegs entzündeten, und die Schrecknisse desselben herbeyführten: »Ein feindseliges Geschick, ein unglückbringendes Gestirn hat Ungemach und Elend über uns gebracht, hat Wehe und Kummer über unsere Tage verbreitet. Taglebs Söhne, unsere Brüder, überschritten der Billigkeit Gränzen; sie kränkten uns mit ungerechten Vorwürfen, sie bürdeten uns Verbrechen auf, an denen wir nie Theil hatten: der Schuldlose war ihnen gleich dem Schuldigen, vor ihrem Hasse schützte die tadelloseste Unschuld

nicht. Jeden Stamm, der in diesen weiten Steppen seine Gezelte aufschlägt, wähnten sie mit uns verbündet zu ihrem Verderben. Im Dunkel der Nacht sammelten sich ihre Krieger, und als der Morgen dämmerte, erscholl Kriegsgetös und Waffengeklirr, das Wiehern der Rosse und das Brüllen der Kameele. — Der Du durch trügerische Worte in Amrus Augen uns herabzusetzen suchst, kannst Du hoffen, daß die Wahrheit stets verborgen bleibe? Wahrlich, Deine Verläumdungen vermögen nicht, unsern Ruhm zu schmälern. Schon öfter tastete ihn unserer Feinde Misgunst an, doch mehrt' er sich von Tag zu Tag, trotz den Bestrebungen ihres Hasses. Wenn unsers Ruhmes Glanz der Völker Augen blendete, wenn sie neidischer Erbitterung voll auf uns blickten, da erhob ein günstiges Geschick zu unserem Schutze einen dichten Fels, dessen hoher Gipfel die schwärzesten Wolken zerstreuete.“ — Uebrigens enthält Hareths Gedicht eine Menge von Anspielungen auf Vorfälle, die uns entweder gar nicht, oder doch sehr unvollständig bekannt sind, so gegenwärtig sie auch seinen Zuhörern seyn mochten.

Ein Zeitgenosse der beyden vorhergehenden Dichter war Tarafah, der Verfasser des Gedichts, welches in der Sammlung der Moallakat die zweyte Stelle einnimmt. Sein poetisches Talent, das sich früh entwickelte, machte ihn bey dem Könige von Hira,

Amru, so beliebt, daß ihn dieser seinem jüngern Bruder und bestimmten Nachfolger als Begleiter zugesellte. Aber einem Jüngling, der mit leichtem, unbefangnem Frohsinn einen Witz verband, der sich oft auf anderer Kosten belustigte, mußte der Umgang mit Großen leicht verderblich werden. Er überließ sich dem Spotte über Lächerlichkeiten und Thorheiten des Königs und seiner Günstlinge so unvorsichtig, daß er bald ein Opfer ihrer gereizten aber lang verheelten Erbitterung wurde. Der König sandte ihn an den Statthalter einer entlegenen Provinz mit einem versiegelten Schreiben, welches den Befehl zur Hinrichtung des Ueberbringers enthielt. Tarafah vollzog seinen Auftrag, aller Warnungen seiner besorgten Freunde ungeachtet, und er mußte seine Arglosigkeit zu spät bereuen.

Die nächste Veranlassung zu dem Gedicht, welches wir von ihm besitzen, gab ein Vorfall, der sich noch während seines Hirtenlebens ereignete. Der Dichter und sein Bruder waren mit einander übereingekommen, wechselsweise einen Tag um den andern ihre Heerden vor den Ueberfällen eines benachbarten feindlichen Stammes zu bewachen. Tarafah, dem sorglosen Genusse der Lebensfreuden und den Spielen seiner Phantasie dahin gegeben, war ein so nachlässiger Hüter der gemeinschaftlichen Heerde, daß sie einst von dem Feinde weggetrieben wurde. Vergebens suchte er seine Stammesgenossen zu bewe-

bewegen, mit ihm gegen die Räuber auszuziehen. Bittere Vorwürfe der einen über eine Lebensart, die ihn und seine Familie entehre, und höhnender Spott der andern, die ihn aufforderten, durch seine Verse die geraubten Kameele wieder zurück zu bringen, veranlaßten ihn, das wirklich zu versuchen, was man im Ernste zu vermuthen für lächerlich hielt, und sich zugleich gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, die ihm von allen Seiten gemacht wurden. Sein Einfall gelang. Einer, der Oberhäupter seines Stammes, den er durch eine schmeichelnde Aeußerung in seinem Gedichte zu gewinnen gewußt hatte, sandte ihm hundert Kameele zum Geschenk, und ersetzte dadurch den Verlust, den die beyden Brüder durch die Räuber gelitten hatten.

Der Dichter beginnt mit Klagen über die Entfernung der Schönen, deren Reize er besingt. Seine traurige Stimmung zu verscheuchen, besteigt er ein Kameel, das ihn schon oft glücklich durch Einöden und gefahrvolle Abenteuer getragen hat. »Auf diesem Kameele« — fährt er nach einer langen und für einen europäischen Leser ermüdenden Beschreibung desselben fort, um zum Preise seines Muthes überzugehen, »auf einem solchen Kameele durchfahre ich wilde, wasserlose Wüsten, vor deren Schrecknissen des muthigsten Gefährten Brust zurückebebt, deren Gefahren nur ein Held entgegen geht.« Aber nicht

aus misanthropischer Ungeselligkeit, nicht aus Kargheit, um sich den Pflichten der Gastfreundschaft zu entziehen, besucht der Dichter Einöden: der verirrte Wandever findet bey ihm stets Herberge und der Hülflose Schutz. Nie sucht man ihn vergebens im frohen Kreise der Zechenden: umgeben von muntern Jünglingen und reizenden Mädchen, deren Gesang das Herz zu Freude und Liebe stimmt, verwendet er seine Güter nur auf den Genuß der Freuden des kurzen Lebens, unbekümmert um die Vorwürfe seiner Verwandten, die ihn aus ihrer Mitte ausgestoßen haben. Dafür preisen die Dürftigen seine Milde, und die heerdenreichen Bewohner der weiten Triften seinen Muth. »Der Du mich tadelst, daß ich mich unter kämpfende Schaaren stürze, und dem Genusse mich weihe, kannst Du mir Unsterblichkeit zusichern? Vermagst Du den Streich des Todes nicht abzuwenden, so laß mich im Genusse der Güter, die ich besitze, ihm entgegen gehen. Wahrlich, es gälte mir gleich, wie bald oder spät meine Gefährten an meinem Grabe trauern, wären nicht drey Dinge, die dem Leben des Jünglings Reiz gäben. Am frühen Morgen, vor des mürrischen Tadlers Erwachen, sich mit dem dunkelrothen, perlenden Safte der Trauben zu laben: dem von Feinden umringtem Krieger auf einem sich bäumenden Rosse zu Hülfe zu eilen, Schrecken um sich verbreitend, wie eine Hyäne, die von dem Geräusche menschlicher Fußtritte aufge-

schreckt wird, und den trüben, regnichten Tag unter dem ausgespannten Zelte in süßen Tändeleyen mit zarten, schön geschmückten Mädchen zu kürzen. Gleich sind die Grabeshügel des grämlichen Kargen, der seufzend auf seine gehäuften Schätze hinblickt, und des Sorglosen, der im frohem Genusse das väterliche Gut verschleudert. Beyde deckt ein Haufe kalter, stummer Steine. Der Tod wählt sich die Edelsten der Helden zu Schlachtopfern, und zum Eigenthum die auserlesensten Schätze zusammen scharrender Reichen. Ein Schatz, der mit jeder Nacht abnimmt, ist unser Leben; auf immer dahin ist was die Zeit jeden Tag mit sich fortreißt.« — Bey diesen Grundsätzen muß der Dichter freylich die Vorwürfe seiner Verwandten sehr unbillig finden, über deren Betragen er sich dann auch um so bitterer beschwert, je weniger er sich bewußt ist, irgend eine Pflicht gegen sie verletzt zu haben. Nie entzog er sich einer Gefahr, wenn er zur Hülfe aufgefodert wurde. »Tastete ein Verläumder eure Ehre an, so zwang ich ihn, ohne erst zu drohen, einen Becher aus der Cisterne des Todes auszuleeren.« Eines solchen Mannes Werth würden andere Verwandte besser zu schätzen wissen; sie würden ihn nicht der Armuth und Verachtung Preis geben. Nach einer wiederholten Schilderung seines Muthes fordert er seines Bruders Tochter auf, ihn, wenn er einst im Kampfe gefallen seyn werde, auf eines Helden würdige Art

zu betrauern, und seinen Ruhm durch ihre Gesänge zu verherrlichen *).

Einen rauheren und ungestümeren Geist verkündigt das fünfte Gedicht. Sein Verfasser, Antara, wird als der kühnste Held der Abssiten gepriesen. Zween Jünglinge des Stammes Dhobian hatten sich erkühnt, ihn, ohne daß er sie gereizt hätte, zu lästern. Die Schilderung seiner Heldenthaten soll ihn rechtfertigen und die Verläumder schrecken. »Friedlich bin ich, und mild,« sagt der Dichter nach dem gewöhnlichen Eingang, worin er die Trennung von seiner geliebten Abla betrauert, und den Leser mit einer Beschreibung des Kameels, auf dem er ihr nacheilt, unterhält, »Friedlich bin ich und mild, läßt man mich ungekränkt, aber gereizt ist meine Rache unerbittlich, und meinem Widersacher herb wie Coloquinthen. Manchen Geliebten einer Schönen, deren Reize keines Schmuckes bedurften, verließ ich auf dem Kampfplatz dahin gestreckt, daß aus den mit meiner Lanze weit geöffneten Adern rauschend mit seinem Blute sein Leben hinwegrann. Ein plötzlicher, mit verdoppelter Kraft geführter Streich kam seinem Angriffe zuvor, aus der tiefgebohrten Wunde quoll ein Strom, an Farbe der Anemone gleich.

*) Tarafa's Gedicht hat J. J. Reiske im Jahre 1742 zu Leyden mit einer lateinischen Uebersetzung und einem sehr ausführlichem und gelehrten Commentar herausgegeben.

Geh; frage, o Maleks Tochter, kennst du meine Tapferkeit noch nicht; frage die Krieger, die Genossen meiner Kämpfe waren; vernimm, wie ich, angeheftet am Sattel meines edlen, im Schweiße schwimmenden, mit Wunden bedeckten Rosses vorwärts drang in das Schlachtgetümmel, eingeschlossen vom Gedränge tapferer Helden mit gespannten Bogen. Bezeugen wird, wer je an meiner Seite kämpfte, daß ich ungestüm bin im Kampfe, aber unbekümmert um Beute. Manchen geharnischten Streiter, vor dessen Anblick der Kühnste erbebte, zu stolz, durch schnelle Flucht, oder durch entehrende Unterwerfung sich zu retten, hat dieser Arm mit dem Stoße einer geraden, unbiegsamen Lanze zu Boden gestreckt! Weit geöfnet war der Wunde Rand; des hervorströmenden Blutes Rauschen rief von Hunger gequälte, im Dunkel der Nacht Raub suchende Hyänen herbey. Meine behende Lanze durchbohrte seine Eisen-Hülle; und kein Krieger, wie tapfer er auch sey, vermag ihr zu entgehen.«

Wenn man in Antara den rauhen Krieger hört, der sich nur in Gemälden blutiger Kämpfe und gefallner Streiter gefällt; so vernimmt man in Zoheir die sanfte Stimme eines ruhigen Weisen, der Friede verkündigt und preiset. Ein blutiger Krieg hatte vierzig Jahre lang zwischen den Stämmen Abs und Dhobian gewüthet. Der Friede war

kaum wieder hergestellt, als Hossain, ein Dhobianite, den Tod seines Vaters, der im Laufe des erwähnten Krieges getödtet worden war, an einem der edelsten Absiten rächte. Man griff aufs neue zu den Waffen, und schon rückten die Absitischen Krieger an, um den Friedensbruch zu ahnen, da sandte Hareth, eines der Oberhäupter der Dhobianiten, im Einverständnisse mit Harem, einem andern angesehenen Manne dieses Stammes, seinen Sohn mit einem Geschenk von hundere Kameelen, als Sühnopfer für den gemordeten Absiten, zu dem Zelte des feindlichen Anführers, dem er zugleich sagen ließ, er hoffe, die Milch der Kameele werde ihm lieber seyn, als das Blut seines Sohnes. Die Genugthuung wurde angenommen, und der Friede wieder hergestellt. Diese glückliche Aussöhnung feyert Zohair in seinem Gedicht, worin er die Edlen preiset, deren Großmuth zwey Stämme wieder vereinigte, die ein unseliger Krieg so lange entzweyt hatte, die Schreckniſſe desselben unter dem Bilde eines Ungeheuers schildert, das immer von neuem gebiehrt, und den verwünscht, dessen unedle Rachsucht diesen Krieg wieder anzufachen drohete. Der Dichter war ein achtzigjähriger Greis: »ich bin,« sagt er von sich, »der Mühseligkeiten des Lebens überdrüßig; wer achtzigmal den Kreislauf des Jahres gesehen hat, den wird das Leben nicht minder ekeln.« Unter allen Gedichten

dieser Sammlung hat daher das seinige am wenigsten poetischen Schwung: dafür enthält es desto mehr Weisheits-Sprüche und Regeln der Lebensklugheit, Resultate einer langen Erfahrung und einer sorgfältigen Beobachtung des Weltlaufs. Zur Probe nur einige solcher Sätze, die das Gedicht beschliessen.

»Wer Treue und Glauben hält, entgeht der Schmach; wer zum sichern Ruheplatz der Unschuld seinen Lauf richtet, kommt nie in Verlegenheit.«

»Auch den, der zaghaft stets dem Tode zu entfliehen sucht, ereilt er endlich, erstieg er auch auf einer Leiter die Wolken.«

»Wer Güter besitzt, und mit ihnen geizt, der entfremdet seine Stammesgenossen von sich, und setzt sich ihrem Tadel aus.«

»Wer sich stets von andern Lasten auflegen lässet, und sich nie aus verächtlicher Niedrigkeit empor zu heben sucht, wird endlich einmal bittere Reue empfinden.«

»Wer sich selbst nicht ehrt, wird auch von andern nicht geehrt.«

»Wer von seiner Cisterne Zudringliche nicht mit Lanzen abhält, wird sie bald verschüttet sehen: wer nie angreifen will, wird endlich unterdrückt.«

»Wer den Tadel der Menschen nicht achtet, setzt sich demselben aus.«

»Wer seine Wohlthaten an Unwürdige verschleudert, verwandelt seinen Ruhm in Schmach.«

»Des Menschen eine Hälfte ist die Zunge, die andere sein Herz; das übrige ist nichts als eine Gestalt von Blut und Fleisch *).«

Lebid, der Verfasser des vierten Gedichts dieser Sammlung, war ein Zeitgenosse Mohammeds, und starb zu Cufa im Jahr 662 christlicher Zeitrechnung unter der Regierung des fünften Chalifen, Moawiah, in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren. Ein so heftiger Gegner des Propheten er anfangs war, ein so eifriger Anhänger desselben wurde er, als ihn die Schönheit und Kraft einiger poetischen Stellen des Korans zur Annahme der neuen Lehre bewogen hatte; und Mohammed selbst war stolz darauf, einen der berühmtesten und geschätztesten Dichter der Nation gewonnen zu haben. Das Gedicht, welches wir von ihm besitzen, und noch vor seinem Uebergang zum Islamism verfertigt ist, scheint durch keinen besondern Vorfall veranlaßt worden zu seyn, sondern preiset überhaupt den Muth, die Tapferkeit und Gastfreyheit des Dichters. Es beginnt mit einer mahlerischen Schilderung der Gegend, wo ehemals das Lager eines Stammes, un-

*) Zohair's Gedicht hat der Verfasser dieser Abhandlung zu Leipzig im Jahr 1792 mit einer lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben.

ter dem er eine Geliebte gefunden hatte, gestanden war. Schon längst hat jener Stamm diesen Ort wieder verlassen, und jetzt ist er eine Einöde, in welcher die Zeit fast jede Spur ehemaliger Wohnungen vertilgt hat. Die Stelle, wo einst Nawara's Zelt stand, kann man nicht mehr erkennen, die Winde haben sie mit Sand bedeckt. Auf der Ebene, die vormals mit Gezelten bedeckt war, um die noch hie und da umherliegenden Ueberreste von Feuerheerden, irrt jetzt das Wild umher. Wilde Disteln heben hier ihre Häupter empor, in des Thales Seitenwänden wohnen Gazellen, die für ihre eben geworfene Jungen in dieser Wildniß ein ruhiges Lager finden, wo sie vor allen Nachstellungen der Jäger sicher sind: die von der Mutter entwöhnten Jungen weiden heerdenweise auf der benachbarten Ebene sorglos und ungestört. Vergebens sucht sich der Dichter von dem Gedanken an die Geliebte, deren Trennung ihn mit Schmerzen erfüllt, los zu reißen: er muß ihr nachziehen, und das Kameel, das er in dieser Absicht besteigt, wird von ihm ausführlich geschildert. Die Schnelligkeit desselben vergleicht er bald mit einer vom Winde fortgetriebnen Wolke, bald mit einem wilden Esel, der wüthend vor Durst zu einer Quelle rennt, bald mit einer Gazelle, die in Thälern und auf Hügeln ängstlich ihr Junges sucht, das im Walde von Hyänen zerrissen ist. Der Dichter ereilt seine Nawara; aber er findet sie sprö-

de. Er vergilt ihre Kälte mit Gleichgültigkeit, und schildert die fröhlichen Gelage, die ihn für die Freuden der Liebe entschädigen. Dieß führt ihn auf das Lob seiner Gastfreyheit und aller der mit ihr verschwisterten ruhmwürdigen Eigenschaften, die das Bild eines edlen Arabers vollenden: »An wie manchem kalten Morgen, wenn rauhe Winde heulten, deren Zügel die Hand des Nords rrgierte, hat mein Zelt den Wanderer vor ihren Stürmen geschützt! Eil' ich meinem Stamme zu Hülfe, so trägt meine Waffen ein schnelles Roß, dessen Zügel, fest um meine Lenden geschlungen, statt des Gürtels mir dienen. Ich besteige einen Hügei, des Feindes Lager auszuspähen; ein kleiner Raum trennt uns von ihm, und unser Wolken an fliegender Staub erreicht seine Fahnen. Sinkt dann die Sonne in Dunkelheit, und der Schleyer der Nacht verhüllt der Feinde Hinterhalt, so steig' ich in das Thal hinab: mein Roß erhebt seinen Nacken, gleich dem schlanken Aste einer hochstämmigen Palme, an welcher der, der seine Früchte brechen will, nicht hinanzureichen vermag. Angespornt fliegt es gleich einem fliehenden Strauße über die Ebene hinweg, das Geschirr schlägt in der Heftigkeit seines behenden Laufes um seine Seiten; ein Strom rinnt von ihm herab; sein Gurt ist in dem siedenden Schaum gebadet. Es hebt sein Haupt; frey, mit verhängtem Zügel fliegt es dahin; es eilt zum Ziele wie zur Quelle eine Taube, die brennen-

der Durst peinigt. Unter meinem Zelte glaubt sich der Wanderer in Tebala's fruchtbares, üppiger Blüthen volles Thal versetzt. An meines Gezeltes Seile schleicht jedes alte Mütterchen, von Hunger abgezehrt, und von Elend darnieder gedrückt. Wenn Winterstürme auf der kahlen Ebene unter sich kämpfen; so umgeben meinen Tisch hungrige Waisen, die sich gierig in die Bäche meiner Mildthätigkeit stürzen. — In der Versammlung der Stämme erhebt sich stets ein Held aus unserm Blute entsprossen, dessen Muth und Kraft das Schwerste besiegt. Jedem theilt er gleichen Antheil zu; er verwaltet unter den Stämmen das Recht; Zorn ergreift ihn, wenn es geschmälert wird; um anderer Rechte zu befestigen, opfert er die seinigen. Er handelt mit Grösse der Seele und Edelmuth, überschüttet mit dem Thaue seiner Wohlthätigkeit jeden der Hülfe sucht, und streuet um sich die Schätze die er erbeutet hat, den Lohn seiner Tapferkeit. Er gehört einem Stamme an, dessen Väter Muster der Vollkommenheit sind, und jeder Stamm, der mit uns verwandt ist, hat Vorbilder der Treflichkeit.« — Unter allen Stücken dieser Sammlung hat Lebids Gedicht den größten poetischen Werth. Die Schilderungen dieses Dichters sind mannigfaltig und lebendig, seine Bilder neu und überraschend, und seine Empfindungen edel.

Ein Zeitgenosse Lebids war Amral-Kais, der, nach vergeblichen Versuchen die seinem Vater entrissene Herrschaft über einige arabische Stämme wieder zu erhalten, nach Ancyra in Galatien floh, und daselbst in der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts starb. Sein Gedicht *) welches die Samlung der Moallakat eröfnet, enthält die Schilderung verschiedener Liebesabenteuer und der auf denselben bestandnen Gefahren, denen auch eine lange Beschreibung des Kameels eingewebt ist; hat aber übrigens wenig Hervorstechendes, und ist voll gesuchter Gleichnisse und Anspielungen, die einem europäischen Leser schon deshalb nicht sehr gefallen können, weil sie ihm erst durch mancherley Erläuterungen verständlich werden müssen.

*) G. J. Lette gab es zu Leyden im Jahre 1748 in Verbindung mit Taabs Lobgedicht auf Mohammed heraus.

Lateinische Fabulisten.

Die äsopische Fabel hat die Aufmerksamkeit der Römer nur in einem sehr geringen Grade auf sich gezogen. Als sie einige Bekanntschaft mit der Litteratur der Griechen errichteten, als sie anfingen die poetischen Kunstwerke dieser Nation zu übersetzen und nachzubilden, war die äsopische Fabel noch nicht als selbstständige Dichtung vorhanden, und ihren rhetorischen Gebrauch scheint der ernste Charakter der römischen Beredsamkeit nicht sonderlich begünstigt zu haben. Einige Anspielungen auf äsopische Erfindungen, und hier und da, aber immer nur sparsam, gelegentlich eingewebte Fabeln zum Schmuck eines größern Ganzen, ist, wie es scheint, alles, was die römische Litteratur in dem Zeitraume der Republik in dieser Gattung aufzuweisen hat *a*).

a) Die Fabel des Menenius Agrippa beym Livius II. 22. muß wahrscheinlich zu den Verschönerungsmitteln gerechnet werden, mit denen die römi-

Ennius, der Vater der römiſchen Poeſie, war, ſo viel wir wiſſen, der erſte, welcher einen ſolchen gelegentlichen Gebrauch von den Erdichtungen griechiſcher Fabuliſten gemacht hat. Mit Geſchicklichkeit und Anmuth, wie uns ein römiſcher Schriftſteller verſichert *b*), hatte er die Fabel von der Lerche (Caſſita) in eine ſeiner Satyren verflochten und ihr ein poetiſches Gewand geliehen. Andere alte ſatyriſche Dichter haben ihn vielleicht hierinne nachgeahmt; wenigſtens hat ein Dichter, welcher keine Schönheit ſeiner Vorgänger verloren gehen ließ, der geiſtvolle Nachahmer Lucils, einige ſeiner Satyren durch Anführungen äſopiſcher Fabeln geſchmückt. Unter allen alten Dichtern war Horatz der erſte und einzige, welcher die Fabel in das Gebiet der Dichtkunſt führte, und, nicht zufrieden ihr den äußern Schmuck des Sylbenmaaßes zu lei-

---

ſchen Geſchichtſchreiber den lückenhaften Stoff der alten römiſchen Geſchichte zu heben ſuchten. Wenigſtens kann aus dieſem einzelnen Beyſpiele nicht auf einen häufigen Gebrauch der äſopiſchen Fabel geſchloſſen werden.

b) Gellius N. A. II. 29. Hunc Aeſopi apologum Q. Ennius in Satiris *ſcite* admodum et *venuſte* versibus quadratis composuit: quorum duo poſtremi iſti sunt, quos habere cordi et memoriae operae pretium esse hercle puto:

Hoc erit tibi argumentum semper in promtu situm:
Ne quid expectes amicos, quod tute agere possies.

Vergl. Avian. Fab. XXI. Babrius nr. 353. ed. Hauptm.

hen, die erdichtete Handlung wie eine wirkliche behandelte, ihr Inneres beseelte und sie zum Range einer selbstständigen Schönheit erhob c).

Aehnliche Versuche römischer Dichter nach Horatz sind mir nicht bekannt d). Erst unter der Regierung Tibers tritt die äsopische Fabel, scheinbar unabhängig, in Latium auf. Denn um diese Zeit behandelte

---

c) Horat. I. Epist. X. 34—38. Vergl. Aristotel. II. Rhetor. 20. Aesop. p. 251. ed. Haupt. — II. Serm. VI. 83. ff. Vergl. Nachträge z. Sulzer. V. Th. I. St. 196. f. S.

d) Nikol. Heinsius vermuthet zwar, daß ein gewisser C. Melissus, dessen Ovid ex Ponto IV. Ep. XVI. 30. als eines dramatischen Dichters Erwähnung thut, äsopische Fabeln geschrieben habe, weil Suetonius von ihm ineptiarum seu jocorum libellos in Verbindung mit Mimen anführt. Dieser Grund ist sehr dürftig. Wenn Phädrus seine Fabeln an mehrern Stellen jocos nennt, so folgt daraus noch gar nicht, daß auch ein Literator bey einer Anführung ihnen diesen Titel beylegen, oder daß dieses Wort überhaupt zur Bezeichnung äsopischer Fabeln gebraucht werden könnte. Wenn Horatz seine kleinern Gedichte nugas nennt, dürfte es uns darum einfallen, ihnen den Titel Horatii nugas beyzulegen? Das Wort ineptiarum, welches einen Theil jenes Titels ausmacht, ist der Vermuthung des holländischen Philologen noch mehr im Wege. Es kann jenes Wort also im eigentlichen Sinne eine Sammlung von Scherzen und kurzweiligen Erzählungen gewesen seyn.

Phädrus e)

die Erfindungen Aesops in römischer Sprache, wie sie Babrius, vielleicht noch vor ihm f) in griechischer behandelt hatte, und übertrug sie, mit mancherley eigenem vermischt, in lateinische Jamben. Ich darf nicht unterlassen, der ästhetischen Beurtheilung dieses Dichters einige literarische Notizen über die Zeit seines Lebens und die in Anspruch genommene Authentizität seiner Fabeln vorauszuschicken.

Alles, was wir von diesem Dichter wissen, muß aus seinen eigenen Schriften geschöpft werden. Der Titel der Handschrift, in welcher er sich erhalten hat g), nennt ihn einen Freygelassenen des August, und er selbst erwähnt des Sejan, als seines Anklägers

e) Oder, wie Marquard Gudius lieber wollte, Phäder. S. Burmanns Vorrede S. IX. ed. sec. In der Vorrede des Avianus heißt er indeß Phaedrus, und auch diese Form ist der lateinischen Sprache nicht fremd, wie Fabrizius zeigt in Bibl. Lat. T. II. p. 25. ed. Ern. Vergl. Ruhnken z. Vellejus I. 16. p. 65.

f) S. Nachträge z. Sulzer. V. Th. 2 St. 295 S.

g) Aus welcher ihn Pithorus im J. 1596. zum erstenmal ans Licht zog, ohne, dem Gebrauche seines Zeitalters gemäß, genauere Nachricht von ihm zu geben. Man weiß nicht, was aus dieser Handschrift geworden, und ob sie noch vorhanden ist. Auch Rigaltius (Rigault) benutzte diesen und außer demselben einige Blätter mit Fabeln des Phädrus, die er von Sirmond erhielt.

klägers und Verfolgers *b*). Wenn wir diese Zeugnisse gelten lassen wollen, so fiel die Zeit seiner Jugend in die Regierung Augusts *i*), die Zeit seines Alters unter die Regierung Tibers. Aus einigen Stellen seiner Fabeln läßt sich schließen, daß er sie, wenigstens zum Theil, in seinem Alter geschrieben *k*), und es ist wahrscheinlich, daß er sie

b) Prolog. L. III. 41.

Quod si accusator alius Sejano foret,
Si testis alius, judex alius denique,
Dignum faterer esse me tantis malis.

Da man aus dieser Stelle nicht sehen kann, was den Phädrus eigentlich ins Unglück gebracht habe, so vermuthet man, daß in seinen Fabeln Anspielungen enthalten seyn möchten, die man bey dem mistrauischen Tiber gegen ihn benutzt habe. Bey L. I. XVII. sagt Burmann: Certe latet in hac fabula aliquid satyrici in sui temporis ineptos Deorum cultores: forte et Tiberium sub Jovis persona, et Romanos sub canum intellexisse potuit, qui a Sejano vexati melioris vitae tempora petunt. Leere Vermuthungen, um eine elende Erzählung zu retten, die nicht gerettet werden kann. Auch bey der XIX F. desselben Buches soll Phädrus den Tiberius im Sinne gehabt haben; und so an mehrern Stellen.

i) L. III. F. X. erzählt er einen Rechtshandel, der von August geschlichtet wurde (V. 39.) und von dem Phädrus ausdrücklich sagt (V. 8.): er habe sich zu seiner Zeit zugetragen. Eine Anekdote von Tiber erzählt er II. 5.

k) Daß dieß mit Sicherheit aus der I. F. des III. Buches (anus ad amphoram) geschlossen werden könne, weil er zum Schlusse sagt: Hoc quo pertineat, dicet qui me noverit, möchte ich nicht behaupten. Wenigstens findet Funke Apologia pro Phaedro p. 36. hier keine Anspielung auf das Alter des Dichters, sondern vielmehr die Erklärung, daß man sein Verdienst und seine Kenntnisse nicht nach den wenigen Bruchstücken beurtheilen dürfe, die man davon in seinen Fabeln fände.

nicht eher als nach dem Tode Sejans ans Licht gestellt habe *l*).

Seiner eigenen Versicherung zu folge war Thrazien sein Vaterland. In dem Vaterlande der Linus und Orpheus, auf dem pierischen Hügel, hatte er das Licht erblickt *m*); frühzeitig war er mit den Wissenschaften bekannt geworden; denn, wie er

l) Wenigstens werden die des dritten Buches, in dessen Prolog er den Sejan namentlich angreift, nicht früher erschienen seyn. Marquardus Gudius glaubte sogar, daß sie nicht eher als nach Tibers Tode bekannt geworden wären. Allzu scharfsinnig ist es, wenn er einen Grund zu dieser Behauptung in der Fabel von der Hyder zu finden glaubt, die den Fröschen zum Könige gegeben wurde. Diese Hyder soll den Caligula bezeichnen, weil Svetonius in dem Leben dieses Kayfers c. XI. erzählt, Tiberius habe vom Caligula gesagt: Exitio suo communique Cajum vivere, et so *natricem* populo romano, Phaethontem orbi terrarum educare. Diese Vermuthung, welche Anhänger gefunden hat, fällt durch die Bemerkung über den Haufen, daß die ganze Fabel griechischen Ursprungs ist. (cf. Aesop. 167.) Burmann benutzte Gudius Hypothese bey der XVIII. F. des IV. Buches, wo die Natter, seiner Meinung nach, wiederum den Caligula bezeichnet. Man s. Aesop. 170.

m) Prologus L. III. 17. Ego quem Pierio mater enixa est jugo. Diejenigen, welche diesen Worten einen metaphorischen Sinn unterlegen, haben den Zusammenhang nicht gehörig erwogen. Phädrus führt die Gründe, die seine Ansprüche auf den Namen eines Dichters begünstigen, der Reihe nach an. Seinen Geburtsort, ein poetisches, durch die Gegenwart der Musen begünstigtes Land, stellt er an die Spitze. Zunächst kömmt er auf seine Erziehung, in ipsa natus paene schola; auf seinen Charakter, der keinen von den Flecken hat, die mit den Musenkünsten unverträglich sind. Man gebe dem ersten Satze eine metaphorische Bedeutung und die ganze Anordnung der Gedanken ist zerstört.

selbst sagt, war er beynah in der Schule geboren *n*). Seine weitern Schicksale, die Ursache seiner Sklaverey und Freylassung, die Geschichte seines Lebens in Rom und seines Berufes zur lateinischen Poesie, alles dieses liegt unter einem dichten Schleyer verborgen, hinter den zu blicken man sich vergeblich bemüht hat.

Die fünf Bücher seiner Fabeln müssen, nach den Aeußerungen ihres Verfassers, zu verschiedenen Zeiten an das Licht getreten seyn *o*). Sie scheinen mehr Tadler als Freunde und Bewunderer gefunden zu haben *p*) und wahrscheinlich sind sie nicht sehr bekannt geworden. Martial nennt einen Phädrus, aber es ist nicht ganz gewiß, daß er den unsrigen meynt *q*); und so ist Avianus in der

n) Prolog. L. III. 20.

o) Als er den Prolog zum dritten Buche schrieb, hatten ihm seine Fabeln, wie er in demselben sagt, schon mancherley Unglück und Tadel zugezogen.

p) An vielen Stellen hat es Phädrus mit seinen Gegnern zu thun. Epilogus L. III. 15 ff. Prolog. L. III. 60. f. — L. III. F. X. — Prolog. L. V. 15. F. VII. 1. 2. u. a.

q) Martial. L. III. 20.

An aemulatur improbi jocos Phaedri?
Lascivus elegis, an severus herois? etc.

Fast alle Ausleger erklären diese Stelle von dem Fabeldichter Phaedrus, der seine Fabeln an mehr als einer Stelle jocos nennt, und es als eine ihrer Eigenthümlichkeiten angiebt, quod risum moveant. Prolog.

Vorrede zu seinen Fabeln der einzige, welcher die fünf Bücher des Fabeldichter Phädrus mit Bestimmtheit erwähnt r). Doch ist auch selbst diese

---

L. I. 3. Die Gründe, mit denen Christ, in Proluſ. de Phaedro p. 6. dieſe Meinung beſtreitet, ſind von keiner großen Bedeutung; aber ganz untauglich iſt ſein Vorſchlag, den Epikureer Phädrus, den Lehrer des Cicero, (*improbe* ſedulum ac laborioſa in probanda diligentia virum) zu verſtehen. Das Beywort improbus würde in der That bey den Fabeldichter ziemlich unbequem ſeyn, wenn wir nicht aus ſeinem eigenen Geſtändniſſe wüßten, daß man ihn in dem Verdachte hatte, ſeine Fabeln gegen beſtimmte Perſonen zu richten. Dieß erhellt ganz augenſcheinlich aus den Worten des Prologs zum III. B. V. 45.

Suſpicione ſi quis errabit ſua
Et rapiet ad ſe quod erit commune omnium,
Stulte nudabit animi conſcientiam.
Huic excusatum me velim nihilominus:
Neque enim notare ſingulos mens eſt mihi,
Verum ipſam vitam et mores hominum oſtendere.

Es iſt leicht zu vermuthen, daß, wie in ſolchen Fällen gemeiniglich, die eigene Verſicherung des Dichters weniger Glauben fand, als die der Malignität des Publikums ſchmeichelnden Deutungen. Daher ſich denn auch Martial noch der allgemeinen Meinung gemäß ausdrückt.

r) Die Gründe mit denen Chriſt, in der Proluſ. de Phaedr. p. 8. dieſes Zeugniß beſtreitet, muß man bey ihm ſelbſt nachſehn. Ich will hier nur einiges wenige bemerken. Avianus ſagt: quas (Aeſopi fabulas) Graecis jambis Babrius repetens, in duo volumina coartavit. Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellos *retolvit*. Der letzte Ausdruck ſoll, nach Chriſt's Meinung, bedeuten, Phädrus habe die Fabeln des Aeſop ausführlicher vorgetragen (reſolvit). Müßte aber nicht dann das entgegengeſetzte coartavit anzeigen, Babrius habe dieſe Fabeln in's Kurze gezogen, welches ſchlechterdings ungereimt wäre, da es heißt: *in duo volumina* coartavit. Beyde Zeitwör-

Erwähnung keinesweges über allen Zweifel erhoben.

Das Stillschweigen der Alten über einen Schriftsteller, welcher sich in einer niedrigern Gattung, wenn auch nicht unglücklich, doch nicht gerade mit einem sehr glänzenden Erfolge versucht hatte, könnte noch nicht hinreichen, auch nur von ferne den Verdacht der Unächtheit auf die Fabeln des Phädrus fallen zu lassen. Phädrus hat dieses Schicksal mit mehrern Schriftstellern gemein, an deren Authentizität niemand zu zweifeln wagt. Es konnte nicht viele Veranlassungen geben, von einem Dichter zu sprechen, der seinen Stoff, wie es scheint, größtentheils ältern Erfindern verdankte, unter deren Namen und Firma er allzu oft angeführt worden

ter müssen also, den Gesetzen der Antithese zufolge, auf einerley Art von dem Raume erklärt werden, den die Fabeln beyder Dichter einnahmen: Babrius drängte die Erdichtungen des Aesop in zwey Bücher zusammen: Phädrus dehnte sie in fünf Bücher aus. — Wichtiger ist, was Christ S. 9. sagt, Avianus gebe vor, seine Fabel aus den Sammlungen des Babrius und Phädrus genommen zu haben: De his ego ad quadraginta et duas in unum redactas fabulas edidi — und doch findet sich unter allen Fabeln des Avianus keine einzige beym Phädrus. Man könnte antworten, daß wir nicht mehr die vollständige Sammlung des Phädri besitzen; aber Christ's Erklärung ist überhaupt unrichtig und de his muß auf Aesopi fabulas bezogen werden. Avianus schöpfte so, wie sein Vorgänger, aus der gemeinschaftlichen Quelle.

war, als daß man es eben für nöthig oder schicklich hätte halten dürfen, ihn auf einmal unter der minder gültigen Autorität seines neuen Bearbeiters aufzuführen. Auch möchte ich selbst auf den Umstand keinen großen Werth legen, daß Seneca an einer Stelle, wo er von der äsopischen Fabel spricht, sie eine von den Römern unversuchte Gattung (Romanis intentatum opus) nennt s). Denn da er an dieser Stelle, wie aus der ganzen Veranlassung und Absicht erhellt, keineswegs als Literator spricht, so war es ihm wohl vergönnt, einen Versuch zu ignoriren, den er vielleicht, seinem Geschmacke zu folge, nicht außerordentlich glücklich fand, und dasjenige ungethan und unversucht zu nennen, was nur von einem Einzigen, und von diesem ohne ausgezeichneten Erfolg unternommen worden war.

Indessen bekömmt jenes Stillschweigen der Alten und diese Behauptung des Seneca durch einen gewissen dritten Umstand eine Wichtigkeit, auf die sie ohne ihn ganz und gar nicht Anspruch machen

s) Consolatio ad Polyb. c. 27. Non audeo te eo usque producere, ut fabellas quoque et Aesopio logos, intentatum romanis ingeniis opus, solita tibi venustate connectas. Funke in der Apolog. p. 160 ff. widerlegt die verschiedenen Hypotheſen, durch die man diese Behauptung des Seneca mit der Existenz des Phädrus in Uebereinstimmung zu bringen gesucht hat; und trägt endlich die Hypotheſe vor, daß wohl von prosaischen Fabeln die Rede seyn möchte. Diese Vermuthung kann ich nicht glücklich finden.

könnte. Bey diesem Umstande müssen wir uns etwas länger verweilen.

Nicolaus Perottus, ein Gelehrter des funfzehnten Jahrhunderts aus Sassoferrato, und, von dem Jahre 1458 an, Erzbischof von Manfredonia, einer der frühern Beförderer der griechischen Literatur in Italien, führt in einem seiner spätern Werke *t*) eine äsopische Fabel an, die er, nebst andern, in seiner Jugend aus dem Avianus entlehnt und in jambische Verse verwandelt haben will. Diese Fabel findet sich nicht beym Avianus, aber in der Sammlung des Phädrus steht sie Wort für Wort *u*). Hatte sich also Perottus fremdes Eigenthum angemaßt, oder ist das, was man für ein Werk des Phädrus zu halten pflegt, nichts anders als die Sammlung von Fabeln, welche Perottus, seinem Vorgeben nach, als ein Jüngling geschrieben hatte *v*)?

Ein Irrthum ist gewiß in den Worten des Erzbischofs. Beym Avianus hat er die Fabel nicht gefunden; denn dieser hat sie nicht; auch bey kei-

t) Cornu copiae p. 999.

u) L. III. 17.

v) Die Worte des Erzbischofs sind: Alluſit (Martialis) ad fabulam, quam nos ex Avieno in ſabellas noſtras adoleſcentes jambico carmine transtulimus:

Olim quas vellent — — —

nem andern alten Fabuliſten kömmt ſie vor w). Hatte er ſie alſo ſelbſt erfunden und legte doch ihre Erfindung, durch einen ſonderbaren Fehler ſeines Gedächtniſſes, einem andern bey? Ganz unmöglich wäre dieß freylich nicht. Aber wie, wenn man zeigen könnte, daß Perottus ſeine guten Gründe haben mochte, dieſen Fehler gefliſſentlich zu begehen?

Perottus macht dieſe Anführung überhaupt bey Gelegenheit einer Stelle des Martial x), wo dieſer Dichter den Baum der Pallas erwähnt. Er behauptet — wie Philologen oft aus einer bloßen Prahlerey mit Beleſenheit dergleichen ohne Grund zu behaupten pflegen — daß Martial hier auf eine alte Fabel anſpiele, die er ſogleich, nach ſeiner Umarbeitung und als die ſeinige anführt. War dieſe Fabel ſein Eigenthum, wie er ſeine Leſer bereden

w). Chriſt befindet ſich, Proluſ. S. 39. f. ſo ſehr in Verlegenheit, daß er den Knoten auf die ſeltſamſte Weiſe durchſchneidet. Perottus, ſagt er, entlehnte den Stoff dieſer Fabel wahrſcheinlich aus den elegiſchen Fabeln des Anonymus beym Nevelet, die vielleicht in einer alten Handſchrift den Namen des Avianus an der Stirne führte. Man könnte ſich dieſe Vermuthung wohl gefallen laſſen, wenn die Fabel bey dem Anonymu vorkäme. Aber bey dieſem ſteht ſie gerade eben ſo wenig als beym Avianus. Ja, ſagt Chriſt, dieſe Fabeln ſind aus unvollſtändigen Handſchriften edirt: Perottus wird einen reichhaltigern Codex beſeſſen haben. — Wer mit ſolchen Waffen ſtreitet, für den iſt in der That nichts unüberwindlich.

x) Martial I. Ep. 77. v. 7.

will, so mußte er entweder seine gelehrte Bemerkung aufgeben, oder er mußte jene einem ältern Fabulisten beylegen. Er nennt also auf gut Glück den Avianus, den man damals so wenig als den Phädrus kannte, und der diesen Stoff aus einem ältern Fabulisten genommen haben konnte.

Der Irrthum möchte also wohl absichtlich begangen worden seyn, wir mögen nun annehmen, daß jene Fabel dem Perottus wirklich angehört, oder daß er sie aus dem Phädrus entlehnt habe, um sich mit einer fremden Arbeit zu schmücken. In keinem von beyden Fällen konnte er, bey der Veranlassung, die er einmal genommen hatte, sich für den Erfinder derselben ausgeben. Aber war es, in dem ersten, nicht ehrenvoller für ihn, das was sein Eigenthum war, auch als solches anzugeben, und lieber eine philologische Bemerkung schwinden zu lassen, die fürwahr von keiner großen Wichtigkeit ist? Wer wird nicht gern den kleinern Ruhm dem grössern, die Ehre einer trivialen Wahrnehmung der Ehre der Erfindung aufopfern, vorzüglich wenn — wie es hier der Fall ist — jene die Wahrheit auf seiner Seite hat, diese nur durch eine Unwahrheit erbeutet werden kann?

So steht die Sache, wenn wir dem Perottus auf sein Wort glauben wollen. Hat er aber jene Fabel entwendet, dem Stoffe und der Einkleidung

nach entwendet, so erscheint alles in einem ganz verschiedenen Lichte.

Doch wir wollen einen Augenblick für wahr annehmen, was man aus jener Anführung oder jenem Vorgeben schließen zu können geglaubt hat, daß Perottus nicht jene eine Fabel allein geschrieben, sondern die ganze Sammlung, welche man dem Phädrus beyzulegen pflegt, verfertigt habe. Wer diese Sammlung kennt, der weiß, daß sie noch etwas mehr als bloße Fabeln, daß sie eine Menge von Stellen enthält, die den Verfasser und seine Verhältnisse angehn; daß er es in ihnen mit seinen Freunden und Gegnern zu thun hat; daß er selbst mehrere Geschichten aus dem Zeitalter Augusts und Tibers erzählt, als ob sie unter seinen Augen vorgegangen wären. Hier findet also kein Irrthum statt. Es ist kein Werk, wie es deren mehrere gibt, die man, wegen des gänzlichen Mangels an historischen Kennzeichen, in jedes Zeitalter setzen kann; kein ungewisser Fund, den man aus Vorliebe für das Alterthum in dieses lieber als in eine spätere Zeit versetzen wollte; sondern es ist entweder wirklich eine Schrift aus den Regierungsjahren Tibers, oder es ist ein absichtlicher, und, wie es mir wenigstens scheint, ziemlich feiner Betrug. Wer soll aber diesen Betrug gespielt haben? Doch Perot-

tus y)? Von ihm muß die Handſchrift urſprünglich herrühren, aus welcher Pithöus dieſe Fabeln zuerſt an das Licht ſtellte. Er muß das Ganze in der Abſicht geſchrieben und geordnet haben, um ſeine Zeitgenoſſen und die Nachwelt zu täuſchen, und ihr ſeine eigene Arbeit als das Werk eines Dichters aus dem beſſern Zeitalter der römiſchen Poeſie unterzuſchieben.

Aehnliche Verſuche ſind oft, ſind zu allen Zeiten gemacht worden. Wem iſt nicht das eine oder das andere Beyſpiel bekannt? Etwas außerordentliches wäre alſo dieſes Unternehmen in der That nicht.

Und doch iſt es in dieſem Falle nichts weniger als wahrſcheinlich. Denn ſo geſchickt der Betrug auf der einen Seite angelegt wäre, ſo ungeſchickt und gedankenlos müßte ſich der Urheber deſſelben auf der andern Seite bloßgegeben haben.

y) So meynt Chriſt Proluſ. p. 19. wo er den Perottus einen adoleſcentem literatum ingenioſumque nennt, qui ſub tempora renaſcentium literarum commento ſcito experiri voluit, quoad ſibi veterum elegantem facundiam imitari per fabellas liceret. Is quo magis ſincera doctorum hominum judicia poſt fabulam latitans perciperet, vetuſti ſcriptoris, quem ſublata invidia aut favore vel laudarent, vel contemnerent, praeſcribendum in titulo nomen putavit. Propterea cum Phaedrum in Avieni qualiscunque praefatione legeret fabellas ſcripſiſſe, eumque latine id feciſſe aut opinaretur, aut animi cauſa fingeret, Auguſti ac Tiberii aetatem propter laudem latinae facundiae, maluit, et ex invento graeco nomine prona ratione, libertum Auguſti confinxit.

Perottus, sagt man, wollte seine Arbeit dem Phädrus unterschieben. Und warum glaubt man das? Weil Perottus eine Fabel des Phädrus, ohne diesen zu nennen, als seine eigene Arbeit anführt. Ich gestehe, daß ich dieß nicht recht zu vereinigen vermag.

Doch, man weiß sich zu helfen. Perottus konnte seine frühere Absicht vergessen haben, als er jene Fabel, die sein Eigenthum war, als die seinige anführte. Unglaublich! Wenn man alles vergäße, einen so künstlichen, einen so raffinirten Betrug vergäße man sicherlich nicht; wenigstens dann nicht, wenn man noch Gedächtniß genug hat, um, wie Perottus, ein cornu copiae zu schreiben.

Wie ganz anders würde der Erzbischof von Manfredonia verfahren haben, wenn er wirklich Verfasser dieser Sammlung von Fabeln wäre, wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte, sie unter dem Namen eines alten Dichters in die Welt zu spielen! Ueberall würde er des treflichen Fabeldichters, den ein günstiges Schicksal dem Untergange entrissen habe, erwähnt, überall ihn angeführt haben! Statt dessen läßt er einmal eine einzige armselige Fabel, gleichsam verstohlner Weise, unterlaufen*), die er — weit entfernt, dem Phädrus beyzulegen — vielmehr für seine eigene Arbeit ausgiebt.

*) Es darf indeß hier nicht verschwiegen werden, daß Perottus in seiner Jugend eine Sammlung von Fabeln

So große und so zahlreiche Schwierigkeiten muß man überspringen — denn die sinnreichsten Hypothesen sind nicht im Stande, sie aus dem Wege zu räumen — wenn man das Vorgeben des Perottus durchaus für Wahrheit gelten lassen will; ein Vorgeben, das doch ganz offenbar mit einer Unwahrheit in Gesellschaft geht!

---

zum Gebrauche eines Sohns von seinem ältern Bruder Pyrrhus verfertigt hat, welche Dorville auf seiner italienischen Reise entdeckte, und von der Burmann in der Vorrede zu seiner vierten Ausgabe (1727. 4.) ausführliche Nachricht ertheilt. Sie führte den Titel: Nicolai Perotti Epitome fabularum Aesopi, Avieni et *Phaedri*, ad Pyrrhum Perotum Fratris filium, adolescentem suavissimum Sie enthält unter andern dreißig auserlesene Fabeln des Phädrus, und zwar meist die besten der ganzen Sammlung. Christ Proluf. p. 44. hat eine sonderbare Meinung über den Titel Epitome, an welchem niemand einen Anstoß nehmen wird, der nicht mit dem Vorurtheile hinzu kömmt, daß Perottus Verfasser der phädrischen Fabeln sey. Er hält dafür, daß diese Fabeln der erste Versuch des Erzbischofs sey, den er in der Folge erweitert und vervollkommnet habe; und da in dem vorgesetzten Prologus mehrere Stellen aus den Prologen des Phädrus vorkommen, so soll dieß ein sicheres Kennzeichen seyn, daß Perottus auch diese geschrieben habe. Als ob die Fälle so selten wären, daß die Nachahmer der Alten die Gedanken und Redensarten ihrer Muster wörtlich entlehnten! und hier war die Veranlassung stärker als irgendwo, wie jedermann sehn kann, der diesen Prologus selbst nachlesen will. Daß Perottus in den Fabeln dieser Auswahl manches eigenmächtig geändert hat, kommt Christ's Meinung zu statten, ohne sie darum zur Gewißheit zu erheben, weil man sonst offenbar auch auf die oft zahlreichen Veränderungen, die sich die neuen Herausgeber von Chrestomathien zum Gebrauche für Kinder erlaubt haben, ähnliche Schlüsse bauen könnte. Dagegen kommen eben daselbst abweichende Lesarten vor, die offenbar aus Verschiedenheiten der Handschriften entstanden sind.

Dagegen lößt sich alles leicht und natürlich auf, wenn man die Sache für nichts weiter, als für ein kleines Plagiat nimmt; ein Plagiat, das in jenem Zeitalter so leicht war, und weder einen zusammengesetzten, künstlichen Betrug, noch einen hohen Grad von Unverschämtheit, sondern nur ein wenig Eitelkeit voraussetzt. Und wie leicht konnte ihm der Dämon der Eitelkeit diesen bösen Vorsatz einflüstern! ihm, der als Jüngling in der That eine Sammlung von Fabeln zum Gebrauche seines Neffen veranstaltet hatte; ihm, der sich wohl bewußt seyn konnte, wenn es gölte, eine solche Fabel auch selbst machen zu können *aa*).

So weit also die Sache durch bloße Gründe der Wahrscheinlichkeit bis jetzt ausgemacht werden kann, scheinen die Zweifel, welche von äußern Umständen gegen die Aechtheit des Phädrus erhoben werden, keineswegs hinreichend zu seyn. Und selbst der eifrigste und entschiedenste Gegner derselben hat es nicht gewagt, alle Fabeln der bekannten Sammlung für

aa) Ja vielleicht in mancher Rücksicht noch bessere! Fast alle Herausgeber des Phädrus haben an den Freyheiten Anstoß genommen, die sich dieser Dichter mit dem Sylbenmaaße genommen hat, und haben ihm durch Veränderungen nachzuhelfen gesucht. Perottus war in diesem Theile der Grammatik, so wie in allen übrigen, vortreflich bewandert, wie Christ selbst eingesteht. Nun frage ich, ob ein Mann von Kenntnissen, der seine Arbeit für das Product eines klassischen Zeitalters ausgeben will, die Sorglosigkeit so weit treiben wird, Fehler zu begehn, die ihm zu vermeiden ein leichtes wäre?

neu zu erklären. »Pervottus, sagt Christ *bb*), mit dem wir es hier zu thun haben, legte dem Phädrus alles bey, was ihm entweder selbst in die Gedanken kam, oder was er für seinen Zweck in verschiedenen alten Büchern fand. Denn er scheint allerdings einige alte in Jamben geschriebene Fabeln, die hier und da in Handschriften zerstreut, ohne Herrn, lagen, in seine Sammlung aufgenommen zu haben. Einiges, was in diesen fünf Büchern von den Alten entlehnt ist, ist in Rücksicht auf Inhalt und Ausdruck des Alterthums werth, so daß man sich nicht wundern darf, wenn viele Gelehrte ein sehr günstiges Urtheil ven dem Style des Phädrus gefällt haben.«

Soll diese Meinung etwas mehr als eine bloße Vermuthung seyn, so muß man das Alte von dem Neuen scheiden und sichre Kennzeichen des einen und des andern angeben können. Christ suchte diese Kennzeichen in gewissen Mängeln der Sprache, die er an vielen Stellen unsers Phädrus zu entdecken glaubte. Aber die meisten seiner Angriffe von dieser Seite sind mit ziemlichem Glücke zurückgeschlagen worden; und wenn auch hier und da die klassische Richtigkeit eines Ausdrucks noch zweifelhaft bleibt, so darf man nicht vergessen, daß mit solchen Waffen selbst die Aechtheit eines Terenz und Plautus angefochten werden könnte.

bb) Proluf. de Phaedro p. 19.

Ist also in dieser Sammlung wirklich — wie man freylich nicht mit völliger Gewißheit verneinen kann cc) — Altes mit Neuem gepaart, so muß man wiederum eingestehn, daß das Gewebe des Betruges sehr fein gesponnen ist, und daß sich der spätere Interpolator die Manier seines alten Musters mit einer seltenen Geschicklichkeit zu eigen gemacht hatte. Ich bemerke zwar allerdings, — und wer bemerkt es nicht? — daß einige dieser Fabeln vortreflich, einige mittelmäßig, einige fast schlecht erzählt sind; aber ich weiß auch, daß dieses ebenfalls von den besten Fabulisten der Neuern gilt. Fast durchgängig aber herrscht dieselbe Manier, dieselbe Sprache und derselbe Geschmack.

* * *

Es wird unter diesen Umständen also wohl erlaubt seyn, bey der ästhetischen Schätzung dieser Samm-

cc) Denn um nichts zu verschweigen, da es hier nicht auf Rechthaberey, sondern einzig und allein auf Wahrheit ankömmt, so scheint mir — bey allen dem, was man Christ's Gründen entgegen gesetzt hat und entgegensetzen kann — der Verdacht einer Verfälschung doch nicht ganz gehoben zu seyn. Aber nichts hat ihn bisweilen so lebhaft bey mir erregt, als die sichtbare Nachahmung des Terenz; nicht nur in dem Style der Fabeln, sondern auch in den beständigen Ausfällen auf Gegner und Verfolger, die vielleicht zunächst aus der Nachbildung der Prologen des Terenz entstanden seyn könnte. Wenigstens muß man eingestehn, daß die im Phädrus herrschende Sprache in dem Zeitalter Tibers etwas unerwartet und ungewöhnlich klingt.

Sammlung die Einheit ihres Urhebers vorauszusetzen. Mag dieser Phädrus, oder wie er sonst will, geheißen haben: sein Nahme kann in unserm Urtheile nichts verändern.

Phädrus kann theils als Erfinder eigener, theils als Bearbeiter fremder Fabeln betrachtet werden. Von den neunzig Fabeln, welche die fünf Bücher seiner Sammlung füllen, finden sich unter den äsopischen, so viel deren bis jetzt bekannt geworden sind, nicht mehr als dreyßig; und in dem ganzen fünften Buche ist keine einzige, zu welcher uns ein griechisches Original bekannt wäre. Man würde indessen wahrscheinlich irren, wenn man die ganzen übrigen zwey Drittheile auf die Rechnung des Phädrus schreiben wollte. Eine große Menge griechischer Fabeln ist ohne allen Zweifel verlohren gegangen. Mehrere sind vor nicht langer Zeit zuerst bekannt gemacht worden; andere dürften künftig einmal an das Licht gezogen werden. Aus diesem verlohrenen oder verborgenen Schatze sind gewiß viele Fabeln unsers Dichters entlehnt.

Aber doch nicht alle. Phädrus versichert so oft und so ernstlich, daß er den Erfindungen Aesops vieles eigene beygemischt habe, und er drückt sich hierüber so bestimmt aus *dd*), daß wir sicher

dd) Prologus L. II. 7—9. wo die Verbindung, mit Einschaltung eines ausgelassenen Mittelgliedes so gedacht

glauben können, manches in dieſer Sammlung zu leſen, was kein Grieche vor ihm erzählt hatte. Ob er aber unter dieſem Eigenthume wirkliche äſopiſche Fabeln, oder nur jene, nicht unbeträchtliche Anzahl von Anekdoten verſteht, die er hier und da einſchaltet und von denen mehrere aus der Geſchichte ſeines eigenen Zeitalters genommen ſind, möchte wohl nicht eher auszumachen ſeyn, bis wir den ganzen Vorrath griechiſcher Fabeln wieder aufgefunden haben, der dem römiſchen Dichter zu Gebote ſtand.

Aber wenn auch der Fabuliſt allen ſeinen Stoff von andern entlehnt hat, ſo kann er denn noch Erfinder ſeyn und in mehr als in einem Sinne. Er iſt es, wenn er einzelne Umſtände verändert, wenn er der Handlung eine andere Richtung gibt, wenn er dem vorgefundenen Stoffe mehr innere Feſtigkeit, wenn er ihm eine geiſtreichere, intereſſantere Moral leiht. Er iſt es aber in einem noch höhern Sinne,

---

werden muß: Ich werde mich bemühen, der Manier Aeſops (vorzüglich, wie der Zuſammenhang lehrt, in Rückſicht auf die moraliſche Tendenz) ſo getreu als möglich zu bleiben, (doch werde ich nicht immer ſeine Erfindungen beybehalten). Wenn ich daher etwas von dem Meinigen einſchiebe, ſo hoffe ich, daß dieſes der Leſer gut aufnehmen wird. — Prolog. L. III. 38. Et cogitavi plura quam reliquerat (Aeſopus). Prolog. L. V. 10. nach M. Gudius u. Burmanns wahrſcheinlicher Verbeſſerung: — fabellis

Quas Aesopeas non Aeſopi nomino,
Qui paucas oſtendit, ego plures diſſero
Uſus vetuſto genere, ſed rebus novis.

wenn er sich des todten Stoffes als Dichter bemeistert, und das, was nur um seines Zweckes willen interessant war, durch eine begeisterte Darstellung zur Schönheit erhebt.

Wir wollen sehn, was Phädrus in beyden Rücksichten geleistet hat. Zuerst wollen wir ihn mit dem griechischen Fabulisten vergleichen.

Diese Vergleichung hat ihre Schwierigkeiten. Oft wird dieselbe Fabel von den Griechen auf mehr als eine Weise und mit sehr verschiedenen Umständen erzählt, ohne daß eine derselben genau mit der Erzählung des Phädrus zusammenstimmte. Die Vergleichung führt also zu keinem sichern Resultate. Denn es würde unbesonnen seyn, behaupten zu wollen, daß es, außer den vorhandenen, nicht noch mehrere Varianten derselben Fabel habe geben können.

Wir müssen indeß die Sache nehmen, wie wir sie finden, und das für das Original nehmen, was mit der Copie die meiste Aehnlichkeit hat.

Lessing, welcher einzig und allein den prosaischen Vortrag der äsopischen Fabel billigte, und dem selbst Phädrus bisweilen zu weitschweifig war, versprach darzuthun, daß dieser Dichter, so oft er sich nur einen Schritt weit von der Einfalt der griechischen Fabel entfernt habe, in einen plumpen Fehler gefallen sey ee). Und ein Theil dieses Beweises,

ee) Lessings Abhandlung von der Fabel. S. 230.

wenn schon nicht der vollständige, wenn schon nicht ein genugthuender, ist in einer Anzahl von Bemerkungen über den Phädrus geführt, die nach seinem Tode aus nachgelassenen Papieren ans Licht gestellt worden sind *ff*).

Wenn bisweilen die Fabeln des Phädrus, in Rücksicht auf ihre technische Einrichtung, den griechischen Originalen nachstehen, mit denen sie doch in den mehresten Fällen genau übereinstimmen, so muß man gleichwohl von der andern Seite zugestehn, daß der Lateiner die Erzählungen des Griechen bisweilen verbessert, und bald die Handlung etwas wahrscheinlicher, bald die Anwendung fruchtbarer gemacht hat. Gleich unter den ersten Fabeln des Phädrus bietet die von der Dohle ein passendes Beyspiel an. Nevelets Aesop *gg*) erzählt, daß Jupiter den Vögeln einen König habe geben wollen, daß sich die Krähe, im Bewußtseyn ihrer Häßlichkeit, am Tage der Wahl, mit den ausgefallenen Federn anderer geschmückt und den König der Götter beynahe getäuscht habe. Die Veranlassung zu dieser Handlung ist nicht glücklich gewählt. Die königliche Würde wird nicht der Schönheit zuertheilt, und die Krähe konnte nicht zum voraus wissen, daß dieser Umstand

ff) Lessings vermischte Schriften. II. S. 230 ff. Diese Bemerkungen gehen über die neunzehn ersten Fabeln des Phädru.

gg) Aesop. f. 188. ed. Haupt.

die Wahl Jupiters bestimmen würde. Ein anderer Erzähler hat diesen Fehler dadurch gut zu machen gesucht, daß er gleich zum voraus ankündigt, Jupiter habe dem schönsten Vogel das Königreich zugedacht. Besser als beyde dichtet Aphthonius, daß ein Wettstreit der Schönheit unter den Vögeln gewesen, und daß Jupiter ihn habe schlichten wollen. Alle Vögel schmückten und badeten sich an dem bestimmten Tage, und da ihnen hierbey eine Menge Federn ausfielen, benutzte die Krähe diese Gelegenheit. Dieses ist sehr gut erfunden, von wem es auch immer herrühren mag *bb*). In dem Wesentlichen der Katastrophe stimmen alle drey überein. Der Betrug wird entdeckt, und sie sieht sich in der Hoffnung getäuscht, den Sieg davon zu tragen. Phädrus hat eine andere, und wie es mir scheint, weit bessere, weit geistreichere Wendung genommen. Er weiß von keiner äußern Veranlassung. Die Eitelkeit der Dohle ist ihm eine hinreichende Triebfeder ihrer Handlung, bey der sie es nicht auf einen kurzen Sieg, sondern auf einen dauernden Vortheil abgesehn hat. Sie schämt sich ihrer Abkunft und sucht sich den schönern und edlern Vögeln gleich zu stellen. In dem Fortgange der Handlung weicht er noch weiter von seinen Vor-

bb) Auch Libanius erzählt diese Fabel mit den nemlichen Umständen. s. S. 310. ed. Haupt.

gängern ab. Wenn bey diesen die Dohle nichts weiter als einen Vortheil einbüßt, auf den sie mit Recht keinen Anspruch machen kann, und ihre ganze Strafe in der Vereitelung ihrer thörigten Hofnungen besteht, so wird sie beym Phädrus auf eine weit empfindlichere und lehrreichere Weise bestraft. Die Pfauen, unter die sie sich zu mischen gewagt hat, erkennen ihr Eigenthum und vertreiben sie aus ihrer Gesellschaft. Nun kehrt sie zu den ihrigen zurück und glaubt wenigstens nichts verloren zu haben. Aber die andern Dohlen, beleidigt durch ihre vorige Eitelkeit, stoßen sie von sich und übergeben sie in der Einsamkeit der Schaam und Reue. Durch diese Veränderung ist die Anwendung auf das menschliche Leben um vieles allgemeiner und treffender geworden.

Ein anderes Beyspiel glücklicher Verbesserung bietet die XXVIII. Fabel des ersten Buches an. Beym Aesop (Fab. I.) hat der Adler mit dem Fuchse einen Bund der Freundschaft geschlossen, der zu keinem wahrscheinlichen Zwecke führt, und den Adler ohne Noth einer verabscheuungswürdigen Treulosigkeit schuldig macht. Er raubt hierauf die Jungen des Fuchses, der, wie der Grieche sagt, noch mehr über die Unmöglichkeit der Rache als über den Tod seiner Kinder betrübt ist. Indeß bleibt die Strafe nicht aus. Denn der Adler, welcher kurz darauf ein Stück Fleisch von einem brennenden Altar cut-

führt, trägt, ohne es zu merken, einen Brand in sein Nest. Das Nest geräth in Brand, die Jungen des Adlers fallen getödtet zur Erde herab, und werden vor den Augen desselben von dem Fuchse aufgefressen. Beym Phädrus hat diese Handlung einen weit festern und innigern Zusammenhang. Von dem zwecklosen Bündnisse ist bey ihm die Rede nicht; denn auch ohne diesen Zusatz wird der Schmerz und die Rachbegierde des Fuchses hinlänglich durch den Verlust seiner Jungen begründet; und da er einmal diesen Umstand änderte, konnte er die Bestrafung des Adlers nicht mehr in die Hände der Götter legen. Sie ist also bey ihm, mit noch größerer Wahrscheinlichkeit, ein absichtliches Unternehmen des Fuchses, welcher Mittel herbeyschafft, den Baum, den Wohnsitz des Adlers zu verbrennen, und noch früh genug kömmt, um seine eignen Jungen zu retten. Dieser Ausgang ist gefällig, wahrscheinlich und vollkommen befriedigend; die Moral ist treffend und fruchtbarer als in dem griechischen Original. Der Grieche erinnert die Wortbrüchigen an die (doch immer ungewisse) göttliche Strafe, die der Schwachheit der Beleidigten zu Hülfe komme; der lateinische Dichter ermahnt die Uebermüthigen, den Schwachen nicht zu verachten, dem sein gerechter Schmerz oft ganz unerwartete Mittel sich zu rächen an die Hand gibt.

Diese glücklichen Verbesserungen sind indeß nicht zahlreich genug, um dem Phädrus von Seiten der Erfindung einen entschiedenen Vorzug vor seinen griechischen Mustern zuzusichern. Ja man kann nicht leugnen, daß die Anzahl der Fabeln, in denen die Handlung entweder weniger geründet, oder die Anwendung minder fruchtbar und lehrreich ist, jene bey weitem übertrift. Noch zahlreicher aber sind diejenigen, die — sie mögen nun eigne Erfindungen oder Nachahmungen seyn — einen größern Mangel an Beurtheilungskraft verrathen, als man sich bey einem so alten und für klassisch geachteten Dichtern gern gestehen möchte.

Ein gewisser Mangel an Beurtheilungskraft verräth sich, wenn ich mich nicht irre, sogleich in der Vorrede zum ersten Buch. Ich will hier noch nicht erwähnen, was weiter unten gezeigt werden soll, daß Phädrus noch ganz und gar keinen bestimmten Begriff von der äsopischen Fabel hatte — ein Fehler, der ihm mit vielen andern Dichtern derselben Gattung gemein ist — ich will nur auf das seichte Raisonnement aufmerksam machen, womit er einem muthmaßlichen Tadel entgegen kommen will. Er sagt:

Calumniari si quis autem voluerit,
Quod arbores loquantur, non tantum ferae;
Fictis jocari nos meminerit fabulis.

Kann man sich wohl gegen einen seichten Tadel auf eine ungeschicktere Weise vertheidigen? Die Schi-

kane solcher Kunstrichter, die zwar den Thieren, aber nicht den Bäumen das Recht in der Fabel zu reden zugestanden, war freylich kaum eines Seitenblickes werth; aber, wenn man einmal Notiz von so etwas nimmt, sollte man nichts treffenderes darauf zu antworten wissen? »Wer daran Anstoß nimmt, daß hier nicht bloß Thiere, sondern auch Bäume reden, der erinnere sich, daß alles nur scherzhafte Erdichtung sey.« Freylich wohl! Aber diese scherzhafte Erdichtung soll wahrscheinlich seyn. Wenn es nun wirklich unwahrscheinlicher wäre, daß Bäume, als daß Thiere reden, so ist damit, daß die Sache für einen Scherz erklärt wird, ganz und gar nichts gesagt *ii*).

ii) Hierher muß vielleicht auch die sophistische Vertheidigung gerechnet werden, mit welcher Phädrus L. IV. 7. seine Gegner widerlegen will. Diese wollten sich ohne Zweifel das Ansehn geben, als ob sie die geringfügige Gattung der äsopischen Fabel gegen die höhern verachteten. Phädrus, um sie zum Stillschweigen zu bringen, hebt in einem ungewöhnlich hohem Tone an, indem er ein Stück aus dem Prolog zur Medea wiederholt. Da zeigt sichs nun, daß auch die Tragödie Unwahrheiten und folglich Fabeln enthalte, und daß man kein Recht habe, die äsopische Fabel gegen die höhern Gattungen herabzusetzen. So, scheint es mir, muß diese Vertheidigung verstanden werden, deren wahren Gesichtspunkt Burmann ganz verfehlt, wenn er sagt: Sine dubio nasutus stylum Phaedri, ut humilem et plebeium deriserat: ideo nunc specimen vult dare facultatis suae et simul traducit illos poetas, qui fabulas prioris aevi carmine condentes, vulgatissima et centies repetita obtrudebant populo. Als ob Phädrus nicht auch bekannte und oft wiederholte Fabeln erzählte!

In den Fabeln unsers Dichters selbst zeigt sich dieser Mangel einer scharfen Beurtheilungskraft bald in der Wahl der Umstände, deren Fehler — sie mögen nun von andern entlehnt oder selbst erfunden seyn — jederzeit auf die Rechnung desjenigen fallen, der von ihnen Gebrauch macht, bald in einer mangelhaften oder unangemessenen oder leeren Moral. Ich will diese allgemeine Bemerkung mit einigen Beyspielen belegen. In der letzten Fabel des ersten Buches, welche sich in der griechischen Sammlung nicht findet, trägt sich der Geyer den Tauben, die seinen Angriffen allzu oft entfliehen, zum Könige an. Sie erfüllen seinen Wunsch und nun zerfleischt er sie ohne Schwierigkeit. Wie nachlässig und unwahrscheinlich ist diese Erfindung! Hätten die Tauben den Geyer nicht schon vorher gekannt, hätte er ihnen diesen Vorschlag gethan, um sie gegen einen andern gefährlichen Feind zu vertheidigen, so würde die Handlung wahrscheinlich gewesen seyn. Aber mit der Moral

Qui se committit homini tutandum improbo,
Auxilia dum requirit, exitium invenit.

wäre sie auch dann noch nicht in Uebereinstimmung. Denn diese würde nur dann passen, wenn die Tauben die Hülfe des Geyers gegen einen andern Feind, wie das Pferd in der Fabel des Stesichorus, die Hülfe des Menschen gegen den Hirsch, angefleht hätten.

Bisweilen liegt der Fehler in der unüberlegten Wahl der handelnden Wesen. Hier scheint in der That bisweilen ein blinder Zufall geherrscht zu haben. Der Satz:

Solet a despectis par referri gratia;

soll in der zweyten Fabel des dritten Buches anschaulich gemacht werden. Ein Panther, erzählt Phädrus, war in eine Grube gefallen. Die Landleute kommen herbey; einige werfen ihn mit Steinen, andere stoßen ihn mit Stöcken; aber einige, die ihn doch für verlohren hielten, hatten Mitleid mit ihm und warfen ihm Brod zu. Es wird Nacht und jedermann geht getrost nach Hause, weil man ihn den andern Tag todt zu finden hoft. Aber er erholt sich von seiner Entkräftung und entkömmt. Nun fällt er über die Heerden her, verwüstet alles und setzt die ganze Gegend in Schrecken. Auch diejenigen, welche Mitleiden mit ihm gehabt hatten, theilen die Furcht mit den übrigen, und bieten dem Wüthenden alles an, wenn er nur ihr Leben schonen will. Aber der Panther antwortet ihnen: »Ich weiß wohl, wer mich mit Steinen geworfen und wer mir Brod gegeben hat. Ihr habt nichts zu fürchten; ich greife nur die an, die mich beleidigt haben.«

Was ist aus dieser Fabel abzunehmen? Daß auch der Verachtete Wohlthaten und Mißhandlungen zu vergelten wisse? Gewiß nicht. Denn gerade die, welche dem Panther Brod zuwarfen, verachte-

ten ihn am meisten, indem sie seinen Untergang doch für gewiß hielten. Man setze einen Räuber, einen Tyrannen, irgend einen Bösewicht an die Stelle des Thiers. Soll man den Bösewicht schonen, weil er uns schaden kann? Soll man ihm wohlthun, damit er uns verschone, wenn er auch gleich andern schaden wird? Die großmüthige Dankbarkeit des Panthers ist nur ein Zufall und eine unwahrscheinliche Dichtung. Man gebe der Fabel einen andern Ausgang und sie wird wahrscheinlich und lehrreich werden. Man lasse den Panther seinem Charakter gemäß handeln und ohne Rücksicht auf den Unterschied der Behandlung, die er in der Grube erlitt, die Mitleidigen und die, welche ihn verletzt haben, auf gleiche Weise behandeln; und man wird die passende Lehre haben, daß es unklug sey, den Bösewicht zu schonen und sich in Rücksicht auf ihn einer gefahrenvollen Sicherheit zu überlassen.

Man vergleiche diese Fabel mit der von dem Löwen und der Maus *kk*), in welcher der nemliche Satz

Solet a despectis par referri gratia

anschaulich gemacht wird, und man wird leicht den wesentlichen Unterschied bemerken, den die Wahl der handelnden Wesen in beyden hervorbringt. Jene

kk) Aesop. f. 218.

ist vortreflich, die unsrige nicht einmal erträglich *11*).

Eine nicht geringe Gedankenlosigkeit zeigt sich auch, — um noch ein Beyspiel von mehrern anzuführen — in der XXVII. F. des ersten Buches. Ein hungriger Hund, erzählt Phädrus, scharrte Gebeine von Menschen aus, und fand einen Schatz. Die Götter, um seinen Frevel zu bestrafen, flößten ihm einen unersättlichen Geiz ein. Er bewacht nun das Gold und stirbt vor Hunger. Der Geyer erblickt ihn und ruft aus

O Canis, merito jaces,
Qui concupisti subito regales opes,
Trivio conceptus et educatus stercore.

Ich will hier nicht einmal erwähnen, daß die menschliche Superstition mit Verletzung der Einheit und Wahrscheinlichkeit auf die Thierwelt übergetragen und die Ursache des Geizes, an welchem der Hund stirbt, schlecht erfunden ist. Ich will nicht fragen, warum gerade dem Geyer und keinem anderen Geschöpfe jene Bemerkung in den Mund gelegt wird — denn dieses sind Fehler, welche Phädrus mit vielen Fabulisten gemein hat — aber sollte man nicht

11) Denselben Fehler kann man der ersten Fabel des II. Buches vorwerfen. In der sechsten würde alles viel natürlicher seyn, wenn ein vierfüßiges Thier die Schildkröte gefunden hätte, und der Adler diesem mit seinem Rathe zu Hülfe käme.

glauben, daß er den Anfang seiner Erzählung vergessen habe, als er das Ende derselben schrieb? War denn das Unglück des Hundes aus seiner Begierde nach Schätzen entstanden? War nicht diese Begierde eine Strafe der Götter, die sie ihm um eines ganz andern Frevels willen auferlegten? Und worinne läge endlich die größere Strafwürdigkeit des Habsüchtigen aus dem Pöbel (qui trivio conceptus et educatus stercore) als des Habsüchtigen aus der Klasse der Großen *mm*)?

Ich habe schon vorhin gesagt, daß Phädrus keine bestimmte Vorstellung von dem Wesen der äsopischen Fabel gehabt habe; und es wird hier der

mm) Herr Schwabe, welcher den Phädrus mit zahlreichen Anmerkungen herausgegeben hat, in denen man doch oft vermißt, was man sucht, und viel mehr findet, als man braucht, urtheilt zwar S. 121. sehr günstig über diese Fabel. Aber die ästhetischen Urtheile dieses Herausgebers sind selten treffend, und gehen noch seltener auf den Geist der Werke, die er beurtheilt. Die vorausgeschickte Moral enthält die Absurdität des Schlusses noch einmal in sehr lahmen Ausdrücken:

Haec res avaris esse conveniens potest,
Et qui humiles nati dici locupletes student.

Vielleicht muß man Bentley's Meinung beytreten, der sie für untergeschoben erklärt, und ich weiß nicht, ob dieß nicht noch von mehrern, ja den meisten Moralen beym Phädrus gilt. In dem Epitome von Perottus finden sie sich nicht. Da man im Mittelalter glaubte, keine Fabel könnte sich ohne eine ausdrückliche Moral sehen lassen, so könnte sich wohl irgend ein Gelehrter dieses Verdienst um den Phädrus haben machen wollen, wie es sich ein anderer um die Fabel des Gabrias gemacht hat.

Platz seyn, diese Behauptung mit Gründen zu belegen.

Diese Gründe liegen theils in ausdrücklichen Erklärungen des Dichters, theils in der Beschaffenheit seiner Arbeiten. In der Vorrede zum ersten Buche legt Phädrus seinem Werke einen doppelten Vorzug bey, daß es Lachen errege und die Menschen durch nützliche Lehren unterrichte *nn*). Da der letztere Umstand ohne allen Zweifel auf die Moral geht, so muß der erstere auf die Handlung der Fabel bezogen werden. Aber ist denn das Lächerliche eine so wesentliche Eigenschaft der äsopischen Fabel? Geht sie je darauf aus Lachen zu erregen *oo*)? Und was wäre denn in ihr lächerlich? Daß Thiere, daß vernunftlose Wesen so menschenähnlich handeln? daß sie sich herausnehmen, dem Herrn der Schöpfung ähnlich seyn zu wollen? Vielleicht. Aber dieß ist ganz und gar nicht der Gesichtspunkt, in welcher ein Dichter stehen sollte, der die äsopische Fabel mit Erfolg bearbeiten will.

Ueber den Einfluß, den diese unrichtige Ansicht auf die poetische Behandlung der Fabel beym Phädrus gehabt habe, will ich weiter unten sprechen. Auch die Wahl des Stoffes scheint sie bisweilen be-

nn) Duplex libelli dos est: quod risum movet,
Et quod prudenti consilio vitam monet.

oo) S. die Nachträge i. Sulzer. V. 1. S. 166.

stimmt zu haben. Die Menge lustiger Geschichten, welche Phädrus unter die Fabeln mischt, die Eulenspiegelstreiche, die er zum Theil auf die Rechnung Aesops setzt *pp*), die oft ziemlich platten Einfälle, die er einer poetischen Bearbeitung gewürdigt hat *qq*), was konnte ihnen wohl zu diesem Platze verhelfen, als die unbestimmte Meinung, daß alles in die Rubrik der äsopischen Fabel gehöre, was Lachen errege und eine moralische Anwendung litte. Denn eine Moral mußten diese Geschichten freylich haben.

pp) Vielleicht müssen hierauf die Worte in dem Prologe z. V. Buche bezogen werden;

Aesopi nomen sicubi interposuero,
Cui reddidi jampridem quid quid debui,
Auctoritatis esse scito gratiâ.

ob diese auch gleich von eigentlichen Fabeln verstanden werden können, die Phädrus erfunden und dem Aesop auctoritatis gratiâ beygelegt habe. Uebrigens zeigen diese Anekdoten, daß man schon ziemlich früh auf den Einfall gekommen war, aus dem Aesop eine Art von buffone zu machen. Oder soll man auch in dieser Spur einen Grund für das spätere Zeitalter des Phädrus finden?

qq) Zu den platteſten dieser Art gehört der Einfall des Tiberius L. II. 5. Auch der des Eunuchen L. III. 11. ist nicht von großer Bedeutung. Die Ausleger zweifeln, ob der 4te u. 5te V. dem Verschnittenen oder seinem Gegner beygelegt werden müsse. Das erstere ist doch bey weitem das wahrscheinlichere. Der Verschnittene scherzt selbst auf eine skurile Weise über seinen Verlust, um die Lacher auf seine Seite zu bringen, und dann mit desto größerm Rechte hinzusetzen zu können:

Sed quid fortunae, stultre, delictum arguis?
Id demum est homini turpe, quod meruit pati.

haben. Aber diese war auch eben so schwer nicht zu finden, zumal wenn man es mit der logischen Richtigkeit so genau nicht nahm.

Wenn aber ein Theil der sogenannten Fabeln des Phädrus seinen Platz dem beygemischten Lächerlichen verdankt, so scheinen ihn dagegen viele andere einzig und allein der moralischen Betrachtung und Lehre zu danken, die sich gelegentlich bey ihnen anbringen ließ. Eine Fabel verdient ihren Namen nur dann, wenn sie durch eine wahrscheinliche Handlung der vernunftlosen Welt, in Anwendung auf das menschliche Leben, einen Erfahrungssatz oder eine Lehre zur Anschauung bringt, die letztere mag nun ausdrücklich aus der Handlung gezogen werden oder nicht. Aber wie viele Dichter haben eine der Fabel ähnliche Handlung oder Anlage zu einer Handlung nur zu einem Vehikel gebraucht, irgend eine Lehre anzubringen, gleichsam als ob diese in dem Munde eines vernunftlosen Wesens eine größere Autorität bekäme. Sie haben offenbar irgend eine Lehre in Bereitschaft, und sehen sich dann nach irgend einem Geschöpfe um, dem sie dieselbe in den Mund legen können. Haben sie dieses gefunden — und wie leicht findet es sich nicht! — so erfinden sie auch noch leicht eine äußere Veranlassung, einen äußern Anstoß, und die Fabel ist fertig. Wie viele Fabeln des Phädrus sind nicht von dieser Art! und wie

viele neuere Fabulisten hat nicht sein Ansehn zu demselben Fehler geführt!

Einige Beyspiele werden dieses Urtheil deutlich machen. Die XII. F. des vierten Buches, welche die Aufschrift führt malas esse divitias, enthält nichts weiter, als den Anstoß zu einer Bemerkung. Phädrus will den Gedanken anbringen, daß der Reichthum, welcher oft dem wahren Ruhme im Wege stehe, tapfern und edeln Männern verhaßt sey. Wie nimmt er sich dabey? Als Herkules, erzählt er, um seiner Tugenden willen in den Himmel aufgenommen worden war, und ihm Plutus, der Sohn der Fortuna, entgegen kam, wandte er die Augen von ihm ab. Jupiter fragte ihn um die Ursache. Ich hasse ihn, antwortete Herkules, weil er ein Freund der Bösen ist und Alle durch die Hoffnung zum Gewinn verführt rr). Was ist dieses anders als ein Urtheil, das durch die Umstände, unter denen es ausgesprochen wird, ein wenig aufgestutzt ist, und durch den Mund, aus dem es kömmt, etwas mehr Gewicht erhält? Aber für eine äsopische Fabel oder eine moralische Erzählung muß man so etwas nicht ausgeben; so wenig als die sechszehnte Fabel desselben Buchs, welche Aesopus zum Troste eines Mannes erzählt haben soll, der mit seinem Schicksale

rr) Beym Aesop fab. 191. ist diese Fabel etwas besser erzählt.

nicht zufrieden war: »Ein Schiff, heißt es, wurde von schrecklichen Stürmen umhergetrieben. Die Reisenden glaubten schon den Tod vor Augen zu sehn, als sich unter ihren Thränen und ihrer Todesangst der Himmel aufklärt und ein günstiger Wind sich erhebt. Das Schiff setzt seinen Weg fort und die Reisenden überlassen sich einer unmäßigen Freude. Da sagte der Steuermann, welcher durch die Gefahr klüger geworden war: Man muß sich mäßig freuen und mäßig beklagen, da in dem ganzen Leben Schmerz und Freude gemischt ist.« Woraus erhellt hier die Lehre, welche dem Steuermanne in den Mund gelegt wird? Haben vielleicht die Thränen der Reisenden einigen Nachtheil gebracht? Ist von ihrer Freude einige Gefahr zu fürchten? Weder das eine noch das andere, wenigstens nicht so, daß es uns der Dichter zeigte. Wenn er sich aber auch etwas vorsichtiger benommen, wenn er noch einige Umstände hinzugedichtet hätte, so würde doch seine Erzählung nur ein Beyspiel und keine eigentliche äsopische Fabel seyn. Und dieß nicht sowohl darum, weil Menschen darinne handeln, als weil es der Handlung an der allgemeinen Nothwendigkeit fehlt, die eine charakteristische Eigenthümlichkeit der äsopischen Fabel ist. Die bekannte Erzählung von dem Hirsche, welcher sich in dem Stalle verbirgt ss),

ss) L. II. 8.

und von keinem der Knechte gesehn, aber von dem Herrn des Hauses unverzüglich entdeckt wird, ist darum nicht mehr eine Fabel, weil der Hirsch und die Ochsen redend darinne eingeführt werden; sie ist ebenfalls nur ein einzelnes Beyspiel zu dem Satze, daß der Herr in seinem Hause am aufmerksamsten sey; ein Satz, dessen Wahrheit eben nicht nothwendiger aus der Geschichte beym Phädrus hervorgeht, als aus Holbergs bekannter Fabel von den Ziegen, welche die Mutter des Teufels ihrem Sohne zu hüten gab, die merkwürdige Wahrheit, daß kein Thier schwerer zu hüten sey als die Ziege.

In Rücksicht auf die Moral, die Art, wie sie abgeleitet wird, ihr Verhältniß zur Fabel und ihre absolute Richtigkeit gibt es wohl nicht leicht einen Fehler, zu welchem man in der Sammlung des Phädrus nicht einen oder den andern Beleg fände. Jedermann kennt die Fabel von der Natter, welche ein Landmann in seinem Busen erwärmte und die ihn zur Vergeltung stach *tt*). Phädrus erzählt sie *uu*) mit den nämlichen Umständen; aber er gibt ihr noch einen Anhang, welchen das griechische Original nicht kennt und der die ganze Sache verdirbt. Dieselbe Moral, die er schon an die Spitze seiner

tt) Aesop f. 170.

uu) L. IV. 18.

Erzählung gesetzt hat, legt er noch einmal der Natter in den Mund, und verlängert deshalb die Fabel über ihre gebührenden Gränzen hinaus. Wie unschicklich ist es aber, daß die Natter selbst ihre That verurtheilen muß, indem sie sagt: Sie habe die Menschen belehren wollen, Bösewichtern keinen Beystand zu leisten! *vv*) Aus der XI. Fabel des IV. Buches zieht Phädrus nicht weniger als drey Moralen auf einmal; ein sichrer Beweiß, daß keine von allen dreyen recht paßt *ww*). In der XXIX. F. des ersten Buches ist die Moral ohne alle Beurtheilungskraft mehr aufgegriffen, als abgeleitet. Der Esel höhnt den Eber; dieser will sich anfänglich rächen, besinnt sich bald eines bessern und unterdrückt seinen Zorn, um sich nicht mit so unedelm Blute zu beflecken. Was hat uns der Dichter damit lehren wollen? Vielleicht, daß der Nichtswürdige in dem Streite mit dem Edeln seine Sicherheit

vv) Burmann sucht dem Dichter durch eine gewaltsame Verbesserung zu Hülfe zu kommen, indem er sagt: Sed an colubra contra se sententiam pronuntiaret, se ipsa improbam vocaret? Non sit mihi verisimile, nec Phaedri ingenio convenire puto. Forte haec sunt postae verba, sub hac fabula, ut fere in omnibus, aliquem sui temporis notantis etc.

ww) Und die niemand als ihr Erfinder daraus zu ziehen wußte, wie Phädrus selbst sagt;

Quot res contineat hoc argumentum utiles
Non explicabit alius quam qui reperit.

oft der Großmuth des letztern verdanke? Nichts weniger! Sondern, daß sich leichtsinnige Spaßmacher, indem sie andere zu ihrer Belustigung schmähen, oft den größten Gefahren aussetzen. Wie ganz anders hätte die Handlung ausgehen müssen, wenn sie diese Lehre enthalten sollte! — In der XVII. F. des ersten Buches ist die Moral nicht aus der Handlung selbst, sondern nur aus einem zufälligen Ereignisse abgezogen. Der Hund fordert von dem Schafe ein Brod, das er ihm geliehen zu haben vorgiebt, und da ihn der Wolf mit seinem Zeugnisse unterstützt, wird es verurtheilt zu bezahlen, was es nicht zu bezahlen schuldig war. Hier wäre die Handlung zu Ende, wenn der Dichter nicht für gut gefunden hätte, die poetische Gerechtigkeit zu handhaben. Er setzt also hinzu, daß das Schaf den Wolf wenige Tage darauf in einer Grube liegend fand. Dieser schleppende Anhang einer an sich sehr mittelmäßigen Fabel ist die einzige Quelle der Moral, die er vor ihr vorausgeschickt hat:

Solent mendaces luere poenas malefici.

Aber warum werden nur die lügenhaften Zeugen, warum nicht auch die falschen und boshaften Ankläger bestraft? Warum nur der Wolf, der Gehülfe, und nicht auch der Hund, der Anstifter der Bosheit **)?

**) Ein schleppender Anhang ist in der XIII. F. des I. Buches der Vers:

Wenn man trotz dieser und anderer Fehler — auf die man überall in dieser Sammlung stößt — doch immer nur von den Schönheiten des Phädrus reden, ihn immer als ein Muster der Nachahmung anpreisen hört, so rührt dieß ohne Zweifel hauptsächlich daher, daß die meisten Beurtheiler desselben yy), unbekümmert um den Geist und das Wesen der Fabel, sich nicht weit über die Worte erhoben, oder daß sie, durch einige glückliche Erfindungen, durch einzelne Schönheiten des Details, durch den klassischen Ton und Anstrich des Vortrags eingenommen, das nicht sahen und sehen wollten, was ihren Vorurtheilen von der absoluten Vortreflichkeit eines römischen Schriftstellers aus einem so klassischen Zeitalter im Wege stand. Dieß ist sehr oft die Geschichte der ästhetischen Kritik gewesen, welche seltner eine Tochter des Urtheils als des Vorurtheils war.

Allerdings aber hat Phädrus seine Schönheiten; nur daß sie selten, nur daß sie zum Theil von

---

Tum demum ingemuit corvi deceptus stupor.

der dem Dichter vielleicht eben so, wie die beyden letzten Verse untergeschoben ist.

yy) Selbst Christ, dessen Kritiken weit mehr auf die Worte als auf die Sachen gehn.

der untergeordneten Art sind. Die Anzahl seiner Fabeln, die nicht bloß erträglich, sondern vortreflich angelegt, nicht bloß richtig, sondern geistreich angewendet sind, ist bey ihm eben nicht sehr groß. Doch können die schon oben angeführten Beyspiele immer noch mit einigen vermehrt werden. Die XV. Fabel des ersten Buches enthält eine vortrefliche Idee, und die Handlung ist so gut angelegt, daß der Gedanke, welcher die Pointe der Fabel ausmacht, selbst dem Munde des Esels vollkommen angemessen ist. In der XXII. Fabel desselben Buches ist eine interessante Moral auf eine wahrscheinliche und befriedigende Weise dargestellt. Auch die VII. des zweyten Buches ist sehr gut erfunden; aber in der Moral ist der wesentliche Umstand übergangen, daß oft diejenigen Güter, auf deren Besitz wir am stolzesten sind, die Quelle unsers Unglücks werden. Glücklich erfunden und mit zweckmäßiger Kürze, obschon etwas trocken erzählt, ist die Fabel von den Bienen und den Drohnen, in welcher vorzüglich die geistreiche, überraschende Wendung des Urtheilsspruchs der Wespe gefällt. In der Fabel von der Cikade und der Nachteule, ist die Hartnäckigkeit der erstern, ihren Gesang, trotz aller Bitten der Nachteule, fortzusetzen zz), sehr gut dargestellt. Endlich darf ich

zz) L. III. 16. Die gemeine Lesart V. 17. Trepidantem consectata est — stimmt mit der Absicht des Dichters nicht gut zusammen. Warum soll die Cikade zittern.

die letzte Fabel des fünften Buches nicht vergessen, welche mit Gefühl gedacht ist, und eine interessante Lehre enthält.

Keine Eigenschaft der Fabeln unsers Dichters ist so allgemein anerkannt, keine fällt so sehr in die Augen, als die Kürze seines Vortrags *). Diese be-

---

da sie sich von der Einladung der Nachteule nichts als Gutes verspricht? Dagegen ist Heinsius Verbesserung crepitantem eben so treffend als leicht. Die unermüdliche Cikade singt auch selbst in dem Augenblicke, als die Nachteule sie unerwarteter Weise ergreift. So setzt dieser Zug das Gemählde des 3—7. V. fort und bringt uns die Ursache der Katastrophe unmittelbar vor der Ausführung noch einmal recht nahe vor die Augen. Die Einwendungen, welche Burmann gegen diese Verbesserung macht, sind unbedeutend.

*) Man glaubt, daß er diese Eigenschaft selbst in dem Anhange zur V. F. des V. Buches rühme, wenn er sagt:

Si non ingenium certe brevitatem approba.

aber mit Unrecht. Es ist hier keinesweges von der Gedrängtheit des Vortrags in den einzelnen Fabeln, sondern von der kleinen Anzahl die Rede, die er aus seinem reichen Vorrathe zum Vorschein bringt. Dieß beweißt der Zusammenhang und die beyden vorhergehenden Verse:

Adhuc supersunt multa, quae possim loqui,
Et copiosa abundat rerum varietas.

Das nemliche gilt von den Worten der X. F. im III. Buche. V. 59.

Haec exsecutus sum propterea pluribus
Brevitate nimia quoniam quosdam offendimus.

Die Geschichte ist zwar allerdings länger als die meisten andern des Phädrus: aber dieß rührt von der Menge

steht zum Theil in einer gewissen Sparsamkeit mit Worten, noch mehr aber in der Entfernung alles Nebenwerks, in der strengen Auswahl des Nothwendigen. Jeder wesentliche Umstand findet seinen Platz, aber auch nur der wesentliche. Immer hat der Erzähler sein Ziel vor Augen, und sein Thun ist kein Spiel, sondern ein Geschäft. Er ist ein Wanderer, welcher rastlos den kürzesten Weg verfolgt, kein Spatziergänger, der die Schönheit der Gegend genießt, wenn er auch darüber etwas später an sein Ziel kommen sollte.

Die summarische Kürze des Vortrags, welche Lob verdient, wenn die Fabel nur zu einem rhetorischen Zwecke, als Gleichniß oder Erläuterung, gebraucht wird, kann keineswegs ihr höchstes Verdienst seyn, wenn sie als ein freyes Werk des Geschmacks, wenn sie als Gedicht auftritt. Denn entweder liegt das Wesen der Dichtkunst in dem Sylbenmaaße, oder die poetische Fabel muß sich von der prosaischen noch durch andere Eigenschaften, als die auf das Nothdürftige beschränkte und durch den abgemessenen

---

der Umstände, keineswegs von der größern Ausführlichkeit des Vortrags her. Aber die Moral ist um vieles ausführlicher, als gewöhnlich, und hierauf bezieht sich die Bemerkung des Dichters. Die Kürze in den Moralen war mistrauischen Lesern verdächtig gewesen und hatte zu Deutungen Veranlassung gegeben.

Rythmus nur wenig verschönerte Kürze auszeichnen. Auch ist es mit derjenigen Art des Schmuckes, den der metrische Vortrag zu erzeugen pflegt, noch nicht gethan; denn auch die prosaischen Erzähler bedienen sich schmückender Beywörter und anderer kleinen, die Lebhaftigkeit des Vortrags befördernden Mittel. Diese Art des Schmucks gleicht schimmernden Funken, welche über eine dunkele Fläche ausgestreut sind; ein Werk der schönen Kunst aber, ein Gedicht soll in allen seinen Theilen von belebender Wärme durchdrungen, es soll aus der Fülle der Einbildungskraft hervorgegangen, nicht von der Hand einer kalten Besonnenheit nur mit einigen der Einbildungskraft abgeliehenen Zierrathen ausgeschmückt seyn.

Phädrus Vortrag ist, bey vieler Eleganz, fast nie beseelt, und da, wo er es ist, fast immer nur in einzelnen Theilen. Allerdings zwar streut er hier und da malerische Züge ein, er erhebt sich bisweilen zu einem etwas poetischern Leben, aber ein Dichter ist er nur äußerst selten. Die kleinen Schönheiten, mit denen er seinen Vortrag bald reichlicher, bald sparsamer aussteuert, sind auch den griechischen Fabulisten nicht fremd; und wie selten erhebt sich seine Erzählung zu einem anschaulichen fortschreitenden Gemälde; wie selten flößt sie uns Theilnahme an den handelnden Wesen ein; wie selten lenkt sie unsere Aufmerksamkeit auf die Entwicklung der Handlung, oder erzeugt jenes höhere Interesse, welches uns aus

uns selbst heraus in eine fremde Welt versetzt, an deren Daseyn uns der Zauber der Dichtkunst glauben macht! Dieses täuschenden Zaubers ist mehr in der einzigen Fabel beym Horaz *), als in allen Fabeln des Phädrus zusammengenommen. Der Charakter seiner Erzählung ist nicht Anschaulichkeit, sondern zierliche Trockenheit und eine nüchterne Eleganz. Nirgends steigt er eigentlich in die Welt herab, deren Begebenheiten er erzählt, um in ihr einheimisch zu werden; immer betrachtet er sie aus einer höhern Stelle, gleichsam als tief unter sich liegend, als einen Gegenstand, welcher die Theilnahme des Herrn der Schöpfung wenig verdient **). Seine Gemälde sind daher selten mehr als trockene Umrisse, die nicht zu Körpern emporschwellen und durch keinen Schein der Wirklichkeit täuschen.

Bey weiten in den meisten Fabeln unsers Phädrus ist die Erzählung durchaus summarisch. Die bekannte Fabel von dem Wolfe und dem Kraniche enthält einen einzigen malerischen Zug — gulaeque credens colli longitudinem, wofür Phädrus dem Griechen einen andern von viel größerer Wichtigkeit zurückgelassen hat ***). Der Zustand des Wolfs

*) Horat. II. Serm. VI.

**) S. Nachtr. z. Sulzer. V. 1. S. 165.

***) L. I. 8. Ich meine den trefflichen Zug beym Aesop (f. 144.), daß der Wolf bey der Forderung des Kran-

vor und nach der Rettung ist allgemein angezeigt, aber keineswegs dargestellt. Und so ist es fast überall; denn fast überall wird die Erwartung belebter Darstellung getäuscht. Nichts ist trockener als die Erzählung des Mährchens von dem Fuchs und dem Storche, die sich gegenseitig zu Gaste bitten, obgleich hier der Stoff zu einer belebtern Bearbeitung einlud. In der Fabel von dem Fuchse und der Weintraube herrscht eine zierliche Kürze, aber durchaus kein poetisches Leben, keine eigentliche Darstellung des Innern. Aber es ist unnöthig Beyspiele zu häufen, wo die Wahrheit so deutlich in die Augen springt. Man darf nur die Fabeln des Phädrus mit den griechischen Originalen, oder, wenn man will, die Geschichte des Simonides *) mit der Erzählung derselben Begebenheit beym Cicero und Quintilian vergleichen, um sich zu überzeugen, daß, wenn man dem Fabulisten den Schmuck des Sylbenmaßes entzöge, wenig oder nichts übrig bleiben würde, woran man die disjecti membra poëtae erkennen könnte.

---

ches mit höhnischem Lachen seine Zähne wetzt. Vielleicht stamm: er ursprünglich von Babrius her, welcher die Worte hat: καὶ κἀρχαῖόν τι μειδιάσας. Johannes Diakonus und Aphthonius erscheinen hier beyde sehr dürftig.

*) L. IV. 24. vergl. Cicero de Orat. II, 86. Quintil. XI. Instit. 2.

Wenn ich nicht irre, so verdienen die dialogirten Fabeln dieses Schriftstellers vor den eigentlich erzählenden bey weitem den Vorzug. Sie haben mehr Leben, eine größere Anschaulichkeit und ich glaube sogar noch etwas mehr Eleganz. In dieser und mehrern andern Rücksichten kann die VII. Fabel des dritten Buchs zu den schönsten Arbeiten des Phädrus gerechnet werden. Wenn er den interessanten Gedanken, der ihr zum Grunde liegt, vom Aesop *) geliehn hat, so muß man wenigstens gestehn, daß er ihn um vieles verschönert habe. Der Dialog zwischen dem Wolfe und dem Hund ist leicht, natürlich und lebhaft: die Gesinnungen der Redenden, ihr innerer Zustand offenbart sich in ihm auf eine eben so gefällige als energische Weise. Vorzüglich schön ist die Zurückhaltung, mit welcher der Hund seiner Sklaverey erwähnt, und der sichtbare Eifer, womit er das abgenöthigte Bekenntniß derselben durch contrastirende Züge von seinem Wohlstande in Vergessenheit zu bringen sucht. Zugleich herrscht in diesem Gespräche ein anziehendes Fortschreiten der Handlung, eine geschickte Verschlingung und Auflösung des Knotens, wodurch das Interesse mehr, als sonst in den Fabeln des Phädrus gewöhnlich ist, bis zum Ende gesteigert wird. Nicht alle dialogirten Fabeln dieses Dichters vereinigen so viele gute

*) Aesop. f. CXI.

Eigenschaften auf einmal in sich; aber schwerlich ist eine darunter, welcher sie alle fehlten. Die Fabel von dem Fuchs und dem Drachen *) ist kein Meisterstück der Erfindung, aber der Dialog ist ausnehmend zierlich und hat etwas von Horazens urbaner Ironie. Der Schluß aber ist nicht hinlänglich vorbereitet. Eine gefällige Laune und selbst eine gewisse Naivetät herrscht in dem Wettstreite der Ameise und der Fliege **), der, in seiner jetzigen Gestalt, zwar schwerlich eine Fabel seyn dürfte, — wie denn auch Phädrus selbst nur eine sehr seichte Moral daraus zu ziehen weiß — in Rücksicht auf lebendige Darstellung aber, so wie auf die Eleganz, mit welcher die Waffen der Dialektek in demselben geführt werden, zu Phädrus besten Arbeiten gerechnet werden kann.

Die Manier des Phädrus hat demnach eine große Aehnlichkeit mit der des Babrius, so weit wir den letztern aus den wenigen Bruchstücken seines Fabelwerkes beurtheilen können. Die zweckmäßige Kürze, die nüchterne Zierlichkeit des Vortrags ist die charakteristische Eigenthümlichkeit des einen wie des andern. Phädrus hat in einem Zeitalter, dessen Ausdruck von dem Geschmacke des Virgili-

*) L. IV. 19.

**) L. IV. 23.

schen und Horazischen merklich abwich, den Schein einer antiken Einfalt zu erhalten gewußt. Die epigrammatischen Wendungen, die zugespitzten Sentenzen, der deklamatorische Schwulst, welcher in diesem Zeitalter schon eingerissen war, ist ihm gänzlich fremd. Wenn er also nur eine mäßige Beurtheilungskraft und nur einen geringen Antheil poetischen Geistes besaß, so kann man ihm doch einen richtigen und feinen Geschmack in Rücksicht auf die Wahl des Ausdrucks und die Art seines Vortrages nicht absprechen.

Ueber die römischen Satiriker.

A. Persius Flaccus.

(Er war den 4ten Dec. im Jahre d. E. R. 787 oder im zwanzigsten der Regierung Tibers, unter den Consuln P. Fabius Persius und L. Vitellius, zu Volaterrä, einer Stadt in Etrurien, geboren, und starb im Jahre 815. oder im neunten der Regierung Nero's, den 24 November, unter dem Consulate des P. Marius Celsus a) und L. Asinius Gallus, alt 28 Jahr.)

Wenn man von den Satiren des Sittenmalers Horaz zu den Satiren des Persius übergeht, so hofft

a) Nicht Rubrius Marius, wie in der Vita Persii steht. Man sehe Lipsius zu Tacitus Annalen. XIV. 48. — Was wir ausserdem noch von den Lebensumständen des Dichters aus der auf uns gekommenen Vita wissen, ist folgendes. Persius war von ritterlicher Abkunft. Seinen Vater Flaccus verlor er bereits in seinem sechsten Jahre. Auch sein Stiefvater Fusius starb frühzeitig. Wahrscheinlich wurde also sein erster Unterricht zu Volaterrä von seiner Mutter Fulvia Sisenna besorgt. In seinem zwölften Jahre hörte er zu Rom den Grammatiker Remmius Palämon und den Rhetor Virginius Fla-

man gemeiniglich, eine nicht minder wichtige und angenehme Bekanntschaft zu machen. Das Zeitalter des letztern, sagt man sich, ist so ausgezeichnet und ausgezeichneter, als das Zeitalter des erstern.

---

rus, und in seinem sechszehnten den Stoiker Cornutus, einen Mann von edelm Charakter, der sehr bald aus dem Lehrer des Zöglings sein Freund ward. Mit ihm zugleich lagen Claudius Agathemerus, ein Arzt aus Sparta, Petronius Aristokrates, ein Magnesier, und der berühmte Dichter, Annäus Lukanus, der Philosophie bey demselben Cornutus ob, und vereinigten sich alle durch die Bande der engsten Freundschaft mit Persius. Außer ihnen liebte er noch von Jugend auf den Lyriker Cäsius Bassus, dessen Quintilian, (Instit. orat. X. 1. S. 911. Ed. Burm.) und den Geschichtschreiber, Rheter und gerichtlichen Redner M. Servilius Nonianus, dessen dieser (S. 914) und Tacitus (Annal. XIV. 19. vergl. VI. 31 und Plinius Ep. I. 13.) Meldung thut. Die Bekanntschaft des Seneka machte er spät, und ohne von ihm eingenommen zu werden; aber desto vertrauter gieng er, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, mit dem Pätus Thrasea um, dessen Gemahlin Arria seine Verwandte war. Seine Gestalt war schön, seine Sitten sanft, seine Sittsamkeit jungfräulich, seine Lebensweise züchtig und eingezogen . . und seine Liebe gegen Mutter, Schwester und Muhme musterhaft. Als er starb, hinterließ er seiner Mutter und Schwester 200 große Sesterzen, (gegen 100,000 Thaler,) unter der Bedingung, daß Cornutus 100 große Sesterzen, (gegen 5000 Thaler,) oder, nach andern, eine noch größere Summe, nebst zwanzig Pfund gearbeiteten Silbers, und siebenhundert Büchern, oder der gesammten Bibliothek erben sollte: aber Cornutus nahm nichts als die Bücher. In seiner Jugend schrieb er ein Schauspiel, in welchem römische Personen auftraten, ein Buch Hodöporika, und einige, an die Gemahlin des Thrasea gerichtete, Verse, auf ihre Mutter Arria. Alle diese jugendlichen Versuche wurden, auf Anrathen des Cornutus, vernichtet. Die Satiren verbesserte der eben genannte Gelehrte an einigen Stellen und übergab sie dem Cäsius Bassus zur Bekanntmachung.

Welch eine ungeheure Höhe hat nicht, binnen den sechzig Jahren, die zwischen dem Tode Horazens und dem schriftstellerischen Auftritte des Persius liegen, das Sittenverderben zu Rom erstiegen? Wann haben lasterhaftere Fürsten, in einer ununterbrochenen Reihe auf einander folgend, die Welt beherrscht und die Menschheit tiefer herunter gewürdigt, als es unter Tiber, Caligula, Claudius und Nero geschehen ist? Wie viel Unsinn in der Prachtliebe und Verschwendung, wie viel Schädlichkeit in jeder Art des Genusses! und in Allem wie viel Stoff für den Satiriker! Gewiß wird es den Gemälden des Persius nicht an Leben, seinen Darstellungen nicht an Reichthum, seinem Ausdrucke nicht an Neuheit und Würde fehlen. Gewiß wird er, wenn er auch als Dichter seinem Vorgänger nachstehen sollte, doch dem Leser, als Sittenmaler, Nahrung und Vergnügen gewähren, und ihn für die etwanige Einbuße poetischer Schönheiten schadlos halten. — Mit solchen Erwartungen geht man gewohnlich, wenn man die römischen Satiriker in chronologischer Ordnung liest, zu dem Persius über und findet einen durchaus andern Dichter, als man, nach den Zeitumständen, erwartete. Das Bild seiner Muse ist dem so unähnlich, das die Einbildungskraft sich von ihr entwarf, ihre Unterhaltung bey weitem so lehrreich nicht, als sie hoffen ließ, und ihre Sprache so tief unter der Vollkommenheit. Doch wozu eine in die Gränzen der

Allgemeinheit sich einschränkende Charakteristik? Gehen wir lieber sogleich ins Einzelne!

Bekanntlich sind vom Persius sechs Satiren auf uns gekommen. Welches ist der Gegenstand einer jeden?

Die erste beschäftiget sich hauptsächlich mit dem Verfalle der Dicht- und Rede-Kunst, die beyde zu Rom je länger je mehr ausarteten, und, indem sie sich bestrebten, den Beyfall des großen Haufens zu erringen, dem wahren und edlen Geschmacke untreu wurden und zum Kleinlichen, Kindischen und Tändelnden herunter sanken. Die zweyte rügt den Unsinn, Götter mit Gebeten und Gelübden zu behelligen, die theils lasterhaft, theils ungereimt sind, oder nicht erhört werden können, weil der Beter durch sein verkehrtes Betragen jeder Erfüllung entgegen arbeitet. Die dritte verbreitet sich über den Abscheu der römischen Jünglinge vor aller Anstrengung und ernsten Beschäftigung, und schildert ihn als den Grund alles moralischen Verderbens, und als die Ursache des leichten Sieges der Sinnlichkeit und der Leidenschaften über die Vernunft. Die vierte, sie beziehe sich nun auf den Nero insbesondere, oder gehe auf Staatsbedienten überhaupt, schilt zuerst die Sorglosigkeit, mit der man sich, ohne die nöthige Erfahrung und Geschicklichkeit zu besitzen, zu Würden und Aemtern dränge, und verliert sich sodann in allgemeine Betrachtungen über die wenige

Selbstkenntniß der Menschen, und das daraus entspringende und durch nichts gerechtfertigte Zutrauen zu sich und ihrem Werthe. Die fünfte, seinem Lehrer Cornutus gewidmet, untersucht die Frage: Wer ist ein wahrhaft freyer Mann? und entscheidet, daß nur der Weise, — der von keiner Leidenschaft Beherrschte, diesen Nahmen verdiene. Die sechste an seinen Freund, den Dichter Cäsius Bassus, zieht die Thorheit derer durch, die lebend kargen und sparen, um nach ihrem Tode lachenden Erben eine Freude zu bereiten.

Man darf nur ein wenig über diese Gegenstände der Satiren des Persius nachdenken, um sogleich auf den Verdacht zu gerathen, daß er zu der Wahl derselben durch etwas ganz anders, als durch die Ansicht der Dinge um sich her, und durch eigenthümliche, in den Umständen gegründete, Veranlassungen bestimmt worden sey. Alle die Gegenstände, die er ausführt, sind keineswegs diejenigen, die den Dichter aus dem Zeitalter des Claudius und Nero am dringendsten aufforderten und seinen Satyr am stärksten sporuten und stachen. Es sind, den Vorwurf zu der ersten Satire allein ausgenommen, lauter allgemeine Betrachtungen, denen sich der Philosoph zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen überlassen kann. Ein Dichter, den nicht die Schule, sondern die Welt, nicht die Vernunft, sondern die Empfindung geleitet hätte, würde offenbar anders gewählt haben. Ihm lag das verruchte La-

ster der Angeberey, ihm lag die schändliche Entweihung der Ehen, ihm lag die schamlose Erniedrigung der Ritter auf der Arena, ihm lag der gränzenlose Uebermuth unwürdiger Freygelassenen, ihm lagen hundert andere Gebrechen und Mängel der Hauptstadt und ihrer Bewohner näher, als die gerügten. Auf diese würde sein Unwille gefallen seyn, und seine Angriffe sich gerichtet haben. Es ist wahr, bey den gleichgültigen Gegenständen, die er sich erkohr, lief er weniger Gefahr, dem Nero zu mißfallen und sein Leben oder Glück zu wagen. Allein abgerechnet, daß es einem gewandten Dichter nie an Mitteln fehlt, die Wahrheit zu schreiben, ohne durch sie zu beleidigen, so pflegt auch ein Satiriker, der nicht viel über zwanzig Jahre und ein eifriger Anhänger der Stoa ist, nicht leicht so behutsam zu seyn. Und wie? wenn wir dem Persius selbst auf die Spur kommen und, was ihn zur Wahl und Ausbildung gerade dieses Stoffes veranlaßte, wenigstens zum Theil, erforschen könnten? In der That ist dieß, freylich nicht zum Vortheil seines dichterischen Ruhms, aber zur richtigen Bestimmung seines dichterischen Werthes, möglich. Der Mann, der ihm vorleuchtete, ist Horaz. Die meisten Gegenstände, die Persius in seinen Satiren behandelt, kommen bereits in den Satiren des erstern vor. Die meisten sind von Horaz theils absichtlich, theils unabsichtlich, bald kürzer und bald weitläuftiger ausgeführt worden, und meh-

rere Punkte, von wannen Persius den Anstoß erhielt, unverkennbar *b*).

Doch wie? wenn man mir zuriefe: »Was ist für einen Dichter der Stoff? Mag Persius immerhin dem wichtigern vorübergegangen und sogar in der Wahl des seinigen von fremdem Einflusse abhängig gewesen seyn; was hat das zuletzt zu bedeuten? Es kömmt darauf an, ob er seine Gegenstände mit der nöthigen Freyheit des Geistes zu behandeln, ob er

b) Ich will die Stellen, die ich im Sinne habe, anführen. Zur ersten Satire veranlaßte den Persius wahrscheinlich Horaz, durch Ep I. 19. und II. 91. u. f. Zur zweyten, durch Ep. I. 17, 57 und Sat. II. 3, 281 — 295. zur vierten, wenigstens theilweise, durch Ep. I. 16. zur fünften durch Sat. II. 7. Auch mehrere von den Hauptideen der sechsten finden sich Ep. I. 2, 145 — 198. — H. König, dessen kleine Abhandlung De Satira Romana ejusque auctoribus praecipuis, Oldenburgi 1796. viele gute und gründliche Gedanken, vielleicht in der Kürze das Beste über diesen Gegenstand, enthält, urtheilt über das Verdienst des Persius, in so fern von Originalität die Rede ist, ebenfalls nicht anders. Fuit ille quidem sagt er S. 42. dotibus, quibus natura poetam nascentem solet instruere, non omnino destitutus, ut ex multis satirarum locis luculenter patet; sed illa ingenii ubertas, quae vel ex suo penu omnia depromat, vel inventa ab aliis felici et propria aliqua ratione in suam rem convertat, nisi omnino, magna ex parte tamen ei defuit. Quo etiam fit, ut lector, ab Horatiana lectione recens, aut omnino Venusinae Musae familiaris tantum non in singulis paginis exclamet: Haec Horatio, Persi, debes, haec domi tibi non sunt nata! Und eben so richtig setzt er hinzu: pari ratione, ni fallor, si Cornutum et ejus disputandi genus cognovissemus, Persium non semel forsan interpellaremus: Cornutum disputantem, o bone inducis, aliena profers, non tua.

ihnen ein individuelles Gepräge zu geben, mit einem Worte, ob er sie in sein Eigenthum zu verwandeln gewußt hat. Erfüllt er diese Bedingungen, so bleibt ihm sein poetisches Verdienst ungekränkt, und seine Ansprüche auf den ehrenden Lorbeer sind gerettet.« Unstreitig. Aber gerade hier ist es, wo er, als Dichter, am meisten verliert, und die Verschiedenheit zwischen ihm und seinem Vorgänger recht sichtbar hervortritt.

Zuerst der kalte, ruhige, überlegte Gang einer philosophischen Abhandlung ist in den Satiren des Persius unverkennbar. Man macht mit ihm nicht, wie mit Horaz, einen sorglosen Spaziergang, wo man sich auf angenehme Ab- und Seiten-Wege verliert, um zuletzt unvermuthet an dem Ziele, von welchem man auslief, wieder anzulangen; man schlendert mit ihm methodisch die gerade Heerstraße fort, wendet sich weder zur Rechten noch zur Linken, und behält das Ziel, auf welches man lossteuert, unverrückt im Auge. Die Ausleger haben sich daher auch nie über den Zusammenhang der Gedanken in den Satiren des Persius verlegen gefühlt c), und die Uebersetzer desselben nicht nöthig gehabt, sich Brücken zu bauen, wie die des Horaz. Persius

c) So hat Casaubonus den Inhalt und Gang der Satiren des Persius meistens glücklich entwickelt. Die Dispositionen, die er liefert, bestätigen aber die Meinung, die ich im Texte geäußert habe.

hat sie dieser Mühe überhoben. Er hat dafür gesorgt, daß wenigstens Satz an Satz sich ordentlich anschließe und in seine Ideenreihe sich selten Sprünge einmischen. Hoffentlich wird man mich über diese Aeußerung nicht in Anspruch nehmen. Ich bin eben so weit entfernt, den logischen Zusammenhang zu verwerfen, als ich Anstand nehme, die lose und lockre Verbindung, die sich Horaz erlaubt, gut zu heißen. Aber so fehlerhaft es ist, wenn der Dichter seine Rechte auf Kosten des Philosophen geltend macht, eben so und noch viel fehlerhafter ist es, wenn der Philosoph den Dichter verdrängt und eine unbedingte Herrschaft über ihn ausübt. Die Ordnung soll einem Gedichte nicht fehlen, aber sie soll keine schulgerechte und steife seyn. Auch in ihr soll die Phantasie herrschend erscheinen und sich als Gesetzgeberin offenbaren. Es soll das Ansehn gewinnen, als ob sie gefunden nicht erfunden, als ob sie mühlos hervorgegangen, nicht mühsam durch Nachdenken hervorgerufen sey. Eine solche Ordnung ist es, die ich in dem Persius suche und nicht entdecke.

Aber nicht sie allein ist es, die ich in ihm vermisse. Auch die einem Dichter nicht minder unentbehrliche Kunst, seine Ideen zu Anschauungen zu erheben und die trockne Wahrheit in lebendige Darstellung zu verwandeln, geht ihm größtentheils ab. Möchte er seinen Stoff immerhin dem Unterrichte

der Schule, dem einsamen Nachdenken auf dem Studirzimmer, oder den Gedichten seines Vorgängers verdanken, — wohl verarbeitet und ausgeschmückt würden ihn alle Freunde des Schönen gern aus seinen Händen empfangen haben. Allein von keiner Seite ist der Abstand zwischen Horaz und Persius sichtbarer, als von dieser. Auch Horaz kennt und liebt die Weisheit der Schule: aber er kennt und liebt noch mehr die Weisheit, die Welt und Umgang gewähren, und vergißt nie, jener durch diese Eingang zu verschaffen. Die Wahrheiten, die er uns vorhält, sind alle so neu, so praktisch, so eindringend, als ob er sie eben erst aus dem Leben aufgegriffen und den Gegenständen unmittelbar abgewonnen hätte. Was er uns mittheilt, scheint nicht das Resultat kalter Betrachtungen, sondern lebendiger Erfahrungen, und was er sagt, ist mit Beziehung und Anwendung gesagt. Eben darum bemerkt man auch in seinen Satiren keine Spuren von dem rhetorischen Geiste, die sich in den besten römischen Dichtern, Virgilen nicht ausgenommen, finden. Ganz anders dagegen Persius. In ihm hört man immer den Philosophen vom Katheder und den Rhetor der Schule. Die Weisheit, die er predigt, haftet nirgends, weil es ihr an der alles belebenden Seele, und seine Darstellung macht keinen Eindruck, weil es ihr an Wärme und Licht fehlt. Wenn Horaz durch seinen muntern Weltton erheitert, so

schläfert Persius durch seinen ermüdenden Lehrton ein; wenn jener von einem versinnlichenden Beyspiele zum andern übergeht, so schreitet dieser in todten Begriffen fort; wenn der erstere den ganzen unendlichen Reichthum seiner mannigfaltigen Kenntnisse vor uns ausbreitet, so erscheint der letztere dagegen karg und dürftig. Persius, wie schon ein neuerer Kritiker *d*) sagt, kann nur denen gefallen, bey welchen der Verstand überwiegt. Bey ihnen allein wird die Stärke der Beweise den Zauber der poetischen Kunst, und die Reinheit seiner Moral den Mangel der höhern Darstellungsgabe ersetzen. Wer ungern auf das eine und auf das andere Verzicht thut, wird seine Rechnung nicht bey ihm finden.

In eben dem Maaße, in welchem Persius, in Absicht auf die Erfindung, Anordnung und Behandlung des Stoffes, seinem Vorgänger nachsteht, in eben dem Maaße bleibt er auch, in Absicht der Sprache, hinter ihm zurück. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß ein gewisses, nicht immer unglückliches Bestreben nach Vollendung und Ründe aus seinem Ausdrucke hervorleuchtet. Er ringt eifrig mit seiner Sprache und ringt ihr nicht selten Schönheiten ab; er wählt

d) H. Hottinger in seiner bekannten Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern. S. 202.

mit Vorsicht unter den Wendungen, die sie ihm darbietet, und wird oft mit den passendsten und feinsten belohnt. Allein nichts desto weniger gilt von ihm, wenn von irgend einem Dichter, der Ausspruch Horazens:

Wir fehlen meistens nur, vom Schein des Guten
Getäuscht, und oft, wenn wir's am besten meinen.
Wir wünschen kurz zu seyn und werden dunkel,
Wir streben nach Erhabenheit und schwellen.
Die Furcht zu fehlen wird die reichste Quelle
Von Fehlern, wenn sie nicht vom Kunstgefühl
Geleitet wird.

Es sind hauptsächlich drey Fehler, welche die Sprache des Persius entstellen. Der erste und allgemein zugestandene ist die Dunkelheit. Sie hat ihren Grund weder in unserer Unbekanntschaft mit den Personen, an welche Persius seine Gedichte gerichtet hat, noch in Anspielungen und Verhältnissen, die für uns zu versteckt sind e), sondern ganz eigentlich in dem Re-

e) Quod autem nonnulli arbitrati sunt, faciliorem satiracum Persii intellectum esse, si eos, contra quos scriptae sunt, familiarius cognovissimus ad satiram ejus IV. tantum pertinere, aut si ad singula loca, in quibus quidam notatur in omnes poëtas satiricos eodem jure dici potest. König in der angez. Abhandl. S. 85.

bebaue selbst. Persius möchte es seinem großen Vorbilde gern in der Leichtigkeit und Schnelligkeit der Uebergänge und Wendungen gleich thun, er möchte überdem mit dem möglich kleinsten Wortaufwande gern recht viel Wichtiges und Bedeutendes sagen; er möchte endlich in der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, wenn es geschehen könnte, Horazen nicht nachstehn. In der That vortrefliche Vorsätze, aber wie führt sie Persius aus? Wenn schon Horaz durch die Auslassung der nöthigen Mittelideen seine Ausleger in Verlegenheit setzt, so bringt sie sein Nachahmer schier zur Verzweiflung: so rauh, abgebrochen und uneben schreibt er. Es ist ein Glück für sie, daß er in seinen Satiren wenigstens methodisch verfährt und überall ein fester wohlgeordneter Plan zum Grunde liegt. In Absicht auf die grammatische Verbindung, gleicht er einem leidenschaftlich aufgebrachten Menschen, der, von seiner Heftigkeit fortgerissen, seine Empfindung nicht geschwind los werden kann und darum auf keine Verbindung achtet *f*). Nicht glücklicher ist er in seinem Streben nach Kürze. Persius ist einer von den Schriftstellern, denen nichts stark und kräftig genug gesagt ist. Aber anstatt diese ihm so wünschenswerth

f) Man vergleiche die genannte Abhandlung S. 92. und unter andern die Uebergänge in der ersten Satire V. 63. 69. 92. 107.

scheinende Kraft und Stärke in den Gedanken zu suchen, sucht er sie in dem Ausdrucke, und befleißiget sich jener unnatürlich gedrängten, zerschnittenen und Wörter verschlingenden Manier, die an das Räthselhafte gränzt und jeden Augenblick irre führt. Am unglücklichsten ist er jedoch in den Mitteln, die er zur Erreichung der Lebhaftigkeit anwendet. Auch er wählt, wie Horaz, zu diesem Ende am liebsten die dialogische Form. Aber selten ist sein Gespräch charakteristisch genug geführt und Ernst und Spott deutlich genug unterschieden, um nicht den Dichter mit den sprechenden Personen und letztere wieder mit ihm zu verwechseln g). Alle diese Umstände tragen das Ihrige dazu bey, um den Fehler der Undeutlichkeit zu erzeugen. — Ein zweyter Fehler seiner Schreibart ist die absichtliche Entfernung von dem gewöhnlichen und natürlichen Ausdrucke. In was für Tropen versteigt sich Persius nicht? Wie sehr beleidigt er durch sie den reinen Geschmack? Und wie übermäßig liebt er sie gleichwohl? Mitten in der Leidenschaft jagt er ihnen nach, greift sie auf, wo er sie findet, und reiht sie, wohlgefällig, eine an die andre an. Selbst seine jungfräuliche Sittsamkeit achtet er nicht länger, wenn er auf ihre Ko-

g) Es ist bekannt, wie uneins die Ausleger über die Personen-Eintheilung im Persius sind. Einen Beleg bietet der Anfang der ersten Satire, wo jedoch Reiz die Wahrheit getroffen zu haben scheint.

sten seine Tropensucht befriedigen kann *h*). — Ein dritter Fehler, der besonders dem fleißigen Leser Horazens hart auffällt, ist, daß er die Redensarten, Formen und Wendungen dieses Dichters nicht bloß nachbildet, und zu seinem Eigenthume macht, sondern sie wörtlich aufnimmt und, indem er die Leser unaufhörlich erinnert, daß er aus dem Gedächtnisse schreibt; sie des ungestörten Genusses seiner Versuche, und sich des Vergnügens, ihnen einen solchen gewährt zu haben, beraubt *i*). Für so viele und mannigfaltige Mängel ist der höhere Wohlklang des Verses, — ein Vorzug, der ihm allerdings vor seinem Vorgänger eingeräumt werden muß *k*), — immer eine nur schwache Entschädigung.

Ich habe das Charakteristische, wodurch sich, meines Bedünkens, Persius Muse auszeichnet, entwickelt. Es bleibt mir noch übrig, von der Untersuchung, was Persius war, zu der Frage: Warum er nicht mehr ward? oder von den Erscheinungen zu den Ursachen derselben überzugehen.

h) Sat. 4, 33—41. und 6, 71.

i) Man vergleiche hierüber die Persiana Horatii imitatio vom Casaubonus. Wenn dieser Gelehrte der Sache auch bisweilen zu viel gethan haben sollte, so wird ihn dieser Vorwurf doch nur in wenigen Stellen treffen.

k) Weitläuftiger spricht davon H. Hottinger in der angezogenen Preisschrift.

Der nächste Gedanke, der sich uns zur Lösung dieser Aufgabe darbietet, ist der, daß Persius schwerlich ein Mann von Genie und wahren dichterischen Talenten war. Schon seine Lebensbeschreibung läßt hierüber ein Wort fallen. »Er schrieb, heißt es daselbst, selten und langsam.« Aber abgesehen von diesem Winke, der wohl auch eine günstige Deutung zuläßt, wie sehr wird diese Behauptung durch den Gehalt seiner Gedichte gerechtfertigt? Wer sein Auge unverwandt auf seinen Vordermann richtet und sich von ihm leiten und führen läßt, verräth wenig Selbstständigkeit, und wer sich nie auf eigenen Flügeln erhbet und eigene Bahnen versucht, dem fehlt es sicher an innrer bildenden Kraft und belebenden Wärme. Daß dieß aber ganz eigentlich der Fall des Persius war, leidet durchaus keinen Zweifel. Ohne Horaz würde er entweder gar nie ein Dichter, oder doch selbst der nicht geworden seyn, der er ist. Seine Erfindungskraft war zu beschränkt, seine Einbildungskraft zu dürftig, und sein Beobachtungsgeist zu wenig umfassend, um eine Welt aus sich selber zu schaffen. Nur indem er sich dem edlern Genius eines andern anschmiegt, leitet er einige Funken von dessen Flamme in sich über und genießt des, ihm an sich fremden, Zustandes der Begeisterung.

Was die Natur dem Menschen an Fähigkeiten versagt hat, kann auch der trefflichste Unterricht

nicht

nicht ersetzen, und derjenige, den Persius erhielt, war eben nicht geschickt, einen Dichter zu bilden. Sein Schicksal wollte, daß er, anstatt wie Horaz in die heitern Gärten des Epikur und Aristipp einzuziehen, in die düstern Hallen der Stoa trat, und die Philosophie, die in ihnen gelehrt wurde, vielleicht aus angestammter Neigung, vielleicht weil das verderbte Zeitalter zum Widerstande aufforderte und stärkte, mit der innigsten Achtung und Liebe umfaßte. Dieser Umstand gab seiner Art zu denken und zu empfinden natürlich eine eigene Richtung. Schon an sich sittsam und eingezogen, wurde er in Cornutus Umgang und Schule still und ernst; schon an sich nicht geneigt, das Laster schonend oder spottend zu behandeln, lernte er es hier hassen und verfolgen; schon an sich mehr Philosoph als Dichter, bildete er seine Denkkraft immer mehr auf Kosten der Imagination aus. So erhielten, als er sich in der Folge, wahrscheinlich auf Veranlassung seines Lehrers, der ebenfalls ein Dichter war *l*) und seiner beyden dichterischen Freunde, des Lukan und Bassus, der Poesie widmete, seine Satiren das düstere Colorit, das sich von dem lachenden der horazischen so sehr unterscheidet, und seine Ideen den schulgerechten Gang, der das Gegentheil von dem leichten und regellosen seines

l) In der Vita heißt er tragicus.

Vorgängers ist *m*). Aber noch weit mehr schadete das Studium der stoischen Philosophie seiner Sprache. Wenn Cicero *n*) dem Unterrichte der Stoa, in Bezug auf den Redner schon, die Brauchbarkeit abspricht, weil ihr Vortrag weder fließend noch deutlich, sondern dürftig, zerschnitten und mager sey, wie viel weniger kann er für den Dichter von Nutzen seyn, von welchem ein noch höherer Grad der Leb-

m) H. König hat dieß ebenfalls sehr wohl eingesehn. Ich rücke die hieher gehörige Stelle aus seiner Abhandlung um so lieber ein, da vielleicht nur wenige Leser sie kennen. In similitudinibus, sagt er S. 90. et exemplis Persius ea potissimum delegit, in quibus maximam vim existimavit esse ad stultitiam et errores hominum vividissimis coloribus exprimendos; deinde summa rerum delibanda raro defungi nimisque per partes ire solet adeo, ut non pauca, quae cum cura persecutus esse videtur, frigeant, quorum illud indignationi ejus est assignandum, hoc, ut facile unusquisque potest perspicere ab ejus ingenii inopia et ex illa scholastica consuetudine, magnam saltem partem, repeti potest. Tum quoque vel in delectu exemplorum faciendo parum saepe accurate versatus est, vel in iis enunciandis non sati id spectavit, quod consilio suo fuisset accommodatum, sed ad aliena delapsus plerumque ea tractat, quae, quorsum pertineant, vix conjectura assequi queas. Pari ratione in rerum descriptionibus modum aliquando solet excedere, ita ut in partibus, quae minus ad rem faciunt, exornandis mirum in modum luxurietur, artificum instar minus ingeniosorum, qui in regionibus amoenis coloribus exhibendis circa folia et flosculos anxie laborant. Erant sane istae rerum descriptiones omni tempore poëtis, cum maximum interdum ornatum admitterent, quasi deversoria, in quibus cum voluptate morarentur, praesertim iis, quorum omnis opera in rerum mutuo sumptarum amplificatione versabatur.

n) De oratore II. 38.

haftigkeit und Klarheit verlangt wird? Je mehr der letztere sich in die Spitzfindigkeiten der Stoa eintaucht und in ihre Schlußreihen vertieft, je schwerer wird es ihm fallen, wenn er seinen Wahrheiten ein dichterisches Gewand umhängen will, die Nüchternheit und Trockenheit, an welchen ihn die Schule gewöhnt hat, zu verläugnen.

Doch nicht die Sprache der Stoa allein, die Sprache des Zeitalters und der Verfall des guten Geschmacks überhaupt haben an der tadelnswerthen Manier und dem fehlerhaften Ausdrucke des Persius großen Antheil. Es ist hier der Ort nicht, ein Gemälde von dem allmählig herbeygeführten und immer mehr überhand nehmenden Verderben der römischen Dichtkunst und Beredtsamkeit zu entwerfen. Es ist genug im Allgemeinen zu erinnern, daß Seneka der Zeitgenosse unsers Dichters war, und der Charakter der Unwahrheit, Gezwungenheit und Uebertreibung sich vor und nach ihm in allen Schriften der Römer ausprägte. Um sich von einem solchen Verderben rein zu erhalten, oder ihm entgegen zu arbeiten, fehlte es dem Persius an allem — an Talent, an Muth und an Kräften; und gesetzt, ihm wäre alles zu Theil geworden, was konnte ein Schriftsteller leisten, der die Laufbahn des schriftstellerischen Ruhms verließ, als er sie kaum betreten hatte? Von ihm konnten Quintilian

und Martial o), unter solchen Umständen, und in Erwägung so vieler einzelnen, aus seinen Satiren hervortretenden, edlen Stellen mit Recht sagen, daß er sich durch ein Buch viel Ruhm erworben habe, und dieses eine mehr Leser verdiene, als die bändereichen Werke vieler andern.

Man kann einem Dichter, dessen Ruhm man in Anspruch genommen hat, keine größere Genugthuung geben, noch sein eigenes Urtheil über ihn gründlicher rechtfertigen, als wenn man ansehnliche Stellen, oder eines seiner bedeutenden Gedichte zur Probe aushebt. Ich theile zu diesem Ende die zweyte Satire des Persius, in das Sylbenmaß des Originals und so treu, als ich es vermochte, übersetzt, zum Schlusse dieser Abhandlung mit.

Sie ist an Makrin, einen von den Freunden des Dichters, den wir, bloß dem Namen nach, kennen, dessen genauere Bekanntschaft uns aber auch über das Stück selbst keinen nähern Aufschluß geben würde, gerichtet. Makrin feyert seinen Geburtstag und wendet sich bey dieser Gelegenheit mit Opfern und Gebeten an seinen Genius. (1—4.) Die Ueberzeugung, daß er von den Göttern nichts bitten werde, als was billig und recht sey, leitet den Dichter auf die entgegengesetzte Betrachtung, auf eine Darstellung und Schilderung der Thorheiten, die sich die

o) Jener in Instit. orat. X. 1. S. 910. dieser IV. 29, 7.

Menschen in ihren Erwartungen und Foderungen an die Gottheit zu Schulden kommen lassen. Er unterscheidet drey Klassen von Thoren. Einige hegen Wünsche, die schädlich und lasterhaft, beydes oft in einem so hohen Grade sind, daß sie erröthen würden, wenn sie selbige laut bekennen, oder einem Menschen, wäre dieser auch ein noch so verworfener Böfewicht, vortragen sollten. (5—40.) Andere wünschen nichts Lasterhaftes, aber ihre Bitten sind ungereimt, weil sie durch ihr eigenes Betragen den Göttern die Erfüllung derselben unmöglich machen. (41—51.) Noch andre zeigen sich von einer lächerlichen und verächtlichen Seite. Die Götter haben ihnen Gutes erwiesen. Um mehr von ihnen herauszulocken, behandeln sie selbige wie bestechliche Menschen und überhäufen Tempel und Altäre mit unnützen Geschenken. (52—70.) Was den Himmlischen wahrhaft gefällt und gefallen kann, sind reine Herzen und edle Gesinnungen. Diese allein geben den Opfern Werth. (71—75.)

Zeichne den heutigen Tag, Makrin, mit weisserem Steine p),
Ihr, der glücklich die Zahl der gleitenden Jahre vermehret!

p) Nach der Sitte der Alten, die glücklichen Tage mit weißen, und die unglücklichen mit schwarzen Steinen, die sie in einen Kasten warfen und beym Schlusse des Jahres überzählten, zu bemerken.

Geuß dem Genius Wein! Du hägſt nie gierige Wünſche,
Die man den Göttern ſich nur ſeitab zu flüſtern getrauet.
Aber der größere Theil der Magnaten räuchert im Stillen.
Wenigen iſt es vergönnt, am Altar des Murmelns und Liſpelns
Sich zu enthalten und ihm mit offnem Gelübde zu nahen.
Treue, Ruf und Verſtand, — das fodern ſie laut und vernehmlich:
Aber heimlich und ſtill ſchleicht zwiſchen den Lippen: »O ſäh' ich
Herrlich q) hervor die Leiche des Oheims wallen: O klänge,
Unter dem Spaten, einmal der Topf mit Golde, durch Herkuls
Gäte verliehen! O löſchte der Mündel, den ich als nächſter
Erbe dränge, doch aus! Ihm verleiden Fieber und Ausſatz

q) Zur Beſchönigung des laſterhaften Wunſches. Der Betende denkt ſeinem Onkle wenigſtens ein prächtiges Leichenbegängniß zu halten. Eben dieß gilt von dem Zuſatze V. 13. Uebrigens laſſen ſich weder ebullit, impello und expungam, noch einige andere eigenthümliche Ausdrücke dieſer Satire in ihrer ganzen Kraft ausdrücken; und es hieße offenbar mit einem Ueberſetzer zu hart verfahren, wenn man ihm ſolche Unmöglichkeiten anrechnen wollte.

Jeden Genuß, und schon hat Nerius dreymal ge-
freyet r). «
Um mit Vertraun so beten zu können, tauchest du
Morgens
Zwey- und dreymal, zur Sühne der Nacht, das Haupt
in die Tiber s).

Höre, mein Freund! (die Frage ist unbedeutend,
doch gieb mir
Antwort!) was hältst du vom Zevs? Ziemt einem an-
dern der Vorrang —
»Wem? ich bitte dich.« Wem? dem Stajus, dächt'
ich, dem besten
Erben, dem redlichsten Richter, dem würdigsten Vater
der Waisen t)
Auf und vertraue, was du dem Zevs in die Ohren
zu raunen
Wagest, dem Stajus! »O Zevs! so riefe Stajus:
gerechter

r) Also schon drey Weiber beerbt, während ich immer noch vergebens auf den Tod meiner Verwandten warte.

s) Wer in der Nacht die Freuden der Liebe genossen hatte und den Morgen darauf vor die Götter treten wollte, badete sich zuvor. Das Wasser der Tiber ward für besonders heilig und kräftig gehalten.

t) Bittre Ironie: denn Stajus war von dem allen das Gegentheil.

Zevs!“ Und es sollte, mein Freund, Zevs zu sich
selber nicht rufen v)?
Glaubst du, er zürne dir nicht, weil, wann er don-
nert, die Eiche
Eher, denn du und dein Haus, von dem heiligen
Blitze verzehrt wird? 25.
Oder, weil du noch nicht, vom Donner gerührt, auf
Ergenna's x)
Und der Opfer Geheiß, in dem Hain, ein trauri-
ges Scheusal,
Moderst y), — lässet von dir Zevs darum thöricht
am Bart sich
Schütteln? Was wähnst du? durch welche Geschen-
ke hoffst du der Götter
Ohr zu erkaufen? Vielleicht durch fette Sahue und
Lungen? 30.

Sieh, es entnimmt der Wiege die Aeltermutter
und fromme
Tante den Knaben und streicht die Stirn' und die
nässenden Lippen

v) Der Sinn ist: Stajus selbst, so verrucht er ist, würde sich, falls du ihn als Jupiter behandeltest, über die Anmuthung entsetzen, und du wagst es, den wirklichen Jupiter mit deinen Wünschen zu behelligen.

x) Nahme eines etrurischen Wahrsagers.

y) Vom Blitz Erschlagene wurden nicht beerdigt, sondern blieben unbegraben liegen.

Ihm mit dem spottender Finger und mit dem sühnenden Speichel z) —
Jede geschickt, den Zauber vergiftender Augen zu bannen, —
Schaukelt ihn auf der Hand und sendet die dürstige Hoffnung,
Unter Gebet, in die Felder Licins und zu Crassus Pallaste a):
„Mögen b) zum Eydam diesen sich König und Königin wählen,
Um ihn die Mädchen sich reißen, und Rosen blühn, wo er hintritt!
Nimmer vertrau' ich der Amme die Sorge der Wünsche c). Versag' ihr,
Jovs, auch diese, und kniete sie, weißgekleidet, im Tempel!

z) Es ist bekannt, daß die Alten dem Speichel, vorzüglich dem nüchternen, eine besondere vielfältige Kraft beylegten. Der höhnende Finger ist der Mittelfinger. Er heißt so, weil die Ausstreckung desselben gegen Jemanden ein Zeichen der Beschimpfung war.

a) Der Gedanke ist, welcher Auslegung man auch folgen mag: Großmutter und Tante wünschen, daß der kleine Knabe einst so reich werden möge, wie Licinius und Crassus.

b) Worte der beyden Veterinnen.

c) Persius will sagen: Wie thöricht ist es, unverständige Ammen für ihre Zöglinge Wünsche thun zu lassen, da nützlich zu wünschen die größte Einsicht und Klugheit erfodert.

Starke Nerven erflehest du dir und ein kräftiges Alter.
Seys dann! Aber das Fett der Pasteten und mächtigen Schüsseln
Binden Jupiters Rath und vereiteln der Götter Gewährung.

Du dort schlachtest, dein Gut zu vermehren, den Stier und erbuhlest
Dir durch Opfer die Gunst Merkurs. »O, segne d) mein Erbe,
Segne mein Vieh und die Zucht der Heerde.« Thor, wie vermag er's,
Wenn du im Feuer die Nieren so vieler Kalben zerschmelzest e)?
Und doch setzest du stets durch Lebern dem Gott und durch fette
Kuchen ihm zu. »Schon mehrt sich mein Feld, schon wachsen die Lämmer.
Itzt, itzt werd' ich erhört.« So träumst du, bis endlich der letzte
Hülflose Pfennig umsonst in der Tiefe des Kastens erseufzet f).

d) Worte des Opferers.

e) Wenn du selbst deinen Viehstand durch zwecklose Opfer verringerst.

f) Bis du gänzlich verarmt bist.

Schenk' ich dir Becher von Silber und ein mit funkelndem Golde
Ausgelegtes Gefäß, so glühst du vor Freude, so pochet
Hoch in der linken Brust dir das Herz und treibet dir Schweiß aus.
Stracks beginnst du: „Warum bekleid' ich der Himmlischen Antlitz 55.
Nicht mit dem köstlichsten Gold g)? Die unter den ehernen Brüdern,
Die uns gütig im Schlaf mit dunstfreyen Träumen beglücken b),
Sind es vor andern werth. Sie schmück' ich mit goldenen Bärten.«

g) Warum beweise ich mich gegen die Götter, die mir diese Geschenke zugewandt haben, nicht auf die nemliche Art dankbar? Der Thor beurtheilt sie also nach sich, d. h. er behandelt sie nach menschlicher Sitte.

b) Die Alten legten sich oft in den Tempeln schlafen, um über wichtige Angelegenheiten von den Göttern im Traum belehrt zu werden. Dieser Aberglaube ist es, den Persius hier vor Augen hat. Die fratres aëni gehen wahrscheinlich weder auf Aegyptus funfzig Söhne, noch auf das Brüderpaar Kastor und Pollux, sondern stehen, als scherzhafter Ausdruck, für das gesammte ansehnliche Götter-Collegium, so weit es sich in Erz dem sterblichen Auge darstellt. „Wer unter den Göttern, läßt der Dichter den Frömmling sagen, die bestimmtesten und sichersten Eröffnungen durch Träume sendet, (und dieses Rufes genossen vorzüglich Apoll und Aeskulap,) dessen Bart soll vergoldet werden.“ Somnia pituita purgatissima für Träume zu nehmen, die uns anzeigen, wie wir uns von der Pituita helfen sollen, erlaubt die Latinität nicht. Es sind somnia animi, vaporibus non turbati, also vera. Man sehe die Ausleger zu Moschus 2, 5. und 4, 120.

Längſt hat Gold die Gefäße des Numa, das Erz des Saturnus,
Und den thuſciſchen Thon und Veſta's Urnen verdränget.
O ihr verkehrten und ganz für das Himmliſche fühlloſen Seelen!
Ziemt ſichs die Sitte der Welt in der Götter Tempel zu bringen,
Und nach dem Glück des verruchten Geſchlechts i) das ihre zu meſſen?
Dieſer verfälſcht das Oel mit den fremden Düften der Narde,
Und durchkocht die Vließe Tarents mit dem Safte des Purpurs;
Jener gebeut aus der Muſchel die Perle zu brechen und ſondert
Durch des Feuers Gewalt von den rohen Schlacken die Erze.
Jeder irrt, doch gewinnt durch den Irrthum Jeder k). Ihr aber,
Sagt mir, Prieſter, was nützen dem Heiligthume die Schätze?

i) Der Menſchen, nach den Worten: des laſterhaften Fleiſchklumpens.

k) Indem er der Eitelkeit ſchmeichelt und die Habſucht befriedigt.

Traun so viel, als Cytheren der Jungfrauen Gaben, die Puppen *l*) 70.

Laßt uns den Himmlischen weihn, was des edeln Messala verderbter
Sohn *m*), auf den stattlichsten Schüsseln umsonst zu geben, sich mühet,
Reine Achtung für Recht und Gesetz, in den Tiefen der Seele
Pflichtgefühl und ein Herz, von Tugendeifer durchdrungen.
Reiche du dieß für die Tempel mir dar, und ich opfre mit Mehle *n*). 75.

l) Die griechischen und römischen Mädchen widmeten diese der Göttinn, wenn sie in das Alter der Mannbarkeit traten.

m) Wörtlich, der trieläugige Sohn des grosen Messala. Aber der ganze Zusammenhang lehrt, daß der Dichter lippus hier im moralischen Sinn, also für ausgeartet oder lasterhaft, nimmt.

n) Und die Götter werden sich mit einer Spende aus Mehl, dem gewöhnlichen Opfer der Armen, abfinden lassen.

Pierre - Carlet de Marivaux

gebohren zu Paris 1688; ward in die Akademie aufgenommen d. 14. Febr. 1743. und starb den 12 Febr. 1763. a).

Wenn man im Ernste sagen könnte, daß sich die Natur bisweilen vergreife, so könnte man bey diesem Dichter ahnden, daß sie aus Irthum oder Laune einen weiblichen Geist in einen männlichen Körper gelegt habe. Eine außerordentliche Beweglichkeit, ein lebhafter und reger Witz, ein scharfer, vorzüglich auf Kleinigkeiten gerichteter Beobachtungsgeist, und gerade so viel Einbildungskraft als erforderlich ist, um einen Gedanken zu schminken und ein Bild auszuführen, aber nicht genug, um lebendige Gestalten aus dem Innern herauszuschaffen — dieß sind im Allgemeinen die Grundzüge eines Geistes, wie ihn Marivaux von der Natur erhalten hatte. Sterbliche dieser Art sind für die Gesellschaft

a) Die wenigen Umstände seines Lebens, unter denen die Aufnahme in die französische Akademie der merkwürdigste ist, s. in D'Alembert Histoire des membres de l'Académie françoise. Tom. VI. S. 53. ff.

gemacht *b*). Um das Spiel der gesellschaftlichen Unterhaltung in Bewegung zu setzen, bedarf es gerade nicht mehr, als dieser Verbindung des Witzes mit einer Reizbarkeit und Lebhaftigkeit, die mit dem Scheine der Empfindung täuscht. Wer aber die engen Gränzen des Zimmers verläßt, um auf einer grösern Bühne aufzutreten, dem schenkt die Welt ihren Beyfall so wohlfeil nicht. Die feinern Züge, die leisern Tinten des gesellschaftlichen Witzes und der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit verschwinden in einem grössern Gesichtskreise; oder wenn sie sichtbar werden, scheinen sie den Ton und die Haltung des Ganzen zu stören. Hier nimmt das Genie, das sich in dem gesellschaftlichen Verkehr hinter dem Witze und der Anmuth verbirgt, den ihm gebührenden Platz wieder ein, und die Aeußerungen desselben, welche dort hart und schneidend scheinen, zeigen hier eine vollkommene Harmonie.

b) Marivaux Witz machte seinen Umgang, wenn man ihn selten genoß, sehr anziehend, aber das Uebermaß desselben, oder vielmehr der falsche und gesuchte Witz, mit dem er seine Unterhaltung beständig zu schmücken suchte, machte einen langdauernden Umgang mit ihm ermüdend. Sa converſation, sagt Dalembert, semblable à ses ouvrages, paraiſſoit, dans les prémiers momens, amusante par sa singularité, mais bientôt elle devenait fatigante par sa monotonie métaphyſique, et par ses expreſſions peu naturelles; et si l'on aimait à le voir quelquefois, on ne désirait pas de le voir longtems, quoique la douceur de son commerce et l'aménité de ſes moeurs fiſſent aimer et eſtimer sa perſonne.

Wäre die Schauspielkunst, wie man so oft sich einbildet, nichts weiter als die Kunst das menschliche Leben zu kopiren, so würde das Gemälde einer geistreichen und fröhlichen Gesellschaft auf der Bühne, wie auf dem Zimmer gefallen. Nichts aber ist irriger, obgleich kein Irrthum gewöhnlicher ist. Ihm zu gefallen hat man nicht nur die Schauspieler von den öffentlichen Plätzen, die in Rom und Athen ihre Scene waren, verbannt, und in die Zimmer verwiesen, sondern, was noch weit schlimmer ist, sie hier mit der ganzen Dürftigkeit des gemeinen Lebens beschäftigt. Hierdurch aber sank die Kunst, die in dem Dienste der Aristofanes und Moliere eine göttliche Schöpferin war, zum Range einer Kopistin der Natur herab; sie hat der Würde einer Gebieterin entsagt, um als eine treue und dienstfertige Magd gepriesen zu werden. Hierdurch hat die Tragödie ihre Würde, das Lustspiel seine komische Kraft verloren; Worte sind an die Stelle der Handlungen, Einfälle an die Stelle der Situationen getreten; das Genie hat dem Witze und oft dem Aberwitze Platz gemacht und der Zauber der Poesie hat die Bühne einer trivialen Wahrheit überlassen.

Marivaux war nicht der erste Dichter, der, durch die Art seines Talentes irre geführt, den Unterschied zwischen dem, was in der Gesellschaft vergnügt, und dem was der Bühne zugehört, verkannte; aber noch kein dramatischer Dichter seiner

Zeit

Zeit hatte den Irrthum so weit getrieben. Das ganze Streben seines Geistes ging darauf, den conventionellen Ton der Gesellschaft, als Natur, auf die Bühne zu bringen; und durch eine sonderbare Fatalität nahm er seinen eignen Ton für den des gesellschaftlichen Lebens überhaupt. In der Welt, die ihn umgab, sah er überall nur sich, und die Farbe, die er selbst andern lieh, sah er für die wahre Farbe der Gegenstände an c). Unfähig den Zauberkreis zu überspringen, den seine Eitelkeit um ihn gezogen hatte, oder außer seiner beschränkten Welt eine andere zu ahnden, untersuchte er mit mikroskopischen Augen die Gegenstände, die er auf dieser kleinen Fläche bemerkte. Alle seine Werke sind daher nichts anders, als eine Sammlung solcher mikroskopischen Beobachtungen. Sie haben den Werth von Bekenntnissen und Beyträgen zur Geschichte des menschlichen Herzens und seiner Schwachheiten. Doch ist

c) Dalembert S. 94. Il semblait prêter à ceux qui lui parlaient, une espece d'attention; mais en paraissant attentif, il écoutait peu ce qu'on lui disait; il épiait seulement ce qu'on voulait dire, et y trouvait souvent une finesse dont ceux même qui lui avaient parlé ne se doutaient pas. Aussi toutes les Sociétés lui étaient à peu près égales, parcequ il savait en tirer le même avantage pour son amusement; les gens d' esprit le mettaient en action, et lui faisaient prendre librement tout son essor. Se trouvait-il avec des sots? Il faisait effort pour les faire accoucher (comme le disait Socrate) et ne s'appercevant pas qu'il leur prêtait son esprit, il leur savait gré de ses pensées, comme si elles eussent été les leurs.

auch dieser Werth bey der Flachheit und dem Mangel an Mannichfaltigkeit der Gefühle, die Marivaux in seinem Herzen fand, außerordentlich beschränkt. Eine erstarrende Eitelkeit herrschte in dem Innersten seiner Brust. Sie ist daher fast das einzige Geheimniß des menschlichen Herzens, das er enthüllt und studirt hat; die einzige Empfindung, die er in allen übrigen findet, welche alles durchdringt und färbt.

Bey dieser Beschränktheit seiner Gefühle und seines Gesichtskreißes, ist es eben kein Wunder, daß er in den Werken der Kunst nur die Eigenschaften schätzte, die er selbst besaß, Witz, Lebhaftigkeit und Feinheit. Das Große und Göttliche machte keinen Eindruck auf ihn. Ein witziger Kopf, der dem Homer seine Göttlichkeit zu einem Spottnahmen machte *d*), mochte immerhin auch das Genie Moliere's verkennen, und sich, mit belustigender Naivetät, mit diesem großen Meister zu messen wagen *e*). Man muß es der kurzsichtigen Spinne verzeihen, daß sie ihr kleines dünnes Gewebe für schö-

d) Er pflegte ihn immer spottweise den göttlichen zu nennen. Er unternahm es ihn zu travestiren, in der Absicht, die Achtung, die man diesem wahrhaft göttlichen Barden, seiner Meinung nach, ohne Grund und aus bloßer Pedanterey bewieß, zu vernichten. Das Unternehmen mislang vollkommen und die Parodie des Homer wurde vergessen, als sie kaum bekannt geworden war.

e) Dalembert S. 82.

ner und vollkommener hält, als den Pallast, in dessen Winkel sie ihre Wohnung aufgeschlagen hat.

Die Leichtigkeit, mit welcher sich in den Werken Moliéres das Gebäude seiner Dichtungen erhebt, die reiche Fülle von Einbildungskraft, die das Ganze durchströmet, die ungeschminkte Natur und Wahrheit seines Ausdruckes, alle diese Eigenschaften, welche eben so viele Kennzeichen eines wahren dramatischen Genies sind, konnten vielleicht Marivaux Augen entgehn, die auf die kleinen und buhlerischen Grazien des gesellschaftlichen Umgangs geheftet und von ihnen bezaubert waren. Er mochte sich leicht für einen grösern Kenner des menschlichen Herzens halten, weil er einige leise Bewegungen desselben beobachtet und dargestellt hatte; Bewegungen, welche Moliére, in seiner kühnern und großen Manier, vielleicht absichtlich verschmähte. So verachtet der Anatom die Unwissenheit des Bildhauers, der an dem Körper eines vergötterten Herkules oder eines Apoll Adern und Muskeln verbirgt oder ihr Daseyn nur durch ein zartes Spiel auf der Oberfläche ahnden läßt.

Man darf aber nur die Werke beyder Dichter vergleichen, um den Mann von Genie und den witzigen Kopf durch scharfe Grenzlinien unterschieden zu finden. Moliére ist in jedem seiner zahlreichen

Stücke neu. Jedes ist eine Welt für sich. Ueberall finden wir andere Menschen, andere Charaktere und nirgends den Dichter. Denn dieser Proteus verwandelt sich in alle Gestalten. Wir wissen wohl, daß wir durch einen Zauber getäuscht werden; aber dieser Zauber hat so ganz das Gepräge der Wahrheit, daß wir an den Urheber desselben gar nicht einmal denken können. Mit Kraft und Anmuth und in einer fruchtbaren Mannigfaltigkeit scheint hier alles von selbst mit göttlicher Leichtigkeit aus dem Schooße des Genies hervorzusprießen. Alles ist Dichtung und doch scheint alles Wahrheit zu seyn; alles ist Kunst und doch glauben wir nichts als Natur zu sehn.

Wie verschieden hiervon ist der Anblick, den uns Marivaux Schauspiele darbieten! Wir glauben ein Marionetten-Theater zu sehn, auf welchem immer die nemlichen Puppen nur in veränderter Kleidung spielen. Ueberall dieselben Manieren, dieselben Ausdrücke und beynahe die nemlichen Begebenheiten *f*). Der strahlende Flitterputz bedeckt den

f) Dalembert macht S. 70 ff. einige Bemerkungen über diese Einförmigkeit, wo er sehr richtig sagt, der Unterschied in den Schauspielen dieses Schriftstellers beruhe in den kleinen Verschiedenheiten, die der Verfasser in seinem Stoffe zu fassen und anzudeuten gewußt habe. Aber, fährt er fort, die große Menge, welche das Theater besucht, geht nicht hin um die Fibern des menschlichen Herzens durch das Vergrößerungsglas zu beobachten, sondern um die Bewegungen desselben enthüllt zu sehen, und findet, in den subtilen Operationen des Verfassers

unbeseelten Stoff doch nur schlecht, und alle Lebhaftigkeit und Gewandheit, mit welcher diese Puppen bewegt werden, läßt uns doch die Hand nicht vergessen, die sie regiert. Wenn Moliere das Genie eines großen Mahlers besaß, so hatte Marivaux dagegen das Talent einer Putzmacherin, die denselben Stoff in mannichfaltige Formen zu drücken und ihm immer einen Schein von Neuheit zu geben weiß.

Diese Unfruchtbarkeit des Geistes, mit einem heftigen Streben nach Originalität verbunden, vollendete die Unnatur seiner Produkte, ohne daß er selbst etwas von dieser Erscheinung ahndete. Er pflegte, in seiner Manier, zu sagen: »Ich will unter der kleinen Anzahl originaler Köpfe lieber auf der hintersten Bank sitzen, als unter der zahlreichen Heerde gelehrter Affen den ersten Platz behaupten.« Aber leider war die Originalität, in deren Besitze er sich glaubte, nichts weiter als eine fehlerhafte Manier, eine Verirrung von dem Wege der Schönheit in das Gebiet der Affectation.

nichts als eintönige und ermüdende Wiederholungen. Dieses war eine der Hauptursachen, warum Marivaux Stücke bey der ersten Aufführung selten gefielen. Nur allmählig und bey öfterer Wiederholung wurden die Zuschauer in den Stand gesetzt, die Feinheit des Ganzen und der einzelnen Theile wahrzunehmen.

In diesem Gebiete war Marivaux gleichsam einheimisch. Hier war seine Natur. Sein Ausdruck, seine Charaktere, die Anlage und der Gang der Handlung, alles trägt in den Werken dieses Schriftstellers das Gepräge einer ihm eigenthümlichen Sonderbarkeit.

Marivaux war nicht wenig eitel auf das Verdienst, in seinen Lustspielen die Liebe auf eine ganz andere Weise als seine Vorgänger behandelt zu haben. Diese Leidenschaft, die seit dem Zeitalter Menander's die Grundlage der Komödie und gleichsam der Faden gewesen ist, an welchen sich die mannichfaltigen Mittel der Belustigung anspinnen, pflegt bey dem Anfange der Handlung vollkommen gebildet zu seyn, und das Geschäfte des Dichters besteht in der Kunst, das liebende Paar über alle Schwierigkeiten hinweg zu dem gewünschten Ziele zu führen. Marivaux verließ diesen Weg, weil er ihm allzu betreten schien, und machte die Liebe, die nur eine Gelegenheit der Belustigung seyn kann, zum Gegenstande derselben. »Bey meinen Collegen, pflegte er zu sagen, liegt die Liebe im Streite mit dem, was sie umgiebt, und wird endlich, allem Widerstande zum Trotze, glücklich. Bey mir streitet sie nur mit sich selbst und wird glücklich, ohne es gewollt zu haben.« Ueberall ist es die Liebe und nichts als die Liebe, was den

ganzen Rahmen seiner dramatischen Gemälde füllt. »In meinen Stücken, sagte er, wenn er sich gegen den Vorwurf der Einförmigkeit vertheidigen wollte, — in meinen Stücken herrscht bald eine Liebe, die beyden Liebenden unbekannt ist; bald eine Liebe, die sie fühlen, und sich gegenseitig verbergen, bald eine furchtsame Liebe, die sich nicht zu erklären wagt, bald endlich eine ungewisse und unschlüssige Liebe, eine Liebe, die, so zu sagen, erst halb gebohren ist, die sie ahnden, ohne ihrer gewiß zu seyn, und die sie in ihrem Innern belauschen, ehe sie ihr einen freyen Ausflug verstatten g).«

Uebrigens täuschte sich Marivaux, wenn er die Geheimnisse der Liebe und ihrer Ränke in dem menschlichen Herzen darzustellen glaubte b). Was er mit dem Nahmen der Liebe beehrt, ist nichts weiter als ein Schatten derselben; ein leerer Schein ohne Körper und Wärme. Man hat gesagt, Marivaux Personen liebten sich so spät, und heiratheten sich so schnell als möglich; aber man hätte eigentlich sagen sollen, daß sie sich meistentheils auf

g) Dalembert. S. 71.

b) Marivaux pflegte in seiner gesuchten Manier zu sagen: J'ai guetté dans le coeur humain toutes les niches différentes où peut se cacher l'amour lorsqu'il craint se montrer, et chacune de mes Comédies a pour objet de le faire sortir d'une de ces niches.

den ersten Anblick einen gewissen Geschmack abgewinnen, viele Umstände machen, ihre Schwachheit zu bekennen, und, wenn endlich, nach langer Affectation, das erwünschte Geständniß ausgesprochen ist, sich auf der Stelle heirathen. Man könnte in dieser Rücksicht die Komödien dieses Schriftstellers einen praktischen Unterricht nennen, Liebeserklärungen zu machen und Liebeserklärungen auszuweichen.

Der flüchtige Geschmack zweyer Personen an einander, der in Marivaux Komödien mit dem Nahmen der Liebe ziemlich willkührlich belegt wird, bekömmt meistentheils durch eine zufällig oder absichtlich erregte Eifersucht den Firniß der Leidenschaft. Denn als tiefes und herrschendes Gefühl zeigt sie sich hier nie; sondern als flache Eitelkeit, als Koketterie und Heucheley gegen sich und andere.

In diesem Charakter zeigt und entwickelt sie sich meistentheils in einigen peinlichen Situationen, die dieser Schriftsteller nicht ohne Mühe hervorbringt. Er scheint es für den Gipfel der dramatischen Kunst gehalten zu haben, seine Personen in einem engen Kreiße um einander herum zu treiben, sie mit falschen Angriffen, falschen Vertheidigungen zu ermüden, um sie nach unendlich vielen vergeblichen Schritten auf einen Punkt zu führen, den sie meistentheils auf den ersten oder zweyten Schritt hät-

ten erreichen können. Denn oft wäre die peinlichste Situation mit Einem Worte zu endigen oder zu vermeiden gewesen; aber dieses Eine Wort bleibt aus, bis der Dichter durch Entzweyungen und Aussöhnungen die erforderliche Anzahl von Scenen fortgesponnen hat *i*). Immer sieht man in seiner Hand den dünnen Faden schweben, den eine herzhafte Bewegung der handelnden Personen, wenn sie sich selbst überlassen wären, zerreißen würde.

Einige Beyspiele werden den Geist, in welchem diese Schauspiele gedacht und ausgeführt sind, kenntlicher machen. Damis und Luzilie *k*) sind von ihren Eltern für einander bestimmt. Sie kennen sich nicht, als aus den günstigen Zeugnissen andrer, deren ungeachtet ihnen der Dichter eine entschiedene Abneigung gegen eine Verbindung mit einander einflößt. Da sie es aber nicht wagen, sich dem Willen ihrer Eltern geradezu entgegen zu setzen, so hofft

i) Wenn Erast in der Erzählung, die er (in La mépriſe. Tom. IV. S. 21.) Hortenſien von der Bekanntſchaft macht, die er mit ihr errichtet zu haben glaubt, nicht den einzigen Umſtand von dem gefundenen Handſchuh ausließe, ſo wäre das Misverſtändniß ſogleich gelöst und Hortenſie würde wiſſen, daß er ſie für ihre Schweſter hält. Wenn weiter hin Frontin nicht vergeſſen hätte, daß die Geliebte ſeines Herrn eine Schweſter hat, die ihr vollkommen gleicht, ſo würde das Misverſtändniß keine weitere Dauer gehabt haben.

k) Les Sermens indiscrets.

jedes von ihnen, durch ein freyes Geständniß seiner Abneigung das andere zu bewegen, mit gemeinschaftlichen Kräften die beabsichtigte Heirath rückgängig zu machen. Damis kömmt, voll von diesen Gesinnungen, an. Er findet Lisetten, die ihm, im Auftrage ihrer Gebieterin, seine Erklärung abnimmt, und ihn ermahnt, einem Vorsatze treu zu bleiben, dessen Ausführung durch Luziliens Reize erschwert werden dürfte. Die Zuversichtlichkeit, mit der er diese Erinnerung beantwortet, reizt die Eitelkeit Luziliens, die in einem Nebenzimmer Zeugin der ganzen Unterredung gewesen ist. Sie tritt heraus, mit dem Vorgeben, sich mit ihm über die Harmonie ihrer beyderseitigen Gesinnungen zu freuen; eigentlich aber mit der geheimen Absicht, seine Dreistigkeit zu bestrafen und seines Vorsatzes vergessen zu machen. Dieses Unternehmen wird ihr selbst gefährlich. Sie findet den Mann, dem sie entsagen will, liebenswürdig; auch er fühlt sich durch ihren Anblick besiegt; aber gleichwohl begehen sie die Thorheit, sich eine völlige Gleichgültigkeit auf das heiligste zuzusagen. An diesem, mühsam und widerwärtig gedrehten Faden spinnt sich die Handlung weiter fort. Die beyden Liebenden sind übereingekommen, daß Damis Neigung für Luziliens Schwester vorgeben und dadurch die Veranlassung eines Bruches herbeyführen soll. Dieser Umstand wird ein Mittel Luziliens Eifersucht zu erregen und die Katastrophe zu

bewirken, die natürlicher Weise in der Aufhebung des gegenseitigen Versprechens besteht. Die kleinen unmerklichen Schritte aber, die der Dichter bis zu diesem Punkte thut, ermüden den Leser. Damis wagt es nicht, der getroffenen Uebereinkunft zuwider, deutlich von Liebe zu reden; und Luzilie, die nichts mehr wünscht, als daß er sein Versprechen vergessen möchte, ist zu stolz, die Veränderung ihrer Gesinnungen deutlich genug merken zu lassen. Dieses gespannte Verhältniß, das viel zu lange dauert, um belustigend zu seyn, wäre, wenn es doch einmal entstehen sollte, mit ein wenig mehr wahrer Liebe von beyden Seiten, und etwas mehr Freymüthigkeit von Seiten des Liebhabers, sehr schnell geendigt gewesen. Aber man möchte sagen, daß dieser Schriftsteller seine Personen auf ein Seil nöthige, um mühsam einen kleinen Weg zurückzulegen, und ihnen schlechterdings nicht erlaube, sich durch einen herzhaften Sprung auf ebenen Boden aus dieser beschwerlichen Lage zu retten.

In einem andern Stücke *l*) hat der letzte Wille eines Verwandten, Hortensien einem Marquis bestimmt, dem er den größten Theil seiner Güter hinterläßt, aber es ihm freystellt, sich dieser Verpflichtung gegen Hortensien durch ein ansehnliches Legat zu entledigen. Der Marquis, ein Mann von

l) Les Legs.

gesetztem Alter, liebt eine Gräfin; Hortensie einen Chevalier; beyde haben also nicht die mindeste Lust, die erste Bedingung des Testamentes zu erfüllen, eben so wenig, als auf der andern Seite das Legat aufzuopfern. Jedes erräth die Gesinnungen des andern, und beyde hoffen das Legat zu gewinnen, wenn sie sich bereit stellen, eine Verbindung mit einander einzugehn. Der Marquis wünscht indeß vor allen Dingen der Gesinnungen der Gräfin gewiß zu seyn, mit der er in der freundschaftlichsten Verbindung lebt, ohne doch der Liebe noch jemals Erwähnung gethan zu haben. Er zieht sie also wegen seiner Angelegenheiten mit Hortensien zu rathe, und die Gräfin benutzt diese Gelegenheit, ihm eine Erklärung so nah zu legen, als es nur immer mit Anstand geschehn kann. Eine Stelle aus dieser Scene, die in Marivaux Komödien so viele ihres gleichen hat, wird hier nicht am unrechten Platze stehn. Es ist die Rede von Hortensien, und man kann leicht glauben, daß sich die Gräfin nicht eben sehr eingenommen für sie zeigt.

Marquis. Da treffen Sie den rechten Punkt. Sie denkt zu viel an ihre Reize. Um ihr zu gefallen, müßte man sie immer mit Komplimenten unterhalten, und ich gestehe, daß dieses meine Stärke nicht ist. Die Koketterie genirt mich und macht mich stumm.

Gräfin. Ha, ha! Etwas kokett ist sie freylich. Aber fast alle Weiber sind so. Sie werden überall das nämliche finden.

Marquis. Nur bey Ihnen nicht, Gräfin. Mein Gott, was ist das für ein Unterschied! Sie gefallen, ohne daran zu denken, ohne daß es Ihre Schuld ist. Sie wissen nicht einmal, daß Sie liebenswürdig sind; aber andere wissen es für Sie.

Gräfin. Für mich, Marquis? Ich meyne, daß auf diesen Punkt andere eben so wenig an mich denken, als ich selbst.

Marquis. Verzeihen Sie. Ich kenne Leute, die Ihnen nicht alles sagen was sie denken.

Gräfin. Und wer wären denn die? Einige gute Freunde wie Sie, ohne Zweifel.

Marquis. Freunde? Von denen ist die Rede nicht. Und, warlich, Sie haben noch lange hin, ehe Sie Freunde haben können.

Gräfin. Ich danke Ihnen für das kleine Kompliment en passant.

Marquis. Nicht en passant — ich sage es absichtlich.

Gräfin (lächelnd). Wie? Sie behaupten im Ernste, ich könnte keine Freunde haben? Sind Sie denn nicht mein Freund?

Marquis. Verzeihen Sie. Aber es wäre so erstaunlich nicht, wenn ich etwas anders wäre.

Gräfin. Und doch, die Wahrheit zu ſagen, würde ich darüber erſtaunen.

Marquis. Und noch mehr darüber zürnen!

Gräfin. Erſtaunen, ſage ich Ihnen. — Ich will indeſſen gern glauben, daß ich liebenswürdig bin, weil Sie es ſagen.

Marquis. O! entzückend. Ich würde mich ſehr glücklich preiſen, wenn Hortenſie Ihnen gliche. Mit Freuden würde ich ſie heirathen. Aber jetzt habe ich alle mögliche Mühe, mich dazu zu entſchließen.

Gräfin. Das glaube ich Ihnen; aber Ihr Fall wäre noch ſchlimmer, wenn Sie ſchon für eine andere Perſon eingenommen wären.

Marquis. Nun gerade dieſer ſchlimmere Fall iſt der meinige.

Gräfin. Wie? Sie lieben eine andere?

Marquis. Von ganzer Seele!

Gräfin (lächelnd). Das habe ich geahndet!

Marquis. Und haben Sie auch die Perſon geahndet?

Gräfin. Nein. Aber ich hoffe, daß Sie mir ſie nennen werden.

Marquis. Sie würden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie ſie errathen wollten.

Gräfin. O warum ſoll ich mir dieſe Mühe geben, da Sie hier ſind?

Marquis. Sie kennen sie auf das genaueste. Es ist die liebenswürdigste, freymüthigste Frau — sie hat ihres Gleichen nicht — und je mehr ich sie sehe, desto mehr muß ich sie bewundern.

Gräfin. O so heirathen Sie diese Frau und entsagen Hortensien! Sie dürfen sich hier gar nicht besinnen u. s. w.

Ganz unerwarteter Weise verfehlen alle diese Aufforderungen ihren Zweck und das mit so vieler Mühe vorbereitete Geständniß bleibt aus, oder es wird vielmehr so zur unrechten Zeit und auf eine so ungeschickte Art vorgebracht, daß der Marquis keine entscheidende Antwort erhalten kann. Man sieht wohl, daß der Dichter noch einiger Mißverständnisse bedurfte und die Personen daher nach seiner Willkühr regiert. Der Marquis muß glauben, daß sein Antrag verschmäht werde. Als er eben im Begriff ist, sich zu entfernen, tritt Hortensie herein, erklärt ihm ihr Verhältniß mit dem Chevalier und verlangt zu wissen, ob der Marquis geneigt sey, die Bedingung des Testaments zu erfüllen. Dieser stellt sich bereit hierzu, um sie zu täuschen, und Hortensie, die seine Absicht erräth, dringt in ihn, sein Versprechen noch den nämlichen Tag zu erfüllen. Die Situationen, welche hieraus entstehen, bringen fast gar keine Wirkung hervor. Hortensie ist vom Anfange an überzeugt, daß der Marquis sein Wort nicht halten

wird; und dem Marquis ſteht es jeden Augenblick frey, zurückzutreten, wenn er ſich zur Auszahlung des Legats entſchließen will. Niemand iſt alſo in Verlegenheit, als die Gräfin, deren Aeußerungen lächerlich ſeyn würden, wenn ſie eine Thörin wäre; aber da uns der Dichter Achtung für ſie einflößen wollte, ſo verzeihen wir es ihm nicht, daß er ihr eine ſo klägliche Rolle zu ſpielen gibt. Wir wollen ſehen wie ſie genöthigt wird die Sache zu endigen:

Marquis. Hier iſt der Brief an den Notarius. Aber ich weiß nicht, ob er abgehn wird. Ich bin mit mir ſelbſt nicht eins. Man ſagt, daß ſie mich zu ſprechen verlangen, Gräfin?

Gräfin. Ja, um ein gutes Wort für Lepinen einzulegen. Er hat geglaubt, Ihnen einen Dienſt zu erzeigen, und er fürchtet ſeinen Abſchied zu bekommen. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie ihn behalten; und ich hoffe, daß Sie mir dieſe Gefälligkeit nicht abſchlagen werden, da Sie ſagen, daß Sie mich lieben.

Marquis. Allerdings liebe ich Sie und werde Sie nur noch allzu lange lieben.

Gräfin. Ich hindere Sie nicht daran.

Marquis. Ey, ich möchte auch ſehn, wie Sie das anfangen wollten, da ich mich ſelbſt nicht daran hindern kann.

Gräfin.

Gräfin. Ha, ha, ha! dieser brüske Ton macht mich lachen.

Marquis. O, die Sache ist auch sehr lustig!

Gräfin. Lustiger als Sie denken.

Marquis. Nun, auf Ehre, ich denke, daß ich Sie in meinem Leben nicht gesehn haben möchte!

Gräfin. Ihre Neigung drückt sich mit unendlicher Anmuth aus.

Marquis. Was Anmuth! Wozu könnte mir die helfen? Ist es Ihrem Herzen nicht gefällig gewesen, mich hassenswürdig zu finden?

Gräfin. Sie machen mich ungeduldig mit Ihren Schimäre von Haß! Was haben Sie nur in aller Welt für Beweise von meinem Haße gegen Sie? Von meiner Geduld zwar habe ich Ihnen Beweise genuz gegeben, da ich Ihre sonderbaren Unterhaltungen so oft angehört habe. Habe ich Ihnen nur je ein Wort von dem gesagt, was Sie mich sagen lassen, daß Sie mich unwillig machten, daß ich Sie haßte, daß ich Ihrer spottete? Lauter Schimären, die Sie aus Ihrem eigenen Kopfe nehmen, und die Gefälligkeit haben mir zuzuschreiben; Schimären, die Sie vergrößern und vermehren, so oft Sie mir antworten, oder mir zu antworten glauben. Denn in der That, lieber Marquis, Sie sind unglaublich linkisch. Ihre Antworten passen eben nicht mehr auf mich, als auf jemanden, der Sie in seinem Leben nicht

gesprochen hätte; und doch beklagen sich der Herr Marquis.

Marquis. Ohne Zweifel, weil der Herr Marquis extravagirt!

Gräfin. Wenigstens ist er der unerträglichste Mensch, den ich kenne. Ja, ja, Sie können es nur glauben, es gibt nichts originaleres, nichts unerhörteres, als ihre Unterredungen mit mir.

Marquis. Ich wundre mich nicht, daß es Ihnen bey der Abneigung, die Sie einmal gegen mich gefaßt haben, so vorkömmt.

Gräfin. Nun, Sie sollen gleich sehn. Sie sagen, daß Sie mich lieben; nicht? Und ich glaube Ihnen. Aber lassen Sie uns sehn! Was möchten Sie wohl, daß ich Ihnen zur Antwort gäbe.

Marquis. Was ich möchte? Nun das ist wahrlich sehr schwer zu rathen! Sie wissen das mehr als zu gut.

Gräfin. Nun, hab' ich's nicht gesagt? Heißt das auf meine Frage antworten? Gehn Sie, ich werde Sie niemals lieben, nein, niemals.

Marquis. Desto schlimmer, Gräfin, desto schlimmer! ich hoffe, daß Sie es mir verzeihn werden, wenn mich das eben nicht in die beste Laune gegen Sie setzt.

Gräfin. Lernen Sie doch, daß, wenn man den Leuten sagt, daß man sie liebt, man sie wenigstens fragen muß, was sie davon denken.

Marquis. Wie Sie mich schikaniren!

Gräfin. Es ist nicht mit Ihnen auszuhalten! Leben Sie wohl.

Marquis. Nun wohl denn, Gräfin, ich liebe Sie; was denken Sie davon? und abermals, was denken Sie davon?

Gräfin. Was ich davon denke? Daß ich es sehr gerne sehe, und abermahls, daß ich es gerne sehe. Denn, wenn ich es nicht so mache, kommen wir niemals zu Ende.

Marquis. Ah Sie sehen es gern? Ich komme wieder zu Athem! Gräfin, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen u. s. w.

Den Mangel an komischer Kraft m), der in allen Komödien dieses Schriftstellers sehr fühlbar ist, und theils aus dem Mangel an Handlung, theils aus seiner gleichsam analysirenden Art Empfindun-

m) Man kann auf Marivaux anwenden, was Johnson von Congreve sagt (The Lives of the english poets T. III. S. 57) „Seine Charaktere sind Geschöpfe der Kunst, mit wenig Natur und sehr wenig Leben. Er machte sich eine eigene Idee von komischer Vortreflichkeit, die, seiner Meinung nach, in witzigen Bemerkungen und unerwarteten Antworten bestand: aber was er sich zum Zwecke machte, verfehlte er nicht leicht. Seine Scenen enthalten nicht viel Laune, Einbildungskraft oder Leidenschaft: seine Personen sind eine Art von intellectuellen Gladiatoren; der Gedanke ist ein Streich, der versetzt werden, oder eine Parade, die den Streich abwenden soll. Nie hört der Wettstreit des Witzes auf, und sein Witz ist ein Meteor, das mit abwechselnden blitzen hin und her streicht.“

gen darzustellen, entspringt, hat er durch einen grossen Aufwand von Witz zu ersetzen gesucht. Aber das Komische, das nur in den Worten liegt, ist mit dem, was aus der Situation entspringt, in keine Vergleichung zu setzen. Man hat mit Recht gesagt, daß alles, was bey Marivaux belustigend ist, nur ein Lächeln erregt, das auf der Oberfläche schwimmt und nicht in das Innere dringt. Und in der That hat dieser Schriftsteller die Kraft dieses Mittels durch den übermäßigen Gebrauch desselben geschwächt. Alle seine Personen, bis zu dem untersten Bedienten herab, sind witzig, geistreich und fein. Dieses beständige Wetterleuchten des Witzes aber bringt nicht selten die nemliche Empfindung hervor, die in der physischen Welt ein häufiges schnell hervorblitzendes und schnell verlöschendes Licht erzeugt: eine Empfindung, die dem Ekel sehr nahe verwandt ist *n*).

n) Marivaux hatte hiervon selbst einige Ahndung. Er verlangte, daß die Schauspieler in seinen Stücken den Schein annehmen müßten, den Werth dessen, was sie sagen, nicht zu fühlen. Indessen hat dies bey der Aufführung grose Schwierigkeiten; denn da in diesen Komödien schlechterdings nichts interessant ist als die Reden, so ist zu fürchten, daß sie, bey einem solchen Vortrage, wie Marivaux verlangte, fast ganz leer scheinen würden. Daher fanden auch seine Vorstellungen bey den Schauspielern wenigen Eingang. Einer derselben erwiederte ihm: Je jouerai mon rôle d'Amant aussi bêtement qu'il vous conviendra; mais me répondez-vous que le Parterre, et peut-être la moitié des Loges, m'entendent? Gardez-vous, et nous aussi, de supposer à vos spectateurs une intelligence qu'ils

Die Sonderbarkeit des Ausdrucks in den Werken dieſes Schriftſtellers iſt berühmt. Gewöhnliche Gedanken immer auf eine ungewöhnliche Weiſe zu ſagen; immer die natürliche Wendung zu vermeiden, um durch Neuheit zu überraſchen o); kleine

n'ont pas; nous leur ferions un honneur dangereux pour nous et peu flatteur pour eux, qui n'en sauraient rien.

o) Das Geſuchte koſtbare auf der einen, und das Geſuchte familiäre auf der andern Seite war dieſem Schriftſteller ſo geläufig geworden, daß er ſich ſelbſt immer auf dieſe Weiſe ausdrückte und dieſe Art des Ausdrucks für Natur hielt. Er ſagt in der Vorrede zu einem ſeiner Stükke: A l'égard du genre de ſtyle et de converſation, je conviens qu'il eſt le même que celui de la Surpriſe de l'Amour, et de quelques autres pièces; mais je n'ai pas cru pour cela me répéter en l'employant encore ici: ce n'eſt pas moi que j'ai voulu copier, c'eſt la nature, c'eſt le ton de la converſation en général, que j'ai tâché de prendre: ce ton-là a plu extrêmement et plaît encore dans les autres pièces, comme ſingulier, je crois; mais mon deſſein érait qu'il plût comme naturel, et c'eſt peut-être parce-qu'il eſt effectivement, qu'on le croit ſingulier, et que, régardé comme tel, on me reproche d'en uſer toujours. Dieſer ſonderbare Irrthum und die große Leichtigkeit, mit der ſich Marivaux ſeines ſeltſamen Styls bediente, iſt die einzige Entſchuldigung, die ihm zu ſtatten kömmt, und die den Fehler in der That bisweilen vergeſſen läßt. Dalembert bemerkt mit Recht (S. 153.) daß Marivaux bey dem geſchraubten, koſtbaren und unnatürlichen Jargon, den er ſeine Perſonen ſprechen läßt, das ſeltene Verdienſt beſitzt, ſeinem Dialoge eine große Wahrheit zu geben. „Man halte ihnen, ſetzt er hinzu, ihren ſeltſamen Jargon einen Augenblick zu Gute, man nehme an, daß ſie keine andere Sprache ſprechen könnten, und man wird ſehn, daß ſie ſich immer das ſagen und antworten, was ſie ſich in der Lage, in die ſie geſetzt ſind, ſagen und antworten müſſen.“

Gedanken von allen Seiten zu zeigen; immer fein und überfein seyn zu wollen; das ist es, was man mit Einem Worte Marivaudage nennt p).

Was konnte Marivaux auch viel anders thun? Situationen, dergleichen er zu schaffen pflegt, erlauben kaum eine andere Sprache, und die Flachheit der Charaktere und Empfindungen zu verbergen, gab es kein Mittel, als eine Art des Ausdrucks, welche Tiefe heuchelt. Was sind die Menschen in Marivaux Schauspielen? Die besten sind leer, die leidenschaftlichsten kalt. Aechter Adel der Seele, reine Schönheit der Natur, Kraft des Charakters, dieß und alles was daraus entspringt und damit verwandt ist, war diesem Schriftsteller ziemlich fremd.

p) Eine treffende Vergleichung der Manier Fontenelle's, die in ihrer Art ebenfalls sonderbar genug ist, und der Manier unsers Schriftstellers aus Dalemberts Eloge S. 98 wird hier nicht an der unrechten Stelle stehn: Fontenelle affecte quelque fois la familiarité dans l'expression des idées les plus nobles; Marivaux, la singularité dans celles des idées les plus communes: le premier rend la finesse même avec simplicité: le second, la naïveté même avec affectation; Fontenelle ne dit souvent que la moitié de sa pensée, en ayant soin de faire entendre le reste; M. de Marivaux dit toute la sienne, en détaille même jusqu'aux moindre faces; et l'on pourrait dire avec quelquesuns de ses Censeurs, qu'il ne quitte pas une phrase qu'il ne l'ait gâtée, si sa prémière façon de la dire n'était pas pour l'ordinaire, aussi peu naturelle que les autres; le prémier peint la nature humaine en philosophe; le second les individus en observateur.

Wollen wir sehen, wie er die unverderbte, naive Natur faßt, so dürfen wir unsre Blicke nue auf jene Kinder werfen q) die, in einer vollkommenen Abgeschiedenheit von der Welt erzogen, nur einige schwarze Erzieher haben können lernen, die sie in einer gänzlichen Unwissenheit über die Welt außer ihnen gelassen haben. Zum erstenmal haben sie nun Geschöpfe ihres gleichen gesehn. Die junge Aegle hat die Bekanntschaft des liebenswürdigen Azor gemacht, der ihr Herz gewinnt, indem er ihrer Eitelkeit schmeichelt. Man sagt ihnen, daß sie sich bisweilen trennen müssen, um sich immer mit derselben Lebhaftigkeit lieben zu können. Azor hat sich entfernt, und Aegle ist mit ihrem Spiegel, den sie so eben erst zum Geschenk erhalten hat, allein geblieben. »Ich habe Unrecht gehabt ihn wegzuschicken, sagt sie, indem sie sich in ihrem Spiegel betrachtet; Carise und Mesrou wissen nicht, was sie wollen. Um den Gegenstand, den ich hier vor mir sehe, ewig zu lieben, hätte er sich nicht zu entfernen gebraucht. — Ich will mich doch hier an den Bach setzen, so habe ich noch einen Spiegel mehr. — Aber was seh' ich? noch eine Person!

Adine. Ha! was ist denn das für ein neuer Gegenstand?

q) In dem Schauspiele La Dispute.

Aegle. Sie betrachtet mich mit Aufmerkſamkeit, aber ſie bewundert mich nicht. Das iſt kein Azor (ſie betrachtet ſich im Spiegel); noch viel weniger eine Aegle; und doch, glaube ich, vergleicht ſie ſich mit mir.

Adine. Ich weiß nicht, was ich aus dieſer Geſtalt machen ſoll; ich weiß ſelbſt nicht, was ihr fehlt, aber ſie hat etwas außerordentlich unintereſſantes.

Aegle. Sie iſt von einer Art, die mir gar nicht anſteht.

Adine. Ob ſie wohl ſprechen kann? — Wir wollen doch ſehen! — Biſt Du eine Perſon?

Aegle. Schöne Frage! Ich denke, allerdings.

Adine. Nun! Und du haſt mir nichts zu ſagen?

Aegle. Nein! gewöhnlich kömmt man mir zuvor; mich redet man an.

Adine. Aber biſt du nicht entzückt, mich zu ſehn?

Aegle. Dich? Ich entzücke andere.

Adine. Wie? Du biſt nicht vergnügt über meinen Anblick?

Aegle. Weder vergnügt, noch traurig. Ganz gleichgültig.

Adine. Das iſt doch ſonderbar. Du betrachteſt mich, ich zeige mich dir, und du fühlſt nichts. Das macht, weil du wo anders hin ſiehſt. Be-

erachte mich doch mit Aufmerksamkeit! Nun! wie findest du mich? u. s. w.

In diesem Geiste hat Marivaux überall die menschliche Natur behandelt. Was er uns für Naivetät bietet, ist nur die Enthüllung einer ungemessenen kleinlichen Eitelkeit, nicht des reinen Naturgefühls, das bisweilen unerwarteterweise seine gesunden und frischen Blüthen zwischen den Ranken der Verkünstlung hervortreibt. Wenn uns dieses entzückt und rührt, lockt uns jenes kaum mehr als ein spöttisches Lächeln ab.

Es bleibt uns noch übrig einige Worte über Marivaux Romane zu sagen r). Derselbe Geist, der die Schauspiele dieses Schriftstellers beseelt, herrscht auch in jenen; denn seine Komödien sind Romane in dialogischer Form. Aber das Analysiren jeder Empfindung steht in dem Romane doch mehr an seiner Stelle als auf der Bühne; und die Feinheit der psychologischen Untersuchungen würde hier oft belehrend und bisweilen selbst unterhaltend seyn, wenn Marivaux nicht jeden Augenblick den Fa-

r) Marivaux erster Roman war Pharsamon ou les nouvelles folies romanesques, in welchem er den Don Quichotte nachahmen wollte. Das Unternehmen mislang. Mehr Glück machte Marianne und der Paysan parvenu.

den der Erzählung abbräche, um gleichsam ihre Wahrheit durch philosophische Beweise zu beurkunden.

In den beyden Romanen, von denen hier die Rede ist, in der Marianne und dem Paysan parvenu, aber ganz vorzüglich in dem letztern, herrscht eine gemeine und oft sogar eine geistlose Natur. Die Darstellung der edlern Charaktere ist schwach und meistentheils nur als Schilderung erträglich; besser gelingt ihm die Darstellung gemeiner Seelen. Diese sind in beyden Romanen überall anzutreffen, und wo man sie antrift, kömmt man sobald nicht von ihnen weg. Der Charakter einer Dalain im Paysan parvenu, einer Dutour in der Marianne ist Natur; aber eine Natur, die in die äußersten Winkel eines Gemäldes verwiesen, nicht, wie hier, auf dem Mittelgrunde selbst einen so großen Raum einnehmen sollte.

Die Kunst, einen kleinen Raum in unendlich viele Theile zu spalten, sich immer zu bewegen, ohne doch sonderlich vorwärts zu kommen, — diese Kunst, in welcher Marivaux größtes Talent bestand — ist in diesen Romanen noch sichtbarer als in den Schauspielen. Das Detail seiner Erzählungen ist unendlich und artet oft in eine weibische Weitschweifigkeit in der Aufzählung geringfügiger Um-

stände aus, die zu keinem Zwecke führen und den Geist unbeschäftigt lassen.

Der beste Theil dieser Romane besteht in den Schilderungen von Charakteren, in denen man bisweilen La Bruyeres Feinheit, aber nicht leicht die Energie seines markigen Pinsels findet *).

Tiefgreifende Züge, die nicht blos ein beobachtendes Auge, sondern Innigkeit und Allgemeinheit des Gefühls voraussetzen, sind auch in den belebtesten Situationen nur selten und die Fülle der Worte deckt die Armuth der Empfindung nicht. Nur selten trift man auf einen empfundenen Zug, wie jener

*) Oft sind sie mit einer spitzfündigen Feinheit ausgemahlt, welche die Stelle treffender Kraft ersetzen soll. Ich will hier nur Eine Probe aus der Marianne anführen (IV. Part. S. 306 ed. d. Fref.) die in Rücksicht auf Spitzfindigkeit, geschraubten Ausdruck und ermüdende Wiederholungen charakteristisch, aber in diesen Romanen keineswegs einzig ist: Madame Dorsin était belle; encore n'est ce pas-là dire ce qu'elle était. Ce n'aurait pas été la prémière idée qu'on eût eu d'elle en la voyant: on avait quelque chose de plus pressé à sentir, et voici un moyen de me faire entendre. Personnifions la beauté, et supposons qu'elle s'ennuye d'être si serieusement belle, qu'elle veuille essayer du seul plaisir de plaire, qu'elle tempère sa beauté sans la perdre, et qu'elle se déguise en grace: c'est à Madame Dorsin à qui elle voudra ressembler; et voilà le portrait que vous devez vous faire de cette Dame. — Ajoutez à présent une âme qui passe à tout moment sur cette physionomie, qui va y peindre tout ce qu'elle sent, qui y répand l'air de tout ce qu'elle est, qui la rend aussi spirituelle, aussi délicate, aussi vive qu'elle l'est tour à tour elle-même; et jugez par là les accidens de force, de grace, de finesse, et de l'infinité des expressions rapides qu'en voyait sur ce visage etc.

in der Geschichte Mariannens, die, ohne ihre Schuld von der ganzen Welt verlassen, auf den geräuschvollen Straßen der Hauptstadt umherirrt, sich mitten in dem Gewühle der Menschen so einsam fühlt, mit dumpfen Staunen die bewohnten Häuser betrachtet und dann bey sich denkt: »Alles, was ich hier sehe, hat nicht die geringste Beziehung auf mich.« Und dann: »Wie glücklich sind diese Menschen! Jeder von ihnen hat seinen Platz und seine Freystätte. Die Nacht wird kommen und sie werden alle von hier verschwunden seyn; jedes hat sich dann nach Hause begeben. Aber ich weiß nicht, wo ich hingehen soll. Mich erwartet niemand; niemand wird bemerken, daß ich fehle!«

Martin Opitz a)

und

einige seiner Nachfolger.

Wenn das einmüthige Lob der Zeitgenossen und der, Jahrhunderte lang fortdauernde, Nachhall

a) Er wurde den 23. Sept. 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, studirte hier und auf dem Magdalenäum in Breslau die alten Sprachen, ging 1618 auf die Universität Frankfurt an der Oder, und besuchte nachher noch Heidelberg, Straßburg und Tübingen. Im Jahr 1620 begleitete er einen jungen Dänen nach Holland und erhielt 1622 von dem Fürsten Gabriel Bethlem in Siebenbürgen einen Ruf an das neugestiftete Gymnasium zu Weißenburg, wo er als Professor mehrere alte Schriftsteller erklärte und den Plan zu einer Dacia antiqua entwarf, einem Werke, das die Alterthümer der genannten Provinz erörtern sollte, aber nie im Drucke erschienen ist. Aus Siebenbürgen, wo ihm weder Luft noch Lebensart zusagten, kehrte er schon im Jahre 1623 nach Schlesien zurück, erhielt von dem Herzoge in Liegnitz den Titel als Rath, begleitete, nachdem er verschiedene Reisen in und außer seinem Vaterlande gemacht hatte, den liegnitzischen Hofrath Kirchner nach Wien, und wurde daselbst von dem Kayser Ferdinand dem zweyten zum Poeten gekrönt. Im Jahr 1626 nahm er die Stelle eines Secretairs bey dem Burggrafen von Dohna an, ward gegen 1628 vom Kaiser, unter dem Nahmen Opitz von Boberfeld, in den Adelstand erhoben, reiste 1630

desselben über den Werth der Schriftsteller entscheiden könnten, so wäre keines Dichters Ruhm fester gegründet, als Opitzens seiner. Wir mögen zurückgehen in die Zeiten, in denen er lebte, oder die Aeußerungen späterer Kritiker über ihn sammeln, — immer und überall scheint man sich das Wort gegeben zu haben, ihn zu erheben und als den Schöpfer der deutschen Dichtkunst zu preisen. Durch ihn, glaubte Flemming, habe die deutsche Sprache das Ziel errungen, das sie zu erringen geschickt sey b);

---

auf Kosten des Burggrafen nach Paris und trat, als dieser 1633 starb, in die Dienste der Herzoge zu Liegnitz und Brieg. Im Jahr 1635 ließ er sich, mit Genehmigung seines Gonners, des Herzogs Johann Christian, in Danzig nieder, ward das Jahr darauf königlich polnischer Historiograph, und Sekretair, und starb den 20 August 1639 an der Pest. (Man sehe Umständliche Nachricht von des Schlesiers Martin Opitz von Boberfeld Leben, Tod und Schriften, herausgegeben von Kaspar Gottlieb Lindner. Hirschberg 1740. Zwey Theile.) Die erste Ausgabe von Opitzens Gedichten erschien durch die Besorgung seines Freundes Zinegref 1624 zu Straßburg in 4. die zweyte, von ihm selbst verbesserte und vermehrte, 1625 zu Breslau in 4. Eine kritische Ausgabe, von der aber nur der erste Theil herausgekommen ist, unternahm Bodmer zu Zürch 1745 in 8. eine vollständige, aber nichts weniger als kritische, lieferte Triller in vier Bänden in 8. 1746 zu Frankfurt am Main. Einen ansehnlichen, zum Theil aus noch ungedruckten Stücken bestehenden, Apparat zu einer neuen Ausgabe, den der Rector Arletius zu Breslau gesammelt hat, verwahrt die elisabethanische Bibliothek daselbst. (Man vergleiche hierüber den Neuen Büchersaal Th. VII, S. 253.)

b) Wie übermäßig hoch Flemming Opitzens Werth und Ruhm anschlug, kann folgende Stelle aus einem Ge-

An ihm glaubten die Schweitzer, als Haller bereits gesungen hatte, noch immer das Muster der Nachahmung für sich und andere zu finden c); von ihm reden Kenner heute noch, wenn auch nicht mit Begeisterung, doch mit seltner Achtung und ungewöhnlicher Zurückhaltung. Eine so allgemeine und alte Bewunderung, gegen die kaum hier und da ein leiser und gleichsam wie verloren hingeworfener Zweifel hervortritt, als ungegründet zu verwerfen, oder

---

dichte an den deutschen Oberdollmetscher Nienborg in Rußland lehren.

Was war er, (heißt es unter andern,) als nicht zahm,
Der ungelehrte Rhein. Als nur mein Opitz kam,
Und ließ den schönen Ton erst um den Bober schallen.
So sagt man, hab' es ihm so überwohl gefallen,
Daß er sein schlifficht Haupt hat dreymahl hoch empört,
Und dreymahl laut gejauchzt. Die nahe Neiße hört'
Und schrie es weiter aus. Der alte Neckar lachte,
Die niederdeutsche Maas entsann sich, und dachte:
Was ist dieß für ein Lied, das höher wird geführt,
Als meine Künstler thun? Drum ist er auch geziert,
Als keiner noch vor ihm. Der Tajo kann ihn nennen.
Die Seine lobet ihn, die Themse wird ihn kennen.
So seh' ich selbsten itzt, daß eurer Wolga auch
Er nicht ist unbekannt. Das ist der Tugend Brauch,
Sie dringt durch alle Welt. Nun glaub' ich, daß dem Tiger
Er unbewußt nicht sey, ingleichen auch dem Niger,
Und wo Maragnon braust, u. s. w.

c) Man sehe in der Sammlung zürcherischer Streitschriften. Stück 2. S. 83. und St. 9. S. 3.

als übertrieben in ihre Gränzen zurückweisen zu wollen, scheint allerdings etwas kühn, oder wenigstens nicht von aller Anmaßung frey. Indeß, warum sollte man nicht prüfen, was einer genauern Prüfung werth ist, und eine Untersuchung erneuern, die man nicht für geschlossen erkennt? Hören wir zuvörderst die Stimme eines einsichtsvollen und geschätzten Kunstrichters unserer Tage über ihn!

„Opitz, sagt er d), fand unsere Poesie und Sprache in einer Entkräftung und Niedrigkeit, die den fähigsten und entschlossensten Kopf abschrecken konnten, ihr aufzuhelfen. Aber sein vielumfassendes Genie, seine Kenntniß der Natur, der Philosophie, der Welt und des menschlichen Herzens, sein angeborner fester Geschmack und die glückliche Zusammentreffung äußerer Umstände machten ihn vor vielen andern geschickt, durch vortrefliche Muster in Prosa und Versen, der Schöpfer einer neuen Epoche zu werden. Er reinigte die Sprache von allerley wilden Auswüchsen, er bereicherte sie mit Wendungen, Ausdrücken und Wörtern, die er aus den ungetrübten Quellen ihres Ursprungs, aus den ältesten Urkunden ihrer rohen, nervigen Jugend hervorsuchte. Er gab ihr Mannheit, Geschmeidigkeit und Anmuth; er eroberte viel von den Griechen,

viel

d) Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Th. I. S. 126.

viel von unsern geistreichen Nachbarn; er versuchte neue Einkleidungen und Versarten, und führte, an die Stelle der zu seiner Zeit allgemein üblichen kurzen Jamben, den vollern Alexandriner ein. Fast alle Gattungen der Poesie, vom philosophischen Lehrgedichte bis zum kleinen Epigramm, umfaßte sein glückliches Genie; doch schien ihm die malerische und didaktische Dichtkunst von der Natur angewiesen zu seyn. Sein Vesuv ist das erste Lehrgedicht der Deutschen, voll kräftiger Malerey, tiefsinniger Beobachtungen und großer Gedanken. Mit gleicher Würde und bezauberndem Colorit singt er die poetische Ruhe des Landlebens, zu der sein fühlbares Herz so ganz hinhängt, den unerschöpflichen Reichthum der schönen Natur, die stille Zufriedenheit des Weisen, und das Lob der Götter und Helden. Malerische Leichtigkeit und muntere Laune sind seinen Sinngedichten eigen, und seine prosaische Uebersetzung der Argenis des Barklay ist ein Muster guter Verdeutschung. Sie verräth den Meister seiner Sprache, den Schriftsteller von feinem Gehör und kritischem Verstande, der auf Wohlklang und Correktheit ausgeht. — Das Originalgepräge und die klassische Vollkommenheit, die Opitz allen seinen Werken zu geben wußte, wird keine Zeit unkenntlich machen. Er verdient mit großem Rechte den Nahmen eines Vaters und Wiederherstellers unserer Poesie,

und die Aufmerksamkeit und Bewunderung der dankbaren Nachwelt.«

Es wäre in der That, wenn dieses Urtheil in allen Theilen unbedingt wahr wäre, ein Wunder, wie ein solcher Dichter in eine solche Vergessenheit unter uns hätte gerathen und seine Leser verlieren können. Gleichwohl enthält es, bey aller Uebertreibung, so viel Stoff zu weiterm Nachdenken, daß ich keiner Entschuldigung zu bedürfen glaube, wenn ich von ihm ausgehe und es gleichsam als den Text ansehe, an den ich meine Bemerkungen knüpfe.

Bleiben wir einzig bey dem Zeitalter, in welchem, und bey den Umständen, unter denen Opitz dichtete, stehen, oder, mit andern Worten, schränken wir uns auf eine bloße Vergleichung seiner Vorgänger mit ihm ein, so ist, denke ich, sein Verdienst um die deutsche Poesie und sein Vorrang vor allen, die früher auftraten, entschieden. Wie weit hinter seinen poetischen Versuchen stehen, um von der Sprache anzufangen, auch die besten, die jener Zeitraum aufweisen kann, in Absicht auf Ausdruck und Darstellung, zurück! Man lese, nicht etwa die Gedichte, die um ein ganzes oder halbes Jahrhundert vor ihm geschrieben wurden, man lese die Poesien derer, die entweder zu seinen unmittelbaren Vorgängern gehörten, oder zugleich mit ihm blühten,

nahmentlich die eines Denaisius, Melissus und Weckherlin, und zweifle, wenn man kann, an seinem Werthe. Es ist keine allgemeine Redensart, es ist der bestimmte und eigenthümliche Ausdruck, wenn es in der angezogenen Stelle heißt, daß unsre Sprache an einer harten Entkräftung darnieder gelegen habe. Keines von allen poetischen Ueberbleibseln aus jenen Tagen zeichnet sich durch irgend eine geistreiche Anlage oder sinnreiche Erfindung, keins durch eine auch nur erträgliche Einkleidung aus. Wo wir hinsehen, herrscht eine fürchterliche Gedankenleere und eine Niedrigkeit und Plattheit des Ausdrucks, die auch nicht die leiseste Ahndung, daß hier ein Dichter rede, erweckt. Unter einem solchen Heere von Reimern strahlt Opitz allerdings, wie der Mond unter den kleinern Sternen, hervor, oder löscht sie vielmehr durch seinen überstrahlenden Glanz völlig aus. Er zuerst verräth durch die Wahl seines Stoffes, daß die Lesung der Alten einen glücklichern Einfluß auf ihn, als auf alle vor und mit ihm lebenden Dichter, gehabt hat; denn statt, wie sie, dem Lächerlichen und Possierlichen nachzujagen, widmet er seine Muße der Bearbeitung ernsthafter Gegenstände und verweilt am liebsten auf dem Gefilde der didaktischen Poesie. Er zuerst zeigt, wie durch diese Wahl, so durch die Behandlung des Gewählten, daß er die Muster der Vorwelt nicht

bloß um der Sprache willen geleſen, ſondern ihren Geiſt ſelbſt in ſich aufgenommen hat: denn während die andern nicht einmahl zu wiſſen ſcheinen, daß wahre Poeſie ohne Ideenreichthum gar nicht beſtehen könne, ſucht er unabläſſig der ſeinigen dieſen Vorzug zu ertheilen. Er endlich, indeß die übrigen die Schönheiten der Griechen und Römer nur griechiſch und lateiniſch wiederzugeben vermögend ſind, iſt ſo glücklich, oder beeifert ſich wenigſtens, ſelbige auch in die deutſche Sprache überzutragen und dieſe, auf Koſten des Auslandes, zu verherrlichen und zu ſchmücken. In der That, ſchon dieſe weiſe Benuzzung der Alten würde ihm ein entſchiedenes Uebergewicht über alle ſeine Mitbuhler geben, wenn er auch in ſich ſelbſt keine weitern Hülfsmittel zur Ausbildung unſerer Poeſie und Sprache gefunden hätte. Aber wer kann es läugnen, oder wer kann es verkennen, daß überhaupt in Opitz ein reger und thätiger Geiſt wohnte, und dieſer Geiſt ſich durch Reiſen, Umgang, Unterricht und Erfahrung genährt und geſtärkt hatte. Auf wie viele und mannigfaltige Kenntniſſe ſtoßen wir nicht in ſeinen Gedichten! Wie gelehrt und nach damahliger Art ſogar gründlich ſpricht er nicht in ſeinem Veſuv über mehrere Erſcheinungen der Natur und deren Urſachen und Wirkungen! Wie richtig urtheilt er in ſeinem Vielgut und anderwärts über den Werth der menſchlichen Güter und deren Einfluß auf wahre

Glückseligkeit! Wie eindringend weiß er die Zurückziehung aus dem Getümmel der Welt in die ruhige und belohnende Stille der Einsamkeit zu empfehlen! Wie innig äußert er sich in mehrern Stellen über die Freundschaft und die Freuden, mit denen sie das Leben beglückt und veredelt! Wie viel ächte Philosophie und wahre Ansichten des Lebens offenbaren sich in seinem Trostgedichte über die Widerwärtigkeiten des Krieges! Wie herzlich spricht er in eben demselben über die Tugend und die Beruhigung, welche sie im Leiden gewährt! Man durchlaufe die Gedichte seiner Vorgänger und Zeitgenossen, und überzeuge sich, wie gehaltlos sie gegen ihn sind. Alle geben uns Worte ohne Ende, und wenig Sinn, oder wenn sie etwas Sinnreiches sagen, so begraben sie es unter gezwungenen Allegorien und wunderlichen Erzählungen, die zu unwitzig sind, um belacht zu werden, und zu nüchtern, um belehrend zu seyn. Opitz, immer reich an Gedanken, und nie verlegen sie auszudrücken, noch in Gefahr, ihnen durch seine Einkleidung zu schaden, weil er nichts weiter beabsichtigt, als, was er denkt und empfindet, ungekünstelt und ungesucht darzulegen, steht daher, wir mögen auf Ideen oder Sprache sehen, allein. Von innerer Kraft unterstützt und seinem eigenen Genius vertrauend, hat er einen Weg eingeschlagen, der noch von keinem vor ihm betreten worden war, und auf ihm den Ruhm sich erworben,

daß er zuerst als Dichter in unserer Sprache männlich gedacht und sich würdig ausgedrückt habe e).

Unstreitig würde schon dieß Verdienst hinreichen, ihn über alle seine Mitbewerber um die poetische Krone hinwegzuheben, wenn er sich auch durch kein anderes hervorgethan hätte: allein man braucht nur den Zustand unserer Prosodie vor ihm zu kennen, um zu wissen, daß jenes nicht das einzige ist, durch welches er seinen Vorzug begründete. Ehe Opitz erschien, war unsere Prosodie höchst unvollkommen, oder existirte eigentlich, die Wahrheit zu sagen, noch gar nicht. Alle Dichter, selbst die, welche gegen den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts lebten, und als seine Vorläufer angesehn werden, beobachteten in ihren Versen, wie die Franzosen immer gethan haben und noch thun, nichts weiter, als die richtige Sylbenzahl nebst den Abschnitten und Reimen; an eine bestimmte Quantität hingegen oder an einen gleichförmigen Wechsel der langen und kurzen Sylben war nicht zu denken. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten sich daher in einem und

e) Einige der hier und in der Folge geäußerten Ideen finden sich bereits, der Hauptsache nach, im ersten Theile der Nachträge S. 237. u. f. vergl. S. 123. u. f. Ich hoffe sie in diesem Aufsatze näher bestimmt, und oft berichtigt und gründlicher ausgeführt zu haben. Wenn ich übrigens hier zuweilen etwas strenger urtheile, als dort, so rührt dieß nicht von Veränderlichkeit oder Laune, sondern von dem fortgesetzten Studium der Dichter aus der kritischen Periode her.

demselben Verse mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, diese mannigfaltig gemischten Füße zu sondern und aus ihnen rein-jambische, trochäische und daktylische Sylbenmaße zu bilden. Zwar scheinen einige Dichter vor ihn den Uebelklang, der aus der Vermischung ungleichartiger Sylbenfüße in unsere Sprache kömmt, schon empfunden zu haben, und in den Versuchen eines Denaisius, Melissus und anderer kommen wirklich nicht bloß einzelne Zeilen, sondern ganze Strophen vor, die richtig gemessen sind und den Foderungen des Ohres genug thun. Allein bey einem kleinen Nachdenken überzeugt man sich bald, daß die prosodische Richtigkeit einzelner Versuche nicht der Ueberlegung, sondern dem Ungefähr und der Natur unserer Sprache, die sich von selbst zu ihr hinneigt, angehört *f*), und

f) Folgende von den Zürchern (St. 9. S. 10.) angeführte Alexandriner Weckherlins, welche Cartel des ehrwerbenden deutschen Adels überschrieben sind und, von Seiten der Prosodie, nicht unter die schlechtesten gehören, können von dem Zustande unserer Poesie vor Opitz einen kleinen Begriff geben.

Wir kommen nicht hieher, uns selbsten viel zu rühmen,
Oder durch fremde Sprach die Wahrheit zu verblümen,
Als ob wir kämen itzt aus einem End der Welt,
Oder wieder belebt vom Elisischen Feld.
Nein. Teufel sind wir nicht, noch Riesen, noch Halbgötter,
Noch Helden, noch Wildleut, noch unsers Lands Verspötter,

Opitz wirklich der erste ist, der die theils falsche theils unsichere Quantität unserer Sylben bestimmte und unserer Prosodie ihr Daseyn gab. Seine Gedichte sind ohne Widerrede die ersten, in denen durchgehends ein wahrer und vollkommener prosodischer Rhythmus herrscht und der volltönendere, vor ihm selten gebrauchte, Alexandriner eine größere Allgemeinheit und durch die Verlegung der Einschnitte und Ruhepunkte und das Verschlingen der Zeilen in einander mehr Mannigfaltigkeit und Abwechselung gewonnen

---

Das deutsche Reich bekannt ist unser Vaterland,
Deutsch sind wir von Geburt, vom Stamme, Herz und Hand.
Was dient es, fremden Preis und Nahmen zu entlehnen?
Deutschland bedarf sich nicht mit Ausländern beschämen.
Wie dann die Welt wohl weiß, daß es zu aller Zeit
Treffliche Leut genug hatte zum Fried und Streit.
Darum, ob wir wohl jung, nicht sonders viel erfahren,
Begehren wir doch nicht unsere Fäust zu sparen,
Sondern erscheinen nur in unsrer deutschen Tracht,
Mit deutsch-redlichem Muth, um unsre erste Macht
An diesen Rittern hier (die so hoch triumphiren)
Ihrer Begierd gemäß, gewaffnet zu probiren,
Verhoffend zweifelsfrey, daß diese erste Prob
Vollendend ihren Ruhm, anfangen soll das Lob,
So man von nun an wird durch die Streich unsrer Wehren
Unter dem Firmament täglich erschallen hören.

Mehrere Gedichte von Weckherlin hat Eschenburg dem dritten Theile der auserlesenen Stücke deutscher Dichter S. 169. einverleibt.

hat. Weder diejenigen, welche die Verdrängung des regellosen Rhythmus für eine Einbuße, noch die, welche eine Einführung des gesetzlichen und strengen für eine Kleinigkeit halten, verdienen eine ernsthafte Widerlegung. Jene kennen den Genius unserer Sprache nicht, und vergessen noch überdem, daß sie durch die prosodischen Gesetze, an die sie Opitz gewöhnte, die erste Empfänglichkeit für die Nachbildung der alten Sylbenmaße, über deren Vortreflichkeit die Stimmen unter uns hoffentlich nicht mehr getheilt sind, erhielt, und diese bedenken nicht, oder wollen nicht bedenken, daß die Größe und Wichtigkeit einer Erfindung richtiger nach den Wirkungen, die sie hervorbrachte, als nach der Mühe, die sie kostete, gewürdiget wird.

So, denke ich, fällt das Urtheil über Opitzens Werth und Verdienst aus, wenn man ihn neben seine Zeitgenossen stellt. Er ragt in der That so weit über alle hervor, daß keiner über ihn gesetzt, wenige mit ihm verglichen werden können. Aber eine ganz andere Ansicht gewinnt die Untersuchung, wenn man fragt, nicht, was er, an die Dichter unserer Tage gehalten, ist, — diesen Vergleichungspunkt kann kein billiger Kunstrichter auffassen, — sondern, wie viel er überhaupt, unabhängig von aller Vergleichung, werth war, ob ein wahrhaft dichterischer Geist ihn beseelte, und er, wie man von höhern Genien erwartet, unserer Sprache wirklich ei-

nen Umschwung gegeben und ihr einen poetischen Charakter aufgedrückt hat. Ich glaube bey der Beantwortung dieser Frage nicht unpartheyischer verfahren zu können, als wenn ich einige längere, auch von andern für vorzüglich erkannte, Stellen aus Opitz vorausschicke und meine Leser selbst zu Zeugen und Richtern seines Verdienstes mache.

Die erste, eine didaktische Stelle, die aus dem Vesuv genommen ist, und diesem Gedichte zur Einleitung dienet, lautet also:

Der Mensch, der kluge Mensch pflegt zwar mit vielen Dingen
Die Zeit, das kurze Pfand des Lebens, zu vollbringen,
Und leget allen Witz bey schönen Künsten an:
Doch bessers weiß er nichts, damit er zeigen kann,
Daß er, die kleine Welt, zum Herren sey gesetzet
Der großen, die ihn nährt, als wenn er sich ergetzet
Mit seiner Sinnen Kraft, beschaut dieß weite Haus,
Vom höchsten Giebel an zu allen Seiten aus
Mit Augen der Vernunft, verschicket das Gemüthe
In seines Schöpfers Werk, da alles reich an Güte

Und voller Weisheit ist, und macht ihm auf den Grund
Die Sitten der Natur, sammt ihrem Wesen, kund.
Er steiget bevoraus dahin, woher er kommen,
Auf seinen Himmel zu, aus welchem er genommen
Das Theil der Göttlichkeit; da sieht er und erliest,
Wie dieses Hauses Zeug ganz schlecht und einfach ist,
Von Ansehn und Gestalt gewölbet aufgeführet,
Daran kein Winkelmaß, noch Größe wird gespüret,
Rein von Beschaffenheit, ganz, nimmer wandelbar,
Vollkommen, zirkelrund, erleuchtet, hell und klar,
Beweglich, schneller Art, an Wirkung reich und mächtig,
An Kreisen, wo der Thron des Höchsten stehet, prächtig,
Und wo die Sterne gehn, der Nächte Trost und Zier.
Auf diesen Himmelsleib erlernt er mit Begier
Die Körper unter ihm, Luft, Feuer, Wasser, Erde,
Ein jedes, wie es ist, und was aus ihnen werde,
Wann warm, kalt, trocken, naß, zusammen sind gebracht,
Durch welche Mischung dann die Farbe wird gemacht

Der Dinge, denen iſt verliehen und gegeben
Schmack, Kochung und Geruch, imgleichen Seel
und Leben.
Darunter dann der Menſch nichts edlers finden kann,
Als ſich, den Menſchen ſelbſt, der billig geht
voran
Vor wilder Thiere Schaar, vor Pflanzen und Me-
tallen,
Vor dieſem, was wir ſehn hier auf der Erde wallen,
Und was die Luft gebiehrt, vor allem, was die
Welt
Von dem, was weltlich iſt, in ihren Armen hält:
Die Welt, das große Buch, aus deren Thun und
Weſen
Er von demſelben kann auf allen Blättern leſen,
Der ſie erſchaffen hat, und ſeines Segens Kraft
So reichlich in ſie geußt. Sollt uns die Wiſſenſchaft
Nicht frey und offen ſtehn, was wollten wir viel
leben?
Iſt's darum, daß wir nur nach Gold und Gelde
ſtreben,
Auf Pracht und Ehre gehn, uns füllen Nacht und
Tag,
Und etwas anders thun, das ich nicht ſagen mag?
Alsdann kann erſt ein Menſch ſich einen Menſchen
nennen,
Wann ſeine Luſt ihn trägt, was über uns, zu ken-
nen,

Steigt Eifers voll empor, und dringt sich in den Schooß
Und Gründe der Natur: da geht sein Herz los,
Lacht von den Sternen her der Zimmer, die wir bauen,
Des Goldes, welches wir tief aus der Erden hauen,
Wie auch der Erden selbst. Und wann er oben her
Den engen Klumpen sieht, der theiles durch das Meer
Bedecket, theiles bloß und unbewohnet lieget,
Ist Sand und Wüsteney, wird nirgends ganz gepfliget,
Und klagt hier Schnee, da Brand, so fängt er bey sich an:
Ist dieses da der Punkt, der nimmer ruhen kann,
Er werde dann durchs Schwert und Feuer abgetheilet?
Ist dieses, wo der Mensch nach nichts so emsig eilet?
Wir Thoren! jenes soll der Deutschen Gränze seyn:
Darüber greife man nicht dem Franzosen ein;
So weit geht Spanien? Ein Sinn der Weisheit liebet,
Sieht, was man heute nimmt, und morgen wieder giebet,
Mit sichern Augen an, und ist gar wohl vergnügt,
Wann er den Tod und Neid durch Wissenschaft besiegt,

Und kennt, wie möglich iſt die Urſach aller
Dinge.
O wer verleiht auch mir, daß ich mich nunmehr
ſchwinge
Auf meinen Vorſatz zu! mein Sinn der ſteiget
ſchon
Geflügelt in die Luft, und reißet mich davon.

Die zweyte Stelle aus dem Gedichte, Ruhe des Gemüths, gehört zu den mahleriſchen und ſchildert das Glück des Landlebens in folgenden Zeilen:

O wohl demſelben, wohl! der ſo kann einſam
leben,
Und ſeine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Luſt und ihren falſchen
Schein,
Da oft zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr
Schuld zu ſeyn!
Er darf ſein Hütlein nicht ſtets in der Hand be-
halten,
Wann er nach Hofe kömmt, und vor den Thür
erkalten,
Eh, als er Audienz, Verhör iſt viel zu ſchlecht
Zu Wege bringen kann, und ungerechtes Recht.
Da prahlet einer her mit großen weiten Schritten
Der, wann ein guter Mann ihn hat um was
zu bitten,

Der besser ist als er, und viel mehr weiß und kann,
So siehet er ihn kaum halb über Achsel an,
Und fertigt ihn kahl ab. Bald trifft sich eine Stunde,
Wann niemand drauf gedenkt, so geht er selbst zu Grunde
Und seine Pracht mit ihm, es pflegt nun so zu gehn,
Man muß hier, wie es kömmt, bald liegen, und bald stehn.
Noch blähen sie sich auf, und dürfen sich erheben,
Als jeder, gebe Gott, müßt ihrer Gnade leben,
Verbringen mit Banket und Spielen ihre Zeit,
Und mangelt ihnen nichts als bloß die Frömmigkeit.
Das weiß ein Feldumm nicht, und was die Städte haben,
Da der ein Weibchen freyt, ein andrer läßt begraben;
Der läuft, der weint, der lacht, die meisten suchen Geld,
Und wann es funden ist: so muß es in die Welt.
Da sieht man eine Frau, die ihren Mann zu schonen,
Der ohne dieß schwach ist, den Knechten pflegt zu lohnen,
Und giebt umsonst hinweg das, was ihr dennoch bleibt,
Und was man weiter noch in solchen Oertern treibt,

Da List, da Hurerey, da schwören, schelten, stu-
chen,
Gemeine Sachen sind, da nichts ist, als besuchen,
Als tiefe Reverenz, die nicht von Herzen kömmt;
Da einer dem sein Gut, und der dem andern nimmt.
Das weiß ein Feldmann nicht. Die grausame Trom-
pete,
Noch auch der Trommelschall jagt ihn nicht aus dem
Bette,
Wie er noch halb voll Schlaf muß auf die Wälle
gehn,
Aus seines Weibes Schooß, und in der Rüstung
stehn.
Er schwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind
und Wellen
Ein armes schwaches Schiff fast stürzen zu der Höllen,
Und stoßen an den Grund; er ehrt den Herren nicht,
Der oftmahls wenig hält und dennoch viel verspricht.
Sein Thun ist schlecht und recht, man sieht ihn nie-
mand neiden,
Noch an des Nächsten Noth die falschen Augen weis-
den;
Nicht wünschen, was ihm fehlt, ist seine größte
Lust,
Lebt außer Furcht und Trost, und ist ihm wohl be-
wüst.
Er liebt das grüne Feld vor allen andern Sachen,
Kann in der freyen Luft sich etwas größer machen,

Und

Und faßt ihm frischen Muth. Da gehen seine Küh,
Mit Lämmern untermengt, ins Gras bis an die Knie.
Der schwarze Schäfer steht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab, und schneidet in die Rinden
Der Liebsten Nahmen ein, bald schwingt er in die Höh
Ein treues Hirtenlied von seiner Galathee.
Nicht allzuweit davon da sieht er seine Stuten
Vor Geilheit lustig seyn, und nagen an den Ruthen.
Dann geht er ferner auch zu seinen Bienen hin,
Schaut wie zwey grimme Heer oft an einander ziehn,
Und um des Nachbars Klee sich bey den Stöcken zanken,
Die voller Honig sind, führt nachmahls seine Ranken
Und junge Reben auf. Indessen kömmt sein Weib,
Die nicht nach Bisen riecht, und ihren schnöden Leib,
Wie falscher Waar geschieht, vollauf an allen Enden
Hat prächtig ausgeputzt; sie trägt in ihren Händen,
Die grob durch Arbeit sind, von grünem Majoran
Und Rosen einen Kranz, und krönet ihren Mann.
Bald setzt sie sich mit ihm bey einem Walde nieder,
An dem ein schönes Quell mit Rauschen hin und wieder
Fleußt heller noch, als Glas. Der leichten Vögel Schaar
Springt auf den Aesten um, der grüne Specht, der Staar

So ofte reden lernt. Die Nachtigall, vor allen
Singt dem, der sie ernährt, und ihnen zu gefallen:
Die Lerche schreyt auch: dir, dir lieber Gott allein
Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar seyn.
Indessen schleicht der Schlaf, u. s. w.

Was kann der unbefangene Kunstrichter über diese beyden Stellen, die, wie gedacht, zu den vorzüglichsten gehören, die aus Opitzens Feder geflossen sind, urtheilen? was von ihnen rühmen? Mich dünkt, er wird sich etwa folgender Gestalt über sie erklären.

Der Dichter dieser Stellen ist ein Mann, dem man eine genaue Bekanntschaft mit den Alten bald anmerkt. In allem, was er sagt, offenbart sich ein schlichter gesunder Verstand, und in seinem Ausdrucke eine Einfalt und Treuherzigkeit, die durch den Rost des Alterthums, der auf seinen Worten und Wendungen ruht, erhöht wird und uns vielleicht noch angenehmer vorkömmt, als seinen Zeitgenossen. Seine Reime fließen, ohne daß sie ihm Mühe zu kosten scheinen, dahin, und sein Periodenbau ist leicht und gefällig; er belehrt zuweilen durch seine Schilderungen, und führt einige Details in seiner Art nicht unglücklich aus. Aber wer mehr

von ihm rühmt, oder ihm Originalität und klassische Vollkommenheit zuschreibt, der irrt und läßt sich durch eine ungebührliche Vorliebe für das Alte oder für einen oft genannten Nahmen täuschen. Opitzens Manier und Darstellung übersteigt in keiner Hinsicht das Gewöhnliche und verräth nirgends einen Geist, der einer ungebornen Wissenschaft oder Kunst das Daseyn geben, oder eine schon bestehende auf eine höhere Stufe der Ausbildung erheben könnte. Seine Gedanken sind richtig, aber weder stark noch neu, sein Kolorit oft munter, aber weder kräftig noch warm, sein Ausdruck natürlich, aber von der Prosa fast durch nichts, als Reim und Sylbenfall, unterschieden, seine Beobachtungen nützlich, aber weder reichhaltig noch tiefgeschöpft, seine Schönheiten einzeln und auch diese einzelnen nicht hervortretend. Wer die Ursache, warum Opitz kein größerer Dichter ward, auf die Sprache schiebt, und ihn durch die Unvollkommenheiten derselben zu entschuldigen glaubt, der versteht sich selbst nicht und übersieht, daß er seinen Schützling anklagt, indem er ihn zu vertheidigen meint. Eben darin offenbart sich der große Dichter, daß er auch ein ungeschmeidiges Organ überwältigt, es seinem Zwecke unterwirft, ihm Gewandtheit, Stärke und Fülle giebt, es veredelt und bildet. Man entsinne sich, was, gleichzeitig mit Opitz, Edmund Spenser in England und, hundert Jahre später, Haller in Deutschland,

beyde unter nicht viel günstigern Umständen, und der letztere wenigstens ohne alle achtungswerthe Vorgänger, leistete und entscheide, ob Opitz, den man den Vater der deutschen Poesie nennen will, Feuer, Einbildungskraft und wahrhaftes Talent besaß, oder ob seine Muse nicht vielmehr einzig die Tochter einer gesunden Vernunft und einer wohl genutzten Belesenheit war. Zwey Erscheinungen, welche, so wie sie selbst sich aus dem Gesagten erklären, eben so ihm wieder zur Bestätigung dienen, mögen mein Urtheil bey denen, die es zu hart oder zu gewagt finden, unterstützen.

Die erste, auf die ich sie aufmerksam machen möchte, ist diese: Wie kömmt es doch, daß, so oft von Opitzens Verdiensten die Rede ist, immer nur seiner didaktischen Gedichte erwähnt, seine Uebersetzungen aus den Alten hingegen und seine lyrischen Stücke entweder mit Stillschweigen übergangen, oder für mittelmäßige und an jene nicht hinanreichende Versuche erklärt werden? Eine scheinbare Antwort auf diese Frage wäre freylich, weil ein Dichter, der in einer Gattung groß ist, es darum nicht in jeder andern seyn muß. Aber gesetzt, Opitz glänzte nicht als Uebersetzer und Lyriker, so würde er doch, als solcher, hätte er großes poetisches Talent gehabt, immer noch die Aufmerksamkeit fesseln und wenigstens von seinen Verehrern nicht ohne Ruhm genannt werden. Die wahre Ursache liegt, denke

ich, tiefer. Was Opitz von der Natur erhalten, oder durch Fleiß erworben hatte, — seine Beobachtungsgabe, seine Kenntnisse, seine Sprache, — langte aus, um im Gebiet der didaktischen Poesie nicht ohne Glück aufzutreten; aber um einen Sophokles zu erreichen, oder den Flug in die Regionen der lyrischen Muse zu wagen, dazu fehlte es ihm an innerer Kraft und Erhebung des Geistes. In diesen beyden Hinsichten gilt von ihm selbst, was er den Reimern seiner Zeit, in einem Gedichte an seinen Freund Zincgref, zuruft:

Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker seyn; wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht scharf und geistig ist, — wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann
Doch nicht auch ein Poet.

In der That, Niemand ist dieß weniger als Opitz in seiner Antigone, und in seinen poetischen Wäldern. Wer in folgenden Versen einen Chorgesang des Sophokles g), ich will nicht sagen, wieder erkennt, nein, nur aus dunkler Ferne ahndet:

g) V. 1115 — 1154.

O der Cadmer Nymphen Zier
Des Donnergottes Jovis Art
Die ganz Italien bewahrt,
Der du Eleusis stehest für
Und sie in Ceres Schooß hast innen
O Bacche! Schutzgott der Bacchinnen,
Der du bewohnst die Theber Stadt,
Wo des Ismenus Quellen fließen,
Und wo man Zähne, wie wir wissen,
Vom Drachen ausgesäet hat.

Dich hat und hält der Berg mit zweyen Spitzen,
Der helle Rauch hat dich da sehen sitzen,
Wo man Corycus Höle findt,
Wo deine Bacchus Nymphen sind,
Wo Castalis sein Quell springet,
Wo Nissa Eppich bringet,
Das sich an deine Klippen windt,
Daselbst, wo du, von schönen grünen Strande,
Der Weinwachs hat in seinem guten Sande,
Mit Singen wirst und Klingen hergebracht,
Du, dessen Gunst für Thebe treulich wacht,
Die du für den Städten allen
Deiner Liebe hast gewährt,
Die der Mutter auch gefallen,
So vom Donner ward verzehrt.

Komm auch jetzt, die Stadt erlieget,
Weil sie große Krankheit krieget;
Setze deinen Helfer-Fuß
Auf Parnassus hohe Stellen,
Oder auf des Meeres Wellen,
Daß das Uebel weichen muß.
O du Sternen Einfurirer,
O du Nachtgesänge Führer,
Komm, Sohn Jupiters, und bringe
Naxo's Weibern auch dazu,
Dieses Volk das ohne Ruh
Und mit Rasen dir stets singe,
Das, Jäche, durch die Nacht
Dich erhebt, sich lustig macht.

oder wer aus dem unendlichen Heere der opitzischen Liebes- und Gelegenheits-Gedichte auch nur drey, die ächten lyrischen Geist verrathen, herauszuklauben weiß, der darf ohne Widerrede Anspruch auf eine eigene poetische Spürkraft machen.

Eine zweyte merkwürdige Erscheinung ist der, bald nach Opitz eintretende, Verfall der deutschen Poesie und die fast allgemein werdende Herrschaft eines verkehrten Geschmacks unter den deutschen Dichtern jener Zeit. Ist es nicht sonderbar, hat man öfters gefragt, daß nach einem Vorgänger, wie Opitz war, unsre Sprache und Dichtkunst sich in diesem Grade wieder verschlimmern, und Abwege, wie auf der einen Seite Hofmannswaldau und

Lohenstein, und auf der andern Neukirch und seine Nachfolger einschlugen, für die geraden Wege zur Unsterblichkeit gelten konnten? Wie war es möglich, sich von dem Pfade der Natur und Schönheit von neuem so weit zu entfernen, und bald Schwulst, Unsinn und Spitzfindigkeit, bald süße Geschwätzigkeit und glatte aber gedankenleere Reimerey lieb zu gewinnen? Allerdings würde dieß Räthsel unauflöslich seyn, wenn Opitz wirklich das wäre, wozu ihn seine Verehrer erheben. Allein umsonst wollen uns diese bereden, unsre Poesie sey nur darum so schnell und unaufhaltsam rückwärts gegangen, weil er nur wenige Gattungen derselben bearbeitet und für so viele andre kein Muster der Nachahmung hinterlassen habe. Er kann, die Wahrheit zu gestehn, in keiner Gattung als Muster auftreten, und seine Manier nirgends eine Regel oder einen Maßstab der Vollkommenheit abgeben. Hätte er sich mit der Kraft eines höhern Genius über sein Zeitalter emporgeschwungen und unsrer Sprache einen wirklich poetischen Charakter aufgedrückt, so würde unsre Poesie sicher schon durch ihn geworden seyn, was sie erst durch Hallern ward, und, wenn auch unter Kämpfen und Stürmen, dennoch immer bestanden und sich nie so ganz verloren haben, daß sie, wie alle wissen, von neuem wiedergeboren und aus dem Nichts zum Leben gebracht werden mußte: denn wahre Poesie hat, wenn sie einmahl einem Volke

zu Theil geworden war, sich immer unter diesem Volke erhalten, und immer wieder wahre Dichter erzeugt. Aber nichts beweißt vielleicht die Richtigkeit meines über ihn ausgesprochenen Urtheils so sehr, als der geringe Erfolg und die auf eine so kurze Zeit eingeschränkte Wirkung seiner Bemühungen. Eine flüchtige Vergleichung dessen, was er für Poesie ausgab, mit dem, was die Italiäner und Franzosen dafür erkannten, mußte die, welche nach ihm kamen, belehren, daß seine Darstellung der Anfang, nicht der Gipfel der Kunst sey. Sie mußten es fühlen, und fühlten es, wie aus ihren Versuchen hervorgeht, wirklich sehr lebhaft, daß unsre Sprache noch ganz anders bearbeitet werden könne, und von Seiten der Lebhaftigkeit und der Stärke, wie von Seiten der Zierlichkeit und des Wohlklangs, einer ungleich höhern Ausbildung fähig sey. Diese Ausbildung war es, welche sie sich ihr zu geben bemühten und auf mehrern, aber immer verkehrten und unglücklichen Wegen versuchten. Ist es wahrscheinlich, daß sie den von Opitz betretenen würden verlassen haben, oder konnten sie einen Augenblick über ihre Wahl zweifelhaft seyn, wenn er sich ihnen mit mehr Bestimmtheit als den einzig richtigen ankündigte? Sie hätten dann gethan, was später diejenigen thaten, denen Haller und Klopstock vorleuchteten, — sie hätten ihn verfolgt, geebnet, erweitert, und sich so dem Ziele, das sie auf Neben-

pfaden umgingen, frühzeitiger und ohne Irrthum genähert.

Unter den bessern Nachfolgern Opitzens gewährt keiner Stoff genug zu einer ausführlichen und zugleich lehrreichen Schilderung. Aber einige derselben verdienen allerdings eine kurze Erwähnung. Vielleicht ist hier der schicklichste Ort von ihnen zu reden.

Friedrich von Logau *b*), ist vor etwa vierzig Jahren, durch Lessings und Ramlers Bemühungen, aus der Dunkelheit, in der er begraben lag, wieder hervorgezogen und seine Sinngedichte durch eine neue Ausgabe der unverdienten Vergessenheit entrissen worden. »Es ist unwidersprechlich, sagten die Herausgeber, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und einen Dionysius Cato besitzen,« und sprachen somit ein Urtheil aus, das vielleicht damahls nothwendig, wenigstens sehr geschickt war, dem vergessenen Dichter die Aufmerksamkeit der Leser zuzuwenden, das aber auch zu-

b) Er wurde im Junius 1604 geboren und starb den 5. Julius 1655. (nicht 1654. wie im ersten Theile der Nachträge S. 239 steht.)

gleich jeden Maßstab zur Bestimmung der Verdienste Lessings und anderer Epigrammatisten unmöglich macht. Genauer entwickelt möchte dieß Urtheil wohl dahin berichtiget werden dürfen, daß Logau, abgesehn von den Unvollkommenheiten seiner Sprache, es schon an nachdrücklichen Gedanken und lehrreicher Kürze mit Cato aufnehmen, an Witz und Schärfe sich zuweilen dem Martial an die Seite stellen, an Zartheit, Feinheit und Lieblichkeit hingegen sich nur selten mit Catull messen könne. Diese Einschränkung seines Werthes, in Vergleichung mit andern, benimmt indeß seinem eigenthümlichen nichts. Wenn er gegen die Alten verliert, so steht er darum doch, als Sentenzen- und Epigrammen-Dichter, um mehrere Stufen höher, als Opitz und eine Menge nach ihm, und hat überdem noch den Vorzug vor jenem voraus, daß er mehr Original ist und seine dreytausend fünfhundert und drey und funfzig Sinngedichte, nebst verschiedenen eingeschobenen größern Poesien, ihm, bis auf einige wenige, als Eigenthum angehören. In der That ist Logau für sein Zeitalter in jeder Rücksicht ein ausgezeichneter Dichter. Er kennt den ganzen Umfang seiner Sprache und nutzt ihn. Mit schlauer Gewandtheit zügelt er ihre Ungeschmeidigkeit, und weiß sie jedem Tone, den er anstimmt, dem ernsthaften, wie dem muntern, dem naiven, wie dem satyrischen, anzupassen, seine Kernsprüche, wie seine launigen Ein-

fälle und scherzhaften Tändeleyen, in ihr auszudrücken. Wenn er, was nicht zu läugnen ist, zuweilen ins Kindische und Spielende, zuweilen ins Platte und Niedrige, zuweilen selbst ins Ungesittete und Schmutzige fällt, so muß man bedenken, daß einen Theil dieser Schuld nicht er, sondern die Zeit trägt, und die Zahl seiner Sinngedichte sich über dreytausend beläuft. Doch bedarf es eines andern Beweises für seine Vorzüglichkeit, als den, daß ein Kunstrichter, wie Lessing, nicht erröthen durfte, ihn neben den Alten zu nennen, und wir, nach beynahe zweyhundert Jahren, was er aus ihm gegeben hat, noch immer mit Vergnügen und Zufriedenheit lesen?

So wie man Opitz für den ersten didaktischen und Logau für den ersten epigrammatischen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts erklärt, so pflegt man Paul Flemming *i*) die oberste Stelle unter den Lyrikern einzuräumen, und man kann ihm diese Ehre schon gönnen, wenn man nur zugleich anerkennt, daß er in seiner Gattung noch nicht ist, was jene in der ihrigen sind. Wenn irgend ein Dichter Gelegenheit hatte, Welt und Menschen kennen zu lernen, und von großen Naturscenen udd ungewöhn-

i) Seine Gedichte wurden, nach seinem Tode, durch seinen Schwiegervater, den Kaufmann Nilhausen zu Reval, zuerst im Jahre 1641 zum Druck befördert, und nachher, unter andern 1685 in Kolbens Verlage zu Naumburg, wiederholt.

lichen Erscheinungen ergriffen und begeistert zu werden, so war ers, der zu Wasser und zu Lande herumgeworfen wurde, Rußland und Persien durchstrich, Abenteuer in eigener Person bestand und den seltsamsten Auftritten als Zeuge beywohnte. In der That scheinen auch die eigenthümlichen Lagen, in denen er sich so oft befand, und die sonderbaren Ereignisse, die ihm begegneten, nicht ohne Einfluß auf seine Stimmung gewesen zu seyn. Man glaubt wirklich zuweilen in seinen poetischen Wäldern eine höhere Begeisterung wehen zu hören und die Töne eines fremden Genius aus ihnen zu vernehmen. Allein jene ist von keinem Bestande, und diese lösen sich bald wieder in gemeine Accorde auf. Ich wüßte unter seinen längern alexandrinischen Stücken keines, das sich ungeschwächt vom Anfang bis zu Ende erhielte und von einem gleichen Feuer durchdrungen wäre: aber es giebt mehrere, die einzelne starke Verse und glückliche Stellen enthalten. Desto seltner sind diese dagegen in seinen eigentlich lyrischen Stükken, vielleicht weil ihm dort der längere Vers freyern Spielraum ließ und hier der kürzere beschwerliche Fesseln anlegte, oder weil er in jenen gewöhnlich seine eigenen Empfindungen ausdrückt, und in diesen, (denn die meisten seiner Oden und Lieder sind Gelegenheitsgedichte,) der Dollmetscher fremder Freuden und Leiden werden mußte. Am meisten befriedigen noch seine Sonnette, eine Dichtungsart,

in der er sich, ihrer Schwierigkeit ungeachtet, oft genug versucht hat. Mehrere erinnern wirklich an den schwärmerischen Petrarka, und sind so zart und lieblich gedacht und so fein und glücklich gewendet, daß man sie gern für die Erzeugnisse einer spätern Zeit halten würde, wenn die Unebenheiten der Sprache und die Härte der Wortfügungen es erlaubten. Folgende zwey mögen zur Probe dienen.

Auf ihr Bildniß.

Und darf ein frecher Kiel sich dieses unterfangen,
Daß er die ganze Zier, die an der Liebsten scheint,
In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeint?
Wahr ist es, dieses Haar, die Stirne, diese Wangen
Sind denen ähnlich ganz, die an derselben prangen.
Die Augen seh ich da, um die ich oft geweint,
Und dieß hier ist der Mund, der meinen nennet Freund.
Ganz dieß, das ist ganz das, nach dem ich muß verlangen,
Die Zucht, dieß freundlich seyn, die Sitten, diese Tracht
Und alles steht vor mir, was sie so trestlich macht.
Nur, daß es sich nicht regt, und nicht will Antwort geben.

Sey drum nicht halb so stolz, Du kühner Pinsel, du.
Das schönste, das man wünscht, gehöret noch hierzu.
Entwirfst du ihren Leib, so mahl' auch drein sein Leben.

An den Westwind.

Fleug, feuchter Zephyr, aus, fleug, wie nach deiner Floren
Du itzt noch pflegst zu thun. Such meinen Aufenthalt,
Ob er bey deinem ist, durch diesen Tannenwald.
Such! wie du deine hast, so hab ich sie verloren.
Such sie, und sag ihr das in ihre leise Ohren:
Dort ist er, der dich wünscht, du göttliche Gestalt:
Dort ist er, der dich hofft. Erfreust du ihn nicht bald,
So hat er seinen Ort zum Grabe schon erkohren.
Nimm sie, so bald sie will, in deinen Blumenschooß,
Daß keine trübe Luft auf meine Schönheit stoß'
Und hülle sie in dich, und laß' es niemand wissen.

Hier wart' ich meine Post, ich warte mit Begier,
Dich bald zu nehmen an mit tausend Göttern Hier;
Sie, meiner Augen Trost, mit' hundert tausend Küssen

Eine Reihe späterer Dichter übergeht man am besten mit Stillschweigen. Es ist genug ihre Tendenz im Allgemeinen geschildert zu haben *k*). Den Geist jedes Einzelnen darzustellen ist oft unmöglich, weil sie dessen gänzlich ermangeln, oder ein in hohem Grade undankbares Geschäfte, weil man überall auf Verkehrtheiten stößt und immer auf die nähmlichen zurückkommen muß. Erst an der Schwelle des siebenzehnten Jahrhunderts begegnen uns noch zwey Dichter aus der opitzischen Schule, die Achtung verdienen, Wernicke und Drollinger; doch gehört der letztere schon mehr dem achtzehnten Jahrhundert an.

Christian Wernicke, von dessen Lebensumständen nicht viel mehr bekannt ist, als daß er im Jahre 1685 zu Kiel studierte, dann durch Holland, England und Frankreich reiste, und zu Hamburg, wo er seinen Wohnort aufgeschlagen zu haben scheint, mit dem damahligen Operndichter, dem hoch-

k) Man vergleiche, was über diese im ersten Theile der Nachträge S. 240. u. f. gesagt worden ist.

hochtrabenden Postel, in Streitigkeiten gerieth, weil er ihn und den verkehrten Geschmack jener Zeit angriff, lag, wie Logau, vergessen und unbeachtet, als zuerst Bodmer sein Andenken weckte, und später Ramler es wieder erneuerte *l*). Er schrieb, außer einigen unbedeutenden Eklogen und einem kleinen komischen Heldengedichte auf den eben genannten Postel, zehn Bücher Ueberschriften, (oder Sinngedichte,) welche aus Sittensprüchen und Epigrammen bestehn und von ihm selbst mit oft witzigen, oft scharfsinnigen Anmerkungen erläutert werden. Wenn Wernicke lehrt, so lehrt er stets mit Nachdruck und Ernst, und wenn er die Thoren angreift, so geht er mehr darauf aus, sie zu züchtigen und zu strafen, als dem Spotte und Gelächter preis zu geben. Man kann ihm mit Recht nachrühmen, daß er ein gelehrter, an Erfindungen reicher und in Wendungen glücklicher Dichter ist, aber man darf ihm mit eben so viel Recht vorwerfen, daß er den Gedanken nicht immer den Worten zu unterwerfen weiß, daß er oft undeutlich wird, und es noch öfter seyn würde, wenn seine Anmerkungen den Leser nicht zurecht wiesen, endlich daß er seinen Vorgänger Logau zwar an Würde, Scharfsinn und Beobachtungsgeist übertrifft, aber ihm in der Geschmeidigkeit der Sprache und leichten Handhabung des Reims nachsteht.

l) Man sehe die genauern Angaben am angef. O. S. 250.

In Karl Friedrich Drollingers Gedichten m) erscheint unsre Sprache in aller der Reinheit, Zierlichkeit, Klarheit und Harmonie, die sie, seit Neukirch den Ton angab, unter den Händen, obgleich meistens gedankenleerer und wässeriger, doch sorgfältiger und geglätteter Dichter erlangt hatte. Wäre dieß jedoch Drollingers einziges Verdienst, (und leider können mehrere seiner Versuche auf kein höheres Anspruch machen;) so wäre keine Ursache abzusehn, warum man ihn gerade aus der Menge herausheben und allein oder vorzüglich nennen sollte. Sein eigentlicher Ruhm gründet sich auf nicht mehr, als auf drey Oden, überschrieben Lob der Gottheit, Unsterblichkeit der Seele und göttliche Fürsehung; aber auf drey wahre Oden. Man kann dreist behaupten, daß der starke, männliche, volle, sich immer gleiche Ton, wie er in diesen Oden herrscht, unserer Sprache vor Hallern völlig fremd war, und daß Strophen in ihnen vorkommen, deren sich Uz nicht geschämt, sondern die er als seiner vollkommen würdig erkannt haben würde.

m) Spreng, Professor zu Basel, hat sie gesammelt, und zu Frankfurt am Main 1745 herausgegeben. Der vorangeschickten Gedächtnißrede zu folge, ward Drollinger den 26. December 1688 zu Durlach geboren und starb als Badendurlachischer Hofrath und Archivarius den 1. Jun. 1742.

Apollonius, der Rhodier.

(Er war aus Alexandrien gebürtig und lehrte eine Zeitlang zu Rhodus, wo er das Bürgerrecht erhielt, die Rhetorik, kehrte aber von dannen in seine Vaterstadt zurück, und ward, nach Eratosthenes Tode, Vorsteher der berühmten alexandrinischen Bibliothek *a*). Seine Blüthe fällt in die Regierung des Ptolemäus Evergetes, nach Saxius Ol. 146. 1.)

„Denken wir uns, sagt der scharfsinnige Longin *b*), einen durchaus reinen und fehlerfreyen Schriftsteller. Wird es dann nicht der Mühe werth seyn, zu untersuchen, ob in Gedichten und Reden Größe, mit einigen Flecken gepaart, oder eine richtige Mittelmäßigkeit, die nie gegen die gesunde Vernunft und den guten Geschmack verstößt, den Vorzug verdiene? nicht minder, ob in den redenden

a) Man vergl. Fabricii Bibl. Gr. Tom. IV. p. 264. Ed. Harles.

b) De Sublimitate. c. 33.

Künsten die Menge oder die Größe der Schönheiten über den Vorrang entscheiden solle? Ich weiß, Schriftsteller von ausgezeichneten Talenten sind selten ganz fehlerlos, — denn die größte Genauigkeit in allem verräth etwas Kleinliches, und vortrefliche Köpfe dürfen sich schon, wie reiche Leute, einige Sorglosigkeiten erlauben, — aber daraus folgt keinesweges, daß schwache und mittelmäßige Naturen, weil sie sich keiner Gefahr aussetzen und keinen hohen Flug wagen, gemeiniglich vor Verirrungen und Fehltritten sicher sind, vorzügliche hingegen, eben wegen ihrer Sorglosigkeit, fallen müssen. Eben so wenig ist es mir unbekannt, daß in menschlichen Werken das Schlechte immer am ersten bemerkt wird, und das Andenken an das Fehlerhafte unauslöschlich dauert, die Erinnerung an das Schöne aber geschwind vorübergeht. Ich selbst habe im Homer und in andern Schriftstellern, die größten nicht ausgenommen, mannigfaltige Fehler bemerkt, und freue mich ihrer gar nicht: allein ich halte diese Fehler nicht sowohl für willkührlich, als für Versehen, deren sie sich aus Sorglosigkeit und Unachtsamkeit, wie das großen Naturen zu begegnen pflegt, schuldig machten, und bin darum immer der Meinung, daß ihre überwiegenden Schönheiten, wenn selbige gleich nicht überall hervortreten, ihnen doch jederzeit den obersten Rang zusichern, und wäre es auch allein wegen der Geistesgröße, die sie verrathen. Apol-

lonius, der Sänger der Argonauten, strauchelt nirgends. Allein wer wollte darum lieber Apollonius seyn, als Homer?« — Apollonius ein Dichter, der niemahls strauchelt, und gleichwohl mit dem oft strauchelnden Homer nicht zu vergleichen! Was vermochte den griechischen Kunstrichter zu diesem Urtheile, und wie und wodurch wird es gerechtfertigt? Das Gedicht, die Argonautika, das er vor Augen hatte, ist glücklicher Weise erhalten worden, und verdient eine desto umständlichere Würdigung, da es sich nicht allein durch seinen Umfang vor vielen andern auszeichnet, sondern auch der Verfasser desselben gewisser Maßen als der Repräsentant seines Zeitalters angesehn werden darf. Was es darstellt, lehrt zwar die Aufschrift; und der Inhalt jedes einzelnen Buches läßt sich ebenfalls in wenige Worte zusammenfassen. Die beyden ersten enthalten die Hinreise und Ankunft der Argonauten in Kolchis, das dritte schildert die Eroberung des goldnen Vließes, des Gegenstandes der Unternehmung, und das vierte erzählt die Abentener, die ihnen auf der Heimkehr begegneten. Aber diese kurze und allgemeine Andeutung dürfte für die Wenigsten, (denn noch gehört Apollonius zu den selten gelesenen Dichtern,) hinreichend seyn. Eine ausführliche und ins Einzelne gehende Anzeige des Inhalts der Argonautiken scheint der Betrachtung derselben vorausgeschickt werden zu müssen. Ich werde hierbey vorzüglich

dem neuesten und verdienten Herausgeber des Gedichts folgen.

Erstes Buch. Ein Orakel, so beginnt, nach einer kurzen Anrufung an die Musen, der Dichter, hatte den König Pelias gewarnt, sich vor dem Manne zu hüten, der, nur mit einem Schuhe angethan, vor ihn treten würde. Einst, als er ein Opfer brachte, erschien Jason, der der Feyerlichkeit beywohnen wollte und beym Durchwaden des Flusses Anaurus um einen Schuh gekommen war, ohne seinen Verlust zu ersetzen, vor ihm, und Pelias, des Götterspruches eingedenk, befahl ihm sogleich, einen Zug über die See zu unternehmen, um sich seiner auf diese Art zu entledigen. (1—17.) »Da schon mehrere Dichter, sagt Apollonius, den Bau der Argo geschildert haben, so gehe ich, ohne weitern Verzug, zur Geschichte selbst über, und nenne zuvörderst die Helden, die sich zu der Seereise verbanden.« (—23.) Es sind derer, den Jason ungerechnet, drey und funfzig, die sämmtlich nach Geschlecht und Schicksalen bezeichnet werden. (—233.) Alle versammeln sich unter einem großen Zulaufe des Volkes und unter den lauten Klagen der Alcimede, der Mutter Jasons, in dem Hafen Pagasä, und erwählen daselbst den genannten Helden, weil Herkules die Ehre ausschlägt, zu ihrem Führer. (—348.) Auf Befehl desselben, wird das Schiff

vom Stapel gelassen, mit allem Zubehör versehen, dem Tiphys das Steuerruder anvertraut und dem Apoll ein Opfer gebracht, aus dessen Flammen Idmon seinen Gefährten eine glückliche Heimkunft weissagt. (— 447.) Gegen Abend schmausen die Jünglinge und freuen sich. Jason allein ist ernst und stille, und wird hierüber von Idas in Anspruch genommen. Idmon setzt sich der Prahlerey des Idas entgegen, und beyde gerathen in einen Wortwechsel, den Jason beyzulegen sucht. (— 494.) Orpheus singt in seine Cither die Entwickelung des Chaos und die Thaten der Götter; und die Argonauten, nachdem sie sich durch Gastmahl und Gesang ergetzt haben, legen sich an dem Ufer schlafen. (— 518.) Mit dem Anbruche des Morgens begiebt sich jeder an seine Stelle, und bewegt nach Orpheus Gesang das Ruder. (— 546.) Alle Götter und Göttinnen staunen das Werk Minervens und die es lenken an. (— 552.) Chiron eilt an das Ufer, ihnen eine glückliche Schifffahrt zu wünschen, und die Helden, die Orpheus durch ein Loblied auf Dianen unterhält, erreichen das Vorgebirge Tisäum. (— 579.) Nach einer Reise von etlichen Tagen gelangen sie zu der Insel Lemnus, (— 608.) woselbst die Weiber, ein Jahr zuvor, alle Männer getödtet und nur Hypsipyle sich ihres Vaters Thoas erbarmt hatte. (— 632.) Als daher die Lemnierinnen die Argo erblicken, so glauben sie, daß Thracier, zur Bestrafung des be-

gangenen Mordes, heranrücken, und waffnen sich: allein ein Herold, von den Argonauten gesandt, beruhiget sie, (—652.) und man beschließt die Fremdlinge nicht nur zu beschenken, sondern sogar in die Stadt aufzunehmen, und läßt sie durch Iphinoe einladen. (—716.) Hierauf schmückt sich Jason mit einem schön gestickten Gewande, der Arbeit Minervens, (—768.) und besucht Hypsipylen, welche ihn, den an den Männern begangenen Mord verschweigend, durch eine schlau-ersonnene Erzählung täuscht, und ihn auffordert, sich mit seinen Gefährten auf dem Eylande niederzulassen. (—833.) Der Erfolg dieser Unterredung ist, daß Jason und seine Begleiter, mit Ausschluß des Herkules, der freywillig zur Bewachung des Schiffes zurückbleibt, in die Stadt einkehren und sich hier der Freude und Liebe so ganz überlassen, (— 856.) daß sie, nur nach einer ernsten Ermahnung des Herkules, sich losreißen, (— 909.) und nach der Insel der Atlantide Elektra abfahren, wo sie, um sicherer der Gefahr des Meeres zu trotzen, sich, auf Orpheus Rath, in heilige Geheimnisse einweihen lassen. (— 921.) Von der genannten Insel verfolgen sie ihren Weg durch den Hellespont, nach einer andern, im Propontis gelegenen und von den Dolionen bewohnten, Nahmens Cyzikus, (—960.) deren Volk und König sie gastfreundlich aufnehmen, und über die Städte und Busen des zu befahrenden Meeres

unterrichten. (— 984.) Aber als sie absegeln wollen, werden sie zuerst von den Giganten, die die Berge der Insel bewohnen, angegriffen, (— 1011.) und, als sie, nach Erlegung derselben, wirklich absegeln, durch einen Sturm an das Ufer zurückgeworfen, und in der Dunkelheit und, ohne daß sie das geringste ahnden, mit den Dolionen und ihrem Könige selbst, der seine Feinde, die Makrienser, zu bekriegen glaubt, in eine Schlacht verwickelt, die ihm und einem großen Theile seines Volkes das Leben kostet (— 1052.) und, da der Morgen den Irrthum enthüllt, ein allgemeines Trauern verursacht. (— 1077.) Auch die folgenden Tage dauern die Stürme fort und halten die Argonauten zurück. (— 1080.) Erst am dreyzehnten früh vergönnt ihnen, nachdem sie vorher der Cybele ein Opfer gebracht haben, ein günstiger Wind die Segel aufzuspannen und führt sie nach Cius in das Gebiet der Mysier. Hier steigen sie aus und thun sich gütlich, und Herkules, der unterwegs sein Ruder zerbrochen hat, geht in einen Wald, um eine Tanne zu diesem Behufe auszureißen. (— 1206.) Mittlerweile sucht Hylas, der Gefährte des Herkules, eine Quelle auf, um Wasser zu schöpfen, (— 1220.) und wird von der Nymphe der Quelle, die sich in ihn verliebt, hinabgezogen. (— 1239.) Der Argonaute Polyphem hört ihn schreyen, sucht ihn vergebens, und hinterbringt den Verlust dem zurückkehrenden Herku-

les, (— 1260.) der wüthend nach dem Knaben umherläuft. (— 1272.) Mit Tages Anbruch segeln die Helden weiter, ohne zu bemerken, daß Herkules und Polyphem ihnen nicht folgen. Telamon dringt darauf, daß man umkehren solle. Die Söhne des Boreas widersetzen sich, und es entsteht ein heftiger Wortwechsel. (— 1309.) Endlich erscheint der Seegott Glaukus und belehrt sie, es sey einmahl in dem Schicksale beschlossen, daß Herkules zu Argos wirken, Polyphem in Mysien umkommen und Hylas bey der Nymphe leben solle. (— 1325.) Telamon bittet den Jason um Verzeihung, (— 1343.) die Cianer versprechen dem Herkules, den Hylas unaufhörlich zu suchen, (— 1356.) und die Argonauten landen an dem Ufer der Bebryker. (— 1362.)

Zweytes Buch. Hier stellt sich ihnen Amykus, der König des Volkes, der alle Fremden zum Faustkampfe zu zwingen pflegte, entgegen, und fodert sie auf sich mit ihm zu messen. (1 — 18.) Pollux nimmt die Ausfoderuug an und ist so glücklich ihn zu erlegen. (— 97.) Auch die Bebryker, die ihres Königes Mord zu rächen suchen, werden geschlagen und zerstreut, (— 154.) und die Argonauten segeln, nachdem sie die Nacht in Schmaus und Gesang zugebracht haben, (— 163.) den andern Tag durch den thracischen Bosporus und landen an der, Bithynien gegen über liegenden, Küste. (— 177.)

An dieser wohnt Phineus, den Jupiter, wegen des Mißbrauchs der ihm beywohnenden Weissagungsgabe, des Gesichts beraubt und der Verfolgung der Harpyien preis gegeben hat. (— 193.) Kaum erfährt er also die Ankunft der Argonauten, so beschwört er sie, den ihm ertheilten Orakelspruch zu erfüllen, und ihn von den Ungeheuern zu befreyen. (— 240.) Die geflügelten Söhne des Boreas erheben sich hierauf und verfolgen die Harpyien bis zu den strophadischen Inseln, (— 300.) indeß Phineus die übrigen Argonauten bewirthet und ihnen manche nützliche Reisenachrichten ertheilt. (— 425.) Nach der Rückkehr der Boreaden wird dem Apoll ein Opfer gebracht; (— 497.) das Schiff selbst aber muß, weil die Etesien, deren Ursprung bey der Gelegenheit (500 — 528.) eingeschaltet w[illegible], zu wehen anfangen, noch vierzig Tage verweilen. (— 536.) Endlich, nachdem der Wind sich geändert hat, stoßen die Argonauten vom Lande und gelangen zu den cyanischen Klippen, denen sie, unter dem Beystande Minervens, und nicht ohne große Gefahr entrinnen. (— 606.) Tiphys, der Steuermann, sowohl, als die übrigen Reisegenossen, schöpfen, nach diesem glücklich überstandenen Abenteuer, neuen Muth und beleben, durch die Beweise ihres Zutrauens, auch den Jason mit stärkerer Zuversicht. (— 649.) Von itzt an segeln die Argonauten immer längs der Südküste des euxinischen Meeres morgenwärts. Zuerst

erreichen ſie die wüſte Inſel Thynias, wo ſie dem ihnen erſcheinenden Apoll, ein von Tanz und Geſang begleitetes, Opfer bringen, und von neuem den Bund der Eintracht und wechſelſeitigen Hülfe beſchwören. (— 719.) Sodann wenden ſie ſich in das Land der Maryandiner. (— 751.) Lykus, der König deſſelben, der lange Zeit mit dem Amykus in Feindſchaft gelebt und deſſen Erlegung durch Pollux bereits gehört hatte, nimmt ſie willfährig auf, (— 761.) erfährt von Jaſon ihre bisherigen Schickſale, (— 771.) ſchildert ihm ſelbſt die Verdienſte des Herkules um ſeinen Vater und giebt ihnen Geſchenke und ſeinen Sohn Dascylus zum Begleiter. (— 814.) Während des Aufenthalts an dieſer Küſte, ſterben Idmon, der Wahrſager, (— 850.) und Tiphys, der Steuermann, (— 860.) deſſen Amt Ancäus übernimmt. (— 898.) Von dem Gebiethe der Maryandiner aus ſegeln die Argonauten, nach einer Ruhe von zwölf Tagen, vor mehrern merkwürdigen Oertern vorüber, (— 961.) und erreichen die Mündung des Thermodon in dem Lande der kriegeriſchen Amazonen, (— 984.) die ſich zu einem Angriffe zuſammenziehen, aber, weil während der Zeit ein günſtiger Wind das Schiff davon führt, zu ſpät kommen. (— 1000.) Weiterhin berühren ſie die Küſten mehrerer wilden Völker, deren Sitten kürzlich geſchildert werden (— 1030.) und landen, nach Phineus Rath, an der Mars-Inſel, dem

Wohnorte streitbarer Vögel, (— 1046.) deren Angriff sie durch ihr Geschrey und das Zusammenschlagen ihrer Schilde und Speere abwenden. (— 1090.) Auf der Insel selbst findet Jason seine Verwandten, die Söhne des Phrixus, die, als sie auf einem kolchischen Fahrzeuge abgesegelt waren, um ihr väterliches Vermögen aus Orchomenus zu holen, sich aus einem Schiffbruche hieher geflüchtet hatten, (— 1167.) und beredet sie an seinem Zuge Theil zu nehmen. (— 1225.) Von der Mars-Insel, wo sie nur einen Tag bleiben, kommen sie zu der Insel Philyräis, berühmt durch die Liebe und Verwandlung der Philyra, der Mutter Chirons, (— 1241.) steuern an den Ufern mehrerer Völkerschaften vorbey, (— 1245.) sehen die Gipfel des Kaukasus und vernehmen die Seufzer des dort angeschmiedeten Prometheus, (— 1259.) und laufen endlich in den kolchischen Fluß Phasis, den Ort ihrer Bestimmung, ein. (— 1285.)

Drittes Buch. Nach der Ankunft Jasons in Kolchis, überlegen Juno und Minerva, wie sie ihren Lieblingen thätigen Beystand leisten wollen, (1—24.) und vereinigen sich, die Venus anzusprechen und durch die Mutter den Sohn zu überreden, Medeen, der Tochter des kolchischen Königs, Aeetes, Liebe für Jason einzuflößen. (— 35.) Nach einigen Bedenklichkeiten, unterzieht sich Ve-

nus des Geschäftes, und Amor tritt seine Reise, mit Köcher und Bogen bewaffnet, an. (— 166.) Mittlerweile berathschlagen sich auch die Helden über die Ausführung ihres Unternehmens und kommen überein, den Jason selbst, nebst den Söhnen des Phrixus und zwey andern Gefährten, an den Aeetes zu senden und die Auslieferung des goldnen Vließes zu fodern. (— 198.) Diese machen sich sogleich auf den Weg, und erreichen, von Juno in eine Wolke gehüllt, ungesehn, die Burg des Aeetes, (— 246.) wo sie zuerst von Medeen und ihrer Schwester Chalciope, (— 268.) und sodann von Aeetes und seiner Gemahlin Idyia empfangen werden, (— 274.) und Amor der Gelegenheit wahrnimmt und Medeen für Jason entzündet. (— 298.) Nach der Mahlzeit befragt Aeetes seine Enkel, (die Söhne des Phrixus und der Chalciope,) über die Ursache ihrer Rückkehr und die Absicht der fremden Ankömmlinge, (— 316.) und wird nicht wenig aufgebracht, als ihm Argus die letztere entdeckt, und nur mit Mühe durch Jasons Erklärung besänftigt. (— 395.) Endlich, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen ist, eröffnet er dem Helden, daß er, um das goldene Vließ zu besitzen, mit feuerspeyenden Stieren ein Feld pflügen, Drachenzähne hineinsäen, und die daraus emporkeimenden Männer erlegen müsse. (— 421.) Jason erschrickt, nimmt aber die Bedingungen an (— 438.) und

kehrt, während Medea im Stillen sein Schicksal bejammert, mit dem Argus, dem einen Sohne des Phrixus und seinen beyden Gefährten, zu dem Schiffe zurück. (— 471.) Als er daselbst anlangt, legt er seinen Begleitern die Bedingungen des Aeetes vor und findet mehrere sogleich entschlossen, die Gefahr mit ihm zu theilen: (— 520.) allein Argus schlägt ihm vor, zuvörderst, durch seine Mutter Chalciope, die der Zauberey kundige Medea auszuforschen, ob sie vielleicht hülfreiche Hand leisten wolle, (— 539.) und da sowohl die Augurien, als auch die Ermahnung des Phineus, sich mit der Venus zu vereinigen, dem gegebenen Rathe entsprechen, (— 555.) und Niemand, als Idas, dagegen eifert, (565.) so wird Argus unverzüglich in die Stadt zurück gesandt und das Schiff an das Land gezogen. (— 575.) Aeetes ist so eben beschäftigt, seinen Kolchiern Gehorsam gegen sich und Aufmerksamkeit auf die Fremden zu empfehlen, (— 608.) als Argus eintrifft und seine Mutter ermuntert, Medeen für Jason zu gewinnen. Aber, bey dieser hat die Liebe bereits jeder Auffoderung vorgearbeitet. Träume von Jason haben sie die Nacht durch beunruhigt, (— 630.) und nur die Schaam hält sie zurück, sich ihrer Schwester zu entdecken. (— 664.) Eine Sklavinn, die ihre Thränen bemerkt, thut es an ihrer Stelle, (— 673.) und Chalciope säumt nicht, herbeyzueilen und Medeen um die Ur-

ſache ihrer Betrübniß und Unruhe zu befragen. Da Medea einzig für die Söhne ihrer Schweſter bekümmert zu ſeyn vorgiebt, (— 654.) ſo empfiehlt ihr Chalciope zuerſt dieſe (—717.) und dann den griechiſchen Helden ſelbſt, und erhält leicht eine zuſagende Antwort. (— 738.) Die Nacht darauf erneuert ſich der Kampf in Medeens Bruſt heftiger, als zuvor. Die widerſtrebendſten Leidenſchaften zerreißen ſie abwechſelnd und foltern ſie ſo gewaltig, daß ſie ſogar Gift zu nehmen beſchließt. Endlich erſcheint die erwünſchte Morgenröthe und beruhiget ſie durch die Thätigkeit, zu welcher ſie auffodert. (— 823.) Schön geſchmückt und mit einer unverwundbar machenden Salbe verſehen, fährt ſie ſogleich in den Tempel der Hekate, (— 889.) entdeckt den Sklavinnen, die ihr folgen, daß ſie entſchloſſen ſey, dem Jaſon beyzuſtehen, und befiehlt ihnen, wenn er erſcheine, ſich zu entfernen. (— 911.) Nicht lange, ſo geleiten Argus und Mopſus den Jaſon zu dem Tempel der Göttin, (— 925.) und laſſen ihn daſelbſt, auf Befehl einer von der Juno geſandten Krähe, mit Medeen allein. (— 965.) Hier bietet der junge Held zuvörderſt ſeine ganze Beredtſamkeit auf, um die beſchämte und furchtſame Schöne zu brruhigen, und ſpricht ſie ſodann dringend um Beyſtand an, (— 1007.) und ſie, die kaum weiß, was ſie antworten ſoll, giebt ihm die Salbe, belehrt ihn, wie er ſie anwenden

und

und überhaupt das ganze Geschäft betreiben solle, (— 1061.) klagt, daß er sie verlassen werde, ermahnt ihn, ihrer nie zu vergessen, und befragt ihn um Vaterland, Aeltern und Freunde. (— 1075.) Jason ertheilt ihr hierauf Nachricht von seinem Geschlechte (— 1101.) und gelobt ihr, sie mit sich nach Griechenland zu führen und als Gattin zu lieben. (— 1130.) Beyde scheiden vergnügt, und Jason hinterbringt den Seinigen die Rathschläge der Schönen. (— 1170.) Den folgenden Tag erhalten die Argonauten von Aeetes die zu säenden Drachenzähne. (— 1190.) Jason reiniget sich und opfert, wie ihm Medea befohlen hat, (— 1223.) stählt und stärkt sich mit der erhaltenen Salbe und schifft mit seinen Gefährten dem Kampfplatze zu, wo die Kolcher und ihr König bereits angelangt sind. (— 1278.) Itzt beginnt die gefahrvolle Arbeit. Aus einem unterirdischen Stalle holt er stößige feuerspeyende Stiere, spannt sie, ohne daß sie ihn mit ihren Hörnern verwunden, oder durch ihre Flammenströme schaden, ans Joch, (— 1305.) pflügt mit ihnen die Erde und säet die Zähne, (— 1339.) und begiebt sich, nachdem er die Stiere wieder abgespannt hat, zu seinem Schiffe, um sich ein wenig zu erholen. (— 1354.) Mittlerweile keimen gewaffnete Männer im Felde empor. (— 1363.) Aber Jason, Medeens Rath eingedenk, wirft einen ungeheuren Feldstein unter sie, der die Wirkung hervor-

bringt, daß sie auf einander losgehn, sich größtentheils selbst umbringen und die übrig bleibenden, eine leichte Beute, unter dem Schwerte des Helden fallen. (— 1403.) Aeetes kehrt trostlos in die Stadt zurück. (— 1407.)

Viertes Buch. Nach dem glücklichen Erfolge der Unternehmung Jasons fängt Medea, durch die Einwirkung der Juno, zu fürchten an, daß ihr Vater ihren Antheil an dem Ausgange des Kampfes argwohnen und sie zur Rechenschaft fodern möge, (1—19.) und flüchtet ungesäumt aus dem väterlichen Hause zu dem Schiffe der Griechen. (— 75.) Hier verspricht sie, den Drachen, der das goldne Vließ bewahre, einzuschläfern, (— 91.) erhält von Jason die eidliche Versicherung, daß er sie mit sich nach Griechenland nehmen wolle, und segelt, nachdem sie, noch vor Anbruch des Tages, ihre Zusage erfüllt, und ihn zum Besitzer des goldnen Vließes gemacht hat, davon. (— 211.) Am dritten Tage erreichen sie, verfolgt von den Kolchern, Paphlagonien (— 252.) und wenden sich, eingedenk der Warnung des Phineus, der ihnen auf einem andern Wege nach Griechenland zurückzukehren geboth, nördlich nach der Mündung des Isters, (— 302.) während ein Theil der Kolcher durch die cyanischen Klippen, südlich, steuert, und der andere, unter der Anführung des Absyrtus, des Bruders Medeens,

durch eine zweyte Mündung des Isters segelt und, als die Argonauten durch den südlichen Arm des Stroms in das adriatische Meer einlaufen, sie daselbst erwartet und anzufallen droht. (— 337.) Nach einer vorhergegangenen hinterlistigen Verabredung zwischen Jason und Medeen, wird die Sache dahin vermittelt, daß jener das goldene Vließ behalten, und diese auf die Dianen-Insel ausgesetzt werden soll. (— 451.) Aber kaum ist sie daselbst angelangt, so ermordet Jason den Absyrtus, der ihr mit einigen von seinen Gefährten nachgefolgt ist, (— 492.) und steuert sofort, nachdem er Medeen wieder eingenommen hat, nach der Insel Elektris, am Ausflusse des Eridanus, und von hier aus tiefer hinab nach Corcyra, während die übrigen Kolcher, durch Blitze und die Furcht vor Aeetes geschreckt, sich auf den Inseln des adriatischen Meeres, in der Nähe Illyriens, niederlassen. (— 575.) Mittlerweile macht Juno die Entdeckung, Jupiter habe, durch Absyrtus Ermordung aufgebracht, den Entschluß gefaßt, daß die Argonauten, um sich von ihrer Blutschuld reinigen zu lassen, an der Insel der Circe landen, vorher aber noch viele Leiden bestehen sollten, und erregt zu dem Ende einen Sturm, der die Helden an die Insel Elektris zurückwirft. (— 580.) Hier vernehmen sie von dem Schiffskiele, dem Minerva die Gabe der Rede verliehen hat, das ihnen bestimmte Schicksal und treten eine neue uns

gefahrvolle Reise an: (— 591.) denn, nachdem sie in den Busen des Eridanus eingelaufen sind, kommen sie in den Rhodan, den jener aufnimmt, aus dem Rhodan in die Sümpfe des Celtenlandes, (— 642.) aus diesen, nachdem sie eine Menge unbekannter Völker vorbeygesegelt sind, an die stöchadischen Eylande c), und endlich an die Insel der Circe, (— 661.) welche die Sühne vollzieht. (— 717.) und Medeen, nachdem sie ihre Geschichte gehört hat, sie sogleich zu verlassen auffordert. (— 752.) Von der Circe-Insel wenden sich die Argonauten weiter nach Süden, entrinnen, mit Hülfe der Thetis und des Aeolus, die Juno gewonnen hat, (— 879.) den Sirenen (— 919.) und den übrigen Gefahren des sicilischen Gewässers, (— 979.) und landen endlich in Phäacien, bey dem Könige Alcinous. (— 1000.) Aber hier stößt Medea auf diejenigen Kolcher, die ihren Weg durch die cyanischen Inseln genommen hatten, und vereitelt, nur durch die Freundschaft Aretens, der Gemahlin des Alcinous, und durch ihre in Eile vollzogene eheliche Verbindung mit Jason, die Ansprüche, die ihre Verfolger, wegen ihrer Auslieferung, an diesen machen. (— 1216.) Am siebenten Tage verlas-

c) Man vergl. über diesen sonderbaren Weg, den übrigens nicht Apollonius zuerst, sondern frühere Dichter schon die Argonauten nehmen lassen, Mannerts Geographie. B. IV. S. 44.

sen die Abenteurer Phäacien und sehen bereits die peloponnesische Küste vor sich, als sie plötzlich durch einen Sturm in die libyschen Syrten geschleudert werden, von wannen den Schiffenden keine Rückkehr gestattet ist. (— 1243.) Aus diesem durchaus hülflosen Zustande rettet sie der dunkle, aber durch Peleus richtig enträthselte Ausspruch der Schutzgöttinnen Libyens, die dem Jason erscheinen. (— 1380.) Ihm folgsam, tragen sie die Argo, zwölf Tage lang, auf ihren Schultern durch die Wüste und erreichen zuletzt den tritonischen See, (— 1392.) wo sie, von dem heftigsten Durste übermannt, durch eine der Hesperiden, denen Herkules, den Tag vorher, die goldenen Aepfel entrissen hat, zu einer Quelle gewiesen werden, (— 1456.) auch den Herkules von weitem erblicken, ohne ihn jedoch erreichen zu können, (— 1484.) und zwey von ihren Gefährten, den Kanthus durch Gewalt, und den Mopsus durch einen Schlangenbiß verlieren. (— 1537.) Aus dem genannten See, dessen Bewohner Triton, durch Geschenke und Opfer versöhnt, ihnen den Weg anzeigt, und dem Euphemus eine Erdscholle als Gastgeschenk anbiethet, (— 1619.) schiffen sie in das offne Meer, und erreichen in wenigen Tagen Kreta, wo sie, nachdem Medea den nur an einem Orte verwundbaren Talus, den Hüter der Insel, der ihnen die Landung verwehret, durch ihren Zauber gebändiget hat, eine Nacht zubringen und Miner-

ven am andern Morgen einen Tempel errichten. (— 1691.) Von Kreta aus segeln sie durch eine pechschwarze Finsterniß, die Phoebus endlich auf Jasons Bitte zerstreut, zu der sporadischen Insel Anaphe, (— 1730.) von dieser Insel, ohnfern welcher Euphemus, auf Veranlassung eines Traums, die vom Triton erhaltene Erdscholle in das Meer wirft, und das Eyland Kalliste, den Wohnsitz seiner Nachkommen, hervorsteigen sieht, nach Aegina, (— 1764.) und von hier aus, ohne weitere Unfälle, in den thessalischen Hafen Pagasä. (— 1781.)

Ich hoffe, dieser Auszug wird auslangen, um die Argonautika nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch nach ihren einzelnen Bestandtheilen kennen zu lernen. Gehen wir von ihnen zur Anordnung des Gedichtes und deren Beurtheilung über, so eröffnet sich ein doppelter Gesichtspunkt. Man kann fragen, was ist Apollonius Plan an sich, und was ist er, in Vergleichung mit dem Plane einer Ilias und Odyssee, werth. Ich will von der letztern Frage, als der näher liegenden und leichter zu erörternden, ausgehn. Gesetzt auch, daß ursprünglich weder die Ilias noch die Odyssee ein zusammenhängendes Ganzes ausmachten, so kann doch dieser Umstand die gedachte Rücksicht nicht aufheben oder ihre Beachtung unnöthig machen. Seit dem Aristoteles war man gewohnt, in beyden Gedichten das Gesetz

der Einheit ausgedrückt und beobachtet zu finden, und nach einem andern Grundsatze urtheilten sicher auch Apollonius und Longin nicht.

Wenn der eben genannte Kunstrichter, bey seinem eben erwähnten Ausspruche über die Argonautika, auch die Zusammensetzung derselben vor Augen hatte, und sie von der Seite mit dem homerischen Gedichte verglich, so ist sein Urtheil unstreitig so gegründet, wie irgend eines. Der Plan der Ilias und Odyssee mag der Kritik noch so viel Blößen geben, — so wie wir beyde Werke itzt lesen, verräth ihre Ordnung einen Geist, der sich auszeichnet und auf Größe und Erhabenheit Anspruch macht. Homer erscheint schon in seinen Entwürfen als ein von seinem Gegenstande begeisterter und durchdrungener Dichter, Apollonius dagegen ist nirgends mehr, als ein Erzähler, der sich begnügt, seine Leser ans Ziel zu bringen, gleich viel, ob auf einem leichten oder beschwerlichen, auf einem unterhaltenden oder langweiligen Wege. Wie ganz anders verhalten sich die Herumirrungen des Ulysses, (denn die Odyssee ist es eigentlich, die bey dieser Zusammenstellung in Betrachtung kommt,) gegen die Irrsale der Argonauten! Jene nehmen zwar ebenfalls einen großen Theil des homerischen Gedichts ein: aber sie sind ihm, als Episoden, einverleibt und der eigentlichen Handlung ganz und glücklich untergeord-

net; dieſe hingegen laſſen es zweifelhaft, ob ihre Erzählung oder die Eroberung des goldnen Vließes der wahre Zweck des Gedichts ſey: ſo ſehr verliert ſich die Unternehmung in die Abenteuer der Helden und ihrer Reiſe. Ulyß, nachdem wir alle ſeine Wanderungen und ausgeſtandenen Leiden kennen, hat unſere Wißbegierde ſo wenig geſättigt, daß wir vielmehr itzt erſt anfangen, recht lebhaft für ihn zu empfinden und zu wünſchen; die Argonauten, nachdem ſie ihren Schatz erbeutet haben, müſſen freylich mit ihm nach Hauſe kehren. Aber die Abſicht ihrer Reiſe iſt erfüllt und die Handlung folglich geendigt. Kein Leſer erwartet, nachdem er ſchon zwey Bücher Sturm und Gefahr beſtanden hat, eine neue Reihe von Abenteuern, oder vermag dem Dichter, wenn dieſer den abgeriſſenen Faden wieder aufnimmt, mit Antheil zu folgen, weil er mit Beſtimmtheit vorausſieht, daß das endliche Ziel, wohin er gelangt, kein anderes iſt und ſeyn kann, als der theſſaliſche Hafen Pagaſä, von welchem er mit ihm ausſegelte. Bey allem Beſtreben, das poetiſche Intereſſe von dem Intereſſe der Neugierde zu trennen, wird er ſich nie des Gefühls entſchlagen können, daß dieſe Einfaſſung der Begebenheiten zur Rechten und Linken, dieſe doppelte Umgebung der Haupthandlung, von Seiten des Umfangs, wie von Seiten des Einfluſſes, in einem zu großen Mißverhältniſſe gegen die letzte ſtehe, um für das Erzeugniß einer frey ſchaffenden

Einbildungskraft und für eine, dem Gesetze der Schönheit entsprechende, Dichtung erkannt zu werden.

Nicht minder groß ist der Abstand zwischen beyden Dichtern, wenn man auf den Gebrauch sieht, den beyde von den, an der Handlung theilnehmenden, höhern Wesen und deren Kräften und Diensten machen. Die beyden Gottheiten, welche den Zug der Argonauten unterstützen, sind Pallas und Juno: aber keine von beyden beweist sich thätig, weil sie durch eine besondere Zuneigung für den Jason geleitet wird, oder, weil ihr Interesse mit dem seinigen und dem Gelingen der Unternehmung verflochten ist. Die Gründe, welche sie zur Theilnahme bewegen, sind eben so zufällig, als unbedeutend. Pallas begünstigt die Argonauten, weil sie die Erbauerin des Schiffes ist, auf dem sie die Reise antreten, und Juno nimmt sich des Führers an, weil Pelias, der ihn sendet, sie bey einem Opfer, das er dem Neptun und andern Göttern brachte, ob aus Vorsatz oder aus Uebereilung, erfährt man nicht einmahl, vergessen oder vernachlässiget hat. Es ist wahr und bekannt genug, daß die Triebfedern, durch welche die homerischen Götter zum Handeln bewogen werden, ebenfalls weder die edelsten noch die wichtigsten sind. Indeß fehlt es ihnen doch nie an einem persönlichen oder an einem leidenschaftlichen Interesse, das ihre Einmischung begreiflich macht,

oder ihre Wirksamkeit begründet. Apollonius dagegen weiß von dem einen so wenig, als von dem andern, und hat es nicht einmal der Mühe werth gefunden, uns über die Bewegungsgründe, von denen geleitet die beyden Göttinnen sich für Jason verwenden, gehörig zu unterrichten: denn daß Pallas die Werkmeisterinn der Argo sey, setzt er, sonderbar genug, als aus andern Dichtern bekannt, voraus, und die Ursache der zwischen dem Pelias und der Juno obwaltenden Feindschaft erwähnt er nur beyläufig und in einem gleichsam wie verloren hingeworfenen Verse *d*). Welchen Gebrauch macht Apollonius überdem von dem Beystande seiner Gottheiten? Beym Homer sind die Götter die Seele seiner Dichtungen, die Kraft, die alles bindet und ordnet. Nichts von Wichtigkeit geschieht ohne sie, und nicht selten überträgt er ihnen, selbst zur Unzeit und bey unbedeutenden Verrichtungen, eine Rolle. Den letztern Fehler hat sich Apollonius vielleicht nicht zu Schulden kommen lassen: aber darum kann er doch keinen Anspruch auf Lob machen. Wenn beym Homer die Götter alles und oft zu viel sind, so sind sie dagegen bey ihm zu wenig. Da sie nicht innig und leidenschaftlich genug in die Handlung verflochten sind, sondern nur zuweilen zu Hülfe gerufen werden, so scheinen sie gewöhnlich auch da, wo sie

d) I. 14.

eintreten, entbehrlich und weniger um des epischen Bedürfnisses, als um des poetischen Herkommens willen herzugerufen. Wenn Pallas vom Himmel herunterſteigt, und mit eigener Hand der Argo durch die cyaniſchen Klippen hilft, wenn ſie und Juno ſich gemeinſam an Venus wenden, um Medeen durch Amorn eine unbezwingliche Leidenſchaft für Jaſon einzuflößen, wenn bald nachher Juno einen Vogel abſchickt, um dem Argus und Mopſus anzudeuten, daß ſie die Unterhaltung der Liebenden durch ihre Gegenwart nicht ſtören oder erſchweren ſollen, wenn eben dieſe Göttin, nachdem Jaſon die kolchiſchen Ungeheuer beſiegt hat, Medeen eine plötzliche Furcht einjagt, um den Entſchluß zur Flucht in ihr zur Reife zu bringen, ſo kann man, in Hinſicht dieſer Fälle, weder behaupten, daß die Dazwiſchenkunft der Göttinnen zwecklos oder lächerlich ſey, noch läugnen, daß Homer ſeine Götter um weit unbedeutender Angelegenheiten willen bemühe. Gleichwohl machen die Maſchinerien der beyden Dichter einen ganz verſchiedenen Eindruck. Homer kann, wie geſagt, wegen der zu häufigen und bisweilen unſchicklichen Einmiſchung ſeiner Götter, Tadel verdienen, allein überhaupt genommen, greifen ſie in die Handlung ein und befördern ſie. Man iſt auf ihre Erſcheinung vorbereitet und erwartet ſelbige, der Anlage des Ganzen gemäß, mit Gewißheit. Apollonius bedient ſich der höhern Weſen ſparſamer, allein,

wie es scheint, hat er auch da, wo er sich ihrer bedient, keine hinlängliche Veranlassung, sie einzuführen. Man ist geneigt zu glauben, daß auch ohne den Zutritt der himmlischen Mächte, die Argo entkommen, Jason Medeen sprechen und diese sich in den jungen Helden verlieben und ihm ihr Vaterland aufopfern könne. Apollonius hat den Antheil der Götter an dem Zuge der Argonauten, von allem Anfange an, zu wenig begründet, um uns in der Folge zu überreden, daß ihre Gegenwart und Einwirkung mehr, als bloße Verzierung, — daß sie nothwendig und wesentlich sey.

Nicht viel besser verhält es sich mit der Rolle, die er dem Führer der Unternehmung zugetheilt hat. Auch Jason ist der Mann nicht, der unsere Bewunderung erregen und unsere Liebe verdienen kann. Um jene zu erwerben, mußte er selbstständiger und größer handeln, und um diese zu gewinnen, in minder entehrenden Lagen erscheinen. Ein kurzer Ueberblick dessen, was er thut, wird entscheiden, ob ihn der Dichter anziehend und bedeutend genug geschildert hat.

Offenbar erweckt schon die Art, wie Jason den Oberbefehl überkömmt, die Erwartung nicht, die Achtung und Zutrauen einflößt. Es ist weder das Ansehn der Geburt, noch der Ruf großer Thaten, was ihm die erste Stelle erwirbt, es ist eigentlich die

Weigerung des Herkules, sich der Führung der Argo zu unterziehen, und der Wunsch dieses Helden, statt seiner, den Jason mit dieser Würde bekleidet zu sehn. Eben so wenig führt der Dichter auf der ganzen Seereise nach Kolchis eine Gelegenheit für den Jason herbey, sich durch irgend ein glänzendes Verdienst und durch Proben von Entschlossenheit, Muth und Tapferkeit über die andern zu erheben. Das einzige, was ihn empfiehlt, ist die ruhige Mäßigung, mit der er einige Mahle die unter seinen Gefährten entstandenen Fehden beylegt, und eigene Beleidigungen verzeiht, übrigens verhält er sich durchgehends leidend, und vergißt sogar, während seines Aufenthalts in Lemnus, in den Armen der schönen Hipsipyle, sich und den Zweck seiner Reise so sehr, daß Herkules bewogen wird, ihn durch einen harten und schimpflichen Verweis an seine Schuldigkeit zu erinnern und zu seiner Pflicht zurückzuführen. Als er hierauf in Kolchis, dem eigentlichen Schauplatze seines Ruhmes, anlangt, hat er das Glück der Tochter des Aeetes, einer allmächtigen Zauberin, zu gefallen, und statt herrlicher Thaten von ihm, sehen wir nichts, als die Wirkungen des mächtigen Zaubers, den seine Geliebte zu seiner Rettung anwendet, und in diesen Wirkungen allen Ruhm und alle Gelegenheit zum Ruhme für ihn untergehn. Nach der Eroberung des goldnen Vließes, eröfnet sich ihm abermahls eine große Aussicht zur

Bestehung wichtiger und ehrenvoller Abenteuer, eine lange und Gefahr drohende Heimreise, aber ohne daß er glänzendere Vorzüge entfaltet, als auf der Hinreise. Die That, bey deren Vollführung er sich am geschäftigsten erweist, ist gerade eine der schwärzesten und weder durch den Zeitgeist noch durch die Umstände zu entschuldigen, — der Mord, den er, in Gemeinschaft mit Medeen, an deren Bruder, Absyrtus, begeht, und dessen Abscheulichkeit der Dichter nicht einmahl zu verhüllen oder auch nur zu mildern Sorge getragen hat. Den übrigen Theil des Wegs sind die Götter allein, oder doch nicht mehr, als seine Gefährten überhaupt, beschäftigt. Selbst die eine sich ihm nochmahls darbiethende Gelegenheit, als Held zu sprechen und zu handeln, — sein Zusammentreffen mit den Kolchern in Phäacien und die Aufforderung dieser, ihnen Medeen auszuliefern, geht verloren. Statt hervorzutreten und seine Braut zu schützen, feyert er, was freylich leichter war, in aller Eile und Stille seine Hochzeit mit ihr, und verpflichtet dadurch den Alcinous und dessen Gemahlin, die Vermählten in ihren Schutz zu nehmen und die Kolcher zurückzuweisen.

Es ist kaum nöthig zu erinnern, daß auch Medea, ungeachtet sie in die Handlung mehr und öfter eingreift, als Jason, darum doch die einzelnen Theile derselben weder zu einem Ganzen verbindet,

noch von Seiten des Charakters den Leser zufriedener stellt, als er. Eine ungestüme Leidenschaft, die alle Gränzen der Schamhaftigkeit überschreitet und alle Bande der Pflicht gewaltsam zerreißt, giebt ihr freylich eine gewisse Größe: aber diese Größe ist keineswegs edel oder erhaben. Sie ist nicht einmahl schrecklich, wie sie wohl zuweilen auf der Bühne, wo ihr die Eifersucht zur Folie dient, erscheint; sie ist im Gegentheil verächtlich und niedrig. Vergebens sagen wir uns, daß sie eine Ungriechin war und im vorhomerischen Zeitalter lebte, vergebens erzählt der Dichter, daß Juno die heftige Flamme der Liebe für Jason in ihr entzündet hatte, — so lange von der Täuschung des Vaters, von der Unterstützung des Fremdlings gegen ihn, von der Entwendung des goldnen Vließes, und von der heimlichen Flucht aus dem väterlichen Hause die Rede ist, treten diese Gründe als rechtfertigend oder entschuldigend, ein; aber sie werden für ungültig befunden, wenn Absyrtus und seine Gefährten durch die Schwester und Landsmännin dem Würgeschwerte des Griechen überantwortet werden. Mag sie dann immerhin den Schleyer über ihr Antlitz ziehen um die Greuelthat nicht zu sehen, der nähmliche Schleyer wird mit dem Bruderblute bespritzt und erregt den Schauder der Menschheit! Um wie viel weiser und edler handelt Homer, der selbst Helenen so viel Züge von schöner Weiblichkeit leiht, und

wenn er von Klytemnästren reden muß, sie, als die Unholdin ihres Geschlechts mit gerechtem Abscheu verurtheilt!

Solche und ähnliche Ansichten sind es, unter denen uns die Argonautika des Apollonius erscheinen, wenn wir sie als ein Werk betrachten, das eine dichterische Einbildungskraft aus dem rohen Stoffe des Mythus, der vor ihm lag, freywirkend, bildete, und sie nach den Gedichten Homers, wie wir sie itzt lesen, und den aus ihnen abgezogenen Gesetzen der Epopöe beurtheilen. Aber es läßt sich noch eine zweyte Ansicht auffassen, und sie darf um so weniger vernachlässiget werden, da nach ihr das Urtheil über den Werth der Argonautika ganz anders ausfallen muß, als nach der ersten. Der Argonautenzug war, wie wir mit Sicherheit wissen, schon in frühern Zeiten von mehrern Dichtern bearbeitet worden, und die spätern, bis herunter zu den alexandrinischen, und diese mit eingeschlossen, hatten nicht unterlassen, sich wiederholt an denselben Gegenstande zu versuchen e). Als daher Apollonius die Feder ergriff, um eine neue Ausführung zu wagen, fand er eine, im Ganzen genommen, schon völlig gtord-

e) Eine Uebersicht der in den Scholien zum Apollonius erwähnten Schriften, die der Dichter bey der Verfertigung seines Werkes benutzte, hat H. Groddek in der Bibl. der alten Litteratur und Kunst St. II. S. 61. u. f. gegeben.

geordnete und gegründete Erzählung, und Leser, die an den Gang derselben gewöhnt waren, vor sich. Unter diesen Umständen eröffneten sich ihm mehr nicht, als zwey Wege. Entweder er mußte den oder die Mythen vom Argonautenzuge, wie etwa in unsern Tagen mehrere Dichter die Mährchen der Tafelrunde, als bloße Veranlassung, als Materie, aus der erst ein Plan geschaffen und ein Gedicht gebildet werden sollte, behandeln, oder den einmahl gebahnten und geebneten Pfad der Geschichte verfolgen und sich auf die Ausschmückung der einzelnen Sagen, oder überhaupt, auf Darstellung und Verschönerung des einmahl Vorhandenen und schon Geordneten einschränken. Es ist klar, daß alle Erinnerungen, die ich gegen ihn vorgebracht habe, ihn nur unter der ersten Voraussetzung treffen. Aber gesetzt nun, daß Apollonius, was allerdings das Wahrscheinlichere ist, nicht von der Idee ausging, der Schöpfer eines neuen Werkes, oder einer Epopöe, nach dem Vorbilde der homerischen, zu werden, sondern, daß er, sey es aus Achtung für bereits von frühern Dichtern erfundene und begründete Entwürfe, oder aus Ueberzeugung, durch eine veränderte Anlage schon verwöhnten Lesern nicht zu gefallen, in die Fußstapfen seiner Vorgänger trat, wie werden wir ihn dann beurtheilen müssen, oder mit andern Worten, was ist der Plan seines Gedichts, ohne Rücksicht auf Homer und Ideal, werth?

Zuerst, dünkt mich, ist es nicht zu verkennen, daß der Argonautenzug in der Art, wie ihn Apollonius ausgeführt hat, wenn er auch den, nach Einheit, Ründung und Zusammenhang strebenden, Verstand nicht befriedigt, doch die Phantasie nicht leer ausgehen läßt. Die Reise der griechischen Helden von Thessalien aus nach Kolchis und von da zurück in ihr Vaterland hat im Ganzen dasselbe Interesse, welches heute noch die Entdeckungsreisen für jeden Neugierigen haben. Apollonius rollt vor unsern Augen ein großes und reiches Landschaftsgemählde auf. Eine uns oft unbekannte Natur breitet sich vor uns aus; versteckte Küsten und Länder treten aus ihrem Dunkel hervor; wilde Meere und reißende Ströme erfüllen uns mit Schrecken und Grauen, und fremde Nationen und Menschen ziehen uns durch ihre Eigenheiten und Sitten an. Zu diesen an sich schon merkwürdigen und der poetischen Einkleidung nicht unfähigen Gegenständen gesellt sich noch eine lange Reihe von wunderbaren Sagen und seltsamen Abenteuern, denen man ebenfalls das Verdienst, zu unterhalten und Mannigfaltigkeit in die Erzählung zu bringen, nicht absprechen kann. Bald tödtet sich eine zärtliche Gattin aus Liebe für ihren in der Finsterniß der Nacht durch seinen eigenen Gastfreund erschlagenen Gemahl, und bald wird ein schöner Jüngling von den Nymphen entdeckt und entführt; hier verlieren bewegliche Felsen, die jedes sie durch-

segelnde Schiff verschlingen, nachdem die Argo ihnen entronnen ist, die Kraft sich ferner zu öffnen, und wurzeln fest in den Boden ein, und dort geht eine neue Insel aus einer in das Meer geworfenen Erdscholle hervor; das eine Mahl folgen wir den geflügelten Göttern, die einen unglücklichen Sterblichen von seinen ebenfalls geflügelten Peinigern befreyen, und das andere Mahl werden wir über den Ursprung der kühlen Etesien unterrichtet. Man würde sich in der That einer Ungerechtigkeit gegen den Apollonius schuldig machen, wenn man läugnen wollte, daß er alles, was die einmahl bestehende Anlage seines Gedichts erlaubt, geleistet und, durch die Menge der eingewebten Begebenheiten, seiner Erzählung die nöthige Abwechselung gegeben und die Einförmigkeit der langen Seereise seiner Helden so viel als möglich vermindert habe. Wenn sein Werk jenes Interesse entbehrt, das aus der glücklichen Unterordnung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, aus der allmählich fortschreitenden Entwickelung einer einzigen wichtigen Handlung und aus der wohl begründeten Theilnahme höherer Wesen entspringt, so hat er ihm doch alles das Große, alles das Wunderbare und alles das Anziehende zu geben gewußt, dessen eine Sage empfänglich war, in deren Bestandtheilen er sich keine wesentlichen Veränderungen gestatten wollte.

In eben dem Maße aber, in welchem die einmahl herkömmliche Behandlung der Argonauten-Fabel dem Plane des Dichters zu gut kommt: in eben dem Maße wird sie auch seinen Charakteren zu gut kommen müssen. Die Charaktere eines Jason, eines Orpheus, einer Medea, hatten unstreitig durch die Länge der Zeit und durch die sich immer gleich bleibenden Schilderungen der Dichter eine eben so große und unwandelbare Bestimmtheit erhalten, wie die Charaktere eines Neptun, einer Juno und einer Circe. Sie nach seinem Bedürfnisse umbilden und ihnen neue Eigenschaften und Richtungen leihen wollen, würde ein eben so gröblicher Verstoß gegen den herkömmlichen Glauben und die Gesetze der Wahrscheinlichkeit gewesen seyn, als wenn ein nachhomerischer Dichter sich unterfangen hätte, einen Nestor stürmisch und aufbrausend und einen Apoll sanft und bedächtig zu schildern. Wenn Jason daher unter den jungen Helden, seinen Gefährten, weniger groß und thätig erscheint, als wir von dem Haupte der Unternehmung erwarten, und Medea eine, ihr Geschlecht entehrende, Treulosigkeit, Grausamkeit und Härte in sich vereinigt, wenn jener durch keine besondern Vorzüge und ausgezeichneten Handlungen fesselt, und diese oft beleidiget und empört, so würde Apollonius seinen Tadlern vielleicht mit Grunde erwiedern, daß schon in den frühesten Gedichten der Argonauten-Sänger auf den Jason kein besonderes

Licht falle, und Medea nie eine andere Rolle, als die einer gefühllosen Zauberin, spiele. Eben diese Antwort würde er, und mit nicht geringerm Rechte, bey mehrern, entweder gar nicht, oder doch nicht hinlänglich begründeten, Dichtungen, gegen seine Kritiker geltend machen. Was ist, um ein einziges Beyspiel aufzustellen, befremdender und zweckloser, als der Entschluß der Argonauten auf ihrer Heimfahrt einen andern Weg, als auf ihrer Hinfahrt nach Kolchis zu wählen, und, statt durch den Hellespont, durch einen Arm des Isters zu segeln und neue Leiden und Gefahren zu suchen. Alles, was wir zur Beschönigung dieses thörichten Einfalls in den Dichtern finden, ist eine leise Andeutung des Phineus, ein unabsichtlich hingeworfenes Wort, dessen sich Jason wieder erinnert *f*). Aber ist dieß genug, um eine neue Unternehmung, die mit solchen Abenteuern und Schwierigkeiten verbunden ist, zu begründen? Würde nicht hier jeder andere Dichter wenigstens die Verfolgung der Kolcher, und die Nothwendigkeit sich vor ihnen zu retten, zu Hülfe genommen haben? und da Apollonius dieses nicht thut, was bleibt uns übrig, als anzunehmen, daß er entweder sehr blödsichtig war, um diesen bessern Weg vorüberzugehn, oder daß er seine Rechtfertigung in der ein-

f) I. 421, vergl. IV. 253.

mahl so geordneten und gebildeten Fabel zu finden glaubte?

Aber was that dann nach dieser Voraussetzung Apollonius für die Anordnung und Anlage seines Gedichtes? Hat er überhaupt einiges Verdienst um diesen Theil seiner Arbeit und welches?

Es leuchtet von selbst ein, daß diese Frage sich auf keine Weise auch nur mit Wahrscheinlichkeit, geschweige denn mit Gewißheit, beantworten läßt, da, außer dem Gedichte des angeblichen Orpheus, das mit dem seinigen sich weder an Gehalt noch Umfang vergleichen darf, kein früheres, ähnlichen Inhalts, auf unsre Zeiten gekommen ist. Daß der alexandrinische Dichter nicht jedes Mährchen über den Argonauten-Zug aufgriff, sondern, unter der Menge derselben, nach Gründen wählte, leidet freylich keinen Zweifel. Abgerechnet, daß wir eine beträchtliche Anzahl von Sagen, von denen er keinen Gebrauch gemacht hat, bey andern Schriftstellern finden, so belehren uns auch die alten und schätzbaren Scholien über sein Werk, daß die Dichter, die vor ihm sangen, nicht den nähmlichen Pfad betreten hätten. Aber ob er einem von ihnen ausschließend folgte, oder, was allerdings glaubwürdiger ist, alle benutzte, und aus allen schöpfte, und welche Gesetze er in diesem Falle beobachtete, liegt im Dunkeln. Was sich aus den vorhandenen Scholien, obgleich eben-

falls nur sehr unvollständig erforschen läßt, ist, welche Sagen ihm mit andern Dichtern gemein und welche diesen eigenthümlich waren. Schwerlich dürfte sich jedoch, selbst aus der sorgfältigsten Sammlung und Zusammenstellung dieser Angaben, irgend ein befriedigendes Resultat über die Oekonomie der Argonautika des Apollonius, und über sein Verdienst um die Oekonomie des Gedichts herleiten lassen. Was er selbst über die Wahl und Anordnung seines Stoffes sagt, ist ein flüchtiges Wort g), das ohne Bedeutung ist, weil es uns nichts lehrt, als was wir ohnehin schon mit Sicherheit erwarten und annehmen durften, — daß er nähmlich vor oft schon bearbeiteten und von andern glücklich ausgeschmückten Sagen vorübergegangen sey. Wenden wir uns daher von dem Ganzen zu den einzelnen Theilen und untersuchen Apollonius Verdienst um die Behandlung und Darstellung seines Stoffes.

Es sind hauptsächlich zwey Vorzüge, die, wie ich glaube, Apollonius Verdienst von der Seite bestimmen, und unter diesen ist der erste und durchgehends anerkannte seine Sprache. Reinheit im Vortrage, Zierlichkeit in den Wortfügungen, und Wohlklang im Versbau sind zwar überhaupt die Tugenden, durch welche die alexandrinischen Dich-

g) I. 18.

ter sich auszeichnen, aber von allen dürfte gleichwohl dem Apollonius der Preis in dieser Rücksicht zuerkannt werden müssen. Man kann in der That sein Werk nicht lesen, ohne sogleich die ungemein große Aehnlichkeit zwischen ihm und Homer, von Seiten des Ausdrucks, zu bemerken. Er scheint gleichsam an dem Munde dieses alten Barden gehangen, und den Strom seiner poetischen Rede in sich übergeleitet zu haben; so sehr findet man nicht bloß die einzelnen Worte und Redensarten, so sehr findet man selbst die Wendungen, die Gleichnisse, die Perioden und alle Eigenthümlichkeiten des Lehrers in der Nachahmung des Lehrlings wieder. Ich weiß, indem ich dieß schreibe, daß ich Apollonius Lob beschränke. Aber es ist längst bekannt, daß das Erstreben der Vollkommenheiten Homers und der ältern Dichter Griechenlands das höchste Ziel war, welches die Alexandriner kannten, und der Ausspruch, daß ihnen dieß Bestreben gelungen sey, ein Urtheil ist, welches sie selbst als ehrenvoll angesehen haben würden. In einem Zeitalter, wie das ptolemäische, wo alle Dichter ängstlich am Boden krochen, und keiner den Muth oder den Beruf in sich fühlte, die frühern Vorbilder zu verlassen und einen eigenen Weg zu versuchen, kann nicht Originalität, sondern eine mehr oder minder gelungene Nachahmung des schon Vorhandenen den Maaßstab zur Würdigung des poetischen Verdienstes abgeben.

Eine zweyte Eigenschaft, die ich dem Apollonius als Tugend anrechne, ist die Mäßigung, die er in der Bearbeitung eines, zu vielen Ausschweifungen verführenden, Gegenstandes beobachtet hat. Wenn er auch, was Niemand verbürgen wird, den Mythus vom Argonauten-Zug nicht darum wählte, weil er ihm Veranlassung gab eine ausgebreitete und glänzende Belesenheit zur Schau zu tragen, so ist doch nicht zu läugnen, daß ihm sein Stoff die mannigfaltigsten Gelegenheiten darboth, eine Menge mythischer, historischer und geographischer Kenntnisse zu entfalten, und ihn der Gefahr aussetzte, den Dichter über dem Alterthumsforscher und Gelehrten zu vergessen, und sich in unzeitige und geschmacklose Erzählungen und Schilderungen zu verlieren. Daß er hier, (ich kann immer nur vergleichungsweise reden,) sich so ganz in den Schranken der Mäßigung halte, wie der reine Geschmack fodert, und, wo er Gegenstände von der eben genannten Art behandelt, so glücklich sey, wie der Sänger der Abenteuer des Ulysses, — wer mag es behaupten *b*)? Die Hälfte seines Werkes sind ja Länder- Völker- und Sitten-Gemählde, und vielleicht entbehren selbst die vorzüglichsten unter ihnen jenes wahrhaft romantische Co-

b) Man vergl. unter andern die ausführliche geographische Angabe des Laufes des Thermodon, II. 372. u. f. und die Schilderung der Sitten der Mossynöken 1015. u. f.

lorit, welches den ähnlichen Gemählden Homers einen so seltnen Zauber ertheilt, und um so schwerer erhalten wird, je mehr die Oerter und Gegenden der Erde bey fortschreitender Länderkunde aus dem Dunkel hervortreten, das für die Phantasie des Dichters und des Lesers gleich wohlthätig ist *i*). Aber abgerechnet, was ihm der Gegenstand auferlegte, und die Zeit, in der er lebte, zu erreichen verfogte, so gebührt ihm der Ruhm, daß er sich gegen den verderbten Geist seines Jahrhunderts weit mehr verwahrt, als Kallimachus und andere alexandrinische Dichter. Seine Episoden sind zweckmäßig gewählt und hängen mit der Erzählung zusammen, die Mythen, die er einwebt, sind keine solche, die erst aus dem tiefen Schachte des Alterthums mühsam zu Tage gefördert werden mußten, und keinen andern Werth haben, als den, daß sie befremden, sondern empfehlen sich, als bedeutend, sinnreich und anmuthig; seine Schilderungen fremder Völker und Gegenden bleiben stets innerhalb den Gränzen der Wahrheit und enthalten keine andern Züge, als solche, die man versteht, wenn man auch nicht so belesen ist, wie Apollonius war; seine Gleichnisse

i) Viele Gemählde des Dichters erinnern z. B. auffallend an Stellen im Xenophon. Man halte die Schilderung, die Apollonius von der Küste der Mariandyner und den Sitten der eben angeführten Mossynöken entwirft, mit denen in dem Feldzuge des jungen Cyrus VI. 2. und V. 4. zusammen.

endlich fließen von keiner versteckten Gelehrsamkeit über, sondern sind aus der Natur und von Gegenständen, die in die Sinne fallen, entlehnt. Mit einem Worte, keiner unter den Alexandrinern darf sich, wenn ich den Theokrit ausnehme, rühmen, mitten unter der Verführung des falschen Zeitgeschmacks, der kunstlosen und einfachen Manier Homers treuer geblieben zu seyn, als Apollonius.

Unstreitig waren es diese beyden durch sein ganzes Gedicht bewährten Vorzüge, seine sich nie versteigende und nie sinkende Sprache, und seine kluge Vermeidung alles Uebertriebenen und Ausschweifenden, weshalb Longin, in der gleich anfangs erwähnten Stelle, von ihm sagt, daß er nie gefallen sey, und Quintilian ihn einen unverächtlichen Dichter nennt, der immer auf einer gewissen sich gleichbleibenden Mittelstraße einhergehe *k*). Aber um ganz gerecht zu seyn, hätte der erste billig bemerken müssen, daß Apollonius nicht nur nicht falle, sondern sich auch zuweilen wirklich erhebe, und der zweyte nicht vergessen sollen, daß der Maaßstab, der

k) Non contemnendum edidit opus aequali quadam mediocritate, lauten die Worte Instit. orat. X. 1. p. 893. Ed. Burmann. Mehrere haben die mediocritas, die der Kunstrichter dem Apollonius zuschreibt, für Tadel gehalten. Aber wenn Quintilian die Argonautika für ein unverächtliches Werk erkennt, so kann er es nicht zugleich für ein mittelmäßiges erklären.

für sein Gedicht, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, paßt, für einzelne Stellen desselben zu klein ist. Diese einzelne Stellen sind es, die eigentlich Apollonius Beruf zum Dichter bewähren, und einen Geist verrathen, der, in frühern Tagen geboren, mit Homer gewetteifert haben würde. Ich glaube das Andenken des Dichters nicht besser ehren zu können, als wenn ich einige sich auszeichnende Stücke aushebe und sie dieser Abhandlung über ihn beyfüge.

Das erste (B. II. 537 — 606.) schildert die Durchfahrt der Argo durch die cyanischen Klippen, und erinnert an eine ähnliche, die Ulysses durch die Charybdis und Scylla (Od. XII.) wagte. Die Helden segeln so eben von der bithynischen Küste ab, und der Dichter beginnt:

Auch Athene gewahrte die Abfahrt des Schiffes vom Lande.
Und sie setzte sogleich den Fuß auf ein leichtes Gewölke,
Daß es aufs eiligste sie, die Gewichtige, trüge von dannen,
Und erschwebte das Meer, mit Liebe der Ruderer denkend.
Wie wenn irgend ein Mann, in der Fremde wallend, — und vielfach

Schweifen duldend die Menschen umher, — ihm dün-
ket der Länder
Keines entfernt und es liegen ihm alle Wege vor
Augen:
Wie den plötzlich zurück nach der Heimath verlangt
und er alle
Pfade, die feuchten und trocknen *l*), zugleich durch-
fliegt und die Blicke,
Sinnig in sich gekehrt, bald da, bald dorthin er-
hebet;
Eben so rasch und behend stieg auch Athene hernie-
der *m*),
Und vertraute den Fuß der unwirthlichen thynischen
Küste.

Als nun diese dem Sund sich nahten, dem engen
gewundenen,
Den zerrissene Klippen von jeder Seite verschlossen,
Und die strudelnde Fluth den Bauch des wandelnden
Schiffes
Wild umbrauste, sie nur viel fürchtend weiter sich
wagten,

l) Die Wege zu Wasser und zu Lande.

m) Der Vergleichungspunkt ist: So schnell Gedanke auf Gedanke in der Seele des heftig Verlangenden sich folgt, so schnell stieg Minerva vom Himmel. Für die Richtigkeit der Erklärung bürgt die einfacher ausgedrückte Stelle in der Il. XV. 80. die Apollonius sicher vor Augen hatte.

Drauf in das Ohr das Getös der zusammenschlagen-
den Felsen
Rastlos erscholl, und die Küsten des Meeres brüllend
ertönten,
Da erhub sich, beherzt, das Vorderschiff zu besteis-
gen,
Eine Taub' in der Hand, Euphemus. Die Ruderer
aber
Rührten alle, von Tiphys den Agniaden ermuntert,
Wacker die Ruder, damit durch die Felsen hindurch
sie sich wänden,
Ruhend auf eigener Kraft. Und als sie die Krüm-
mung umfuhren,
Sahn sie, die letzten von allen, die Felsen eben
geöffnet:,
Und in jegliche Brust floß Bangigkeit. Aber Euphe-
mus
Ließ die Taube der Hand entflattern. Jene ver-
folgten,
Alle zugleich die Häupter erhebend, den Flug, und
die Taube
Schwebte die Felsen hindurch, die wieder, gegen
einander
Beyde zugleich sich neigend, erdröhnten. Wie Wol-
kengestöber,
Spritzte die kochende Fluth empor; es donnerte
furchtbar

Rings der Pontus umher, und überall bebte der Aether.
Tief im Grunde des Meers, das wüthend unter den rauhen
Klippen sich brach, erklangen die Höhlen, und hoch an das Ufer
Schlug der weißliche Schaum der wild aufwallenden Wage.
Wirbelnd drehte der Strom das Schiff, und der flüchtigen Taube
Kürzten die Felsen des Schweifes Gefieder; doch schlüpfte sie selber
Glücklich davon. Laut jauchzten die Schiffer; aber es mahnte
Tiphys, kräftig die Ruder zu brauchen: denn wiederum theilte
Sich das Geklüft. Noch staunten darob die Helden, als plötzlich,
Wiederkehrend, der Strom das Schiff in die Mitte der Felsen
Ungestüm warf. Da faßte auf einmahl tödtliches Schrecken
Alle: denn über dem Haupt' hing unvermeidlich Verderben.
Was sie erblicken, sie sehen nichts, als den unendlichen Pontus,
Und aus der Tief' empor die Fluth, gleich einem zerrißnen

Felsen, plötzlich zum Berg sich thürmen. Als sie daherrollt
Weichen sie aus und beugen das Haupt: denn über den ganzen
Schiffsraum drohte sie sich zu stürzen und alles zu decken.
Aber Tiphys, geschickt in der Wendung der Ruder, vermeidet
Schnell die Gefahr. Es bricht sich unter dem Kiele die Woge,
Fasset das Schiff von hinten und hebt es über die schroffen
Felsen hinauf und trägt's, hoch schwebend, über der Tiefe.
Itzt lief rastlos Euphemus umher und beschwur die Gefährten,
Nicht der Sehnen des Arms zu schonen. Jene, voll Eifer,
Peitschten die Fluthen. Allein so viel sie des Weges gewannen,
Zweymahl so weit riß wieder der Strom sie zurück. Wie in Bogen,
Krümmten sich unter der Kraft der nervigen Helden die Ruder.
Aber plötzlich getrennt zerfloß die schwebende Woge,
Und wie die Walz' in das Thal, so verläuft auf der Woge das Schiff sich,

Vorwärts geneigt, in die Bucht der Wasser. Die wirbelnden Ströme
Hielten es zwischen den Klippen gefangen. Von jeglicher Seite
Brausen sie donnernd heran, und gehemmt ist die Schnelle des Laufes.
Da eilte und zog mit der Linken Athene die wilden Klippen zurück und trieb mit der Rechten das Schiff durch die Mündung.
Wie ein gefiederter Pfeil, durchschnitt es die schäumenden Pfade.
Nur die wehende Fahn' auf dem Hintertheile zerstückten,
Als sie zusammenbrausten, die Felsen. Ruhiger kehrte
Nun Athene zurück zum Olymp, der Rettung sich freuend.
Aber fest in den Boden gewurzelt standen die Felsen,
Itzt für immer vereint: denn also wollt' es der Götter
Ewiger Schluß, wenn einmahl ein Schiffer ihnen entrännen.

Das zweyte, das ich ausshebe, gehört, so viel ich weiß, dem Apollonius als Eigenthum an und zeigt, wie leicht er sich in jeden Ton zu fügen und seine Sprache ihm anzupassen verstand. Die Schutzgöttinnen Jasons legen ihren Besuch bey Venus ab,

(B. III. 79 — 166.) um sie zur Theilnahme an dem Schicksale des Helden aufzufodern. Juno hat ihr Gesuch bereits vorgelegt, und Venus antwortet:

„Würdige Göttin, fürwahr die schlechteste unter den Frauen
Müsse Cythere dir seyn, wofern ich deinem Verlangen
Weigere Wort oder That, so viel ich irgend mit schwachen
Händen vermag, und dafür je eines Dankes begehre.“

Also sprach sie und schwieg und freundlich entgegnete Juno:
„Nicht bedürfen wir Kraft, o Göttin, und mächtiger Arme.
Ruhig wende du dich zu deinem Sohn und gebiethe,
Daß er Medeen das Herz mit Verlangen für Jasen erfülle.
Einiget diese sich nur mit dem Aesoniden zum Bunde,
O so kehrt er gewiß, im Besitz des goldenen Vließes,
Leicht nach Jolkos zurück: denn reich an Trug ist das Mädchen.“

Also sprach sie, und beyden zugleich erwiederte Cypris:
„Here und Pallas, fürwahr, weit eher möchte der Knabe
Euch gehorchen, als mir: denn einige Scheu in den Augen
Hägt, so denk' ich, für euch der Schamlose dennoch. Mich aber
Hält er für nichts und erbittert mich täglich durch Hohn und Verachtung.
Zornig wollt' ich ihn jüngst, der mich immer umstrickenden Bosheit
Müde, das freche Geschoß und die furchtbar-rauschenden Pfeile,
Offen, zerbrechen; er aber erbos'te darob sich und drohte:
Wenn ich nicht stracks, bevor er in Wuth sich erhübe, die Hände
Von ihm wendete, werd' ich zu spät den Frevel bereuen.“

Also sprach sie. Es hörten's die Göttinen lächelnd und blickten,
Schweigend, sich an, und jene begann von neuem mit Unmuth:
„Andern dünkt mein Leiden ein Spott, auch will mirs nicht ziemen,

Allen Alles zu klagen. Genug, daß ich es empfinde. —
Doch, weil einerley Wünsch das Herz euch beyden beweget,
Will ichs versuchen und schmeichelnd ihm nahn. Vielleicht ist er milde.«

Also sprach sie. Es drückte darauf ihr Here die zarte
Hand und lächelte freundlich sie an und erwiederte dieses:
„Thue, was du versprachst, und vollbringe, geliebte Cythere,
Eilends uns dieses Geschäft. Nur rede sanft und erbittre,
Zürnend, den Knaben nicht mehr. Er wird schon fürder sich fügen.«

Sprach's und erhub sich vom Sessel und mit ihr Pallas Athene,
Daß sie beyde zurück sich wendeten. Aber Cythere
Eilte durch jegliche Schlucht des Olymps, den Knaben zu finden.
Und sie fand ihn in Zevs einsamen Blumengefilde,
Ihn nicht allein; sie fand auch den Sohn des Tros.
Durch der Schönheit Wunder bethört, hatt' einst ihn Zevs an die Tafel der Götter,

In den Himmel hinauf, versetzt. Mit goldenen Würfeln
Spielten die Knaben, sich gleich an Alter und ähnlich an Sitten.
Amor, der Listige, hielt die hohle Linke mit Würfeln
Vollgefüllet bis oben und drückt sie fest an den Busen,
Aufrecht stehend. Indeß saß, niederkauernd, der andre
Neben ihm traurig und schwieg. Er hatte, einen und wieder
Einen sorglos verspielend, nur zwey noch und zürnte dem Lacher.
Und als diese sich bald zu den schon verlornen gesellten,
Schlich er mit leerer Hand, geplündert, davon und bemerkte
Cypris, die Kommende, nicht. Die aber stellte sich traulich
Neben den siegenden Sohn und begann, in die Wangen ihn kneipend:

»Arger Schalk, was lachst du so heimlich? Hast du den Armen
Dort unredlich besiegt, und die Einfalt tückisch belistet? —
Eile, du mußt ein Geschäft vollbringen, wie ich es wünsche!

Deiner erwartet dafür ein Geschenk, ein niedliches Spielwerk,
Einst erfunden für Zevs von Adrasteen, der Amme,
Als er in Ida's Geklüfte noch kindischer Spiele sich freute,
Ein hochfliegender Ball. Du könntest ein schöneres Kleinod
Selber nicht aus den Händen Hephästos, des Künstlers, empfangen.
Eingelegt in den Ball sind goldene Zirkel. Um jede
Wälzen sich zwey, in sich selbst zurück gewendete, Bögen,
Deren Fugen du immer entdeckst, und über sie alle
Läuft ein azurner Kreis *n*). Mit rüstigem Arme geschwungen,
Zieht er, als wär es ein Stern, ein feuriges Rad durch die Lüfte.
Diesen künstlichen Ball verehr' ich dir, wenn du Aeetes
Tochter mit deinem Geschoß für Jason verwundest.
Wohlauf dann,
Säume dich nicht: der Dank geht in der Säumniß verloren."

n) Der Ball war also zugleich eine Erdkugel. Die goldenen Zirkel sind der Aequator und die Ekliptik, die zwiefachen, auf jeder Seite sie umgebenden, Bögen die nördlich kalte und gemäßigte und die südlich kalte und gemäßigte Zone, und der Kreis, der alle diese Linien durchschneidet, der Meridian. Das Spielzeug paßte, wie man sieht, für Zevs, den Beherrscher des Himmels und der Erde, dem es, nach Venus Aeußerung, ursprünglich bestimmt war, nicht übel.

Also sprach sie, und süß erklang dem Knaben die Rede.
Plötzlich warf er die Würfel hinweg und umfaßte mit beyden
Händen der Mutter Gewand und zog es dahin und dorthin,
Bittend, daß sie sogleich das Geschenk ihm reiche. Sie aber
Wies ihn schmeichelnd zurück, und hielt, auf die Wange ihn klopfend,
Unter Küssen, ihn fest umarmt, und entgegnete also:

„Lieber Knabe, bey dir und bey mir selber bezeug' ichs,
Daß ich die Gabe dir sicher gewähr' und nimmer dich täusche,
Wenn du mit deinem Geschoß Aeetes Tochter bezähmest.“

Also die Göttin, und jener errafft die Würfel und schüttet
Alle, richtig gezählt, in den Schooß der reizenden Mutter.
Drauf ergreift er in Hast den in Sträuchen lehnenden Köcher,
Ihn mit goldenem Band umgürtend, und faßt den gekrümmten

Bogen, und lenket den Schritt durch Zevs fruchtbares Gefilde,
Und dann, sonder Verzug, stets vorwärts nach des Olympus
Himmlischen Pforten. Von da senkt steil hinab in die Tiefe
Sich der ätherische Weg. Zwey Pfeiler erheben daselbst sich,
Häupter unendlicher Berge, der Erde Gipfel, von wannen
Helios röthende Gluth die ersten Strahlen versendet.
Drunter aber erscheint dem die Luft durchschreitenden Gotte
Hier die Erde, mit Kräutern und Blumen besät, und der Menschen
Herrliche Städt', und dort der Flüsse heilige Quellen,
Und die Höhen umher, und der alles umschlingende Pontus.

Die dritte und, nach meinem Gefühle, vorzüglichste Stelle des ganzen Gedichtes, ist ein Gemählde voll Leidenschaft, der Kampf der Liebe und Ehre in der Brust Medeens. (III. 744 — 824.) Ihre Schwester Chalciope ist so eben mit der Versicherung von ihr gegangen, daß sie sich der Sache derselben annehmen und dem griechischen Fremdlinge, zur

Ausführung seines Vorhabens, hülfreiche Hand biethen wölle.

Jetzt bedeckte die Nacht das Land mit Dunkel; es blickten
Aus den Schiffen die Schiffer empor nach den Sternen Orions
Und nach Helicens Glanz. Zur Ruhe neigte der Wandrer
Und der Hüter am Thor das Haupt; selbst über der Mutter,
Die, um der Kinder Verlust sich härmte, schwebte der Schlummer.
Weder der Hunde Gebell, noch ein anderes lautes Getöse
Füllte die Stadt; das Schweigen beherrschte der Finsterniß Schatten.
Nur zu Medeen herab stieg nicht der liebliche Schlummer.
Wach erhielt sie die sehnende Lieb' und die Sorge für Jason,
Und die Furcht vor der Kraft der Stiere, der zu erliegen
Ihn das harte Geschick in Mavors Felde bestimmte.
Mächtig erbebte darob das Herz ihr im innersten Busen.

Wie von der Wand des Hauses der Strahl der leuchtenden Sonne
Wiederprallet; es wirft ihn zurück das Wasser, so eben
In ein Gefäß oder Becken gegossen; in flüchtigen Kreisen
Hüpft er empor und wendet sich unstät dahin: und dorthin:
Also bewegte sich auch das Herz in dem Busen des Mädchens.
Thränen des Grams entreißen sich ihren Augen, und mächtig
Tobet der stechende Schmerz durch den Körper, tobet durch alle
Zarte Fibern und dringt zu des Hauptes innersten Nerven,
Wo am heftigsten stets die Empfindung wüthet, wenn Cypris
Unermüdeter Sohn mit Kummer die Seele belastet.
Bald gedenkt sie bey sich, die Stiere bezähmenden Mittel
Ihm zu verleihn, bald nicht. Itzt wählt sie selber zu enden,
Und drauf weder zu sterben, noch ihm die Mittel zu reichen,
Sondern, gefaßt, ihr Leiden in stiller Ruhe zu tragen.

Wiederum sitzet sie sinnig und in sich versenkt und beginnet.

„Ach ich Aermste! Wohin ich mich wende, überall folget
Jammer mir nach und umwindet die Seele. Nirgends ein Mittel
Wider das Uebel. Es brennt und zerreißt und foltert. o hätte
Artemis schnelles Geschoß mich ereilt und niedergeschmettert,
Eh' ich ihn sah und die Söhne Chalciopens zu den Gestaden
Gräciens zogen. — Ein Gott, wo nicht der Furien eine
Hat sie, uns Elend und Qual zu bereiten, rückwärts geleitet.
Mag er fallen im Kampf, wenn ihm das Schicksal in Ares
Flur zu sterben beschied! Wie könnt' ichs den Aeltern verbergen,
Daß ihn mein Zauber erhielt? und wie mich selbst ihm entdecken?
Wie und durch welcherley Rath und Betrug ihm Hülfe verleihn? —
Soll ich allein ihn sehn, und ohne Zeugen umarmen?
Ach ich Bedrängte. Und doch wird, fällt er im Kampfe, mein Jammer

Darum, ich fürcht' es, nicht ruhn. Vermehren wird sich mein Leiden,
Wenn er, der Seele beraubt, dahin sinkt. — Lebe dann, Ehre,
Leb', o Züchtigkeit, wohl! Durch mich gerettet, entrinn' er
Jeder Gefahr und wandle, wohin das Herz ihm gebiethet.
Sterben will ich, ich selbst an dem Tage, der, mit des Sieges
Palme gekrönt, ihn erblickt, sey's in die Schlinge der Nacken
Knüpfend, oder durch Gift des Lebens Flamme verzehrend.
Aber Lästerung harrt euch dann der Erblaßten und folget
Ueber die Erd' ihr nach. Von meinem Schicksal ertönen
Werden die Straßen der Stadt und Kolchierinnen mit frecher
Zunge gewiß, die so und anders jene, das Mädchen
Tadeln, das für den Fremdling, von Liebe durchglüht, in des Todes
Arme sich warf, und, von Wahnsinn besiegt, ihr Haus und die theuren
Aeltern entehrte. Wie viel wird meine Schande nicht mehren?

Weh mir ob solchem Geschick! O warlich es wäre mir besser,
Noch in der heutigen Nacht in dem Schlafgemache des Lebens
Bande behend zu lösen und aller Schmach zu entfliehen,
Eh' ich ein schimpfliches Werk und ein unnennbares beginne.«

Also sagend, ergriff sie ein Kästchen, in dem sie der seltnen
Gifte, der heilsamen viel' und der tödtenden viele, bewahrte,
Hub's auf die Knie hinauf und weinte. Thränen an Thränen
Rollten herab in den Schooß und drängten sich dichter und dichter,
Weil sie den eigenen Tod bejammerte: denn sie gedachte
Aus feindseligen Giften zu wählen, daß sie vollende.
Und schon hatte sie langsam des Kästchens Riegel gelöset,
Und die forschende Hand ihm genahet: aber auf einmahl
Drängte sich ihr vor die Seele das Bild des scheußlichen Todes.

Lange saß sie, erstaunt und der Sprache beraubt, und des Lebens
Wunderselige Sorgen umschwebten sie alle. Mit Sehnsucht
Dachte sie jeglicher Lust, die unter den Sterblichen wallet,
Dacht', ein Mädchen, zurück an der frohen Gespielinnen Kreise,
Und es däucht ihr, sie sehe die Sonne schöner als jemahls
Leuchten, während ihr Sinn auf dem Einzelnen, prüfend, verweilet.
Ruhig hebt sie, (so ganz hat Here den Sinn ihr geändert,)
Von den Knieen das Kästchen herab, und ihre Gedanken
Schweifen nicht länger, getheilt, umher. Ihr einziger Wunsch ist,
Eos, die Holde zu schaun, damit sie die zähmenden Gifte,
Wie sie verhieß, ihm reich' und seinen Augen begegne.
Oefters löset sie nun die Riegel der Thüren und forschet,
Ob nicht in Osten die Wolken sich röthen. Endlich erscheinet
Eos erfreulicher Strahl, und die Straßen füllet die Menge.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, auf die einzelnen Schönheiten dieſer Stelle hinzuweiſen, noch ein Wort zu Apollonius Empfehlung hinzufügen zu müſſen. Ein Dichter, der ſo dichtet, iſt, wenn ihm auch die Hauptſache, wie Horaz ſagt, mißräth, weil er kein Ganzes zu bilden weiß, doch ein Mann, der die Aufmerkſamkeit der Menſchen verdient und ſich nie in der Menge verlieren kann.

Ende des erſten Stücks.

Anzeige.

Von der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, ist das zweyte Stück des 63sten Bandes unter der Presse. Das erste Stück dieses Bands enthält, unter andern, Rec. von Lichtenbergs Commentar über Hogarth's Kupfer und von Göthe's Propyläen. Es ist mit dem Bildnisse des kürzlich verstorbenen Direktors der Leipziger Maler-Academie, Herrn Prof. Oeser's, verziert, dessen Verdienste in einem angehängten Aufsatze entwickelt werden.

Von N. Schmid's Rechenkunst, die in allen Hannöverischen Schulen eingeführt ist, hat eine neue, mit einer Anweisung zum Kopfrechnen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens, zum Gebrauch für Kaufleute, außer vielen andern kleinern Zusätzen, von Hrn. Andreas Wagner, Privatlehrer der Rechenkunst zu Leipzig, versehene Ausgabe so eben die Presse verlassen. Der erste Band kostet 1 Thlr. 8 gr. der zweyte 20 gr. beyde also 2 Thlr. 4 gr.

Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Sechsten Bandes zweytes Stück.

Digitized by Google

Charaktere

der

vornehmsten Dichter

aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen

über Gegenstände der schönen Künste

und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Sechsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung

1802.

Digitized by Google

Ueber die Religion der alten Deutſchen.

Tentanda eſt via.

Zu zeigen wie die Religion im alten Deutſchland war, und was daraus gebildet iſt, beabſichtigte, ſeit längerer Zeit, der Verfaſſer der folgenden Bogen. Keinen ganz unnützen Verſuch hoft er begonnen zu haben, da die Schilderung der deutſchen Glaubenslehren bisher, wie es ihm dünkt, ſich von der Wahrheit noch ſehr entfernte, zwiſchen Extremen die öffentliche Meinung ſchwankte, und bald Leichtgläubigkeit, bald zu weit getriebene Vorliebe, die ſorgloſeren Wanderer von dem rechten Wege abbrachte. Noch vor zehn Jahren wurden aufs neue, und auf eine Art, die man

hätte als Satyre ansehen mögen, Arnolds sieben Wochen-Götzen abgebildet und beschrieben. Noch kein Jahr ist verflossen, seit diese Idee und das ganze Gewebe, welches in den vorigen Jahrhunderten als deutsche Mythologie verkauft wurde, an Lipowsky Geschichte der Bayern von dem einsichtsvollen Rezensenten in den Göttinger Anzeigen gerügt werden mußte; wie mancher andere hätte wohl nichts dabey zu bemerken gefunden!

Den angegebenen beyden Tendenzen gemäß war auf eine Menge von Meinungen und Vorstellungen Rücksicht genommen, die Geschichte der einzelnen Mythen dadurch bey weitem vollständiger dargestellt, und eine reichere Litteratur gegeben, welches für das am wenigsten schwere gehalten wird; als aber der Abhandlung ein Platz in diesem Werk bestimmt wurde, hielt es der Verfasser für zweckmäßiger den Ton etwas zu ändern, und den größten Theil der weniger wichtigen Bemerkungen, eine Reihe wunderbarer Einfälle auf welche der Forscher stößt, und die vielen beygebrachten Auszüge aus den Arbeiten seiner Vorgänger, für eine andere Gelegenheit aufzusparen. Der Verfasser hat gesucht einen nicht sehr betretenen Weg sich zu öffnen, die Religion der Deutschen (nach den geringen Kenntnissen die er von dem allgemeinen Gange besitzt, welchen die Religionsbegriffe unter allen Völkern nahmen) mit dem Glauben der übrigen Nationen zu verbinden und darnach zu beurtheilen. Vielfacher Verbesserungen wird dieser Versuch fähig seyn; dem Ver-

fasser ist es Belohnung, wenn er den rechten Weg betrat. Wem daran liegt die Wissenschaften vorwärts zu bringen, richtige Ansichten zu befördern, Deutschlands Alterthum aufzuhellen, der prüfe das was der Verfasser gesagt hat, und prüfe es genau. Denn er will alles als seine Meinungen angesehen wissen, wie viel auch schon davon hie und da gesagt ist und gesagt seyn mag; denn wer kann jetzt noch viel Neues in einem Fache sagen, worin so manche vorzügliche Köpfe, mit Vorliebe, gearbeitet haben? Aber in diesem Zusammenhange dieser Darstellung wenigstens ist es noch nicht gesagt worden; und wer auch eine einzelne Lehre als wahr annimmt, oder sie selbst zuerst in Umlauf brachte, der kann dieselbe doch in diesem System nicht an der rechten Stelle glauben. Die Wahrheit sucht er einzig, diese geht siegend hervor, und unterwirft sich ihre Gegner; kraftlos sind gegen sie der Leidenschaften Macht und unwürdige Waffen. Sicher hat der Verfasser oft gestrauchelt, aber der Weg war auch ungebahnt und grösstentheils muthwillig verdorben; und wie viele theilen diesen Unfall! Er fürchtet das Urtheil des Publikums nicht, denn dasselbe kann nur in einer erwarteten und gehoften Zurechtweisung bestehen; wenigstens sagt ihm sein eignes Gefühl, daß er gern alles anwandte um zu bessern und richtigern Einsichten zu gelangen, daß er seine Vorgänger dankbar benutzte (wenn auch nicht jeder namentlich aufgeführt ist, dieß machte die Veränderung der Anlage nothwendig) und gern das behielt, was sie richtig zu sehen

schienen, aber alles genau prüfte. Vielleicht stritt er noch zu heftig, vielleicht blieb er, oft unwillkührlich, nicht kalt bey diesen Untersuchungen und streng genug gegen sich selbst; vielleicht glauben einige sich beleidigt: das war nicht seine Absicht: aber er scheuet den Kampf nicht, der für die Wahrheit gefochten wird.

Die Nordische Mythologie, die bisher von reicher Fülle strotzte, steht mit der Deutschen in genauer Verbindung; wie viel wird nicht aus derselben in diese hinübergetragen! Was man von den Mythen der Nordländer zu wissen glaubte, war alles aus den Isländischen Liedern geschöpft, wovon der größte Theil unter den Namen der Edden bekannt ist. Das Alter, der Ursprung, die Glaubwürdigkeit und Brauchbarkeit derselben sind neuerlich von Adelung, in Hinsicht auf das Ganze, in Anspruch genommen worden. Der Verfasser fand dieses Urtheil mit den Resultaten seiner eignen Untersuchungen zu sehr übereinstimmend, um nicht die sich ihm darbietende Gelegenheit zu ergreifen, die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken. Es ist nicht der Ort sich weitläuftig darüber zu verbreiten, so nöthig es auch seyn möchte. Ward doch nicht einmal gefühlt, wie viel der Gegner eingeräumt erhielt, da nur eine Sichtung und genauere Kritik der einzelnen Sagen verlangt wurde; welche Nachgiebigkeit zur Absonderung des offenbar Unrichtigen, Unglaublichen und Erdichteten Niemand verlangen kann. Dieß alles sind Glieder einer Kette, aus allen diesen Theilen muß das System erbauet, nicht, mit

unerlaubter Vorwegnahme des Schlechten, nur blos die wahrscheinlichen, glaublichen Sagen benutzt werden; in allen ihren Lächerlichkeiten dargestellt, würden diese Fabeln leicht in jedes Auge ihre wahre Gestalt behalten, wie Schlözer so richtig sagt. Was wir, außer diesen Gedichten, aus einheimischen und fremden Nachrichten von der Religion des Skandischen Nords wissen, das ist zusammengetragen. Es mögen unvollständige, rohe Materialien seyn; es ist wenigstens eine nothwendige Vorarbeit, und der vorzüglichste Ersatz der für das zu hoffen ist, was wir aufgeben müssen.

Die Urthaten der Völker sind in der Nacht der Vorzeit, unbedauert, verlohren gegangen, weil dadurch nichts geschehen was der Aufzeichnung werth gewesen; gleiche Dunkelheit verbirgt den ersten flüchtigen Gedanken, den von der Gottheit die rohen Väter des Menschengeschlechtes hatten.

Viele große und merkwürdige Nationen, die Erfinder herrlicher Künste und Wissenschaften, waren längst wieder verschwunden, die ausgebildete Religion cultivirter Völker war, bis auf die Schutthaufen ihrer prächtigen Tempel und die bewahrte Kenntniß des Himmels, in dem Andenken der Menschen untergegangen. Von Bel, My-

litta und Anaitis, die in den schönen Gegenden am Euphrat und Tigris früh verehrt worden, hat man kaum noch Namen. Der Aegypter Geheimnisse waren, wie die Kunde ihrer Hieroglyphen, deren Gebrauch jenseits der Geschichte liegt, lange schon vergessen; ihre früheren Meinungen lebten nur noch in dem Glauben fremder Völker fort.

Viele Jahrhunderte waren thatenreich vorübergegangen, in welchen das aufgeklärteste und größte Volk der Geschichte, die Griechen, den Dienst der Personen und Hausgötter, a) bey allmählig mehrerem Zusammentreten der Menschen mit allgemeinern Fetischen, und diese bald, durch die ausgebildetere Religion fremder Ankömmlinge und bekanntgewordener Völker, mit Landes- und National-Göttern vertauscht hatte; unter welchen sie nicht vergassen dankbar denen einen Platz zu geben, welche als Wohlthäter des Menschengeschlechts lange im Andenken bleiben sollten. Ueber vierhundert Jahr war von großen Königen

a) Wovon Herodot noch Nachrichten hat. Denn die Religionen überleben den Staat, weil kein Eroberer sie mit den blühenden Städten, den königlichen Pallästen, und den Bildern der Götter vertilgen kann; weil mit der Ausdehnung des Reichs, und den Fortschritten der Cultur, die Religion nicht fortgehet, welche letztere nur langsam darauf würkt: daher wissen wir von der Religion mancher Völker noch etwas, von deren Geschichte uns nichts übrig ist.

Digitized by Google

und Völkern des entfernten Auslandes, durch herrliche Weih-Geschenke, das Delphische Orakel Apollons zum reichsten Tempel gemacht. Die großen heiligen Spiele waren von weisen Männern gestiftet, um in den Gemüthern der Griechen den Geist zu wecken und zu nähren, wodurch sie das wichtigste Volk der Welt geworden. Vor tausend Jahren hatte schon Daedalus die Formen der Götter menschlicher gemacht, und seitdem hatten ihre Künstler mit immer fortschreitender Schönheit uns unerreichte Muster gegeben, während ihre Dichter herrlich die Thaten der Götter und der Helden als National-Thaten gepriesen.

In Italien war die alte Religion der ersten Bewohner und der Gallischen Rhätier *b*) von dem angenommenen Glauben der Griechen verdrängt; in den Laren erhielt sich kaum eine schwache Spur, *c*) und wie Rom mit seinen Waffen auch seine Glaubenslehren zu allen Völkern trug, so wurden nicht weniger sorgsam die Statuen und Altäre fremder Götter in die Mauern gebracht, und der Glaube von hundert überwundenen Nationen fand Tempel und Verehrer in Rom.

b) Rasenna, Razenuni, Hetruskon.

c) Auch wohl Penaten, ehemalige Haus-Fetische, worauf selbst der Ort ihrer Aufstellung, der Feuerheerd, hindeutet. Dahin gehört der Jupiter domesticus (Herceus.)

Als die schönen Zeiten Griechenlands begannen, da brachten mit allen Künsten, welche Klein-Asien der Welt gelehrt, auch ihre Religion die Bewohner von Phocäa nach Gallien; Flüchtlinge, welche lieber unter unbekannten Wilden und an rauhen fürchterlichen Küsten nach ihrer althergebrachten Verfassung leben wollten, (welche sie, wie billig, als die für sie passendste ansahen,) als auf dem geliebten Boden der Väter einem übermächtigen Tyrannen gehorchen. Als darauf in den Gegenden der Pflanzstadt Massalia die Provinz der Römer gegründet wurde, kamen auch hierhin die Gebräuche, Namen und Formen Roms, welches im Binnenlande ebenfalls Beyfall fand, obgleich daselbst und an der Küste der See die Bewohner dem eignen Gottesdienst noch zugethan blieben, den sie schon mit brittischen Lehren vermischt hatten; (wiewohl wir wenig davon wissen). Alles war in eine Religion zusammengeflossen, die einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und jährliche allgemeine Senden hatte. Die Druiden, mit einem Erz-Priester an der Spitze, dessen Herrschaft mit den Waffen erkämpft wurde, bildeten eine eigene Kaste, welche mehr Gewalt an sich gerissen, als dem Volk zuträglich gewesen; denn sie gaben, neben der Verrichtung aller gottesdienstlichen Gebräuche, wie bey bürgerlichen Sachen, so bey öffentlichen Angelegenheiten, die letzte Entschei-

dung. Zu solcher Unterwürfigkeit gewöhnten sie die Gemüther der Ritter, (denn die abergläubische Nation hatte in Knechtschaft schon ihren Geist verlohren,) durch den Eindruck der Erziehung und das geheimnisvolle Dunkel des Glaubens; cc) und den frechen Geist der Einzelnen zügelten sie mit einem schrecklichen Bann. Von ihren Göttern nannten sie einige mit griechischen Namen; die Unachtsamkeit und der Stolz der Römer fand dieß eben auch bey den alten Landes-Göttern.

So waren jene Religionen, als im sechshundert neun und neunzigsten Jahre nach Erbauung der Stadt, und im fünf und funfzigsten vor unserer Zeitrechnung, der erste Römer über den Rhein in das Land der Deutschen drang. Cajus Julius Cäsar, ein Mann von erhabenen Eigenschaften und dem die Herrschaft der Welt kein zu großer Gedanke war, wollte dem merkwürdigen und gefürchteten Schweifenbunde in den eigenen Wäldern auf's Neue zeigen, was derselbe schon zu Gallien erfahren, wie viel die Kriegskunst gegen den Muth eines großen Heeres barbarischer Nationen vermöge. Dazumal wurden zuerst die Lande vom rechten Rhein-Ufer ab den Römern bekannt, zuerst ward ihnen der Name der Germanen genannt, und Italien glaubte das Va-

cc) Solis nosse deos et coeli numina vobis
Aut solis nescire datum. Lucan. phars. I. 442.

terland der Horden zu sehen, gegen welche „alle Gesetze, Sitten, Künste und Wissenschaften der südlichen Welt, und alles Große und Gute was aus Rom auf uns gekommen," d) Cajus Marius an den ewig denkwürdigen Tagen bey Aquä Sextiä und an der Athesis gerettet.

Viele und öftere Veränderungen seines Zustandes hatte das Land der Nachkommen Tuists damals schon erlitten; es müssen harte Kämpfe die wilden Bewohner des morastigen rauhen Waldes beunruhigt haben, ehe die uralten Formen so weit geändert worden. Durch wichtige Ursachen und große Bewegungen, die wir nicht kennen, war der Schweifenbund veranlaßt; ein weitgreifendes Unternehmen, sicher von den wichtigsten Folgen für Europa, wenn nicht bey seinem ersten Erscheinen die noch größere Taktik der Römer seine Kraft gebrochen hätte. Nachdem dieser Bund in unbekannten Zeiten sich im Vaterlande fest begründet hatte, war die Vertheidigung mit dem Angriff verwechselt. Dem Rhein gebührte sein Name nicht mehr. Ueberall standen überwältigende Bündnisse auf, verstärkten sich durch Unterjochung, und es ward für und wider schweifische Allmanni gefochten. Das geschah durch Deutsche

d) Johannes Müller Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft 1 Buch 3 Kap.; ein Meister der über mein Lob erhaben ist.

selbst, ohne Einmischung fremder Sieger. Die alte Tapferkeit hatte den Bund erhalten, der keiner gemeinsamen blos ihm angehörenden Religion zu seiner größern Stärke bedurfte, so lange der Glaube der Eidgenossen an das Bedürfniß desselben noch nicht erschüttert war; denn dann fiel er mit aller Religion!

Eine gleiche Veränderung hatte der Glaube der Deutschen nicht erfahren. In Sachen des Gottesdienstes behielten, wie überall bey den Veränderungen der Verfassung, die Völker ihre alte Weise. Freywillige Veränderungen in der Religion sind nur das Resultat einer vieljährigen Cultur. Hatten andere Nationen schon große und herrliche Tempel, geschmückt mit trefflichen Gemählden und kunstreichen Statuen; prächtige Gefäße, Tänze und Lieder, große Opfer, Priester, denen das Volk als Gesandten der Gottheit willig gehorchte, einen reichen Schmuck und Formeln mit tiefem Sinn bey der Feyer ihres Gottesdienstes — denn dieß alles muß der Mensch erst üben, bevor er erkennt auf welche Weise er die Gottheit verehren soll; — und ein System ihrer Glaubenslehren: so zeigte die Religion der Deutschen nur noch zu sehr ihren Ursprung unter rohen Jägern und unstäten Hirten. Durch einen übertriebenen Patriotismus, der unsere Vorstellung von den alten Deutscheu umnebelte, und uns nicht gestat-

tete derselben wahres Bild in ungetrübter Klarheit zu sehen — denn ein solcher bringt nie Vortheil, — wurde bisher auch die Religion der Väter als eine ganz vortreffliche geschildert. Vor ihr verbarg sich schüchtern der Glaube der Römer und der Griechen; noch von den ersten Sitzen der Menschen mitgebracht, und rein, unverändert durch die lange Jahrtausende erhalten, waren die Begriffe der Deutschen so erhaben, daß man um sie zu erklären zu Offenbarungen seine Zuflucht nehmen müßte. Diese Vorliebe verleitete Anton e) zu der mit den Geschichten aller Religionen im Widerspruch stehenden Behauptung: „die altgermanische Religion konnte keinen Aberglauben haben.“ Ist es nicht seltsam, daß gerade die Religion unserer Väter die einzige Ausnahme von der Regel machen, daß ihr erstes Alter so vorzüglich, so schön seyn soll?

Unsere wilden Vorfahren sollten von allen Völkern sich unterschieden haben? wir, die nicht einmal einen National-Gott verehrten, hätten den einzigen Gott erkannt? uncultivirte Deutsche den Grad von Aufklärung, das Maaß von Kenntnissen gehabt, dessen kein Volk des Alterthums sich rühmen kann? *f*) — Der Zustand der Völker dis-

e) Deutsches Museum 1779. B. I. p. 36.

f) Meiners Geschichte aller Religionen. Kap. I. §. 3.

dissеits des Rheins berechtigt uns zu solchen Ausnahmen nicht; liegt der Grund dieser Behauptungen etwa in einem Stolz auf unsere Nation, den wir andern Völkern so gern zum Vorwurf machen? Sollte die Religion der Deutschen wirklich so edel und rein gewesen seyn, als sie geschildert wird, so hätten wir wahrlich mehr Ursach als irgend ein Volk eine ganz besondere Begünstigung und das beständige Einmischen der Gottheit anzunehmen. Soll man den Grund aufsuchen, warum viele vorurtheilsfreye Männer, welche nicht wenige Sachen im wahren Lichte sahen, doch von dieser so unhaltbaren Meinung fest umschlungen blieben? es war nichts anders als die leidige Gewohnheit, mit den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren auch das, was wir von ihrer Religion noch wissen, ganz für sich zu betrachten; man glaubte nicht, daß dieselben Stufen der Cultur bey jedem isolirt sich bildenden Volke gefunden werden; daß die Nationen keine Sprünge machen; daß die Ausbildung der Religionen, wie ihre Entstehung, unter allen Himmelsstrichen nach denselben Regeln fortschreitet. Denn auch die Religionen gehen vom schlechtern zum bessern fort. Der Anfang unserer Erkenntniß war nicht unmittelbare Offenbarung, sondern gänzliche Unwissenheit. „Jede Familie, die sich nicht einer unmittelbaren Theopneustie rühmen kann, wird

durch Irrthümer geleitet. Unbekannt mit allen höhern Begriffen, kennet sie auch durch sich keinen Gott, danket keine Gabe Jemanden, außer dem Zufalle, der sie leitet." g) Daher verglichen wir das Deutsche nicht mit dem anderer Völker, und so glaubte man denn zu finden, daß, wenn die Deutschen keine Bilder der Gottheit verehrten, keine Tempel hätten; so müßten sie Monotheisten seyn, (Fulda) oder den allumschwebenden Gott überall finden (Anton h). Bey dieser Beschaf-

g) Anton Gesch. der T. Nation 1, 84. sehr richtig. Die Geschichte des jüdischen Glaubens ist hier natürlich kein Einwand.

h) Museum 27. Gebauer wollte daher auch beweisen (vestigia juris Germanici antiq. in Tacit. Germ. obvia p. 937.) die Deutschen könnten keine weibliche Gottheiten gehabt haben. Gerade eben so verfuhren auch die Gelehrten anderer Nationen. Chiniac discours sur la nature et les dogmes de la religion gauloise im vierten Theil der von ihm herausgegebenen Histoire des Celtes par Pellatier p. 60. So wie die deutschen Schriftsteller die Religion der Gallier (Druiden, Barden u. s. w.) plünderten, so wandten die Franzosen Tacitus Nachrichten auf die Galen an; denn die Deutschen hatten die Religion rein behalten, welche die Gallier, ihre Ahnherrn, nach der Gründung von Marseille und der Bekanntschaft mit den Römern gegen abscheuliche Lehren vertauscht hatten. Wenn die Väter nicht mehr im strahlenden Nimbus erscheinen, wenn sie wieder gewöhnliche Menschen sind, und ihnen kein Vorzug vor andern Völkern zusteht, wer ist Schuld daran, der Beobachter, der sie zeichnen muß wie er sie findet, oder die Natur, welche sie nicht begünstigen wollte?

fenheit der Ideen über die deutsche Religion konnten wir zu sichern, festen und den einig wahren nie gelangen; jeder Schriftsteller sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkte an, es gab so viel abweichende Systeme als Bücher darüber geschrieben sind. Unsere Unwissenheit verwandelten sie in Verwirrung. Cluver, der die Dreyeinigkeit in Deutschlands Wäldern fand, brachte alle Gottheiten auf fünf; Falkenstein sah überall nur die Sonne, (auf welche Macrobius alle Gottheiten zurückführte), den Mond, und das Feuer; in eins dieser Wesen lösten sich alle übrigen auf; ein anderer sah nur Odin, Thor und Freya; Schedius brachte alle Götter der Welt in Deutschland zusammen. Bald mit Beute aus dem hebräischen Glauben, bald mit Persischen, bald Griechischen, bald Gallischen Flicken wurden die Nachrichten über die Religion der Deutschen bereichert. i) Dieß ist unrichtig: die Religion der Germanen war nicht über die anderer Völker im

i) Dergleichen gehörte den vorigen Jahrhunderten, bis man nun auch anfängt die Griechischen und Römischen Lehren (und bald auch wohl die Deutschen) aus den Indischen Mythen zu erklären. Auch hier findet sich eine Dreyeinigkeit, in der Entstehung, Erhaltung und Zerstörung der Dinge. Veterum Monumenta, quae — — — societas antiquariorum Londini edenda curavit. Tom. IV. Abh. von Townley, nach den Göttinger Anzeigen 1800. 141 St.

Stande der Kindheit erhaben, ſie war ihr völlig gleich. Fetiſche — ſinnliche Gegenſtände aus der den rohen Menſchen umgebenden Natur, die ihn entweder rührten, oder ihm Schaden oder Nutzen brachten — *k*) waren des Germanen heilige Verehrung. *l*) Cäſar kennt zwar

k) Meiners l. c. c. I. Dahin alle Thier-Gottheiten.

l) Caeſar de b. G. VI. 21. deorum numero eos ſolos ducunt, quos cernunt, et quorum ope aperte juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt. Es hat der richtigen Beurtheilung und beſſern Benutzung der Nachrichten Cäſars unendlich geſchadet, daß man den einzig möglichen Standpunkt nicht immer nahm, von dem aus dieſelben betrachtet werden müſſen. Die Kapitel 21. u. f. ſind ohne die vorhergehenden 11 — 21. gar nicht verſtändlich. In dieſen zuſammen giebt Cäſar (nicht im Vorübergehen, ſondern abſichtlich) eine vergleichende Schilderung der Galen und der Germanen. Neque Druides habent — neque ſacrificiis ſtudent" heißt alſo nicht, ſie hatten gar keine Prieſter und keine Opfer, ſondern nur ſie haben die Galiſche Religion und deren Prieſter nicht, und opfern nicht ſo ſehr; ſind alſo mit Menſchenopfern unbekannt. Daher auch nur Germani multum ab hac conſuetudine differunt nicht plane, omnino. Eins bezieht ſich immer auf das andere. Aber zu ſagen: nur in Hinſicht auf Gallien ſchreibt Cäſar dieß, und: „reliquos deos ne fama quidem acceperunt" iſt blos von den Galiſchen Göttern zu verſtehen, wird viel zu eingeſchränkt und ganz gegen Cäſars Sinn, der beyde Völker nicht für die Galen, ſondern für die Römer ſchilderte, und natürlich dabey den Geſichtspunkt von Rom aus nahm, und nicht blos dieſe Nation unter ſich, ſondern auch in ihrem Verhältniß gegen die übrige Welt, betrachtete.

die Fetische der Einzelnen nicht, so wenig als Tacitus, aber dageweſen ſind ſie ſicher, die Schuld liegt an der zu wenig geübten Beobachtungsgabe der Römer, *m*) denn es fanden ſich ſchon Zauberer, (Jongleurs, Schamane,) und der Privat-Gottesdienſt muß dem allgemeinen vorhergehen. Vielleicht hatten aber die Fetiſche des Einzelnen ſchon zurücktreten müſſen, ſie waren nun zu beſtändigen, unveränderlichen Haus-Geiſtern geworden, oder ſchützten nur noch als Amulete oder Talismane. Die Fetiſche, dieſe väterliche Ur-Gottheit, betete für ſich der Haus-Vater an, er trug ſeinen Allrun; d. h. ein Run, den man beſtändig um Rath fragen kann, unter allen Umſtänden, in allen Lagen; (alſo ging die ganze Religion der Deutſchen vom Orakel aus,) *n*) ſie mochten aber auch als Amulete dienen. *o*) Ein

m) Daher hat die Religion, nach Tacitus Zeichnung, das edle Anſehen, daher iſt ſie ſo rein. Die Stufe iſt es, worauf die Religion ſtand, nicht die Prieſterloſigkeit, wenn ihr Glaube dem Galiſchen nicht gleich ſchien, oder dem anderer Völker.

n) Verglichen Tacitus Germ. 10. auſpicia ſortesque, ut qui maxime, obſervant.

o) Gerade wie Carver (p. 282. 286. nach Ebeling's Ueberſetzung) von den Eingebornen an den Quellen des Miſſiſippi und hinter den großen Seen ſagt: „ſie bedienen ſich der Manitu zu Schutzweh-

solcher Allrun kann nur für den Einzelnen, nicht aber für eine Mark seyn; diese hat blos Runen, daher darf die Schamane Aurinia nicht in Allrunia verwandelt werden. Run mag der deutsche Ausdruck für Fetisch, Manitu seyn. *p*) Ob aber diese Allrunen schon die künstlich geschnitzten waren, welche als Allruncken bis auf uns gekommen sind, das ist eine Frage, welche man weder verneinen noch bejahen kann. Das lange Haar ist Bürge des Ursprungs vor Jahrtausenden; und nächst dem Oster- und Johannis-Feuer giebt es

ren;" oder die Ibo in Afrika (Oldendorp Gesch. der Mission auf den Karaiben B. 1. p. 324.) Dahin gehört die Stelle Tacitus l. c. 7. „deo quem adesse bellantibus credunt." Einen eignen unsichtbaren allumschwebenden Gott zu denken (auch nur als Kriegs-Gott) war nicht die Sache der Deutschen (die Griechen und die Römer bedurften selbst noch der persönlichen Erscheinung ihrer Götter in der Schlacht); der Gott mußte bey ihnen und nur für jeden seyn; so groß war die Macht eines Gottes noch nicht, daß er eine ganze Schlacht zu leiten vermöchte. Später hat jede Familie, Mark oder Genossenschaft ihren Kriegs-Gott sichtbar unter sich, Tacit. Hist. v. 22. und Germ. 7., den sie von Haus mitnahm; nur von diesem verspricht sie sich Schutz und Sieg.

p) Wir werden ihn künftig gebrauchen, wenn vom Orakel, Vorhersagungen, die Rede ist; denn dieß scheint seiner ursprünglichen Bedeutung am nächsten zu kommen. Die Privat-Fetische sowohl als die Mark-Fetische können auch Geist, Geister genannt worden seyn: wir brauchen um des Worts willen keine Mittelwesen zwischen den Menschen und der Gottheit anzunehmen.

wohl kein Ueberbleibsel der deutschen Vorwelt, welches den Allraunen (Allrücken) an Alter vorginge. Sie waren Haus-Geister — von vielen erprobt und verehrt — schon vor Jahrtausenden. Ihr Name ist nicht von den Mark-Runen geborgt, denn er war eher. Lange ist aller Gedanke an Runendienst verschwunden; schon viele Jahrhunderte lehrte man den einzigen Gott, aber ihr Dienst lebt noch immer fort: wer weiß nicht wie fest eingewurzelter Glaube steht! Die Itälmens sind schon weit über die Periode hinaus, wo jeder nur seinen Fetisch verehrt, und doch ist ihr Haus-Fetisch (der Gestalt nach ein wahrer Allrune), immer noch dem Feuerheerd gegen über. Bis zur Zernichtung ihrer Religion verehrten die Römer ihre alten Laren (Penaten) am Feuerheerd, ob diese gleich die ursprünglichen Formen nicht mehr behalten haben mochten, und selbst der allgemeine Name Lar oft in den besonderen mächtigerer Götter verwandelt war. Die Gestalt dieser deutschen Haus-Götter bestärkt, daß die ersten künstlichen Fetische Pfähle oder Hölzer waren mit einem ausgeschnitzten Menschenkopf; wiewohl bey den Allrunen gewiß die betäubende und trunkenmachende Kraft der Mandragora nicht zu übersehen ist, aus welcher Wurzel die Allrunen geformt werden. q)

q) Später erscheinen zwar, wenn man Jornandes

Nur dieſe Schutz-Götter einzelner Perſonen und Familien gab es; nur ihnen ertönten die rohen Geſänge. Aber es gab auch in Deutſchland

trauen kann, bey den Gothen Allrunen in ganz anderer, in der Bedeutung als Schamane. „Filimer repperit in populo ſuo quasdam magas mulieres, quas patrio ſermone Aliorumnas is ipſe cognominavit, easque de medio ſuo proturbat.“ Ap. de Groot. 643. (von ihnen und böſen Geiſtern entſproßten die fürchterlichen Hunnen). Allein wer bürgt uns, daß ſie nicht mit Rünen verwechſelt ſind? Bey Jornandes iſt dieß nicht zu viel vermuthet; Ulfilas hat „runa thiudingardja Goths:“ myſterium regni dei Marc. 4, 11. Luc. 8. 10. runa; conſilium, diſpoſitio Matth. 27. 1. (auch im Isländiſchen iſt das ſimplex: Runnameiſtari; incantatores; im Allmannniſchen girunu, myſteria). Und wenn dieſe Nachricht richtig iſt, konnte nicht ſehr gut, in der Reihe der Jahrhunderte, der gleiche Name, unabhängig von der Bedeutung des ältern, aufkommen? Mit dem Namen der Fetiſche wurden auch zugleich die Schamane, Jongleurs, belegt, welche die Gothen ſich unter den Weibern ausſuchten. (So gab es einen Python, einen pythiſchen Apollon, und eine Pythia: ſo giebt es noch Fetiſche und Fetiſchirer, und die Bewohner von Madagaskar nennen beydes Grigri). Sie waren für ganze Stämme und Genoſſenſchaften; daher können auch ſie Allrunen geworden ſeyn. Ueberdieß nannte ſie nur Filimer ſo. Andere Codd. haben aber Haliurunas (Codd. optimae notae ſagt Keyßler Antiquit. ſeptentr. 461.) und dann würden es die heiligen Runen ſeyn. „Sollte wohl die Uebereinſtimmung des Namens der Fetiſche mit dem der Buchſtaben etwas dazu beygetragen haben, letztere im Norden als zauberiſch zu verdammen?“ Darauf will ich antworten, ſobald man mir beweißt, daß die Buchſtaben verboten worden! Die Wahrſagerinnen heißen Runen, und dieſe mußte man unterdrücken.

ſchon allgemeinere Fetiſche; denn für alle war die Sonne, der Mond, das Feuer r) und die Erde. Dieſe vier Weſen waren allen gleich günſtig, halfen allen gleich viel. Der letztere Haupt-Fetiſch iſt ſicher älter als Arioviſts Eroberungen, obgleich Cäſar ſeiner nicht erwähnt und erſt Tacitus s) ihn einführt. „Bey den Reudingen, Avionen, Angeln, Varinen, Eudoſen, Suardonen und Nuithonen iſt nichts anmerkungswerthes, als daß ſie gemeinſam die Herthum, d. h. die Mutter Erde, verehren.“ Eine Stelle, über welche gewaltig commentirt iſt. Die Inſel im Ocean darf man nicht in der Oſtſee ſuchen; Rügen kann alſo nicht gemeint ſeyn, denn die Oſtſee hieß nie Oceanus: ſondern es muß eine Inſel ſeyn, die der Küſte Germaniens gegen über, vielleicht vor der kimbriſchen Halbinſel lag. Letztere dachten ſich die Römer aber als einen langen Streif, der von der Elbe an längs der Küſte Germaniens in das Meer als eine Nehrung hinlief; aber keine Oſtſee

r) Wir brauchen den Urſprung des Feuer-Dienſtes nicht in den Urſitzen der Deutſchen zu ſuchen; ob hiermit das Feuer beym Eintritt des Jahres in Verbindung ſteht, wie Anton, (Geſch. 85.) glaubt, daran kann man zweifeln; dieß war eher ein Zeichen der Freude, wofür man ſchwerlich ein gleichpaſſendes Surrogat finden konnte.

s) Germ. 40.

einſchloß: denn ſo weit erſtreckte ſich die geographiſche Kenntniß der Römer von Deutſchland nicht. Die Bucht, die zwiſchen dieſer kimbriſchen Halbinſel und dem feſten Lande war, hieß baltia, ſpäter mare ſuevicum und ſinus Codanus. Die Römer hatten alles von Hörſagen und der Lectüre; wer weiß wie alles das umhergelaufen war, bis es zu Tacitus kam. Wahrſcheinlich dachte ſich Tacitus eine von den Inſeln: „Oceanus inſularum immenſa ſpatia complectens.“ Wir dürfen nicht „in ſilva Baceni“ leſen, noch Oceani ganz ausſtreichen; denn was berechtigt uns dazu? Merkwürdig iſt es, daß dieſe Völker ihren Fetiſch ſchon in Wagen einſchloſſen und umherführten; ſchon Prieſter ihre Gaukelſpiele trieben, und um dieſe zu verſtecken die Sklaven im See ertränkten; „quos ſtatim idem lacus haurit:“ aber unſer Zeitalter glaubt nicht ſogleich Wunder! t) Hier iſt ſicher keine Bundes-Religion. Von Luft-Geiſtern haben wir keine Spur: aber von Erdmännchen, Berggeiſtern, erzählt man viel; vielleicht ein Beweiß der Erdverehrung. Warum ſollen wir jene Worte Cäſars (not. l.) nicht wörtlich nehmen? u) Freylich keinen Lenker des Son-

t) Wie war es möglich dieſe Stelle als einen Beweiß der Menſchen-Opfer anzuführen?

u) Hier wird es der Ort ſeyn, etwas über die Glaubwürdigkeit der Nachrichten Cäſars und Tacitus zu ſa-

nenwagens, keine Artemis mit Köcher und Bogen, keinen Hephästos vor seinem Ambos, muß man suchen. Schon das verschiedene Geschlecht der

gen, in wie fern der eine auf größere Glaubwürdigkeit als der andere Anspruch machen kann. Lange war es Ton, Cäsars Bemerkungen allen geschichtlichen Gebrauch abzusprechen; und warum? Tacitus ist vollständiger; hat auch vieles gar nicht berührt, wovon Cäsar spricht; und in der kurzen Zeit zwischen beyden kann sich eine solche Veränderung nicht zugetragen haben; er konnte die Sachen besser wissen als Cäsar, der nur zweymal über den Rhein ging und sogleich umkehrte; wenn er auch nicht selbst Deutschland sah, so waren doch die Deutschen zu seiner Zeit bekannter geworden, Gesandten, Geißel und Neugierige hatten in Rom sich aufgehalten. Die ganze Vergleichung fällt also zum Nachtheil Cäsars aus, der wohl gar vorsätzlich falsch gesehen haben sollte. Wenn Cäsar und Tacitus nicht einerley Nachrichten gaben, sich zu widersprechen schienen, so war kein anderes Mittel als die Träumereyen und Erdichtungen Cäsars zu verlassen, und sich einzig an Tacitus zu halten. Richtiger schien es, dem schweigenden Tacitus zu folgen als Cäsar, der geradezu eine Nachricht behauptete. Wenn Leute von äusserst beschränkten Fähigkeiten über einen solchen Mann absprechen wollen! Selten war man gerecht genug um beyden Glauben zu schenken: dann dachte man aber auch sogleich an neue Systeme, (wie Möser durch seine öffentliche und heimliche Religion); und bestrebte sich die geträumten Widersprüche beyder Schriftsteller zu heben. Hätte man doch erst untersucht, ob denn wirklich Widersprüche vorhanden wären, oder nur mitgebrachte Vorurtheile solche fänden! Cäsar hatte die über den Nieder-Rhein gedrungenen deutschen Völkerschaften besiegt, die Macht der damals drohendsten Verbindung der Schweifen von Vesontio bis über den

beyden erſten Götter in Rom und Germanien müßte darüber entſcheiden, wenn es Streit geben könnte in einer ſo klaren Sache. Es waren alſo

Rhein getrieben, der Kern ſeiner Armee, mit welcher er die Welt eroberte, waren Deutſche, und Cäſar konnte ſchon an ſich bey weniger Hülfsquellen durch ſeinen aufmerkſamen und feſten Blick mehr und richtiger beobachten als der gelehrte Tacitus, der auf ſeiner Stube nur aus der zweyten Hand, oft noch entfernter, ſchöpfen mußte, der widerſprechende Berichte zu vereinigen hatte, keine Lokal-Kenntniß beſaß, nicht an Ort und Stelle die Meinung prüfen konnte, welche er nach langen Unterſuchungen endlich für die richtigſte hielt, der uns auch ſeine Quellen nicht einmal nennt; und nur Tacitus außerordentlicher Geiſt konnte eine Einheit ſchaffen, welche wir bewundern müſſen. So konnte Cäſar die Galen und Germanen nicht verwechſeln, er ſah täglich die eigenthümliche Verſchiedenheit beyder zu deutlich; aber Tacitus begeht ſchon den Fehler wieder, den die Römer ſich nicht entwöhnen konnten, welche alles Land jenſeits der Alpen unter einem gemeinſchaftlichen Namen zuſammenwarfen. Alſo, trotz des bis an die Elbe vorgedrungenen Druſus und der Menge deutſcher Sklaven und Edlen in Rom, iſt die abſolute Glaubwürdigkeit Cäſars nicht geringer als die des Tacitus. Auch konnte in dem anderthalb hundertjährigen Raum zwiſchen Cäſar und Tacitus ſich viel ändern, und hat ſich wirklich geändert; manches war wenigſtens ſichtbarer geworden, und die größere Kenntniß, welche die Römer allerdings erlangt hatten, ließ manches klar ſehen, wovon Cäſar nur den dämmernden Schein erblickte. Aber das alles berechtigt uns nicht, die Nachrichten des großen Schriftſtellers zu verwerfen und mit dem Kranz des zu Boden geworfenen ſeinen Nachfolger zu ſchmücken. Beyde können ohne irgend einen Nachtheil neben einander beſtehen.

in Deutschland allgemeine Fetische, aber alle Deutsche verehrten dieselben nicht (wie die Aegypter den Apis, die Bewohner von Fidah die große Schlange); Cäsar kannte das innere Deutschland zu wenig; die Völker Germaniens waren in Gesinnungen, Bedürfnissen und durch geographische Lage zu sehr von einander getrennt, um gleiche Meinungen zu hegen und gleichen Drang zu fühlen. Nicht blos gute Götter verehrt man, *v*) nein, auch solche, vor denen man sich fürchtet — woraus man lange Zeit allein herleitete, wie der Mensch zur Erkenntniß der Gottheit gekommen *w*) — und so können immer die Wuhrd-Chauzen *x*) einen der Fetische Cäsars nicht gehabt haben; aber auch dagegen wieder andere, welche die Anwohner des Rheins nicht verehrten. (So war der Dienst der Krokodile nicht über ganz Aegypten verbreitet). *y*) Allein wenn die von

v) Quorum ope aperte juvantur.

w) Primos in orbe deos fecit timor. Petronius.

x) Plinius Hiſtor. Natur. l. XVI. c. I.

y) Dieſes dürfen wir nicht vergeſſen. Es hat viel, ſehr viel Unheil angerichtet, daß jede Gottheit, oder jede Spur derſelben, ſogleich von ganz Deutſchland verehrt ſeyn ſollte. Man theilte wohl gar die deutſchen Götter in generale und ſpeciale ein (Treſenreuter Das vernünftigſte iſt doch wohl, daß man die Verehrung eines Gottes nur dem Ort giebt, wo man ihn findet. Und vollends bey den Deutſchen, wo ſo viel

Cäsar erwähnten großen Fetische auch von allen Deutschen verehrt worden wären, so sind es deswegen noch keine allgemeine deutsche Götter; zu deren Bildung Deutschland keine Zeit gelassen wurde. Ehe Horden zusammengetrieben würden,

hundert in gar keiner Relation zu einander stehende Völker lebten, wer kann da von einem Theil aufs Allgemeine schließen. Ein Volk hatte durch Wanderungen, durch Kriege, durch Nachbarschaft, ursprünglich fremde Götter angenommen, während seine nächsten Nachbaren auf einer andern Seite noch ganz den alten Dienst feyerten und beständig behielten. In Deutschland hatte der Gottesdienst bey weitem die Stufe noch nicht erreicht, wo allgemeine Götter, von allen als National-Götter verehrt, vorhanden sind. Gerade so ist es auch bey unsern Urtheilen, ob dieß oder jenes Volk ein deutsches war. Da sagt man bald: nein; denn die Arier (Tacit. 43.) bemahlten ihre Körper, das war nicht germanische Sitte; oder: das sind Germanen, denn sie fochten nackt. Warum können denn die Gewohnheiten der Völker eines so großen Landstrichs nicht verschieden seyn? War denn Tacitus überall gewesen, hatte er alle Germanen gemustert? Wenn man auf der einen Seite, um diese Angaben für seine Meinungen wegzuschaffen, behauptet: Tacitus konnte das vernünftiger Weise nicht wissen, der Römer Kenntniß war so groß nicht; so muß man auch gerecht seyn, und diese Autorität auf der andern Seite nicht wieder brauchen wollen. Wann haben die Römer mit den Ostsee-Bewohnern gestritten? So wird Tacitus als vollgültiger Zeuge angenommen, wenn die Frage ist, ob ein Volk zum Schweifenbunde gehörte, aber nicht wenn gestritten wird, ob dieses Volk germanisch war. Mich däucht, das ist nicht consequent.

Stämme sich fest verbanden, kraftvolle Bünde dastanden, konnte es keine auch nur etwas allgemeine Fetische geben. Zwischen diesen bildeten sich auch die Marken, daher es sicher zu Cäsars Zeit auch schon Mark-Fetische gab, ob sie gleich noch nicht bemerkbar wurden. z) Aber diese Fetische selbst wurden verehrt; keinen Bilderdienst gab es, a) die Gegenstände selbst fanden göttliche Verehrung, nicht ein nachahmendes Bild. Kein Geist der Vorfahren, b) kein Gott in Menschen-Gestalt c) ward angebetet. So konnte der Römer keine Götterbilder finden; es gab keine Tempel; d) daher schloß man: auch keine sichtbaren

z) In Gallien aber war zu selbiger Zeit schon eine Religion.

a) Alles, was sich dagegen sagen läßt, hat Fulda (Geschichtforscher b. 1.). Wir erfahren auch nicht, daß die Romer, nach ihrer Gewohnheit, die Götter Germaniens fortgeschleppt hätten.

b) Rößig (deutsche Alterth. 161.) will zwar Cäsar einen Herkules-Hain aufbürden, allein er hat sich wahrscheinlich durch Tacitus Annal. 2, 12. verleiten lassen, wo aber von einem ganz andern Cäsar die Rede ist.

c) Daher haben wir aber auch keine deutsche Mythologie, die sich gebildet hätte, wenn wir von Fetischism aufwärts gestiegen wären.

d) Es hat vielen große Freude gemacht, daß die Deutschen nie Tempel hatten: „der Germane dachte sich seine Gottheit viel zu erhaben, um sie in einen so kleinen Raum einzuschließen"

Götter! mehr als die stolzen Hallen Roms gefaßt hätten. e) Kein Priester vertrat die Gottheit: den Haus-Fetisch verehrte für sich und seine Familie der Haus-Vater, ihn fragte er um Rath. — So ist die Religion zu Cäsars Zeit.

Anderthalb Jahrhunderte verflossen hierauf in fast unaufhörlichen Kriegen; bis zur Elbe dringen römische Heere und Flotten; und wenn auch mehr als ein Römer es der Mühe werth achtet, diese Barbaren der Nachwelt genauer zu schildern — (wer beschrieb die Parther oder die Brittanier?) — und durch Zusammenstellung der durch den immerwährenden Kampf erworbenen und vermehrten Kenntnisse die Nachrichten des großen Imperator von dieser Nation zu berichtigen und sie ausführlicher zu schildern; so ward dieß doch nicht zur Bekanntmachung bestimmt, (wie der ältere Plinius, dessen 20 Bücher vom Germanischen Kriege vielleicht noch aufzufinden sind), oder es ist wenigstens alles für uns verlohren, bis auf Tacitus.

Die-

oder „in Tempel einzumauern;" aber in Wagen oder Kisten gepackt (Tacit. Germ. 40.) waren sie unbeschränkter!!

e) Dieß giebt die Natur der Sache, da mancher auch wohl mehr als einen Fetisch verehren mochte; so singt Remigius von Chlodwig 1.

— — — contempsit credere mille
Numina, quae variis horrent portenta figuris.

Dieser gab seinen Römern ein Gemählde der Nationen, mit denen sie nicht mehr um ihre väterlichen Sitze, die Mauern Roms, oder um die schönen Fluren Italiens streiten, die aber glücklich — ein unerhörtes Beyspiel für die Enkel Romulus — unter Germaniens Götter-Eichen widerstehen; die hier Thaten verrichten, welche mit Furcht und bangen Zittern die entarteten Weltherrscher in ihrer Hauptstadt erfüllen: denn ein Volk wagt alles, wenn es seine Verfassung einmüthig vertheidigt. Bey der langen Berührung mit einer hochgebildeten Nation, bey dem unabläßigen Reiben, hatte schon manches Neue, aus oft weit entlegenen Landen gekommen, in Deutschland Eingang gefunden. Der Uferbewohner kennt den Wein, das edle Geschenk eines freundlichen Himmels, dessen Erfindung die Griechen stärker feyerten als selbst den Römern gefiel. Der Geist des Handels regt sich. Edle sind im Bunde Roms; die Kraft der Germanischen Völkerschaften wird durch das Gold Asiens bewafnet oder gelähmt. Deutsche wallfahrten über die Alpen, huldigen den Augusten und kehren mit Römischen Ideen, mit Italiens milden Sitten und lateinischen Gewohnheiten in ihre waldigen Sümpfe zurück. Warum nicht auch mit dem Dienst fremder Götter? Warum sollten sie nicht die Wesen verehren, denen sie in der Stadt der Weltherrscher

so herrliche Feste gefeyert sahen? Daß dieß geschehen verdient unsere Bewunderung nicht, es ist der natürliche Gang der Dinge; wäre es nicht geschehen, dann müßten wir staunen. — Eine große Krise, und Tacitus ist kein Caesar!

Konnte schon der Römer sich den einigen Gott nicht denken, hatte er für ihn keinen Namen; *f*) welche Verwirrung mußte da in der Schilderung der Religion der Deutschen entstehen, wenn man leichtsinnig die Schranken umwirft, welche, voll Weisheit, der große Vorgänger erhoben und geachtet hat. Schön schildert Cäsar die Gebräuche der Gallen und Germanen, und zieht zwischen den verschiedenen Religions-Meinungen beyder eine feste Gränze in seiner trefflichen Parallele beyder Völker; aber Tacitus erzählt das mit den nämlichen Worten von den Germanen, was Cäsar von den Gallen sagte; und wie auch die Fehler großer Männer zur Nachahmung reizen, Tacitus Beyspiel ist noch bis auf die neuesten Zeiten so hinreißend gewesen, daß alle ihm folgten, und Gallen, Germanen und Nord-Völker unter einander warfen.

Zwar sind Deutschlands Götter nicht in menschliche Gestalt gebildet, und nur allein im Gemüth werden die Unsichtbaren dargestellt; *g*) aber es

f) Fulda l. c. 1. 78.

g) Neque in ullam humani oris speciem assimulare deos

sind doch mehrere Gottheiten, und von unterschiedener Macht. Nun blutet der Mensch, oft in zahlreicher Menge, an Altären blutdürstiger Geister. *h*) Nun erscheinen nicht nur Bundes-Gottheiten, sondern Thuist, Man, Merkur, Isis.

— aebitrantur — secretum illud, quod sola reverentia (hist. V. cap. 5, mente sola) vident, Germ. 9. Bey einer andern Erklärung scheint mir Tacitus nicht frey von Widerspruch zu seyn. Man stellte sich die Sache auch so vor: wie das Verhältnis zwischen der Gottheit und den Heiligen in der katholischen Kirche; Merkur, Mars nahmen die Wünsche und Gebete an, brachten sie der Gottheit vor, und unterstützten das Gesuch, so war doch wenigstens keine Vielgötterey! Wenn man nur den Schall der Worte hören wollte, könnte man immer sagen: Tacitus schließt den Thierdienst nicht aus.

h) Möhsen Gesch. der Wissensch. in der Mark 35., zweifelt nicht daran, weil er die alte Religion durch Odin verderben läßt, welchen er von den Trojanern ableitet, und der Grieche Achilleus opferte ja vor Troja 12 Menschen!! Anton leugnet die Menschen-Opfer im deutschen Museum, und in der ersten Ausgabe des Commentars über Tacitus, freylich aus unzulänglichen Gründen; aber aus eben so unzulänglichen widerruft er dieses nachher. Alle Stellen, welche man dafür anführt, beweisen nichts; der größte Theil spricht gar nicht einmal von Opfern, und Cäsar sagt das gerade Gegentheil. Aus der Geschichte der Opfer kann man beweisen, daß die Menschen-Opfer bey den Deutschen wohl nicht gewesen sind. Das Publikum hat vom Verfasser eine eigene Abhandlung über diesen Gegenstand zu erwarten, wenn es an diesen Untersuchungen Gefallen findet.

Caſtor und Pollux, Hertha und Mars *i*) ſollen für die ganze Nation ſeyn, die nie zuſammenhing, wie die Römer, die in Bünde getheilt war, welche ſich ſelbſt bekämpften — was zu einem Gott gehört, ficht unter einem Panier. — Nein! die alten Fetiſche ſind in Groß-Germanien nicht verſchwunden. *k*) Keine Prieſter-Kaſte herrſchte in

i) Fulda 1. 78. hat ſchon bemerkt, das Beyſpiel von den Juden (Hiſt. 5.) ſey uns Warnung, verglichen mit dem was Meiners, Verſuch über die Religions-Geſchichte der älteſten Völker, von der Verunſtaltung der Aegyptiſchen Religion ſagt: cap. 4. ganz. War man doch ſo kühn, die Götter zu benennen, welche in den unbekannten Ländern, in der Fabelwelt, verehrt werden ſollten. Hekatäus und andere ſagen: gegen Gallien liege im Ocean eine große Inſel, Hyperboreer ſind ihre Einwohner! Hier, fabeln ſie, ward Latona geboren; und daher wird vor allen andern Göttern Apollon verehrt, täglich fevern ſie durch beſtändigen Geſang ſein Lob, und huldigen ihm mit großer Feyer, daher betrachten ſie dieſe Menſchen als Prieſter Apollons u. ſ. w. Diodorus Siculus l. 2.

k) Lucos et nemora conſecrant, deorumque nominibus appellant ſecretum illud, quod ſolo reverentia vident Germ. 9. Das heißt weiter nichts, als ſie verehrten heilige Bäume; das andere ſind Römiſche Ideen, gleich den Bemerkungen: „caeterum neque cohibere parietibus deos — — ex magnitudine coeleſtium arbitrantur" (Empfindungen würdig eines Tacitus, erhaben über ſein Zeitalter, und welche auch das Gemüthe manches Deutſchen erfreuten, wären ſie auch nur wahr, — aber Deutſchlands wilde Bewohner hatten ſich ſo hoch noch nicht gehoben) oder „advectam eſſe re-

dieser Zeit bey den vorliegenden Völkern, welche die Römer näher kannten; den verhaßten Druiden hatte Mitleid in den Bergklüften vielleicht das Leben gefristet, *l*) nie aber hat ihre Lehre sich gezeigt, sie fiel mit ihnen in das Grab. Zu jeder Handlung, vielleicht auf einen ganzen Krieg, ward immer auf's Neue, aus den versammelten Mark- oder Bundesgenossen, Ein Priester als ein Beamter derselben, wie der Heerführer und die Grafen, erwählt, mit einer Gewalt bekleidet, welche der ungebundene Germane nur ihm allein ohne Furcht anvertraute. *m*) (Daraus kann auf keinen

ligionem." Wodurch der Verfasser aber nicht behauptet haben will, daß nicht ein ganzer Hain, weil ein Fetisch darin war, als Einschluß mehrerer Fetische, oder aus andern Ursachen, geheiligt und befriedet gewesen seyn könne. Zu den Fetischen sind auch die so häufig gefundenen Ochsen und Ochsen-Köpfe zu rechnen, obgleich nicht jedes Gebild, welches man unter der Erde findet, ein Gott ist.

l) Fulda l. 97. Strabo spricht sehr weitläuftig von den Gallischen Priestern: wären die deutschen Priester denselben nur im geringsten ähnlich gewesen, so würde er den Katten Lybis nicht blos Ἱερεὺς nennen. An die Barden ist auch nicht zu denken. Anton hat darüber im Deutschen Merkur 1800 Dec. Stück so gesprochen, daß es unnöthig ist, etwas darüber zu sagen, um so mehr da Heinze's Untersuchung keine Widerlegung geworden ist.

m) „Silentium per sacerdotes, quibus tum et coercendi jus est, imperatur" (c. 11.); „neque animadvertere, ne-

besondern Mark- oder Bundes-Gott geschlossen werden.) Nie waren bey einer Verrichtung mehrere: *n*) in Privat-Angelegenheiten vertrat der Haus-Vater desselben Stelle. Die Opfer waren Thiere, aber wohl nur den Mark-Göttern; kein Altar ist in den Gefilden Germaniens mit Menschenblut bespritzt. *o*) Nun zeigt auch jede Mark ihren Fetisch, *p*) eine mächtige Eiche in der All-

que vincire, ne verberare quidem, nisi sacerdotibus permissum:" (c. 7.)

n) Sehr schön von Anton Gesch. I. 90. ff. besonders not. x ausgeführt. Aber dieß ist nur auf die Völker anwendbar, welche den Römern bekannt waren. Von ganz Deutschland können wir nie absprechen. In der folgenden Periode, 200 Jahr nach Tacitus, finden wir schon Ober-Priester, mit ausgedehnter Macht, unter Deutschen Völkern. Man hat so viel vom Priester Siegmund (Tacitus Annal. I, 57.) gesprochen; war dieser aber wohl auch nur einmal ein Deutscher Priester?

o) Anton behauptet an mehreren Orten: die Deutschen hätten es erst von den Römern gelernt, statt der Menschen-Opfer, thierische Opfer zu nehmen. Den Beweiß möchte ich sehen! Opfer hatten die Deutschen, ehe ein Römer an den Rhein kam, dieß sagt schon Cäsar. Ob die Steinhaufen, welche man für Altäre ausgiebt, wirklich solche waren, steht dahin. Winkelmann — not. Westphal. 370. — weiß, daß die barbarae arae (Tacit. Annal. I, 61.) dreyseitig waren!

p) Solche konnte Tacitus meynen, Germ. 7., „effigies et signa quaedam, detracta lucis in proelium ferunt." was dieß für Fetische gewesen zeigt er uns selbst Hist.

mande, q) ungeheure Felſenmaſſen, r) Quellen, s) waren mehr für die Mark als für den Privaten ein Gott. t) Jetzt ſind Mark und National-Ru-

v. 22. depromtae ſilvis lucisque ferarum imagines. (Ob aber ein Ur oder ein Elen, davon ſagt er nichts, und wir können alſo auch davon nichts weiter wiſſen) ut cuique genti inire proelium mos eſt. „Doch ſcheinen dieſe mehr für den Gebrauch im Kriege beſtimmt geweſen zu ſeyn.

q) Lucan 3.

— — — ſimulachraque moeſta deorum
Arte carent, caeſisque extant informia truncis.

claudian de laud. Stilic. I. 128.

— — — lucosque vetuſta
Relligione truces, et robora numinis inſtar
Barbarici — — —

Dahin gehört Tanfana und Baduhenna.

r) Warum ſoll man dieſe nicht ſo gut als groſſe Eichen zu Mark-Fetiſchen erwählen? Nicht jeden Stein verehrten ſie, weil er ein Stein war, und irgend ein Stein als Gott angeſehen wurde; daher ging Schütze, Schutzſchriften für die alten Deutſchen und Nordiſchen Völker, I, 52., zu weit.

s) Tacitus, Annal. XIII, 57., "religione inſita eos maxime locos propinquare coelo, precesque mortalium a deis nusquam propius audiri." Römiſches Gewand, die Salzquellen ſelbſt hielten ſie für einen Fetiſch. Man vergeſſe bey dieſem Kriege nicht, daß das Einpöckeln bey den Rhein- und Donau-Deutſchen ſo viel ſagen will.

t) Man könnte beynahe behaupten, ſie konnten gar nicht

nen mit großer Ehrfurcht angestaunt. u) Von Bundes-Gottheiten wissen wir nichts, sie erblicken

für den Privaten einzig seyn, denn der ganzen Mark gehörten diese Sachen, es gab kein Privat-Eigenthum daran. Anton 1, 174.

u) Velleda, Aurinia, Ganna, die weissagende Pferde. Die Weiber-Verehrung ist als etwas ganz besonderes gepriesen, und man hat wohl gar daraus herleiten wollen, die Deutschen hätten ihre Weiber besser, als von allen andern Barbaren geschieht, behandelt, und sie hätten wenigstens seit die Römer sie kennen lernten, ein achtungswerthes Ansehen genossen; selbst Tacitus sage ja, daß in ihnen etwas göttliches verehrt worden. Alle Nachrichten, alle Gesetze der Deutschen, worauf dieser Vorzug des weiblichen Geschlechts doch vorzüglichen Einfluß haben müßte, sagen gerade das Gegentheil. Das Ansehen der Frauen ist leicht zu erklären, die Männer gaben sich mit dem schamanen noch nicht ab (wie die männlichen Zauberer überall nicht in der Anzahl wie die weiblichen, und erst später erscheinen), die Periode war in Deutschland noch nicht lange verflossen, wo die Haus-Mütter bey den vorkommenden Gelegenheiten gleich selbst schamanten (Cäsar 1. 50.). Das Weib ist zu solchen Sachen mehr als der Mann geneigt. Das Vorherverkünden ist eine Kraft, welche in den Verkündenden selbst liegt, und nur in Bewegung gesetzt werden muß; daher ist kein besonderer höherer Gott dazu nöthig, der Schaman selbst hat in sich den Run, der ihn leitet: der Gott, welcher den Menschen sich gefällig bezeugt, wird mehr geehrt; die glückliche Prophetin erhält bald mehr Ansehen als eine andere, in heiliger Ehrfurcht staunen die Marken sie an; die Wilden huldigen ihr. Man weiß, wie unter den Christen der Geruch der Heiligkeit entstand, und ehrte ihn, ohne deswegen in den Weibern etwas göttliches anzuneh-

wir so wenig *v*) als einen allgemeinen einzigen Gott in den Gefilden Deutschlands. *w*) Eine

men. Diejenigen, welche schamanen, werden als göttlich angesehen, so lange ihre Aussprüche der Ausgang begünstigt, nicht ihr ganzes Geschlecht. Man betrachte nur das Ansehn eines Gesellschafts-Zauberers bey den wilden Nationen; so wird man finden, wie richtig der von dem Velleda gebrauchte Ausdruck: „numinis loco und „late imperitabat" ist.

v) Wer wird von Bundesfesten auf Bundes-Gottheiten schließen? Rößig 156 hat es gethan; auch Fulda, in Hinsicht auf den einigen Gott, den er in Deutschland suchte; Anton Gesch. 86 hat Schweißische Bundes-Religion. Die Feste betrafen die Bundesfeyer, vielleicht waren es auch Neujahrs-Feste.

w) Anton Museum 29 und a. erklärt die deutsche Religion für eine patriarchalische, welches gar nichts sagt, am Ende heißt es Fetischismus. Fulda sagt ferner: die Religion sey ungötterisch gewesen; dieß ist unrichtig: unallegorisch würde wahr seyn. Auch von einem allgemeinen unbekannten Gott finden wir keine Spur; obgleich Meiners l. c. K. 3. §. 3. dessen Verehrung allen Fetisch-Dienern zuschreibt. Dieß abgerechnet, und die Gründe und Ursachen, an welche barbarische Nationen nicht denken, die von dem Zufall abhangen, ist Mösers Darstellung der deutschen Religion — nur daß auch er zu allgemein spricht — sehr richtig. Osnabr. Gesch. 1. Abschnitt §. 31. p. 57. ed. 1780. Wenn ein unbekannter Gott da war (Fulda 1, 78.), so mag er Gott genannt seyn. Gott, Cod, Guot, Gwod paßt aber so gut auf den Run eines Einzelnen, auf den Haus-Run, als auf ein allgemeines Wesen. Dahin gehen Warnefridis Worte (not. *f*). Nicht auf den Wodan der Schweden; man

Fortdauer nach dem Tode, — ein erhabener Gedanke, dem Barbaren natürlich, für den Weisen fast zu groß — scheinen sie geglaubt zu haben; wie aber diese Rückkehr war, wie lang sie dauerte, und in welcher Gestalt, davon sind keine Nachrichten auf uns gekommen.

Von Tacitus an bis auf die Völkerwanderung und Karl den Großen — in welcher Periode sich die Sitten und Gesetze Germaniens so sehr verändern — sind unsere Nachrichten sparsam; aber alles was wir lesen zeugt auf das gewisseste, daß der Deutsche großentheils den Fetischism behielt; was einzelne Menschen thaten, nie ganze Stämme und Bünde zur Nachahmung reizte, welche an ihrem alten Glauben festhingen; x) und

mag diesen Namen nun von Gut herleiten, oder mit Anton Gesch. I. 87. not. h, durch Krieger erklären; mir genügen beyde nicht. Wahrscheinlich ist Gott die älteste Benennung eines höhern Wesens, der erst sehr spät den Herrn des Alls zu bezeichnen angefangen. Die Perser haben diesen Ausdruck schon von der Urnation mitgenommen. Coda, Choda heißt ihnen ein höheres Wesen. Sehr gut können die Fetische von verschiedenem Geschlecht seyn, wir haben Gott, aber auch Gotta.

x) Gregorius Neocaesariensis sagt von den Donau-Deutschen: „sie opfern keinen Göttern, darum zerstören sie die Tempel" ap. Fulda l. c. solchen Göttern nämlich wie Gregor sie kannte, der sich von einem Fetisch vielleicht keine Idee machen konnte.

daß den Göttern Roms am rechten Rhein-Ufer keine Tempel erbaut wurden, und auch das innere Land nicht zum Bilderdienst fortschritt. In den eroberten römischen Provinzen finden wir den

Auch mußten die Deutschen ja die Mark-Fetische zurücklassen.

Marcellinus in vita Swiberti c. 21. ap. Baronius a. e. t. 8. ad ann. 705. p. 657. ff. „Et licet Boructuarii esset gens barbara et plures deos adorarent, profanis et sacrilegis sacrificiis responsa a daemonibus exquirentes, auguriis et divinationibus servientes." — —

Der Bischof von Rom Gregor schreibt an die Optimaten und das Volk Germaniens 739. „divinos vel sortilegos, vel sacrificia mortuorum, seu lucorum, vel fontium auguria, vel phylacteria et incantatores, et maleficos, et observationes varias, quae in vestris finibus fieri solebant — — — abjicientes, — — ad deum convertimini." — Epist. Bonifacii ex ed. Würdtwein p. 96. Eben dieses und nicht vielmehr verbietet der Canon. V. Concil. Germ. von 742. ap. Würdtwein p. 123. Wenn es Götter-Figuren gab und Priester, sollte diese Bonifacius und die Bischöfe Galliens nicht gekannt haben, unter dessen Augen jenes päbstliche Schreiben verfertigt wurde, und welche dem Konzil beywohnten? Hiergegen ist kein Beweiß Ep. Gregorii II. ad Altsaxones (723.) p. 26. ff. „annuntio vobis, quoniam prope est regnum dei, ut nemo vos amplius decipiat, in sublimitate verborum, aut in quocumque metallo salutem vestram quaeratis, adorantes idola manu facta, aurea, argentea, aerea, lapidea, vel de quacunque materia facta, quae falsidica numina a paganis — — quasi dii facti sunt, in quibus daemones habitare noscuntur." Denn das Ganze ist allgemein gesagt, und, wenn ich nicht irre, eine Stelle unserer heiligen Bücher!

letztern, z) denn hier war der Reiz zur Nachahmung unwiderstehlicher, und hier wurden auch die

z) Es wäre leicht mit der Bemerkung zu enden, das waren Deutsche außerhalb Deutschland; und der Dienst fremder Götter, welchen sie im Auslands angenommen, gehört nicht zum deutschen Religionswesen. Da wir aber die Götter weiter nicht kennen, und also nicht zu entscheiden vermögen, ob sie aus dem Vaterlande mitgebracht wurden, so werden der Vollständigkeit wegen die Nachrichten nicht unangenehm seyn. „Venerunt (S. Columbanus et Gallus) infra partes Alamanniae ad fluvium, qui Lindimacus vocatur, juxta quem ad superiora tendentes perveneruut Turicinum. Cumque per littus ambulantes venissent ad caput lacus ipsius, in locum qui Tucconia dicitur, placuit illis loci qualitas ad inhabitandum. Porro homines ibidem commanentes crudeles erant et impii, simulacra colentes, idola sacrificiis venerantes, observantes auguria et divinationes, et multa quae contraria sunt cultui divino superstitiosa sectantes. Sancti igitur homines cum coepissent inter illos habitare docebant eos adorare Patrem — — — B. quoque Gallus sancti viri discipulus zelo pietatis armatus fana in quibus daemoniis sacrificabant, igni succendit, et quaecunque invenit ablata demersit in lacum. — — — Walf. Strabo V. S. Galli L. 1. cap. 4. p. 149. Sc. rerum All. Gold — Senkenb. T. 1. Et cum loci ipsius situm per multa laudasset, indicat nomen ejus Brigantium — — — — Illis igitur ire cupientibus — — — ad locum desideratum via recta pervenit. Egressi de navicula (Gallus et commilitones) oratorium in honore S. Aureliae constructum adierunt — — — post orationem cum per gyrum oculis cuncta lustrassent, placuit illis qualitas et situs locorum: deinde oratione praemissa circa oratorium mansiunculas sibi fecerunt. Receperunt autem in templo tres imagines aereas deauratas parieti affixas, quas populus dimisso altaris sacri cul-

Sitten der Deutſchen mehr gewandelt. Doch kann

tu adorabat, et oblatis ſacrificiis dicere conſuevit: iſti ſunt dii veteres et antiqui hujus loci tutores, quorum ſolacio et nos et noſtra perdurant usque in praeſens — — Cumque ejusdem templi ſolemnitas ageretur, venit multitudo non minima promiscui ſexus et aetatis, tantum propter feſtivitatis honorem, verum etiam ad videndos peregrinos, quos agnoverant adveniſſe — — — juſſu venerandi abbatis (Collumbani) Gallus coepit viam veritatis oſtendere populo — — — et in conſpectu omnium arripiens ſimulacra et lapidibus in fruſtra comminuens projecit in lacum. His viſis nonnulli converſi ſunt ad dominum. V. ejusd. l. 1. c. 6. p. 150. ff. Tom. 1. ff. ibid. Es iſt noch eine ältere Erzählung von dieſen Begebenheiten der ſchottiſchen Bekehrer in Jonas, Mönch von Bobbio (in der erſten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts), Leben des heiligen Kolumbans vorhanden, welche, als älter, in dem Kloſter, wo St. Kolumban ſeine letzten Jahre lebte, und kurz nach deſſen Tode geſchrieben, mehr Glaubwürdigkeit und den Vorzug zu verdienen ſcheint vor jenen weit ſpätern Nachrichten. Allein in Bobbio war keiner der mit dem Lokale bekannt war, ſie hatten dort die bloße Erzählung, und Jonas, der dieſe ſelbſt nicht einmal rein erhielt, ſetzte, zur Ehre ſeines Heiligen, Wunder hinzu, von denen man in der Schweiz nichts wußte (ſo ſorgfältig man auch dergleichen aufbewahrte); überdieß ſcheint der ſonſt herzlich unwiſſende Jonas, der mehr nach aufgedunſenem Latein haſchte, und um Wunder ſeines Meiſters verlegen war, als ſich um wahre Geſchichte, worin er ganz Stümper iſt, bekümmerte (und wer weiß, ob er nicht, wie ſein Mitbruder zu Bobbio, Erzähler der Wunder des heiligen Kolumbans, mit Prügeln zum Schriftſteller gezwungen wurde; da mag denn freylich alles zuſammengeraft werden, um der Pönitenz zu entgehen), aus ſeiner Lektüre, oder den im obern Italien verbreiteten Meinun-

diese Verehrung nicht von weiter Ausdehnung ge-

gen, auch etwas angebracht zu haben. Dieß ist die Belegung einer Allemannischen Gottheit mit dem Namen Wodan, (vielleicht eine Glosse,) Gott, der auch Merkur genannt wird; so spricht auch Paulus Diaconus ebenfalls aus dem obern Italien. Davon weiß der viel gescheutere und beßer unterrichtete Strabo nichts, der an den Orten lebte, wo die gepriesenen Lehrer die Greuel des heidnischen Gottesdienstes ausrotteten, und dieser Nähe des Schauplatzes wegen kann unter den Brüdern zu St. Gallen sich eine richtigere Nachricht erhalten haben, als in dem Kloster am Appenin. Und dieß wird bis zur Evidenz gehoben, wenn man beyde Nachrichten vergleicht. Der Italiäner ist sehr unvollständig, verwirrt die Begebenheiten; dagegen ist der Walefrid Strabo so plan, so umständlich, bindet sich genau an die Zeitfolge, scheidet die Thatsachen so ängstlich, und weiß so viele kleine Begebenheiten nebst den Orts-Namen so vollständig, wovon der Mönch aus Bobbio nichts ahndet; hier hängt alles passend an einander, welches dort ganz vermißt wird. Doch hier sind jenes Nachrichten selbst. Deinde perveniunt ad locum, quem peragrans vir dei non suis placere animis ait, sed tamen ob fidem in eis serendam inibi paullisper moraturum se spopondit. Sunt etenim inibi vicinae nationes Suevorum. Quo cum moraretur, et inter habitatores loci illius progrederetur, reperit eos sacrificium profanum litare velle, vasque magnum, quod vulgo Cupam vocant, quod viginti et sex modios amplius minusve capiebat, cerevisia plenum in medio habebant positum. Ad quod vir dei accessit, et sciscitatur quid de illo fieri vellent. Illi ajunt Deo suo Vodano, quem Mercurium vocant alii, se velle litare (anonym: qui apud eos Vuotant vocatur, Latini autem Martem, illum appellant.) Ille pestiferum opus audiens, vas eminus sufflat, miroque modo vas cum fragore dissolvitur et in frusta dividitur, visque rapida cum fragore cerevisiae pro-

wesen seyn, da Agathias bey den Alemannen noch den wahren Fetischism fand. zz)

Die Germanen verehrten keine Helden. Nur bey wenigen Völkern hatten die Priester sich empor gehoben. Denn in keinem der Geschichtschreiber der Züge Karls finden wir etwas von sächsischen Priestern; kein Kapitular für Sachsen erwähnt derselben, und Mönch Rudolf, der uns doch so schätzbare Nachrichten hinterließ, schweigt ganz. Was man gewöhnlich dahin rechnet, ist Schamanismus, z. B. die Matrone, welche Vopiscus (in Numer. p. 252.) Druias nennt, und welche Diocletian die Kaiserwürde versprach. Bey den Burgundionen aber war es anders. Sie hat-

rumpit: manifeste datur intelligi diabolum in eo vase fuisse occultatum qui per profanum litatorem, caperet animas sacrificantium. — — — Vacante (vagante) itaque Columbano cum suo penes Brigantiam urbem; duae egestatis tempus obvenit — — — Jonas V. S. Columb. Mabill. A. M. O. B. 2. 23. Man verzeihe der Ausführlichkeit! die Stelle wird noch einmal bey den Beweisen für die Verehrung des Schwedischen Wodan in Deutschland vorkommen.

zz) Agathias de rebus Justiniani l. 1. p. 12. ex interpret. Banav. Vulcanii. „Alemanni — — in reipublicae vero administratione Francorum politiam sequuntur, tantum in iis quae ad deum pertinent sententia variant. Arbores enim quasdam colunt et fluminum lapsus et colles et saltus, atque his tanquam justa facientes, equos aliaque quam plurima resectis capitibus immolant.

ten mehrere Priester; der Oberste hieß der Sinnifte; auf unbestimmte Zeit führte er sein Amt; der Hendine — so nannten sie den König — ward abgesetzt, wenn seiner Regierung das Glück des Krieges nicht lachte, oder Mißwachs Noth und Elend brachte. Dem Priester schadete kein die Nation treffendes Unglück. a) Nur der Stamm der Gothen — diese Ueberbleibsel mit immer größerer Cultur als die Germanische Colonie — mag sich die Fetische zu Göttern ausgebildet, oder in cultivirten Gegenden den Dienst derselben angenommen haben: hin und wieder mag auch unter den überelbischen Sassen an der Gränze Thor und Odin des Nords verehrt worden seyn. b) Alle Gebräuche, welche wir bey Bonifacius oder bey andern Predigern des Christenthums finden, können wir

a) Ammianus Marcellinus XXVIII. 5. Der Verfasser eines Aufsatzes in Büschings Magazin. Theil 8. 531. und Anton werden fragen: was gehören die Slavischen Burgundionen hieher? Mich haben ihre Gründe nicht überzeugt, und ihre Behauptungen scheinen mir unrichtig. Bis bessere Beweise geführt werden, bleiben die Burgundionen Deutsche.

b) Daß im weiten Raum Germaniens mehr als eine Religion war, darin hat Fulda Recht; aber die Nachrichten Tacitus von einer Göttermutter möchte ich dahin nicht rechnen. Die Aestyer gehörten ins Fabelland der Römer, und in ein solches trägt man alle Mährchen zusammen.

wir nicht für deutſchen Gottesdienſt halten, wie viel mochte vom römiſchen übrig geblieben ſeyn! Und was die Prieſter für Götter geträumt, davon findet ſich ein merkwürdiges Beyſpiel bey Harlem c) vom Inquiſitor Konrad von Marpurg, der den Stedinger Frieſen die Verehrung des Asmodi zuſchrieb, dem ſie ihre Kinder opferten. Den Fetiſchismus in dieſer Periode bezeigt von den Franken Gregor Biſchof von Tours, ihr älteſter Geſchichtſchreiber. d) Von den innern Deutſchen Dihlon, e) der Bericht Bonifacius an

c) a. a. O. 1. 210.

d) Lib. II. c. 9. ap. Bouquet Recueil tom 2, p. 167. von den Mervingen: Chlogio autem —— usque Suminam fluvium occupavit. De huius ſtirpe quidam Merovechum regem fuiſſe adſerunt" —— c. 10. Sed haec generatio fanaticis ſemper cultibus viſa eſt obſequium praebuiſſe, nec prorſus agnovere deum; ſibique ſilvarum atque aquarum, avium beſtiarumque, et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipſasque ut deum colere eisque Sacrificia deliberi conſueti." Aus dieſer Stelle bewieß ſchon Chifler (Anaſtaſis Childerici I.) daß der in dieſes Königs Grabe gefundene Ochſenkopf ein Idol geweſen ſey (von welcher Geſtalt der Fetiſchen man mehrere Spuren hat); p. 141 findet man ihn abgebildet. Dieſe Idee feſt zu halten, und auf den goldenen Bienenſchwarm anzuwenden, den man im Grabe fand, wagte er nicht.

e) In vita St. Bonifacii c. 27. ap. Joannis S. rerum Mogunt. 1. 220. „Bonifacius adveniens in Heſſos reperit —— alii nempe lignis et fontibus clam et aperte ſacrificabant, alii vero aruſpicia et divinationes, praeſtigia et incantationes excercebant." Hierauf folgt die

den Pabst Zacharias, *f*) Rudolph Mönch von Fulda, *g*) Karls Verordnung für Sachsen, *h*) und so manche Concilien-Schlüße. In dem eroberten Frankreich hatte der Fetischismus wahrscheinlich durch die Sieger sich sehr ausgebreitet; *i*)

Donner-Elche. Verglichen Schmidt Geschichte der Deutschen 2. 280. Nichts anders erzählt die Nonne aus Heydenhein im Leben Wunibalds beym Canisius ant. lect. t. 2. p. 129.

f) Epist. ed. Würdtwein p, 170. von der Quellen-Verehrung.

g) Beym Meginhart hist. translat. S. Alexandri. Wildeshusam ap. Scheidt Biblioth. hist. Goetting. 1. p. 6. „Erant enim (Saxones) sicut omnes fere Germaniam incolentes, et natura feroces, et cultui daemonum dediti — — — nam et frondosis arboribus, fontibusque venerationem exhibebant.“ Auch in Adam von Bremen ap. Lindenbrog ed. Fabricius p. 2.

h) Capitulatio de partibus Saxoniae ap. Georgisch Corp. jur. germ. p. 582. XXI. (XX.) „Si quis ad fontes, aut arbores, vel lucos votum fecerit, aut aliquid more gentilium obtulerit, et ad honorem daemonum comederit si nobilis fuerit solidos LX, si ingenuus XXX, si litus XV. — — —“ Freylich ist in Karls Capitularen für Sachsen auch mancher Aberglaube angeführt, der nur in Gallien war; denn sie sollten für den neugetauften Sachsen ein Regulativ seyn, wornach er seinen Glauben einrichten könnte, daher alle ketzerischen Meinungen und aller Götzendienst, den man in Gallien etwa kannte, darin aufgeführt sind.

i) Statt einer Menge Beweise aus Gesetzen und Verordnungen kirchlicher Versammlungen nur einen aus dem Leben des heiligen Amand's Mabillon Acta St.

auch bey den Longobarden finden ſich Spuren dieſes Dienſtes. *k*) Selbſt wenn die Sagen Gewicht haben, ſo erblicken wir darin Fetiſchism der Nord-Deutſchen. *l*) Nicht ganz verwerflich ſcheint die frieſiſche Sage von einem Gott Stavo, der durch einen rauhen Klotz, oder durch einen Stab bezeichnet, in Waſſersnoth angerufen ſeyn ſoll. *m*) Zeigen nicht deutlich in

Ord. Bened. ſaec. 2. p. 687. „Amandus in pago Elvacinſe verbum domini dum praedicaret, pervenit ad quendam locum, cui vocabulum eſt Roſſonto juxta Aronnam fluvium — — — mulier — — — oſtendit ei locum, in quo praedictum idolum adorare conſueverat, ſcilicet arborem quae erat daemoni dedicata.

k) Leges Longobardorum Luitprandi l. VI. c. XXX. ap. Georgiſch 1071. „Qui ad arborem, quam ruſtici ſanctivam vocant, atque ad fontanas adoraverit.“ Von der Verehrung der Quellen, Bäume, finden ſich in den Geſetzen der Longobarden noch mehrere Spuren.

l) Halem Geſchichte von Oldenburg 1. 49.

m) Das Folgende iſt von nachkommenden Geſchlechtern hinzugeſetzt. Einen Beweiß des Frieſiſchen Fetiſchism kann man auch aus den Actis Ludgeri bei m Leibnitz S. rerum Brunſu. 1. 89. §. 15. führen. Hiezu kommt, daß die deutſchen Volker nicht anders mit ihren Göttern umgehen, als die Fetiſchdiener mit den ihrigen. Als die Burgundionen von den Hunnen gedränat wurden, „nullius hominis auxilium imploraruntſ ſed deo cuipiam ſeſe committere ſtatuerunt, (d. h. ſie warfen die bisherigen Fetiſche weg, die keinen Schutz mehr

der spätesten Zeit die Eiche von Gaismar und der Klotz, Irmensäule genannt, den Zustand der Religion in Deutschland? Dieser im größten Theile Germaniens unverändert beybehaltene reine Fetischism einer originellen Religion, der nun so viele Jahrhunderte gedauert, und daher zu einer Veränderung reif war, trug viel dazu bey, der Religion, die von Asien aus sich bald über die bekannte Erde verbreitet hatte, die Herzen dieser Barbaren zu öffnen, die sich derselben nur gewaltsam widersetzten, so lange sie im Gefolge neuer Auflagen und Gewohnheiten erschien, so lange zugleich die alte Freyheit dem Adel ohne Vergütung genommen werden sollte. Fulda will dieses Phänomen von Monotheism herleiten; aber eine solche Religion ist beständig unduldsamer als eine polytheistische: auch dürfte der Monotheism wohl unerweislich seyn. Anton (Gesch. 84) läßt die Nation beym Uebertritt zum Christenthum am Rande der gröbsten Abgötterey stehen, aus der aber noch alter Götterdienst hervorschimmere. Das erste ist wahr; denn Schamanen-Künste haben sich mit allem Aberglauben ihres Gefolges wohl weiter ausgebreitet. Ob aber der Gottesdienst je anders

gaben.) Cumque animadverterent Romanorum deum illis, qui numen ipsius reverentur, certissimum auxilium praebere, omnes communi consensu ad Christi fidem se contulerunt," Socrates hist. eccles. l. 7. c. 30. Und würklich sie erhielten den Sieg.

Digitized by Google

war, daran muß man zweifeln. — Dieß mag eine Skizze der Religionsverfassung Deutschlands seyn bis auf seine Vereinigung unter ein Oberhaupt. Mit diesen Ideen gehe man zu den Göttern, die sich finden, und es ist klar, sie werden gleich denen verschwinden müssen, welche auf den folgenden Blättern schon aus ganz andern Gründen zu zernichten gesucht worden.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

Ueber die

römischen Satiriker.

Decimus Junius Juvenalis.

Er war, aller Vermuthung nach, nicht vor dem Jahre 42 nach Chr., d. h. nicht vor dem zweyten der Regierung des Kaisers Claudius Drusus geboren und starb wahrscheinlich um das Jahr 121, unter dem Kaiser Hadrian, der ihn, dem Vorgeben nach, weil er ihm für geleistete Kriegsdienste zu belohnen wünschte, in der That aber, weil er sich in der Person seines Lieblings, des Pantomimen Paris, von ihm beleidiget glaubte, nach Aegypten versetzte und zum Präfect einer dortigen Cohorte ernannte. Seine ersten Versuche in der Satire machte Juvenal, als ein Mann von mittlerem Alter, unter Domitian. Seine dreyzehnte und funfzehnte Satire schrieb er unter Hadrian, also in schon hohen Jahren. Auch die öffentliche Bekanntmachung aller kann nicht vor dem Regierungs-Antritte dieses Kaisers gesetzt

werden. Sein Tod erfolgte bald nach seiner Entfernung aus Rom. a)

Unter den römischen Satirikern, deren Werke wir überkommen haben, ist uns keiner, seiner Herkunft, Erziehung und Bildung nach, unbekannter, als Juvenal. Wer Horaz war, unter welchen Verhältnissen er lebte, und auf welchem Wege er seine reiche Welt- und Menschen-Kenntniß erwarb, — über das alles hat er selbst in seinen Schriften die belehrendsten Winke gegeben. Vom Persius wissen wir wenigstens, was für einer Sekte er angehörte und können den Einfluß, den die Grundsätze der Stoa auf ihn und seine Denkungsart haben mußten, folgern oder errathen.

a) So Salmasius in seinen Anmerkungen zu der dem Sueton beygelegten Vita (Exercitt. Plin. p. 319.) und der neueste Herausgeber Juvenals. Es ist jedoch nicht zu läugnen, und der letztere hat es auch in seinem Commentar über den Dichter zu den Stellen, die man als beweisend aus ihm anführt, (man sehe 13, 16. 15, 27.) ausdrücklich erinnert, daß die Annahmen des großen Kritikers noch mancher Einwendung unterworfen und nicht einmal durchaus wahrscheinlich sind. Für meine Absicht ist es genug zu bemerken, daß nicht nur mehrere Verse Juvenals von Niemanden anders, als von Domitian, verstanden werden können, sondern auch der Tod dieses Imperators 4, 37. 53. bestimmt erwähnt wird.

Beym Juvenal fragen wir nach Vaterland, Aeltern, *b*) Verwandten, Freunden, Studien *c*) und Lehrern vergebens. Alles, was wir mit Sicherheit von ihm wissen, ist die Periode, in der er blühte. Aber die Wirkungen des Zeitalters sind an ihm auch so sichtbar und die Verschiedenheiten zwischen ihm und Horaz, die durch den Abstand weniger Jahre begründet werden, so auffallend, daß eine Schilderung des Dichters, ohne eine Schilderung der Menschen und Umgebungen, mit und unter denen er schrieb, nicht anders, als räthselhaft und unbefriedigend, ausfallen könnte. Man wird mit Recht erwarten, daß ich, wenn auch kein ausführliches Sittengemälde jener Tage, als welches offenbar hier nicht an seinem Orte stehen würde, doch eine kurze Sittengeschichte, oder, mit andern Worten, eine Uebersicht der vorzüglichsten Veränderungen gebe, welche die Sitten, das Leben und die Denkungsart der Römer in dem kurzen Zeitraume, der zwischen August und Domitian liegt, erfuhren.

b) Juvenalis, heißt es in der Vita, libertini locupletis, incertum filius an alumnus. Daß Aquinium seine Vaterstadt war, wird aus 3, 319. gemuthmaßt.

c) Ad mediam fere aetatem declamavit, animi magis causa, quam quod scholae se aut foro praepararet. Dieß ist alles, was der Autor Vitae von ihm berichtet.

So unläugbar es ist, daß der erste der römischen Cäsarn den Foderungen, die ihm, als Regenten des Staates, zu erfüllen oblagen, nichts weniger als genügte, und der kleinen Anzahl echter Republikaner, die der Wuth der Bürgerkriege entronnen waren, nur zu mannigfaltige und gerechte Veranlassungen zu Beschwerden und Tadel gab, so gewiß ist es gleichwohl auf der andern Seite, wie ich in einer frühern Abhandlung *d*) dargethan zu haben glaube, daß er, auch ohne einen vergleichenden Blick auf seine Nachfolger zu werfen, ein lobenswerther Monarch war und den Lastern, welche unter Hohen und Niedern herrschten, und dem Umsturze, der der ganzen Verfassung drohte, kräftig genug entgegenarbeitete. Wäre dem unsicher hin und her schwankenden Reiche eine Folge von Oberherrn beschieden gewesen, die, ich will nicht sagen, grössere Tugenden, nein, nur ein eben so reges Gefühl für öffentliche Schande und äußere Sitten und eben so viel Mäßigung und Herrscher-Klugheit besessen hätten, wie er, so leidet es kaum einigen Zweifel, daß die erstorbene Schaam in den Herzen der Römer wieder würde erwacht und die Achtung wenigstens für Anstand, Verdienste und Würde von neuem hergestellt worden seyn. Aber in dem Rathe des

d) Ueber Horaz, B. IV. S. 454.

Schicksals war das Gegentheil über das, durch die Mißhandlung der ganzen Erde vielfach verschuldete, Rom beschlossen. Es sah eine Reihe von Regenten, deren jeder, weit entfernt, einem zerrütteten Staate aufzuhelfen, vielmehr das edelste Volk zu verderben und das blühendste Reich zu vernichten geschickt und verrucht genug war, und steht, in dieser Hinsicht, in den Jahrbüchern der Geschichte noch bis auf den heutigen Tag allein. Zuerst bestieg den Thron Tiber und legte dadurch, daß er sich die sklavische Unterwürfigkeit des Senats, welche sein Vorgänger so laut gemißbilligt und so männlich zurückgewiesen hatte, ohne Einschränkung gefallen ließ, den Grund zu einer furchtbaren und alles niederdrückenden Despotie; doch zügelte er sich noch in soweit, daß er seinen schändlichen Lastern nicht vor den Augen des Volkes fröhnte, sondern sie in Caprea's Einsamkeiten versteckte. Der am Körper kranke und am Geiste zerrüttete Caligula hing ihnen desto öffentlicher und ohne Scheu nach, setzte seine rechtmäßige Gattinn am vollem Mahle zurück und erhub seine Schwestern, eine nach der andern, zu dieser scheußlichen Ehre. e) Sein kurzes Leben auf dem Throne, eigentlich ein selten unterbrochener Rausch, ward durch nichts bezeichnet, als durch Grausam-

e) Sueton 24. und daselbst Salmasius.

keiten und die Menschheit entwürdigende Genüsse. Der fast blödsinnige Claudius, von den Prätorianern zum Imperator erhoben, herrschte nicht selbst, sondern diente zweyen Weibern, von denen es zweifelhaft bleibt, welche von beyden der andern den Preis der Schändlichkeit streitig, und zweyen nicht weniger niederträchtigen und um die Wette sich bereichernden Freygelassenen, zum Spiel ihrer Begierden und Launen. Seine Regierung war mit Freveln und Schandthaten jeder Art so überfüllt, daß sie die vorigen alle zurückließ, und sie hierin zu übertreffen eine schwer zu lösende Aufgabe schien. Nero kam, und die Aufgabe war gelöst: denn er machte sich verächtlicher, als alle seine Vorgänger, und fügte zu dem Scheußlichen noch das Unsinnige. Man darf sich nur an den Brand in Rom, den er veranstaltete, an den Bau des so genannten goldnen Pallastes, an die Ermordung seines Bruders und seiner Mutter, an seine persönliche Erscheinung auf dem öffentlichen Theater, und an seine feyerliche Vermählung mit dem Sporus, dem Diener seiner Lüste, erinnern, um sich zu überzeugen, daß er nicht einmal unter den Menschen, geschweige denn unter den Cäsarn geduldet zu werden verdiente. Galba, Otho und Vitellius genossen der Ehre, über Rom und die Welt zu gebiethen, zusammen kaum anderthalb Jahre, und, den ersten ausgenommen, war ihrer

ſicher keiner werth. In den zwey erſten Flaviern gingen dem Erdkreiſe zwey Sonnen auf, die, ſo weit ſich die Kraft ihrer milden Strahlen verbreitete, alles belebten und erwärmten: aber beyde ſchienen nur darum neue Blätter und Früchte hervorgelockt zu haben, damit der dritte, der argwöhniſche, finſtre und ſchreckliche Domitian alles durch den kältenden Hauch der Tyranney vernichten und tödten möchte. *f*) Man begreift von ſelbſt, daß eine Reihe ſo verderbter Fürſten nicht ohne den verderblichſten Einfluß auf ein, wie die damahligen Römer, geartetes Volk ſeyn konnte und ſolche Erſcheinungen auf dem Throne auch von ganz eigenthümlichen Erſcheinungen im gemeinen Leben und unter dem großen Haufen begleitet werden mußten. Welches ſind diejenigen, die man als allgemein und charakteriſtiſch betrachten darf?

Zuerſt unſtreitig die ſklaviſche Denkungsart, die den Vornehmen, wie den Geringen, beherrſchte,

f) Die Beweiſe liefern Tacitus und Sueton, zu denen noch, bey der folgenden Schilderung, Seneca und Plinius geſetzt werden müſſen. Die Stellen ſind durch H. Meiners vortreffliche Geſchichte des Verfalls der Sitten, der Wiſſenſchaften und der Sprache der Römer in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt, Wien 1791. zu bekannt geworden, als daß es nöthig wäre ſie anzuführen, oder können doch in jener Abhandlung mit leichter Mühe aufgefunden werden. An ihn habe ich mich auch in der Zurückführung der Geldſummen auf unſern Münzfuß gehalten.

und alle edeln und erhebenden Gefühle verschlang. Schon die feige Gelassenheit, mit der die Nachkommen der berühmtesten und angesehensten Geschlechter sich von den verworfensten Tyrannen nicht nur mißhandeln, sondern so gar würgen ließen, ohne den Dolch gegen ihre Henker zu zucken, setzt die Wahrheit dieser Behauptung außer Zweifel: aber noch weit mehr bestätiget sie sich, durch die zahllosen Niederträchtigkeiten, die zu begehn oder sich gefallen zu lassen die Ersten des Staats kein Bedenken trugen. Nicht genug, daß sie alle Eingriffe in ihre Gerechtsame gleichgültig verschmerzten; sie begaben sich von freyen Stücken und unaufgefodert ihrer Gewalt und drangen die Ausübung derselben ganz eigentlich ihren Despoten auf. Nicht genug, daß sie dieſen unbedingten Gehorsam leisteten und zu ihren Füßen im Staube krochen; sie demüthigten sich noch weit tiefer vor den Günstlingen derselben, harrten lange Tage und Nächte vor den Thüren stolzer Freygelassenen und kehrten, wenn sie keines Blicks gewürdigt worden waren, trostlos zurück. Nicht genug, daß sie zu allen Bedrückungen und willkührlichen Erpressungen schwiegen; Caligula erklärte sich öffentlich für den rechtmäßigen Herrn alles Vermögens der Römer, betrachtete alle Reichen als seine Feinde, bemächtigte sich ihrer Häuser, Villen und Schätze nach Belieben, und erbte diese Grundsätze

auf seine Nachfolger fort. Nicht genug, daß die Abkömmlinge der tapfern Scipionen und Cassier ihr Eigenthum unvertheidigt Preis gaben; sie liessen es geschehen, daß über ihre Weiber und Töchter eben so muthwillig geschaltet, jene durch förmliche Scheidungsbriefe von ihnen getrieben, diese an ihren Hochzeitfesten ihren Bräutigamen entrissen, und alle, wie feile Dirnen, behandelt wurden. Nicht genug endlich, daß die entarteten Römer sich dem Schicksale, das die Begierde oder der Eigenwille ihrer Beherrscher über sie verhing, willfährig unterwarfen; sie erniedrigten sich so gar zum Laster der häßlichen Angeberey, beschuldigten sich, bald um die Gunst ihres gekrönten Henkers zu erschmeicheln, bald um ihr eigenes elendes Leben zu fristen, des Verbrechens der Majestät und wüthenten so aus Feigheit, Niederträchtigkeit und Eigennutz, einer gegen den andern. *g*) Die Belege zu allen diesen Angaben finden sich beym Tacitus und Sueton, nicht einzeln, sondern im Ueberfluß, und der erste äußert sich bedeutend genug, wenn er, nach der Aufzählung einer großen Menge von Bürgern, die Nero in kurzer Zeit hinrichten ließ, ausruft: *h*) „Mit Recht würde ich

g) Gegen den edlen Thraseas Pätus und Bareas Sabinus traten die größten Redner auf; um sie als Majestätsverbrecher anzuklagen. Tacitus in Annal. XVI. 21. u. f.

h) Annal. XVI. 16.

Ueberdruß zu erregen befürchten müssen, wenn ich eine solche Reihe von wackern, in auswärtigen Kriegen und für das Vaterland gefallenen Männern hinter einander aufführte; wie vielmehr nun, da sklavische Geduld und so viel im Frieden vergossenes Blut den Geist ermüdet und mit Betrübniß bindet!"

Nicht weniger allgemein und merkwürdig, als diese sklavische Geduld und Unterwürfigkeit, war die Schamlosigkeit, mit der alle Laster im Lichte wandelten, und die Unbefangenheit, mit der sie verübt wurden. Nicht Geburt und Erziehung, nicht Rang und Würde, nicht Geschlecht und Alter begründeten hier einen Unterschied. Ausschweifende Frechheit war die Sitte des Tages und sich der öffentlichen Schande, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältniß, Preis zu geben in der Ordnung. Wer muß nicht von Erstaunen und Widerwillen ergriffen werden, wenn er liest, daß edle Senatoren und erlauchte Römerinnen auf der Arena erschienen und kämpfen, daß die Nachkommen aus den vornehmsten Häusern, um Geld erkauft, die Bühne betraten, daß es nicht bloß ein Einfall des schändlichen Nero, sondern unter den Römern üblich war, sich mit den erkohrenen Liebhabern öffentlich zu vermählen, und die geschlossenen Verbindungen durch förmliche Eheverträge zu bestätigen, daß die römischen Jünglinge sich nach

der Weise der Jungfrauen schminkten und kleideten, und bey besondern Lehrern Unterricht nahmen, wie sie, Weibern gleich, sich geberden und tragen sollten, daß Frauen von erhabener Abkunft freywillig den Rechten ihrer Geburt entsagten und sich bey den Aedilen in die Classe der feilen Buhlerinnen einschreiben ließen, daß Freygeborne beyderley Geschlechts in dem öffentlichen Hause, das Caligula in seinem Palaste anlegte, zur Vermehrung der kaiserlichen Einkünfte, mit ihren Reizen wucherten, endlich, daß Tigellin, an einem ausgelassenen Feste, das er dem Nero zu Ehren veranstaltete, die vornehmsten Römerinnen vermochte, sich gleich andern Lustdirnen ohne Unterschied, Jedem, selbst den Sklaven und Gladiatoren, zu überlassen. Ich weiß, wie viel Beyspiele schändlichen Muthwillens und unerhörter Verderbtheit auch die neuere Geschichte und vorzüglich die Regierung der letzten Könige Frankreichs darbiethet, aber ich entsinne mich keines Zeitraums, in welchem das Laster diese Oeffentlichkeit erhalten und sich das Widrigste und Unnatürlichste so frey und ungescheut vor die Augen der Menschen gestellt hätte. So gar die spätern römischen Cäsarn, die es recht absichtlich darauf anlegten, und alle Kräfte anstrengten, um ihre Heroen, einen Caligula und Nero, zu übertreffen, konnten doch von der Seite größtentheils nur wiederholen, und weder

Com-

Commodus noch Heliogabalus dem Volke etwas zeigen, das nicht schon in frühern Zeiten gesehen worden wäre. So gewiß ist es, daß die Unverschämtheit, die keine Gränzen zu kennen scheint, doch an Gränzen gebunden ist und auch Virtuosen im Laster diese zu überschreiten nicht vermögen.

Als ein anderes charakteristisches Merkmahl des Zeitalters, von dem hier die Rede ist, glaube ich die Unvernunft nennen zu dürfen, die sich in der Wahl und in dem Genusse der sinnlichen Vergnügungen offenbarte. Es ist wahr, schon in den Tagen Cicero's und Horazens fehlte es nicht an seltsamen und auffallenden Erscheinungen in dem Reiche der Ueppigkeit und Schwelgerey. Wer erinnert sich nicht der Mahle, Villen und Fischteiche Lucullus, der Verschwendungen des Schauspielers Aesop und seines ihm bey weitem überlegenen Sohnes, der Pfauen, die, weil man sie mit Gold bezahlte, auf den Tafeln der Reichen glänzten, der Meerbütten, die ihre Empfehlung einzig ihrer Größe verdankten, und der Hechte, denen man es anschmecken wollte, ob sie in der Mündung der Tiber oder zwischen den beyden Brücken gefangen waren. Aber was sind alle diese abenteuerlichen Verirrungen gegen die unsinnigen Ausschweifungen in den Tagen der Cäsarn? Was für Vergeuder und Schwelger treten hier auf und wie ver-

räth sich Unverstand und Unnatur in allem, was sie beginnen und treiben? Eine Barbe von fünftehalb Pfund wird mit zwey hundert und funfzig Thalern bezahlt, die mit Salben getränkten Kränze eines einzigen Gastmahls, zu dem Nero sich selber eingeladen hat, kosten eine Tonne Goldes, und die Gewinde aus Rosen, die man zu einem andern, das in den Winter fiel, aus Aegypten verschrieben hat, noch mehr. Die Schüssel des Vitellius, die, wegen ihrer ungeheuern Größe, der Schild Minervens hieß und bis auf die Zeiten Hadrians als ein Wunder der Kunst gezeigt ward, enthielt Leckereyen, die den Werth der Schüssel überstiegen und sich auf zwey hundert und funfzig tausend Thaler beliefen. An einem einzigen Gastmahle verpraßte Caligula drittehalb Tonnen Goldes, den Tribut von drey Provinzen. Eben er trank aufgelöste Perlen in Wein, nicht etwa einmal, wie Cleopatra und der Sohn des Aesopus vor ihm gethan hatten, sondern öfters, und ließ sich, worin ihm Nero und seine Freygelassenen nachahmten, Bäder bereiten, deren jedes auf vier tausend Thaler zu stehen kam. Um den Wein für die Nase wohlriechender zu machen, vermischte man ihn mit allerley Würzen, und dem Otho fühlte sich Nero höchlich verpflichtet, weil er ihn auf den Einfall gebracht hatte, daß man auch die Schuhsohlen salben könne. — Mit die-

sen ungeheuer kostbaren und doch völlig unvernünftigen und zwecklosen Versuchen zur Befriedigung der untern Sinne wetteiferten die Anstalten, die man traf, um das Auge zu ergötzen und durch den um sich her verbreiteten Glanz andern Ehrfurcht und Bewunderung einzuflößen. Unverdächtigen Zeugnissen zufolge, glichen die Paläste der Römer großen Städten und enthielten Bäder und Küchen, deren Umfang zwey Hufen betrug. Ihre Dächer waren vergoldet oder gar mit Goldblech überzogen, und die Wände, Decken und Fußböden nicht bloß mit seltenen Marmorarten, sondern so gar mit kostbaren Steinen ausgelegt. Ueber ganz Italien verbreiteten sich Landhäuser, die, wie Tacitus sagt, Nationen von Sklaven einschloßen und durch ihre weitläuftigen Reviere, durch ihre Gärten, Teiche und Haine, den Ackerbau zerstörten, und die Bewohner des fruchtbarsten Landes zwangen, ihre Bedürfnisse an Getreide und andern Lebensmitteln aus fremden Gegenden kommen zu lassen. Dieser Größe von außen und Pracht von innen, durch welche die römischen Paläste und Villen sich auszeichneten, entsprachen die Umgebungen derer, die sie bewohnten. Außer den unschätzbaren Gemälden und Bildsäulen, mit denen die Besitzer ihre Zimmer und Säulengänge verzierten, bestand alles Tafelgeschirr aus lauterm Golde und das Küchengeschirr aus Silber. Silberne Becher

und Schüſſeln wurden nur dann geduldet, wenn ſie von berühmten alten Meiſtern gearbeitet waren, und ſelbſt goldne Pokale, um ihren Werth zu vermehren, mit theuern Steinen und Gemmen beſetzt. Einzelne murrhiniſche Gefäße bezahlte man mit neun tauſend Thalern und faſt eben ſo hoch Arbeiten aus Kryſtall und Bernſtein. Die Wagen des Nero prangten nicht bloß, wie die der übrigen Römer, mit Elfenbein, ſondern mit Gold, und die Mauleſel ſeiner Gemahlinn Poppäa wurden mit Gold beſchlagen. Ein Cederntiſch mit elfenbeinernem Fuße und ſchön gezeichnet koſtete nicht ſelten an fünf und zwanzig tauſend Thaler, und doch fand man ihrer zu hunderten in den Häuſern der Reichen. Ein Schiff aus Cedernholz, das Caligula bauen ließ, enthielt weitläuftige Speiſeſäle, Bäder und Bogengänge, führte Segel aus reichen Stoffen und war an dem Vordertheile mit koſtbaren Steinen beſetzt. Ueberhaupt war er und Nero ſo ſinnreich und unermüdet im Verſchwenden, daß der eine in weniger als einem Jahre den Schatz Tibers, der ſich auf ſieben und ſechzig und eine halbe Million unſers Geldes belief, durchbrachte, und der andere, während ſeiner Regierung, wenigſtens fünf und funfzig Millionen an Gladiatoren und Schauſpieler verſchenkte.

Ich fühle es, wie unzulänglich meine Zeichnung ſeyn würde, wenn es meine Abſicht wäre,

Juvenals Zeitalter zu schildern. Was ich meinen Lesern gezeigt habe, ist in der That der unbedeutendste Theil von dem, was ich ihnen zeigen könnte; und müßte, wenn ich auch nur die Werke des Dichters befragte, sich zu einem ganz andern Gemälde, als das meinige ist, erweitern. Aber mein Zweck ging nicht sowohl dahin, die Laster, mit denen das damals lebende Römer-Geschlecht sich besudelte, in Reihe und Glied gestellt, vor ihnen vorüberzuführen, als vielmehr die Verschlimmerung, die Sitten und Sittlichkeit seit den Tagen Augusts erfahren hatten, in wenigen doch sprechenden Thatsachen darzulegen. Es läßt sich offenbar nicht behaupten, daß Rom, am Schluße des ersten Jahrhunderts, irgend eine Verkehrtheit und Schädlichkeit kannte, die es nicht schon am Anfange desselben gekannt hätte. Jene Habsucht, die ihre Hände auch nach dem Geweihten ausstreckt, jene Schwelger, denen nichts zu kostbar ist, um Auge und Zunge zu sättigen, jene heuchlerische Demuth, die sich niederwirft, damit sie erhoben werde, jene Wollust, die selbst der Gesetze der Natur spottet, — alle diese Leidenschaften wütheten schon auf das heftigste in den Zeitgenossen Augusts und vergifteten Geist und Körper. So verderbt mit einem Worte London und Paris heute sind, so verderbt war sicher auch Rom unter der Herrschaft des ersten Cäsars. Allein mitten

unter diesem stürmischen Drängen und Streben nach Genuß beachtete man immer noch gewisse Schranken und scheute sich, selbige zu überspringen, weil ein Rest von alter Sitte sie heiligte und der Imperator sie zu ehren wenigstens vorgab und antrieb. Hier zügelte Scham, dort Furcht, hier Beyspiel, dort Gebot; und was auch immer die Ausschweifung sich erlaubte, so beleidigte sie doch weder durch frechen Uebermuth, noch glaubte sie ihres Zwecks zu verfehlen, wenn sie nicht jede Verschleyerung von sich werfe und in ihrer Blöße erscheine. Wie unwiderleglich beweisen dagegen die von mir beygebrachten Belege den unglaublichen Fortgang ins Schlimmere unter der Regierung der spätern Cäsarn? Es sind nicht verworfene Leute aus der niedern Classe des Volkes, es sind die obersten Staatsbeamten und die Regenten des Staats an ihrer Spitze, die in der Unvernunft ihre Ehre und ihren Ruhm in der Schande suchen. Die höchste Rohheit und die zügelloseste Ausgelassenheit treten den Menschen frey und öffentlich unter die Augen, und brüsten sich damit, das Ehrwürdigste zu verspotten und das Heiligste unter die Füße zu treten. Der Kenner der Geschichte gesteht, daß diese Erscheinung bis auf den heutigen Tag die einzige in ihrer Art sey, und der Freund der Menschheit wünscht, daß sie es bleibe.

Unstreitig würde Juvenal einen ganz andern Weg in der Satire eingeschlagen haben, als Horaz, selbst, wenn er, diesem an Anlage, Bildung und Gesinnung vollkommen ähnlich, unter die unwürdigen Nachfolger Augusts und die sie umgebenden schamlosen Römer getreten wäre: aber, allem Vermuthen nach, war er auch in jenen Rücksichten von seinem Vorgänger durchaus verschieden. So weit sich der Mensch in dem Dichter wahrnehmen und der moralische Charakter aus dem schriftstellerischen folgern läßt, glich Juvenal den echten Römern der alten Zeit. Sein unbestechliches Gefühl für Pflicht und Recht und sein Unwille gegen die, welche den Weisen spielen und unweise leben, drückt sich überall zu laut und vernehmlich aus, als daß man glauben könnte, er habe der Tugend nicht unbedingt gehuldigt, und sey in seinen Foderungen an sich selbst im geringsten nachsichtig gewesen. Die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, die Mannigfaltigkeit ihrer Schwächen und der Einfluß der äußern Verhältnisse scheinen ihm vielmehr völlig fremd, oder doch ohne Gewicht in der Wagschale, auf welcher er den sittlichen Werth der Handlungen prüft und bestimmt. Er hat sich, so weit wir seiner Denkungsart nachspüren können, von seinem Zeitalter nichts angeeignet und steht unter seinen Zeitgenossen, wie ein Ankömmling aus einer andern Welt,

allein; so gar jene gutmüthige Laune, die dem Venusiner eigen ist, jenen natürlich-heitern Sinn, der den Gegenständen um sich her eine lachende Ansicht abgewinnt, oder ihnen einen lächerlichen Anstrich leiht, glaube ich ihm absprechen zu müssen. Welche Thorheiten und Laster er auch verfolgt und züchtigt, überall erscheint er als ein kalter und ernster Römer, und erweckt den Gedanken, daß die Natur ihm entweder die Gabe des Lachens völlig versagt, oder Zeit und Erfahrung in dem Manne, (denn in das Alter des Mannes sollen seine ersten schriftstellerischen Versuche fallen,) die frohe Stimmung vertilgt und die entgegengesetzte begründet haben.

Man wird nach dieser Vorerinnerung von selbst vermuthen, daß der Charakter der juvenalischen Satire ganz ein anderer seyn müsse, als der Charakter der horazischen, und so verhält es sich auch in der That. Beyde Dichter entfernen sich nicht bloß in zufälligen Merkmahlen, sondern in wesentlichen; beyde weichen nicht bloß von einander ab, sondern sind einander entgegengesetzt. Schon die Gegenstände, die sie behandeln, geben einen Vergleichungspunkt ab. Horaz, wie ich anderwärts i) bemerkt habe, verspottet am liebsten die Thorheit, Juvenal züchtigt nur das Laster

i) Charaktere, B. IV. S. 460.

und erklärt gleich in der ersten Satire unverholen, daß er sich einzig in solchen Schilderungen gefalle. Die Heucheley der Philosophen, die durch ihr Betragen ihre Reden und Ermahnungen Lügen strafen, die Unanständigkeiten, die sich Sachwalter und Richter zu begehen erlauben, die Verachtung und niederträchtige Herabwürdigung der Lehrer und Freunde der Wissenschaften und schönen Künste, die gränzenlose Verschwendung der Großen und Reichen, verbunden mit der vorsätzlichen und schmachvollen Erniedrigung der Armen und Hülflosen, die Ausschweifung des weiblichen Geschlechts in jeder Art des Genusses, der eitle Stolz auf Rang und Geburt, ohne alles wahre Verdienst, die Entweihung der menschlichen Natur durch verkehrte Wollust und grobe Schwelgerey, die Hintansetzung alles Rufes und aller Pflicht, wenn es darauf ankommt, durch Erbschaftsschleicherey oder andre unerlaubte Mittel sich zu bereichern, die Schändlichkeit der Aeltern, die durch böses Beyspiel ihre Kinder frühzeitig vergiften, — diese und ähnliche Untugenden und Frevel sind es, die Juvenal fast ausschließend hervorzieht und rügt. Die Fantasten und Narren, die Pedanten und Gecken, die Selbstsüchtigen und Eigenliebigen, die Dummköpfe und Witzlinge, scheinen ihm der Mühe des Bestrafens nicht werth. Sein Genius und sein Zeitalter weisen ihm eine andere Sphäre an

und biethen ihm wichtigere Veranlassungen dar, um seinen Muth und seine Kraft zu versuchen. Er würde sich selbst untreu zu werden glauben, und sich des Leichtsinns oder der Feigheit anklagen, wenn er jene dringenden und gefährlichen Auffoderungen vorüberginge, um bey den unbedeutenden und gefahrlosen stehen zu bleiben.

Doch die Verschiedenheit, welche zwischen beyden Dichtern durch die Wahl der Gegenstände begründet wird, verschwindet gegen die, welche aus der Art, wie beyde sie behandeln, hervorgeht. Horaz ist ein feiner Weltmann, der seine Kräfte maßigt und sie absichtlich mildert; *k*) Juvenal weiß nichts von Schonung und Glimpf. Seine Absicht geht, wie die Absicht Lucils, dahin, daß der Lasterhafte, auf den er mit gezucktem Dolche e'ndringt, erzittre, daß er, der heimlichen Schuld sich bewußt, vor Angst schwitze, daß er in Thränen und Wuth ausbreche. *l*) „Der Charakter seiner Satire ist daher, wie Hottinger eben so wahr als nachdrücklich sagt, *m*) Entrüstung und

k) Sermone opus est, sagt er Sat. I. 10, 11. defendente vicem

Interdum urbani, parcentis viribus atque
Extenuantis eas consulto.

l) Ense velut stricto quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
Criminibus, tacita sudant praecordia culpa,
Inde irae et lacrimae. Juven. Sat. I, 165.

m) In seiner bekannten Preisschrift, S. 292.

Unwille, und ihr Spott mehr Hohn, als Gelächter. Sie scheint mehr auf Strafe, als auf Belehrung, mehr auf Rache, als auf Besserung auszugehn, und ist dann erst gesättigt, wenn das Opfer unter ihren Geißelhieben fällt." In der That läßt unter allen Satirikern der ältern und neuern Zeit sich, von Seiten des leidenschaftlichen Haßes und der unerbittlichen Strenge gegen das Laster, keiner mit unserm Dichter vergleichen. Man merkt es ihm an, daß ein bitterer Unwille gegen alles Unwürdige und Entehrende, entsprungen aus einer früh gebildeten reinen Achtung für Tugend, genährt durch reifes Nachdenken über die Natur und Bestimmung des Menschen, und entflammt durch die gränzenlose Verderbtheit des Zeitalters, in seiner Seele Wurzel gefaßt hat und dieser Unwille zu mächtig ist, um sich durch irgend eine Betrachtung zügeln oder einschränken zu lassen. Keine Größe ist ihm zu gewaltig, keines Großen Günstling zu angesehn, daß er sie nicht, bald unter ihrem wahren bald unter erdichteten Namen, angreifen und züchtigen, keine verruchte Sitte allgemein und gültig genug, daß er sie nicht hervorziehn und rügen, keine Farbenmischung so grell, daß er sich ihrer nicht bedienen sollte. Wenn Horaz die Rücksichten auf Zucht und Ehrbarkeit blos aus losen Muthwillen verletzt, so opfert sie Juvenal einzig seiner Heftigkeit gegen

das Laster auf. Wenn jener die Gefräßigkeit der Römer mit leichtfertiger Schalkheit ansticht, oder höchstens der Sparsamkeit und Einfachheit der bessern Vorwelt gegenüberstellt, so kündigt dieser ihr offene ernste Fehde an und verwaltet das Amt des strengen Censors. Wenn der eine sich begnügt, die schlechten Schriftsteller seiner Zeit, gleichsam im Vorübergehen, zu necken, und mit einem einzigen treffenden Beyworte zu zeichnen, so hält es der andere nicht unter seiner Würde, bey ihnen zu verweilen und einen förmlichen Kampf gegen sie zu beginnen. Wenn endlich der erstere die eiteln Sorgen und vergeblichen Wünsche der Sterblichen itzt bemitleidet, itzt belächelt, so ereifert sich der letztere gegen sie und sucht uns nicht bloß von ihrer Thorheit, sondern selbst von ihrer Schändlichkeit zu überzeugen.

Aus eben dieser charakteristischen Eigenschaft Juvenals, aus der Heftigkeit, die ihn immer beherrscht und der er sich unbedingt überläßt, fließt ein anderer und nicht minder bedeutender Unterschied zwischen ihm und Horaz. Wenn Horaz in seinen Sermonen und mehr noch in seinen Episteln nicht selten des satirischen Tons ganz vergißt, und uns bald als ein theilnehmender Gesellschafter unterhält, bald als ein ruhiger Denker unterrichtet, so verfolgt Juvenal dagegen seinen einmal betretenen Weg unausgesetzt und ohne zur

Rechten oder zur Linken abzuschweifen. Sich philosophischen Betrachtungen lange zu überlassen und in dem friedlichen Gebiethe der didaktischen Muse zu verweilen, vermag dieser aufgebrachte und stürmische Geist nicht. Die Menge und Nähe der ihn umgebenden Gegenstände beschäftigt ihn viel zu lebhaft, und die Begierde zu schaden und zu verwunden reißt ihn zu unaufhaltsam fort, als daß er von Zeit zu Zeit still stehen und eigenen Bemerkungen Raum geben sollte. Anstatt, wie Horaz, sich zuweilen in ein Gespräch mit sich selbst zu verlieren, oder die besondern Veranlassungen, um deren willen er die Feder ergreift, zu allgemeinen Beobachtungen zu nutzen, eilt er immer von einer Schilderung zur andern fort, und giebt Beyspiele, statt Warnungen, und Belege aus der wirklichen Welt, statt abgezogener Grundsätze. Nirgends werden wir in ihm auf so schöne und lehrreiche Ausführungen treffen, wie wir in Horazens erster und dritter Satire des ersten Buches, und noch weniger auf eine solche Reihe von vortrefflichen Sentenzen, wie wir in der zweyten Epistel des ersten Buches dieses Dichters finden. Ohne daß man behaupten kann, Juvenal besitze die Gabe zu beobachten und das Beobachtete glücklich auszudrücken in einem geringern Grade, als sein Vorgänger, fehlt es seinen Satiren dennoch an dem philosophischen Geiste, der die Wer-

ke des erstern durchdringt und beseelt. „Sein Verstand, um mich der Worte des schon einmal angezogenen Kunstrichters zu bedienen, ist gerade nur in so fern thätig, als es die Wahl des Gegenstandes und die Leitung der entflammten Einbildungskraft erfodert. Unter dieser spielt jener die zweyte Rolle und ist im Streite bloß der Wagenführer und nicht der Held."

Aber was Juvenal, der Philosoph, nicht leistet, das leistet und ersetzt unstreitig, in mehr denn einer Hinsicht, Juvenal, der Dichter und Sittenmahler. Schwerlich dürfte unter allen Satirikern der ältern und neuern Zeit auch nur einer gefunden werden, dessen Darstellung belebter und ergreifender genannt werden möchte, als seine. Jeder Ausdruck, den er braucht, ist gewogen, und jede Zeile, die er niederschreibt, gehaltvoll. Was er schildert, schildert er mit wenigen Strichen, aber diese wenigen Striche sind die wirksamsten von allen, und wenn seinen Gemählden das Verdienst der Ausführung und des Fleißes abgeht, so haben sie dafür das höhere der Eigenthümlichkeit und Kraft. Nirgends verläugnet sich das Bestreben, viel in wenig Worte zu schließen und durch nachdrucksvolle Kürze den Ausdruck zu heben, zu adeln und zu verstärken, und selten mißlingt dieß Bestreben. Es ist eben so wenig möglich, ihm ein Wort zu nehmen, als eins zu ge-

ben; — so voll, abgemessen und gerundet sind seine Verse: — und eben so schwer im Lesen langsam zu verweilen, als rasch fort zu schreiten; so sehr fodert zu jenem die Feyerlichkeit und zu diesem die Lebendigkeit seiner Darstellungen auf. Wie nachdrücklich erklärt er sich (1, 22.) über die Veranlassung und seinen Beruf zur Satire!

Wenn ein zarter Eunuch ein Weib nimmt, wenn mit dem Jagdspeer
Mävia, nackend die Brust, den thuscischen Eber durchbohret;
Wenn der Edeln Geschlecht vor dem Einen Reichern *n*) sich beuget
Der mit klirrendem Stahl den Bart mir Jünglinge mähte;
Wenn der Sklave Crispin, ein Theil aus dem Pöbel am Nilstrom,
Itzt die Schulter hinab das tyrische leichte *o*) Gewand wirft,
Jetzt am schwitzenden Finger den goldnen Sommerring *p*) lüftet,
Nicht vermögend, die Bürde der größern Gemme zu tragen;
Schwer ist's keine Satire zu schreiben.

Wie bis zum Sprechen getroffen stellt er (3, 73.) den leichtfertigen Griechen dar, der den Römern

n) Wahrscheinlich ein Barbier, Namens Cinnamus, der durch die Geschenke einer reichen Frau selbst reich geworden und zum Ritterstande emporgestiegen war.

o) Und doch für den Weichling zu schwere.

p) Man wechselte also mit den Jahreszeiten die Ringe, wie die Kleider.

jener Zeit ungefähr das war, was vor mehrern Jahrzehnten der Gallier uns!

Schnell von Verstand, das Schlimmste zu wagen bereit, mit der Zunge
Rasch und beredter so gar, als einst Isäus. Für wen, sprich,
Nimmst du den Fremdling? Er bringt in sich uns jeglichen Künstler,
Bringt den Grammatiker, Rhetor, den Feldmesser, Mahler und Salber,
Arzt, Seiltänzer und Augur und Magus. Der hungrige Grieche,
Alles versteht er. Du winkst, und er schwingt sich hinauf in den Himmel.

Was gleicht an nachdrücklichem Ernste dem Angriffe, den er (2, 1—28.) auf die Heuchler thut!

Ueber die Sauromaten hinaus und über das Eismeer
Möcht' ich fliehen, wenn die von Sitten zu reden beginnen,
Die sich wie Curier stellen und Bacchanalien leben.
Unwissend sind sie zuerst, wiewohl aus Gyps ein Chrysippus 9)
Jeden Winkel erfüllt, denn für den vollkommensten hält sich,
Wer des Pittakus Bild, Stagira's Weisen sich kaufet,
Und mit der Büste Kleanths die Bücherschränke verzieret.
Ihrer Stirne gebührt kein Vertraun: denn wimmelt nicht jede
Straße von schamloser Brut? Du strafst das Laster und bist doch,

Alle

9) Für die Bildnisse der vorzüglichsten Weisen.

Alle wissen es, bist der sokratischen Wüstlinge Abschaum r)

— — — — — — — — — —

Wortkarg sind sie und lieben die Tugend des Schweigens und tragen
Kürzeres Haar, als die Braunen der Augen. s) Offener also
Und gerader erscheint Peribomius. Er, durch das Schicksal
Schwelger und Lüstling, verräth, was er ist, in Gang und Geberde.
Solcherley Thorheit verdient Erbarmen; selber die Wuth giebt
Ihr auf Verjährung ein Recht. Doch schlimmer ist, wer mit Alcidens
Worten t) das Laster bestürmt, und, Tugend führend im Munde,
Heimlicher Unzucht fröhnt. „Vor dem Sextus sollt' ich mich scheuen,
Sagt der verruchte Varill, vor dem Weichling? Bin ich denn schlechter?
Spotten dürfen nur Weiße des Mohren, Gerade des Krummbeins." —
Ha wer duldet die Gracchen, die über Empörungen seufzen?
Oder wer mischt nicht das Meer mit dem Himmel, mit diesem die Erde,
Wenn dem Verres ein Dieb mißfällt, ein Mörder dem Milo?

r) Einer der Schändlichen, die durch ihr Leben Sokrates Lehren, die sie im Munde führen, Lügen strafen.

s) Der wahre und zugleich einfachste Sinn dieser Worte ist wohl kein anderer, als: diese heuchlerische Weisen stutzen, nach Art der Stoiker, um sich ein rauhes ernstes Ansehn zu geben, ihr Haar so kurz, daß ihre Augenbraunen lang dagegen erschienen.

t) Ernstlich, wie Herkules, beym Prodikus, die Wollust.

Clodius Buhler verfolgt? Catilina Cethegen bezüchtigt?
Und ſich gegen die Acht' die Zöglinge Sulla's u) ereifern?

Mit wie gewählten Farben entwirft er (6, 160.) das Bild einer auf Familie und Vorzüge eingebildeten Frau!

Alſo zu reizen vermag aus dieſem Haufen x) dich keine?
Nun ſie ſey ſchön und gewandt, ſey reich und fruchtbar, mit alten
Ahnenbildern, dem Schmuck der Hallen, umgeben und reiner,
Als die beherzt in den Kampf ſich ſtürzenden Töchter der Kurer.
Sie der ſeltene Vogel, der ſchwarze Schwan in dem Lande, —
Wirſt du ein Weib, das alles beſitzt, ertragen? O lieber,
Lieber ein Mädchen vom Land, als Cornelia, dich, der Gracchen
Mutter, wenn du zugleich mit großen Tugenden ſtolze
Augenbraunen vermählſt und Triumphe zählſt zur Mitgift.
Laß, ich bitte dich, laß den Annibal, laß des beſiegten
Syphax Lager! Hinweg mit deinem ganzen Carthago!

Mit wie nicht minder treffenden Zügen das Bild der gelehrten! (434.)

Läſtiger noch iſt die Frau, die, während des Mahles, den Sänger

u) Octav, Anton und Lepidus.

x) Es war vorher von wollüſtigen, ſpielſüchtigen und ausſchweifenden Weibern die Rede geweſen.

Mantua's preiſet, und ihm den Tod Ellſens — verzeihet,
Dichter paart und vergleicht, in die eine Schale den Maro
Und den Vater Homer in die andre leget und wäget.
Redner ſehen ihr nach, Sprachlehrer erliegen, der ganze
Haufe verſtummt; Sachwalter und Præco ſchweiget; es ſchweiget
Jedes andere Weib: ſo gewaltig ſtrömen die Worte;
So viel Becken, man wähnt's, und ſo viel Schellen ertönen.
Keiner ermüde hinfort ein Erz, und keiner die Tuba. y)
Sie die Eine vermag der kreiſenden Luna zu helfen.

Ich habe dieſe Stellen nicht mühſam zuſammengeſucht und nicht nöthig gehabt es zu thun, da Juvenal, ſtets von dem nähmlichen Feuer durchdrungen, überall mit gleicher Stärke und Wahrheit ſchreibt. Wenn er, ich möchte ſagen, an gediegenen Gedanken und eigentlichen Betrachtungen ärmer iſt, als Horaz, ſo bleibt ihm dagegen das Lob, daß ſeine Schilderungen ſo reich und die einzelnen Züge in ihnen ſo bedeutend ſind, daß beyde ſich ſo gut, wie gewichtige Sentenzen, ins Gedächtniß ſenken und in der That nicht minder häufig angeführt werden, als die Kern- und Sittenſprüche ſeines Vorgängers.

y) Wie der Pöbel der alten Zeit und die Sineſen heute noch bey einer eintretenden Mondfinſterniß zu thun pflegen.

Bis hieher könnte es zweifelhaft scheinen, welcher von beyden Dichtern gegründetere Ansprüche auf Beyfall habe, ob der frühere oder der spätere; weniger verlegen dürfte man vielleicht über die Beantwortung der Frage seyn, wenn von der Art, wie beyde ihre Ideen ordnen und verbinden, die Rede ist. Meine Leser wissen bereits, daß Juvenal seinen Pfad größtentheils ruhig verfolgt, daß er sich selten eine Abschweifung erlaubt, und die Gränzen des philosophischen Gebiethes beynah absichtlich vermeidet. Aber Juvenal bleibt nicht bloß seinem Entwurfe getreu; er ist überhaupt, wie Persius, ein sehr methodischer Dichter, und gesteht der kalten Ueberlegung an der Anlage und dem Plane seiner Gedichte mehr Antheil zu, als ihr gebührt. Wenn er (Sat. 6.) seinen Freund Ursidius Postumus vom Heirathen abmahnen und ihn für die Vorzüge des ledigen Standes gewinnen will, so stellt er ihm die Laster des weiblichen Geschlechts vor Augen, und zählt selbige der Reihe nach auf. Wenn er das traurige Loos des Gelehrten schildert, (Sat. 7.) so zeigt er zuerst, wie man dem Dichter mitspiele, dann, wie fruchtlos die Mühe des Geschichtschreibers sey, hierauf, was der Rechtsgelehrte und Sachwalter zu dulden habe, und endlich, wie schlecht der Grammatiker und Rhetor belohnt werde. Wenn er (Sat. 10.) den Satz ausführen will, daß der Mensch gewöhnlich

die wahren Güter des Lebens verkenne und nach Scheingütern laufe, so geht er die Güter durch, die man für achtungswerth hält, und beweist, daß Reichthum, Ehre, Beredtsamkeit, Kriegsruhm, langes Leben und Schönheit eitel sey. So oder ungefähr so sind alle Satiren Juvenals angelegt. Der Leser findet ohne Mühe den Faden und ist nicht in Gefahr ihn zu verlieren; vielmehr schreitet er ruhig von Satz zu Satz fort und kann, ohne durch die Dunkelheit des innern Zusammenhangs aufgehalten zu werden, seine Aufmerksamkeit ungestört auf das Einzelne richten. Aber dafür büßt er auch alle die mannigfaltigen feinern Schönheiten ein, die im Horaz entzücken und die Mühe des Verstehens so reichlich belohnen. Hier eröffnet ihm kein rascher Uebergang eine unerwartet reizende Aussicht; hier unterbricht kein Dialog von Umfang die Einerleyheit des Vortrags; hier wechselt strafender Ernst nicht mit launigtem Spotte; hier mildert kein äsopischer Apolog von Zeit zu Zeit die didaktische Trockenheit. Juvenal, so scheint es, hat, im Vertrauen auf die Gewalt seiner Sprache und auf den Reichthum, womit seine Einbildungskraft jedes Gemählde auszustatten weiß, aller andern poetischen Hülfsmittel und Verschönerungen entbehren zu können geglaubt, und sich, in Absicht der seinen Werken zu geben-

den Form, lieber an den Persius, als an den ältern Dichter, halten wollen.

Und vielleicht hat er nur um so besser gethan, daß er es aufgegeben hat, die Manier Horazens nachzubilden: denn in der That geht ihm eines der nöthigsten Erfordernisse ab, um sich in ihr mit Glück zu versuchen. So sehr nähmlich die Sprache Juvenals Jedem Genüge leistet, wenn von Würde, Adel und Stärke die Rede ist, so kann man sich gleichwohl nicht verhehlen, daß ihr Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Grazie gänzlich fehlen. Die Kürze, deren er sich befleißigt, verleitet ihn so gut, wie den Persius, zu Dunkelheiten; das Jagen nach vorzüglich starken und vielsagenden Ausdrücken giebt seiner Schreibart gerade, wie der Schreibart des erstern, nicht selten ein steifes Ansehn, und die Wahl seiner Metaphern stimmt ebenfalls nicht immer mit den Foderungen des guten Geschmacks zusammen, und seine Gleichnisse überschreiten oft das Maß, das man einer Vergleichung zugesteht. Ueberhaupt kann er so wenig, als sein nächster Vorgänger, einen gewissen rhetorischen Geist, der aus der Schule in seine Gedichte übergegangen ist, z) ver-

z) H. König in seiner Prolusion de satira Romana sagt p. 47. sehr richtig: Animadverti potest in Juvenale rerum cognitio summa et exquisita doctrina, qua saepe cum ad lectorem voluptate tenendum, tum ad imagines vitiorum ardentibus coloribus adumbrandas feliciter utitur.

läugnen, und eben dieser rhetorische Geist ist es, der, verbunden mit dem Zwange, den Verhältnisse und Umgebungen dem Satiriker auflegten, in seine Darstellungen einen nachtheiligen Einfluß gehabt und jenen freyen und natürlichen Ton, der im Horaz gefällt, aus ihnen verdrängt hat. Man muß zugeben, daß die Aufgaben, die er behandelt, ausgearbeiteter, sein Vortrag beredter und sein Vers vollendeter ist, als der horazische, aber man muß zugleich einräumen, daß der Aufwand an Fleiß sichtbar und die Spuren der Eile nicht ganz verwischt sind.

Meine Leser werden die Bestätigung von mehrern meiner Behauptungen bereits in den kleinen aus dem Juvenal ihnen mitgetheilten Proben gefunden haben. Ich trage indeß um so weniger Bedenken, zur bessern Einsicht in seine Manier und Denkungsart, eine ganze Satire von ihm hier übersetzt einzurücken, da er gewiß vor vielen andern Dichtern der Uebertragung in unsere Sprache werth ist, und die bis itzt unter uns bekannt gewordenen Versuche mehr zu neuen auffodern,

Cui rei autem cum nimis indulgeat, nonnunquam artem ostendit, ubi dissimulare eam satius fuisset, et declamatorem agit frigidum, ubi lectoris animum sensus veritate movere debuisset. Man wird sich hierbey von selbst an die Stelle aus der Vita erinnern, die ich in der Note c) angeführt habe.

als davon zurückschrecken. Meine Wahl hat die vierte Satire getroffen, theils, weil sie mehrere merkwürdige Belege zu der Schilderung des Zeitalters Juvenals, die ich in der Einleitung gegeben habe, enthält, theils, weil sie, was bey den Satiren dieses Dichters nicht immer der Fall ist, sich ohne Erröthen lesen läßt. Ihr Gegenstand ist die Schwelgerey der Römer. Ein von Crispin, dem Lieblinge Domitians, theuer erkaufter Mullus veranlaßt die Beschreibung einer Rathsversammlung, die der letztere zusammenberief, um über das Schicksal eines Rhombus von seltener Größe, den er erhalten hatte, einen Schluß zu faßen.

Ha, schon wieder Crispin! *a*) und oft noch wird mir der Unmensch
Rede stehen, der Sklave der Laster, der sie durch keine
Tugend versöhnt: ein Weichling, ein Held allein in der Wollust,
Buhlend um alles, nur nicht um die welken Reize der Wittwen. *b*)
Doch, was nützet es ihm in langen Portiken sein Lastthier 5

a) Crispin, in der ersten Satire V. 26. bereits erwähnt, nach seiner Herkunft (V. 32. 33.) ein Sklave aus Aegypten, nach seinem Gewerbe ein Fischhändler, schwang sich zum Ritter und Günstling Domitians empor.

b) Weil er, bey seinen großen Reichthümern, sich so weit herabzulassen nicht nöthig hatte. Bekanntlich wurden begüterte Wittwen von armen Liebhabern gesucht

Mäde zu jagen, umher in des Lusthains Schatten zu traben
Und viel Hufen am Markt c) und der Häuser viel zukaufen? —
Kein Verruchter ist glücklich, am mindesten er, der Verführer
Und der Schänder, bey dem die verschleyerte Priesterin d) neulich
Schlief, nicht achtend des Spruchs, der zum Grab sie, lebend, verdammt.
Aber für itzt von kleinern Vergehen; — und dennoch — verübte
Solches ein andrer, ihn hätte der Sittenrichter gezüchtigt.
Denn was Sextus verwirft und Titius tadelt, e) es ziemt nur
Unserm Crispin. Was soll auch die Rüge? die scheusliche Larve
Brandmarkt stärker, als alle Verbrechen. Den Mullus f) bezahlt er

c) Gärten innerhalb der Stadt, oder doch Besitzungen nahe bey der Stadt.

d) Die vestalische Jungfrau.

e) Namen zweyer Rechtsgelehrten. Billig sollten die Worte et tamen — persona est in den Ausgaben eingeschlossen werden: denn de factis levioribus hängt offenbar mit mullum emit zusammen, und was dazwischen sich drängt, ist eine bloße Betrachtung des Dichters.

f) Die Seebarbe, von der Plinius IX. 17. s. 30. sagt: Binas libras ponderis raro exsuperat, bey Bloch (Naturgeschichte der Fische Deutschlands Th. II. S. 111.) der gestreifte Rothbart, mullus corpore rubro, striis luteis.

Mit sechs tausend. So viel der Pfunde, so viel der Sesterzen,
Wie der Haufen vermerkt, der stets das Große vergrößert.
Loben würd' ich den Kniff des Käufers, hätt' er zum ersten
Erben durch das Geschenk sich verwaisten Greisen empfohlen,
Oder, was mehr noch frommt, es der mächtigen Freundinn gesendet,
Die in dem großen, mit Spiegeln verschlossenen, Sessel sich brüstet.
Hoffe das nicht! er kaufte für sich. Hier sehen wir vieles
Was der Knicker Apiz, der Arme, g) nicht wagte. So reichlich
Zahlst du, Crispin, der du einst im Papyrus, dem Sklavengewande
Deiner Heimath, h) erschienst, für Schuppen. Du hättest den Fischer
Schier wohlfeiler gekauft, als den Fisch. Um Preise, wie dieser,
Kaufst du dir in der Provinz ein Feld, in Apulien Güter. i)
Was für ein Mahl muß erst der mächtige Indupera-tor k)

g) Ironisch, in Vergleichung mit Crispin. Apicius gehörte unter die vorzüglichsten Schwelger Roms.

h) Aus dem Baste des Papyrus sagt Plinius XIII. 11. f. 22. verfertigen die Aegyptier Segel und Decken, auch Kleider, Matrazen und Seile.

i) Die Ländereyen in dem bergichten Apulien waren wohlfeiler, als in dem fruchtbaren Afrika und andern römischen Provinzen.

k) Domitian, der alte Ausdruck für den gewöhnlichen Imperator.

Niederschlucken, wenn schon so viele Sesterzen, in einem
Einzigen kleinen, am Rand der Tafel gestellten, Ge-
richte,
Seines großen Palastes beyurperter Scurra hinab-
würgt, l)
Er, nun der Erste der Ritter, der einst mit gellender
Stimme
Pharus Waare, m) den Wels, seinem Landsmann,
öffentlich feilbeth.
Auf, Kalliope, auf! Hier lass' uns weilen! Nicht
dichten,
Sagen will ich, was wirklich geschah. Pierische Mäd-
chen,
Redet! Es sey mir Verdienst in euch n) die Mädchen
zu grüssen.

Als den erschöpften Kreis der Welt der Flavier
letzter
Wüthend zerfleischte und Rom vor dem kahlen Nero o)
sich beugte,

l) Mit andern Worten: wenn eine einzige Nebenschüs-
sel so viel kostet.

m) Aegyptische Waare, (man vergl. die Anm. a.) nach der vor der Kritik sich gewiß rechtfertigenden Lesart Pharia de merce. Juvenals Silurus ist unstreitig der zum Welsgeschlechte gehörende Langbart Silurus Clarias oder Scheitan niloticus, (Bloch in dem angez. Werke Th. I. S. 247.) ein etwa zwölf bis funfzehn Zoll erreichender Fisch, der häufig im Nil gefunden wird.

n) Die ihr in die Classe der alten Jungfern gehört und überdem nicht in dem besten Rufe, von Seiten der Keuschheit, steht.

o) Vor Domitian. Sueton in Vit. Domit. 18.

Schwamm in Adria's Meer ein unendlicher herrlicher Rhombus p)
Hin vor Cypriens Haus, das im dorisch Ankon emporsteigt, q)
Und erfüllte das Netz: denn kleiner nicht war er, als jene,
Die das mäotische Eis r) verschließet, bis es, von Phöbus
Strahlen gelöst, die träg hinbrütenden, unter der kalten
Rinde genährten, zuletzt in des Pontus Mündungen ausgießt.
Weislich bestimmt dem Haupte der Priester s) des Nachens und Netzes
Herr den seltenen Fund: denn solchen Fisch zu verhandeln
Oder zu kaufen, wer darf sichs erfrechen, da jenes Gestade
Tausend Augen umlauern und all' im Schilfe zerstreuten
Späher rechten sogleich mit dem nackten Ruderer würden,
Sagend, es sey dieß Wunder von Fisch der Entronnenen einer,
Lange genährt in den weiten Behältern Cäsars, und müsse,

p) Eine Steinbütte, bey Bloch Th. II. S. 53. Pleuronectes tuberculis ossels scaber.

q) Ankona, das mit einem Tempel der Venus prangte (Catull 36, 13.), war von den Syrakusern, also von Dorern, angelegt worden.

r) Das Meer von Asow, bekanntlich eins der fischreichsten.

s) Dem Domitian, mit Hinsicht jedoch auf die berüchtigten coenae pontificum, deren Horaz Carm. II. 14, 28. und andere erwähnen.

Er, der Flüchtling, zurück zu dem Herrn des Eigenthums kehren.
Ist doch, wenn wir dem Wort des Armillatus und Sura c)
Trauen, alles, was schön und herrlich im offenen Meere
Und wo es schwimmt, ein Theil des Fiscus. So wird er denn schenken,
Daß er nicht sterbe. — Verdränat ward schon vom Winter der feuchte
Tödtende Herbst, schon hofften die Fieberkranken Erholung; u)
Wild auf brauste das Meer im Sturm und bewahrte die Beute
Frisch; doch eilte der Fischer, wie wenn der Auster ihn dränge.
Als er die See erreicht, wo sich noch auf Alba's Ruinen
Troja's Feuer erhält und die kleinere Vesta verehrt wird, x)
Stemmet am Eingang ihm das staunende Volk sich entgegen,
Doch nicht lange, so weicht's und es rasselt das Thor in den Angeln.

c) Nahmen zweyer Angeber und Schmeichler.

u) Oder nach dem Texte: Sie hoffen das täglich wiederkehrende Fieber würde sich in ein viertägiges, minder gefährliches verwandeln.

x) Ungeachtet Alba Longa vom Tullus Hostilius zerstört ward, so verehrte man gleichwohl daselbst die Göttinn Vesta, obgleich in einem kleinern Tempel, als der ihr zu Rom gewidmete war. Eine Villa, in der Nähe Alba's, diente dem Kaiser Domitian gewöhnlich zum Aufenthalte.

Draußen ſchauen die Väter dem zugelaſſenen Fiſch nach, y)
Und der Picener tritt zum Atriden. „Empfange, ſo ſagt er,
Was für gemeinen Heerd zu groß iſt! Weihe den ſchönen
Tag der Freude! Wohlan! entlade den Magen der Maſtung
Und verzehre den Rhombus, für dein Jahrhundert erhalten!
Selber hat er das Netz geſucht. Was iſt klärer?" Und dennoch
Sträubten darob die Floßen ſich ihm. z) Wer einmahl den Menſchen
Groß und ein Gott heißt, wagt das Unglaubliche von ſich zu glauben.

Aber zu klein ſind nun für den Fiſch die Schüſſeln. Gerufen
Werden daher zum Rath die Edeln. Es haßte ſie Cäſar,
Und auf Aller Geſicht ſaß jener traurigen, großen
Freundſchaft Bläſſe. Zuerſt, als der Ruf des Liburners a) erſchallte;

y) So viel ich einſehe, hat der neueſte Ausleger Juvenals dieſen Vers nicht richtig gedeutet. Exclusi geht keinesweges auf urbs ſondern auf valuae und wird dem admissa ſpöttiſch entgegengeſetzt. Der Fiſch mit dem piceniſchen Fiſcher (V. 65.) wurde ſogleich vor den Monarchen (den Atriden) gelaſſen; die Väter müſſen ihm nachſehen, und warten, bis man ſie ruft.

z) Zu deutlichem Beweis, daß er ſich nicht gern fangen ließ.

a) Des liburniſchen Herolds oder Sklaven.

„Eilet, er sitzt schon!" lief, um die Schulter werfend den Mantel, b)
Pegasus, Meyer vordem, itzt staunender Bürger Gebiether. c)
Aber wo sind heut' andre Präfecten? Einer der besten
War er jedoch, der Gesetze unsträflicher Hüter, wiewohl er
Ohne Waffen d) das Recht in so scheuslicher Zeit zu verwalten
Allen empfiehlt. Auch Crispus erschien, ein freundlicher Alter,
Liebreich, wenn er zu reden begann, von Sitten und Geiste
Mild. Wer hätte dem Herrn der Erde, des Meers und der Völker
Dienen können, wie er, dürft' unter solchem Verderber
Frey sich öffnen der Mund und Mordgier strafen und edel
Rathen? Aber was ist, wie das Ohr der Tyrannen, verwundbar?

b) Das Abzeichen der Stoiker, zu welcher Secte der Rechtsgelehrte Pegasus sich bekannte.

c) Die Frage des folgenden Verses Anne aliud tunc (oder vielleicht nunc) praefecti? zeigt, dünkt mich, deutlich an, daß villicus nicht mit urbi verbunden und für procurator urbis genommen, sondern modo villicus in Commata geschlossen und das Ganze übersetzt werden muß: „Er, ehnlängst noch Verwalter eines Landgutes, hatte, zum Staunen aller Bürger, die Aufsicht über Rom erhalten. Doch vornehme und angesehene Präfecten waren in jenen Tagen eine Seltenheit, und Pegasus gehörte, wenigstens von Seiten seines Charakters, zu den vorzüglichern."

d) Mit aller Nachgiebigkeit gegen den Cäsar.

Schon vom Regen mit ihm und vom Sonnenstich, und vom feuchten
Lenze reden vermochte das Leben des Freunds zu gefährden.
Nie versuchte daher sich Crispus gegen den wilden
Strom, auch war er nicht Bürger genug, um, was er im Herzen
Dachte, kühn zu gestehn und das Leben der Wahrheit zu opfern;
Und so sah er in Ruh der Winter viel' und der Sommer
Achtzig. — An eben dem Hof und durch gleiche Waffen e) gesichert,
Folgte, der nächste nach ihm, Acil, von einerley Alter,
Diesem ein Jüngling, f) würdig, daß nicht der grausame Tod ihn
Und das eilende Schwert des Wüthrichs treffe; doch längst schon
Ist das Alter, mit edler Geburt verschwistert, ein Wunder,
Und ein verächtlicher Sohn der Erde zu heißen, mir tröstend.
Ach, nichts hat es dem Armen gefrommt, daß wider den Bären
Afrika's er mit dem Spieß sich bewehrte und Alba's Arena,
Nackt, als Jäger, betrat? Wer kennt der Patricier Schlauheit
Heute nicht? oder verwundert ob deinem veralteten Kunstgriff,

Bru-

e) Durch Schmeicheley und Biegsamkeit.

f) Wahrscheinlich (man vergl. Ruperti) Acilius Sohn. Um sein Leben zu fristen, stellte er sich närrisch, wie Junius Brutus, und kämpfte in der Arena, aber ohne seinen Zweck zu erreichen.

Brutus, ſich noch? Leicht iſt's, den bärtigen König *g*) zu täuſchen. —
Nicht mit froherm Geſicht, wiewohl unadelich, *h*) zog ihm
Rubrius nach, der alten empörenden Schuld ſich entſinnend, *i*)
Und verruchter, als ſelbſt der Einäde, der andern den Stab brach. *k*)
Auch der träge Montan erſchien und vor ihm ſein Schmeerbauch,
Und Criſpin, ausſchwitzend die früh genommenen *l*) Salben,
Düfte, wie kaum zwen Leichen verbreiten; mit ihm Pompejus
Grauſamer noch, als jener, durch leiſes Flüſtern *m*) zu würgen;
Und, der Daciens Gevern ſein Eingeweide bewahrte, Fuscus, *n*) im marmornen Saal der Villa ſinnend auf Schlachten,
Und Vejento der Kluge, gepaart mit dem Henker Catullus,

g) Einen Tarquin von altmodiſcher Tracht und einfältiger Sitte.

h) Und darum den Argwohn weniger reizend.

i) Er ſtand, wenn wir einem alten Scholien glauben, im Verdacht, einem noch nicht mannbaren Mädchen Gewalt angethan zu haben.

k) Nero, der, ſelbſt ein Freund der unnatürlichen Wolluſt, den Afranius Quintilianus in einem Schmähgedichte dieſes Laſters beſchuldigte.

l) In der Regel ſalbte man ſich erſt vor der Mahlzeit.

m) Durch heimliche Anklagen.

n) Er wurde vom Domitian gegen die Dacier geſendet, und verlor in einem Treffen gegen ſie ſein Leben.

Der in Liebe für nie gesehene Schönen o) entbrannte;
Ein, noch für unsere Zeit bemerkbares, seltenes Unthier,
Schmeichler und blind, von der Brücke p) zum Rath des Fürsten befördert,
Würdig, wie vor, an den Achsen der Ariciner q) zu betteln
Und in die Wagen hinein viel schmeichelnde Küsse zu werfen.
Keiner bestaunte, wie er, den Rhombus. „Herrlicher Anblick!
Herrlich!“ rief er, zur Linken gewendet, aber zur Rechten
Lag ihm das Thier. So pries er der Fechter Wunden und Kämpfe
Und das Pegma und die zu den Velen erhobenen Knaben. r)
Ruhiger zeiget sich nicht Vejento. Wie von Bellonens Stachel gereizt, s) weissagt er und ruft begeistert: „Es deutet,
Dieß, o Cäsar, fürwahr auf einen der größten Triumphe.
Irgend ein König fällt in Fesseln, oder es stürzet

o) Weil er, wie Juvenal V. 117. sagt und Plinius Epist. II. 22. bestätiget, sein Gesicht verloren hatte.

p) Wo er einst die Vorübergehenden um ein Allmosen ansprach.

q) Derer, die von Aricia, auf der appischen Straße, nach Rom fahren.

r) Die, auf künstlich erbautem Gerüste, bis an das, aus Segeltuch verfertigte, Obdach des Theaters hinaufgezogenen Knaben.

s) Fanatische Wuth und ausschweifende Gebräuche begleiteten den Dienst der Bellona, wie den der Cybele.

Von dem britannischen Wagen t) Arviragus. Fremd u) ist das Seebier.
Siehest du nicht auf dem Rücken die starrenden Spitzen?" x) Nur Eines
War ihm zu wissen verwehrt, — des Rhombus Jahr' und Geburtsort.
„Nun was meinst du? Zerschneiden wir ihn?" y) Montanus erwiedert:
„Nein, dann würd' er beschimpft. Eine irdene Schüssel, geräumig,
Tief und vom dünnsten Rand umschlossen, z) werde bereitet.
Solcher Schüssel gebührt sogleich ein erfahrner Prometheus.
Auf und besorget den Thon und die Scheib'! Auch müsse von Stund' an
Dich in das Lager ein Zug von Töpfern, Cäsar, begleiten."

t) Die essеda Britanna und Belgica sind bekannt. Vejento macht übrigens den Schmeichler und prophezeiht, was Domitian wünschte, die Ueberwältigung der Britten.

u) Oder ausländisch. Daher Erwartung ausländischer Siege.

x) Die Floßfedern, Pinnen, eine Anspielung auf die von den Speeren der kaiserlichen Heere erlegten Feinde.

y) Worte Domitians.

z) Erythris, sagt Plinius H. N. XXXV. 46., in templo hodieque ostenduntur amphorae duae propter tenuitatem consecratae, discipuli magistrique certamine uter tenuiorem humum duceret.

Allen gefiel die Sentenz, des Mannes würdig. Er kannte
Noch die schwelgende Kost des alten Hofes und Nero's
Mitternächte, zusammt dem Nachhunger, a) den des Falerners
Gluth erregt. Auf die Kunst des Schmeckens verstand sich in meisten
Tagen keiner, wie er. Ob die Auster circejischen Ursprungs,
Ob am lukrinischen Fels, ob auf Rutupa's b) Grund sie geboren
Sey, das lehrte den Mann der erste Bissen; er hatte
Kaum den Echinus gesehn, so nannte' er das Ufer des Fisches.
Itzt erhub sich der Rath, und die Edeln wurden in Gnaden
All' entlassen, so viel' ins albanische Schloß der erhabne
Fürst, (sie bebten darob,) berief und zu eilen ermahnte,
Gleich als wollt' er Bericht von den Katten und wilden Sygambrern
Spenden, oder als wär' aus den fernsten Theilen der Erde
Ihm ein drohender Brief von zitternden Händen geworden.

Ach, und hätt' er doch stets die Zeit der Wuth und des Frevels
Solcher Thorheit geweiht, statt, ungeahndet und straflos,
Roms erlauchtetste Bürger und edelste Seelen zu opfern.

a) Der Begierde nach dem Genusse der Liebe.

b) Richborough in Kent.

Aber er fiel, nach dem er den Gerbern *c*) furchtbar zu werden
Drohte. Triefend vom Blut der Lamier ward er gewürget.

Es ist natürlich, daß man am Schlusse dieser Abhandlung noch die Erörterung der Frage, welchem von den römischen Satirikern der Vorzug gebühre, von mir erwartet. Ueber den Persius habe ich mich erklärt, und über Horaz und Juvenal maße ich mir in der Hinsicht kein Urtheil an. *d*) Horaz gewinnt uns bey der ersten, Juvenal nimmt bey der nähern Bekanntschaft ein. Jener gefällt mir, weil seine Schilderungen meine Zeiten und Sitten treffen, und dieser zieht mich an, weil er mir zur bessern Kenntniß eines merkwürdigen Zeitalters verhilft, und mir Menschen vor Augen stellt, die ich ohne ihn nie so genau hätte kennen lernen. Der eine scheint mir, als witziger Kopf, feiner Gesellschafter und glücklicher Beobachter, und der andere, als ein Mann von echt

c) Dem Pöbel, der, nach Ermordung der Lamier, d. h. der Senatoren und Edeln, der Gegenstand der Grausamkeit und Blutgier Domitians wurde.

d) Es ist bekannt, wie widersprechend und seltsam die Würdigungen der Gelehrten ausfallen. Heinsius und Daciers Held ist Horaz. Cäsar Skaliger und Algaltius kennen nichts größers, als Juvenal. Für den Casaubonus giebt es keinen Satiriker, außer Persius.

römiſchem Geiſte und Charakter, der Aufmerkſamkeit würdig. Der erſte hält durch Laune und Grazie für manchen Fehler der Anlage ſchadlos, und der zweyte macht die ſchulgerechte Ordnung ſeiner Entwürfe durch wahre Begeiſterung und eine ſeltne Kraft der Darſtellung vergeſſen.

Anakreon.

(Er war aus Teos, einer Stadt in Jonien, gebürtig und lebte eine Zeitlang in dem thraciſchen Abdera, hierauf in Samus beym Polykrates, dem Beherrſcher dieſes Eylandes, dann zu Athen, beym Hipparch, und im höhern Alter wahrſcheinlich wieder in Abdera. a) Seine Blüthe fällt zwiſchen die 62 und 70 Olympiade.)

Das Schickſal, welches ſich gegen die meiſten lyriſchen Dichter der Griechen ſo unfreundlich bewieſen und durch die Vertilgung ihrer Werke der Nachwelt einen der ſchönſten und lieblichſten Genüſſe entzogen hat, iſt bekanntlich auch mit dem Nachlaſſe Anakreons nichts weniger, als ſchonend, verfahren. Von ſeinen Elegien hat ſich auch nicht eine erhalten; ſeine Jamben ſind gänzlich verlo-

a) Man ſehe die Loci Veterum de Anacreonte in den Prolegg. zu Fiſchers dritten Ausgabe, p. 57. u. f.

ren, und von seinen Trinkliedern *b*) ist keines übrig geblieben. Nur aus der Sammlung von Gesängen, die einst aus fünf Büchern bestand, *c*) und von den Alten unter dem eigenthümlichen Nahmen anakreontischer Gedichte angeführt wird, ist eine kleine Anzahl auf unsre Tage gekommen.

Aber selbst gegen die Echtheit dieser wenigen Ueberbleibsel tritt die Kritik mit bedeutenden Zweifeln auf. *d*) Sie werden, sagt sie, in der wichtigsten Handschrift, die sie aufbewahrt, *e*) als eine Blumenlese aus Anakreon und andern Dichtern angekündigt. Sie sollen, wie schon des Dichters Vaterland vermuthen läßt und die Alten bezeugen, in der jonischen Mundart geschrieben seyn, und gerade von dieser Mundart finden sich in ihnen wenige oder gar keine Spuren. Strabo, Athenäus, Grammatiker und Scholiasten führen eine Menge Stellen aus Anakreon an: aber in

b) Παρθενια μελη, sagt Suidas und unterscheidet von ihnen ausdrücklich die Ἀνακρεόντεια.

c) Man sehe d'Orville in der Vannus critica p. 178—193.

d) Man sehe Fischers Praefatio edit. secundae.

e) In dem vormahls zu Rom itzt in Paris befindlichen Codex der griechischen Anthologie, die Constantin Cephalas im zehnten Jahrhunderte sammelte. Die Ueberschrift des Blattes, auf dem die anakreontischen Gedichte anfangen lautet Ἀνακρέοντος Τηίου συμποσιακὰ ἰαμβεῖα καὶ Ἀνακρεόντεια καὶ τρίμετρα.

den Liedern, die seinen Nahmen tragen, kommt keine von allen vor. Bloß die siebenzehnte Ode wird beym Gallius, *f*) der sie ihm ausdrücklich zuschreibt, und zwey Zeilen aus der acht und dreyßigsten, als ihm zugehörig, beym Hephästion und in den Scholien zum Aristophanes *g*) gefunden. Noch mehr. Im Horaz, der des teischen Sängers mehrmahls und immer mit Ruhm erwähnt, treffen wir gleichwohl keine Nachahmungen aus dessen auf uns gekommenen Gedichten an. Endlich. Mehrere derselben sind des berühmten Griechen ganz unwerth und werden ihm, schon um ihres Inhaltes willen, von dem gesunden Geschmacke abgesprochen.

Es ist hier der Ort nicht, diese Einwendungen weiter auszuführen, noch in eine weitläuftige Erörterung derselben einzugehn. Ich erlaube mir daher bloß folgende Gegenerinnerungen. Die Sparsamkeit der jonischen Formen in den erhaltenen Oden Anakreons (das wichtigste Bedenken von allen!) würde gewiß weniger befremden, wenn wir die Geschichte des griechischen Textes, wie ihn die vatikanische Handschrift *h*) giebt, genau

f) XIX. 9.

g) Dort p. 16. Ed. Pauw, hier zum 302 V. des Plutus.

h) Für itzt die einzige, außer der Leidner, aus welcher

kennten, oder vielleicht gar nicht in Anſpruch genommen werden, wenn uns mehrere Handſchriften zu vergleichen vergönnt wären. *i*) Der Umſtand, daß die Alten ſo wenige Stellen aus unſerer Sammlung der Gedichte Anakreons anführen, kann nichts gegen ſie beweiſen, da die Zahl der übrig gebliebenen Lieder zu der Zahl der verloren gegangenen, ſich gewiß wie eins zu fünf und, wenn wir die meiſten vorhandenen Elegien und Jamben mit in Anſchlag bringen, wohl gar wie eins zu zehn verhält. Eben ſo wenig kann der Einwand, der ſich auf die im Horaz vermißten Nachahmungen aus Anakreon gründet, bedeutend ſcheinen: denn abgerechnet, daß der neueſte Ausleger des Römers, in ihm mehrere dem Griechen nachgebildete Stellen zu erkennen glaubt, ſo entfernen ſich beyde Dichter im Vortrag, Ton und Sylbenmaß ſo weit von einander, daß es nicht auffallen kann, wenn der ſpätere von dem frühern nichts entlehnt hat. *k*) Dergeſtalt zeugten gegen

Heinrich Stephanus den Dichter zuerſt herausgegeben haben ſoll. Man vergl. Fiſcher in der Praefatio p. 22. n. 33. und Fabricii Bib. Gr. Tom. II. p. 94.

i) Nach Suidas ſcheint es ohnehin, als ob nicht alle Werke Anakreons, ſondern allein ſeine Elegien und Jamben im joniſchen Dialekte geſchrieben geweſen wären. Daß er ſich auch des doriſchen bedient, hat d'Orville in der Vannus crit. p. 571. längſt erwieſen.

k) Bekanntlich trifft man bey Horaz, und ſicher aus

die Echtheit der Lieder, die Anakreons Nahmen führen, noch der leichte Gehalt mancher von ihnen und die Ueberschrift des vatikanischen Manuscripts. Allein beyde Zeugnisse verwerfen keineswegs unbedingt, sondern sagen vielmehr nichts anders, als was mehrere der einsichtsvollsten Kritiker behaupten, — daß nähmlich ein Theil der anakreontischen Gedichte dem teischen Sänger wirklich gehören, ein zweyter aber auf die Rechnung seiner, gebildeten und ungebildeten, glücklichen und unglücklichen, Nachahmer komme. Dieser Meinung, die selbst das Ansehn eines d'Orville und Brunck *l*) für sich hat, glaube ich um so eher beytreten zu dürfen, da hier bloß von einer ästhetischen Würdigung der anakreontischen Kleinigkeiten die Rede ist, und die bessern derselben, deren Zahl in der That die bey weitem größere ist, gesetzt auch, daß mehrere nicht von Anakreon abstammen, doch in seinem Geiste und Geschmacke gedichtet sind. *m*)

demselben Grunde, auch nur selten auf die Nachahmungen einer pindarischen Stelle, da sich hingegen fast alle Bruchstücke des Alcäus, bald wörtlich übersetzt, bald frey nachgebildet, bey ihm finden.

l) Man sehe jenen am angez. Orte und diesen in der Ausgabe von 1786. p. 109.

m) Andern Verfassern zugeeignet hat Brunck Nr. 48. 49. 59. 65. nach Fischers Ausgabe. Für Anakreon ganz unwürdig erklärt er Nr. 62., (eine ärmliche Schöpfung eines gewissen Theodorus Prodromus,) und von den

Um die Verdienste Anakreons richtig zu schätzen und den Werth seiner Versuche gründlich zu bestimmen, sollten wir eigentlich von dem Stande der lyrischen Poesie und dem, was seine Vorgänger in dieser Gattung leisteten, ausgehn: aber weder von jenem noch von diesen haben wir eine auch nur dürftige Kenntniß, sobald wir die Vorspiegelungen einer geschäftigen Einbildungskraft von den Aussagen der trocknen Geschichte trennen. Die letztere lehrt uns zwar, daß eine Reihe trefflicher Lyriker vor ihm lebten und spielten, daß unter andern der gedrungene, nervige und gedankenreiche Archilochus sich in strafende Jamben ergossen, Alcäus theils in ernsten nachdrucksvollen Versen Tyrannen angegriffen und Kriege und Gefahren verherrlicht, theils, wiewohl mit minderm Glücke, Liebe und Scherze gesungen, Sappho ihre Empfindungen in eben so feurigen als anmuthigen Liedern ausgehaucht, und Mimnermus aus

Fragmenten als welche ebenfalls in der vatikanischen Handschrift gelesen werden, Nr. 1. 2. 3. Für untergeschoben hält er Nr. 18. 23 — 27. 31. 34 — 36. 41. 50 — 54. Mehrere derselben tragen offenbar jenen edeln Rost des Alterthums nicht allein nicht an sich, sondern verrathen sich auch sogleich als Nachahmungen der echten, theils verlornen theils noch vorhandenen, Gedichte Anakreons, und sind sicher in spätern Zeiten, wo die Dichter sichs zum Geschäfte machten, ein und dasselbe Thema auf verschiedene Art durchzuführen, entstanden.

Kolophon, der Zeitgenoſſe des ebenfalls dichteriſchen Solon, die Flüchtigkeit des Lebens und die Unbeſtändigkeit des Genuſſes in Elegien beklagt hatten: indeß werden dieſe allgemeinen Schilderungen, die wir dem Quintilian und andern verdanken, *n*) durch die unbedeutenden Bruchſtücke, die ſich aus den Werken der genannten Sänger erhalten haben, gleichwohl viel zu wenig unterſtützt und erläutert, als daß ſie uns zu irgend einem Schluſſe auf Anakreon berechtigen könnten. Nur zwey Umſtände, der, daß die Alten ihm unter den neun Lyrikern, die ſie aus dem Haufen der übrigen abſonderten, einen Platz anweiſen, *o*) und der, daß die Art von Liedern, die er ſang, nach ſeinem Nahmen benannt wurde, *p*) erwecken die Vermuthung, daß er ſo gut, wie Archilochus, Alcäus und Sappho, ſeine Melodie, ſein Sylbenmaß und ſeine Gattung ſich ſchuf; und was der Vermuthung irgend noch an Wahrſcheinlichkeit abgeht, das erſetzen die Eigenthümlichkeiten, durch die ſich ſeine Poeſie auszeichnet. Ich werde mich

n) Inſtit. orat. X. 1. p. 895. 96. vergl. Horaz. Carm. II, 13. 24 — 28. IV. 9. 7 — 12. Epiſt. I. 6. 65.

o) Man ſehe Ruhnkenii Hiſtor. crit. orat. Graec. in Reiskii Orator. Gr. Tom. VIII. p. 169. vergl. die Ausleger zu Hygin fab. 222 und Quintilian am angez. O.

p) Suidas l. v. Ἀνακρέων.

bemühen sie aufzusuchen und aus einander zu setzen.

„Anakreons Poesie athmet nichts als Liebe" und „paart mit der Liebe den Wein," sagen Cicero und Ovid q) und erschöpfen hierdurch allerdings den Inhalt seiner kleinen Lieder, aber ohne den Charakter derselben ahnden zu lassen. Eine lange Reihe von Dichtern theilen mit Anakreon dieselben Gegenstände des Gesangs; die Kunst, sie so leicht, so anspruchslos und so einfach zu behandeln, wie er, hat keiner vor ihm und wenige nach ihm sich eigen gemacht, und eben in dieser Behandlung liegt das Ausgezeichnete seiner Manier. Seine Begeisterung ist eine augenblickliche frohe Rührung, ein kurzes lebhaftes Entzücken, das sich unverstellt, aber nie stürmisch äußert, seine Freude am Wein und Mädchen so innig und zugleich so unschuldig, daß man leicht gewahr wird, sie könne nur das Leben verschönern, nicht verbittern, seine Ansicht der Dinge um sich her so rein und klar, wie sie seyn muß, um die Heiterkeit der Seele ungetrübt zu erhalten, sein Scherz, seine Liebkosungen, seine ganze Art sich auszudrücken die Rede eines Kindes, das unbefangen hingiebt, was es denkt und fühlet und gerade in die-

q) Jener in Quaest. Tuscul. IV. 33. dieser in Trist. II. 363. vergl. Ars am. III. 329.

ser Unbefangenheit unendlich liebenswürdig erscheint. Alles, was er in seine Laute singt, das singt er ohne Absicht, nicht, um zu gefallen, oder den Gegenstand zu verherrlichen, sondern, weil es ihm wohl thut und Bedürfniß für ihn ist, zu singen, was er empfindet. Seine Gedichte empfehlen sich durch keine sinnreiche Anlage und Erfindung, — er lebt und dichtet allein dem Augenblicke, — nicht durch kunstreiche Allegorie, — was so aussieht, ist es geworden, ohne daß er es weiß, — nicht durch schlaue Wendungen oder versteckte Anspielungen — wo sie sich finden, da finden sie sich ohne sein Zuthun. Kein müssiger Ueberfluß beschwert sie, keine entbehrliche Verschönerung schmückt sie, kein üppiger Glanz umgiebt sie. Sie sind leicht, ohne leer, zart, ohne gespitzt, süß, ohne süßlich, rund, ohne zugerundet zu seyn. Indem man die kleinen Lieder, oder, wenn man lieber will, die artigen Tändeleyen des Tejers, liest, fühlt man sich allerdings nicht ergriffen, hingerissen, begeistert. Die Lesung einer horazischen Ode, selbst die munterste, launigste, schalkhafteste, giebt unstreitig mehr zu denken, zu entwickeln, zu bewundern, und gewährt vielleicht einen höhern Genuß, als die ernsteste des Anakreon. Aber wenn die naiven Scherze und die muthwilligen Spiele des Griechen keine tiefe Spur in der Seele zurückgelassen, so sind sie darum doch nicht werth- und

gehaltlos. Sie leisten, was eine wohl gewählte Gesellschaft leistet, in deren Mitte die fröhliche Laune unter den Augen der züchtigen Grazie den Vorsitz führt. Man geht aus ihr erheitert hinweg und erinnert sich ihrer mit Wohlgefallen; man verdankt ihr kein wichtiges Wort, keine merkwürdige Rede, aber man verdankt ihr eine anmuthige Unterhaltung und eine vergnügte Stimmung. So ist der Charakter der Lieder Anakreons. Wodurch haben sie ihn erhalten?

Zunächst unstreitig durch den Sänger selbst und durch das eigenthümliche Gepräge seines Geistes und seiner Sitten. So weit wir die Lebensumstände Anakreons kennen, (und die Geschichte hat sich in der Aufbewahrung derselben nicht ganz ungünstig gegen uns bewiesen,) so weit führen alle dahin, uns zu überzeugen, daß er ein liebenswürdiger Mann, ein angenehmer Gesellschafter, offen für die Freude, und den Sorgen verschlossen war. Der erste Theil dieser Behauptung wird schon durch den Umgang, den er genoß, und durch die Aufmerksamkeit, mit der man sich um ihn bewarb, hinlänglich bestätigt. In wessen Nähe die Großen der Erde sich nicht nur wohl befinden, wen sie so gar mit Freundschaft und Geschenken überhäufen r) und

r) Man vergleiche über das zwischen Anakreon und Polykrates obwaltende Verhältniß, unter andern, Hero-

und auf einem ausgerüsteten Schiffe zu sich holen lassen, s) der hat gewiß die gerechte Vermuthung für sich, daß er zu leben weiß und auf einer hohen Stufe von Bildung stehe. Eben so sprechen mehrere Gründe für die Wahrheit des zweyten Theils. Die Zeugnisse der Alten, die sich alle dahin vereinigen, daß der Dichter einen vergnügten Sinn durch die Gunst der Parzen überkommen hatte, t) die Reihe von Geliebten, deren Nahmen in seinen Gedichten lebten und zum Theil noch leben, u) die Unruhe, die ihm der Besitz von wenigen Talenten, die er von Polykrates Güte erhalten hatte, verursachte, x) die Heiterkeit endlich, die ihn auch als Greis nicht verließ und noch im

dot III. 121. Strabo XIV. 638. Stobäus in Sermon. c. 91. p. 508. 511. Tur.

s) Hipparch, sagt Aelian in V. H. VIII. 2., sandte dem Dichter einen Pentekonteros, um ihn nach Athen zu bringen.

t) Worte Julians in Misopog. p. 337. Ed. Spanhem. vergl. die Testimonia Vet. bey Fischer p. 59. u. f.

u) Maximus Tyrius Diss. 24. p. 481. (Ed. Reiskii.) und anderwärts.

x) Anakreon, erzählt Stobäus am angez. O., empfing einst von Polykrates ein Geschenk von fünf Talenten. Nach zwey kummervoll verlebten Nächten, gab er sie ihm zurück, mit den Worten: „Sie sind der Sorge, die ich für sie dulde, nicht werth."

grauen Hare den geſelligen Zirkeln werth machte, y) — alles dieß ſagt uns, daß er zu den ausgezeichnetſten Sterblichen gehörte, die die Welt um ſich her immer in freundlichem Lichte ſehen und in deren Seele es immer ſtill iſt. Aber was iſt es denn, das ſeinen Kleinigkeiten den ſeltnen Reiz verleiht, der uns ſo zauberiſch anſpricht, als gerade der heitere Sinn, der ſich in ihnen ſpiegelt, und die zarte und für das Vergnügen empfängliche Natur, die ſich in ihnen ausdrückt? Wenn das Leben des Dichters ein langer roſenfarbner Morgen war, ſo dürfen wir ſeine Lieder für den Abglanz dieſes ſchönen Morgens halten.

Doch die Gedichte des Tejers ſind nicht bloß die Kinder einer glücklich geſtimmten Seele, ſie ſind ſicher auch die Kinder der glücklichſten Augenblicke. Wenn die griechiſchen Dichter der frühern Zeit, wie man allgemein behauptet, die Gelegenheit zum Singen nicht ſuchten, ſondern die ſich ihnen darbiethende ergriffen, und Geſang und Saitenſpiel nicht getrennt, ſondern gepaart gingen und einander freundſchaftlich unterſtützten, ſo war dieß gewiß bey Anakreon ganz vorzüglich der Fall. Der größte Theil ſeiner Lieder iſt offenbar unter den Augen der Schönheit und mitten im Genuſſe

y) Ode 11. und anderwärts.

der Freude und der Liebe geboren, und auch die wenigen, welche das Spiel einer müßigen Phantasie zu seyn scheinen, wie unter andern die dritte, möchten doch wohl zuletzt ihr Daseyn irgend einem für uns verlornen Umstande zu danken haben. Irre ich nicht, so trägt auch diese Entstehungsart dazu bey, uns einen nähern Aufschluß über die eigenthümlichen Vorzüge, die wir in ihnen wahrnehmen, zu geben. Was unter dem Einflusse der Fröhlichkeit, an der Tafel, im geselligen Zirkel hervorgeht, kann keinen andern, als einen leichten natürlichen und einfachen Charakter haben; was unmittelbar aus der Begeisterung, die Liebenswürdigkeit und Anmuth einflößen, entspringt, kann nichts anders, als ein ungeschminktes Lob, eine kunstlose Artigkeit seyn; was aus dem Herzen, lebhaft und warm, wie es empfunden wird, sich in Worte und Töne ergießt und auflöst, muß nothwendig mit dem Stempel der Wahrheit und Einfalt bezeichnet seyn. Diese letzte Ansicht führt zugleich auf die eigentliche Würdigung jener Erinnerungen an die Flüchtigkeit des Lebens, die Vergänglichkeit des Vergnügens und die Kürze des Genusses, die sich in den Liedern des Dichters finden und nicht selten mit dem hochtönenden Nahmen einer Philosophie Anakreons beehrt werden. Sie sind, unbefangen beurtheilt, weder Beweise einer feinen

Beobachtung, noch Wirkungen einer durch Erfahrung gereiften Moral. Sie sind Empfindungen, die sich von Zeit zu Zeit unwillkührlich in das Leben, und gerade am häufigsten in das fröhliche drängen, Betrachtungen, in denen sich auch die heiterste Phantasie, wenn sie nur nicht lange bey ihnen verweilen darf, wohl gefällt, weil sie die Gegenwart verschönern und dem Genusse selbst eine scheinbare Rechtfertigung darbiethen.

Wie sehr werden endlich nicht die Natürlichkeit, Anmuth und Zartheit, die hervorstechenden Eigenschaften der Gedichte Anakreons, durch den Ton, den er gewählt, durch die Sprache, die er sich gebildet, und durch das Versmaß, das er erfunden hat, unterstützt und befördert! Diese lässig hingeworfenen und doch reizenden Erzählungen, diese leichten und doch sinnreichen Scherze, diese kaum merklichen und doch bedeutenden Anspielungen, — sie scheinen alle in dieser Form allein gefallen zu können, so wie hinwiederum sie die ihnen einzig günstige und entsprechende scheint. Man kann die Gedichte Horazens und anderer Lyriker in neue Formen kleiden und übertragen, ohne daß sie, wenn auch ein Theil ihres Charakters verloren geht, unkenntlich oder unscheinbar werden: aber man kann den artigen Kleinigkeiten des Tejers kein anderes Gewand umwerfen, wenn

man sie nicht ganz auflösen und das Innerste ihres Wesens zerstören will. Nur in dieser Hülle offenbart sich den Sinnen die flüchtige Grazie, die, wie man mit Recht behauptet, die Vertraute des Sängers war; nur in diesen Umgebungen entfalten sich alle ihre mannigfaltigen Reize, und weder mehr, noch weniger, als sie sollen; nur in diesem Rhythmus weiß sie sich einfach und zierlich zugleich auszudrücken. Wir dürfen uns und unserer bildsamen und für den Ausdruck aller Schönheiten empfänglichen Sprache Glück wünschen, daß es einem unserer vorzüglichsten Dichter möglich gewesen ist, diese Grazie wieder zu geben, z) während sich einer der einsichtsvollsten französischen Kunstrichter a) zu dem Bekenntnisse gezwungen sieht, daß die seinige nicht fähig sey, Anakreons Manier aufzufassen. „Es herrscht, sagt er, in dem Originale eine Weichheit, ein Ton, eine Zartheit in den Schattirungen, und eine leichte und anmuthige Einfalt, die der Fleiß des Uebersetzers nicht erreichen kann. Dieß sind Züge, die zu leise angedeutet sind, um in dem Abdrucke nicht zu viel

z) Nach meiner Ueberzeugung, kann die Verdeutschung Anakreons von Ramler, die H. Spalding (Berlin 1801.) herausgegeben hat, gegründeten Anspruch auf dieses Lob machen.

a) La Harpe in dem Cours de Litterature. Tom. II. p. 106.

zu verlieren. Anakreon dichtete mit Begeiſterung, wir überſetzen mit Anſtrengung. Laßt uns ihn nicht überſetzen!“ *b*)

b) Ein ähnliches aber mehr beſtimmtes und aus den Eigenheiten der franzöſiſchen Sprache hergeleitetes Urtheil fällt Auſon in der Vorrede zu ſeinen Odes d'Anacréon; traduction nouvelle. Paris, 1785. chez Dupont.

Die spätern

Lehrgedichte der Griechen.

Aratus, Nikander, Oppian, Dionysius Periegetes.

So weit auch immer die Dichter, deren Charakteristik diese Uebersicht verspricht, der Zeit nach, a) auseinander liegen, so nahe sind sie gleichwohl in mehrern Hinsichten mit einander verwandt, und berechtigen daher zu einer gemeinsamen Beurtheilung. Sie gehören, wenn auch keiner von ihnen in Alexandrien selbst lebte, doch sämmtlich in die Reihe der alexandrinischen Dichter. Die Gattung von Poesie, die sie alle anzubauen

a) Der erste lebte, nach Sarius, 270 Jahre vor Chr., der letzte unter August; doch liegen zwischen ihnen keine berühmten griechischen Dichter weiter, als Apollonius, der Rhodier, und Meleager, der Sammler der bekannten Anthologie.

versuchten, ist die des wissenschaftlichen Lehrgedichtes. Die Manier, in der sie arbeiteten, ist, im Ganzen genommen, ebenfalls nur eine, — die gelehrte. Ihre Vorzüge und Mängel endlich entspringen, wie die Folge zeigen wird, aus einerley Quelle, und sind mehr dem Grade, als der Art nach, verschieden.

Die erste Stelle unter ihnen, nimmt, wie der Zeit, so dem Werthe nach, unstreitig Aratus ein. Dieser Dichter, der aus Soli, einer Stadt in Cilicien, abstammte, und den größten Theil seiner Tage an dem Hofe des macedonischen Königs Antigonus Gonatas', dessen Regierungsantritt in die 125ste Olympiade fällt, zubrachte, hatte sich, mehrern von den Alten uns überlieferten Nachrichten zufolge, auf die Arzneykunst gelegt und übte wahrscheinlich auch die von ihm erlernte Wissenschaft aus: aber nicht zufrieden, bloß Arzt zu seyn, befleißigte er sich zugleich, unter den berühmtesten Lehrern seiner Zeit, der Erlernung der Kritik, Philosophie und Mathematik und umfaßte dergestalt alle die Kenntnisse, die wir fast bey allen Dichtern aus den Tagen der Ptolemäer antreffen. Eben so rühmlich wetteiferte er mit mehrern derselben in der Anwendung, die er, als Schriftsteller, von seiner Gelehrsamkeit machte. Er verfaßte, wie die Titel seiner Schriften außer Zweifel setzen, wissenschaftliche Werke über Heilkunde

und Aſtronomie, beſchäftigte ſich, nach dem Beyſpiele eines Kallimachus, Apollonius und andrer, mit der Auslegung Homers, und baute noch überdem das elegiſche, lyriſche und didaktiſche Feld der Dichtkunſt an. *b*)

Es iſt bekannt, daß von ſeinen proſaiſchen Schriften keine, und von ſeinen poetiſchen Verſuchen nur zwey, und vielleicht nicht die vorzüglichſten, auf uns gekommen ſind: denn wir beſitzen weder ſeine Elegien, noch ſeine Hymnen, ſondern bloß zwey didaktiſche Werke, Phänomena und Dioſemea genannt, von denen jenes die Lage und Erſcheinung der Geſtirne am Himmel beſchreibt und dieſes die Witterung aus natürlichen Zeichen vorher zu erkennen lehrt. Zwar wenn wir die Achtung, mit welcher das Alterthum von dieſen Arbeiten redet, und insbeſondere den Fleiß, den drey berühmte Römer, Cicero, Germanikus und Avien, auf die Ueberſetzung derſelben gewandt haben, in Erwägung ziehen, ſo dürfte es faſt ſcheinen, daß das Schickſal ſich nicht ungünſtig gegen uns bewieſen habe, da es gerade dieſe Gedichte er-

b) Die Belege zu dem hier geſagten liefern die Vitae Arati Solenſis, geſammelt in der von H. Buhle beſorgten Ausgabe des Dichters, Tom. II. p. 427., und die mit ihnen zu verbindende Commentatio des genannten Gelehrten de Arati vita, ingenio, ſcriptis u. ſ. w. p. 447. u. f.

hielt. Wie sichs indeß hiermit verhalte, — mögen die genannten drey wirklich das Beste von allem, was Arat schrieb, gewählt haben, oder durch zufällige Umstände in ihrer Wahl geleitet worden seyn, ich werde mich wenigstens bemühen, unabhängig von dem Lobe der Alten und von dem Tadel der Neuern, den Werth beyder Lehrgedichte zu würdigen.

Die erste Frage, auf die man bey der Beurtheilung des astronomischen Gedichtes Arats geräth, ist natürlich keine andere, als die: ob er überhaupt wohl that, sich an einem solchen Gegenstande zu versuchen. Ungeachtet mehrere der neuern Kritiker keinen Anstand genommen haben, sie geradehin zu verneinen, so bekenne ich doch, daß ich ihnen in dieser Hinsicht nicht beypflichten kann. Wenn man seine Aufmerksamkeit auf den Sternenhimmel richtet, wie sich der Grieche ihn dachte, und die Menge von Göttern und Göttinnen, Heroen und Heroinen, Thieren und Pflanzen, Geräthen und Werkzeugen aller Art, womit er ihn bevölkerte und anfüllte, ins Auge faßt, wenn man ferner die Reihe von Mythen, an welche die Versetzung jener, lebendigen und leblosen, Wesen unter die Sterne geknüpft war, und der erstern heitern und anmuthigen Inhalt erwägt, wenn man sich weiter erinnert, daß nicht etwa bloß eine, sondern öfters drey und mehr Mythen

zur Erklärung eines Sternbildes vorhanden sind, und hier Reichthum, nicht Armuth obwaltet, endlich, wenn man, wie billig, auch die Einbildungskraft des Dichters, die sich der Bearbeitung dieses Stoffes unterzieht, in Anschlag bringt, so scheint die Aufgabe, die Arat sich vorlegte, nichts weniger, als verwerflich. Warum, fragt man sich, hätte nicht aus so schönen und mannigfaltigen Fäden ein didaktisch-episches Gedicht, — ein Gedicht in der Manier der Verwandlungen Ovids, seinem Hauptinhalte nach erzählend, und lehrreich zugleich durch die beobachtete Ordnung und Folge der Sternbilder, entstehen und das Nützliche mit dem Angenehmen verwebt werden können? Eine Sphäre, die an sich schon so groß ist, kann durch die Dichtung unendlich werden und die Behandlung dieses Gegenstandes für den Dichter um so weniger mit Schwierigkeiten verbunden seyn, da er seine Sorge nicht auf die Erfindung neuen Stoffes, sondern auf die Benutzung des vorhandenen richten darf.

Vielleicht werden wenige seyn, die, wenn sie den Arat zum ersten Mahl in die Hand nehmen, nicht auf diese oder eine ähnliche Ausführung rechnen, und sollte man sie überspannter Foderungen beschuldigen können, da er einem Zeitalter angehört, das in dem Rufe steht, gelehrte Darstellungen zu lieben und in dem Gebrauche der Mythen

eher zu verschwenderisch, als zu sparsam zu seyn. Aber wie sehr sieht man sich nicht, wenn man mit den Gedichten näher bekannt wird, getäuscht! Man überzeugt sich dann bald, daß der didaktische Ton der ausschließend herrschende, und Unterricht der höchste Zweck und das einzige Augenmerk des Dichters ist. Arat, seine Blicke unverwandt auf die Himmelskugel richtend, geht von einem Sternbilde zum andern fort, bestimmt die Stelle eines jeden nach dessen Lage und Stand zu dem vorhergehenden oder nachfolgenden, hebt die merkwürdigsten Sterne aus, die es bilden, und bezeichnet sie nach ihrem Glanze, und nennt sie nach ihrem Nahmen. Dieser einförmige Gang dauert vom Anfange des Gedichts bis zum Schlusse. Es ist, wenn auch nicht, wie mehrere Alten berichten, der, auf Befehl des Antigonus, versificirte Himmelsspiegel des knidischen Astronomen Eudoxus, c) doch offenbar nichts mehr und nichts weniger, als eine Uranographie in Versen.

Unstreitig war diese Ansicht auch die des scharfsinnigen Quintilian. „Der Stoff Arats, sagt er, d) ist ohne Bewegung. Nirgends offenbart

c) Man vergleiche Buhle in der angezogenen Abhandlung p. 463. u. f.

d) In Instit. orat. X. 1. p. 893. Edit. Burmann. Die Einwendungen, die Barth in seinen Adverf. I. c. 15. gegen diesen kritischen Ausspruch erhebt, sind der Mühe der Beleuchtung nicht werth.

ſich Mannigfaltigkeit, nirgends Leidenſchaft. Keine Perſon tritt handelnd auf, Niemand wird redend eingeführt. Was er vermochte, hat er in der Fabel der Jungfrau gezeigt; in den übrigen leiſtet er, was er wollte. Doch genügt er der Arbeit, der er gewachſen zu ſeyn glaubte.“ Was hier der römiſche Kunſtrichter über Arat, zunächſt allerdings in Beziehung auf den Redner und deſſen Bedürfniſſe urtheilt, das gilt, nach meinem Bedünken, ohne alle Beziehung und beſondere Rückſicht. Verlangt man von einem Gedichte, das uns zur Kenntniß des geſtirnten Himmels verhelfen ſoll, bloß eine deutliche Bezeichnung und Beſchreibung der Sternbilder in einer reinen gewählten Sprache und wohlklingenden Verſen, ſo befriedigen Arats Phänomena dieſen Wunſch ſo vollkommen, als es ungefähr nach dem damahligen Stande der Aſtronomie und den angeſtellten Beobachtungen des Himmels möglich war. Geht man dagegen in ſeinen Foderungen weiter, erwägt man die Vortheile, die ſich einem griechiſchen Dichter zur Ausführung eines auf die Aſtrognoſie berechneten Werkes darbothen, und bildet ſich darnach ſein Ideal, ſo bleibt Arat offenbar gar ſehr hinter dieſem zurück. Sein Gedicht ſchleicht in einer trägen Einförmigkeit dahin und gewährt, gleich einer von Anhöhen und Geſträuch nur ſelten unterbrochenen Landſchaft, immer die-

ſelbe Anſicht. Der Leſer wünſcht ſeinen Standpunkt zu verändern und wird auf dem nähmlichen feſtgehalten; er hofft in dem Umgange des Dichters die Schule zu vergeſſen, und kommt nicht aus ihren engen Gränzen heraus. Ein Paar Stellen zum Beweis und zur Probe.

Das Sternbild des Stiers, das von ſelbſt an den Stier der Europa, an den von Paſiphaen geliebten, an den marathoniſchen, den Theſeus erlegte, und an die verwandelte Jo erinnert, ſchildert Arat (V. 167 — 178.) alſo:

Nah an des Fuhrmanns Füßen erſcheint der gehörnte, ſich weithin
Streckende Stier; ihn verrathen der treffenden Merkmahle viele:
Doch iſt der kenntlichſte Theil der Kopf. Kein anderes Merkmahl
Möchte leichter das Haupt des Stieres bezeichnen: ſo herrlich
Strahlt es hervor, gebildet von rings es umkreiſenden Sternen.
Auch ihr Nahme wird öfters gehört: denn warlich nicht ruhmlos
Unter den übrigen ſtehn die Hyaden, welche die ganze Stirne des Stieres mit Glanz beſtreun. Die Spitze des linken
Horns und den rechten nach ihr hinſtrebenden Fuß des Fuhrmanns
Zeichnet ein einziger Stern: doch bewegen beyde vereint ſich.
Aber zeitiger ſtets, als der Fuhrmann, ſinket in Weſten
Unter der Stier, wiewohl er geſellig herauf ihn geleitet.

Das reichhaltige und auf so viele poetische Ideen leitende Sternbild der Plejaden wird also (254 bis 267.) beschrieben:

Ueber dem linken Knie des Perseus treten in Haufen
Alle Plejaden hervor, doch ist die Fläche des Raumes,
Den sie besitzen, nur klein, und matt der Schimmer von allen.
Sieben wandelnde rühmt das Geschlecht der sterblichen Menschen;
Gleichwohl strahlen nicht mehr, als sechs, dem Auge des Spähers.
Doch hat nie sich ein Stern an Zevs Gewölbe verloren,
Seit wir von ihnen zuerst erzählen hörten, und fruchtlos
Trägt es die Fabel umher; auch nennt man sieben mit Nahmen,
Merope dich, und Celäno, Alcyone dich, und Elektra,
Sterope, Taygete und die hochverherrlichte Maja.
Alle zusammen sind klein und glanzlos, aber gefeyert
Kreisen sie Morgens und Abends dahin, nach Jupiters Willen,
Der sie des Sommers Beginn und den Kälte bringenden Winter
Und die Zeiten der Saat uns zu verkünden erwählte.

Auf diese Weise geht Aratus von Sternbild zu Sternbild fort und vollendet dergestalt seinen Lauf, richtig in seinen Angaben und Bestimmungen, genau und, wenn man nicht zu viel verlangt, auch zierlich in seinem Ausdrucke, allein immer kalt und leblos, oder, wie Quintilian sagt, ohne Bewegung.

Zwar ganz ohne Abwechselung und Schmuck ist er nicht. Vielmehr hat er, — ich wiederhole die Worte des genannten Kunstrichters, — was er vermag, in folgendem Gemählde der Jungfrau (96 — 136.) gezeigt:

Unter den beyden Füßen des lichten Bootes erhebet,
Strahlend, die Jungfrau sich, mit der funkelnden Aehr' in den Händen.
Sey nun die ruhig dahin sich Bewegende von dem Asträus
(Als den Vater der ältern Gestirne nennt der Ruf ihn,)
Oder von andern gezeugt, — genug, in der Mitte der Menschen,
Blühet die Sag', es habe vordem auf Erden die Jungfrau
Unter der Sterblichen Augen gelebt und gewandelt und weder
Jener Männer Geschlecht, noch der Weiber Zirkel vermieden,
Sondern, wiewohl unsterblich, vertraut sich zu beyden gesellet.
Dike ward sie von ihnen genannt. Versammelnd die Greise
Bald auf offenem Markt, und bald in geräumigen Straßen,
Lehrte sie alle mit Fleiß, was Recht und Gesetze gebiethen.
Damahls wußten sie nichts von Unglück bringender Fehde,
Nichts von wüthendem Zank und nichts von verheerendem Aufstand.
Schuldlos lebten sie so. Das Meer ward keinem gefährlich,

Und

Und das Bedürfniß gewann für sie kein Schiff in der Ferne,
Sondern der Stier und der Pflug. Sie selbst, die Völker verehrte
Spenderinn, Dike, verlieh im Ueberfluß herrliche Gaben.
Also segnete sie in dem goldnen Alter die Erde.
Seltener theilte sie schon in dem silbernen, seltner und nicht mehr
Allen sich mit, vermissend der Verwelt reinere Sitte.
Dennoch weilte sie noch bey den Menschen jenes Geschlechtes.
Einzeln stieg sie zur Zeit der Dämmerung von den erhabenen
Bergen herab und trat zu keinem mit freundlichen Worten;
Sondern hatten mit Volk sich die weiten Hügel gefüllet,
Dann erschien sie und schalt der Thoren Frevel und drohte:
„Bald, bald werd' ich nicht mehr mich sichtbar dem Rufenden nahen.
Aus dem goldnen Geschlecht der Väter ist ein verderbt'res
Aufgegangen, und euch wird ein verruchteres folgen.
Schon vernehm' ich des Krieges Geräusch und sehe mit Strömen
Blutes die Felder bedeckt und Schmerz sich paaren mit Unglück."
Also sprach sie und ging in die Berge zurück und entzog sich
Dem noch immer hinauf nach ihr gewendeten Auge.
Endlich erlosch auch dieses Geschlecht, und das eherne keimte
Auf, an Frevel besiegend die früher lebenden beyden.
Dieses führte zuerst und stets das verheerende, freche
Schwert aus Erz und schmauste zuerst die pflügenden Stiere.

Da, voll Zornes, entriß sich Dike dem argen Geschlechte,
Flog zum Himmel empor und ließ in der Gegend sich nieder,
Wo in den Stunden der Nacht noch heute den Menschen die Jungfrau
Herrlich erscheint, in der Nähe des weitgesehnen Bootes.

Aber so gar dieses, an sich unverächtliche, Gemählde, — spricht es für die poetischen Anlagen Arats, oder erweckt es nicht vielmehr Zweifel gegen sie? Sind nicht die besten und kräftigsten Züge aus Hesiods Schilderung der Weltalter entlehnt? Hat der spätere Dichter aus der Fülle seines Geistes neue bedeutende hinzugefügt, und welche? Ist das Ganze reicher, darstellender, lebendiger durch ihn geworden? Und gleichwohl hat der römische Kunstrichter sehr Recht, wenn er dieser Stelle, in Hinsicht auf Poesie, den Vorzug vor den übrigen zuerkennt und sie als den Maßstab dessen, was Arat zu leisten fähig war, ansieht. Zwar giebt es noch einige hervortretende, wie die Einleitung zu dem Gedichte (V. 1 — 18.), die Warnung das Meer zu beschiffen, wenn die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trete (V. 287 — 299.), eine ähnliche, durch das Hervorgehen des Altars veranlaßte (V. 408 — 430.), und die Beschreibung der Milchstraße (V. 469 — 479.): allein keine von

allen erhebt sich über die vorige, und keine über das Gewöhnliche. *)

Arats uranographisches Gedicht empfiehlt sich wenigstens durch die Wichtigkeit des Gegenstandes. Man liest es, um sich zu unterrichten, und legt es, wenn man keinen andern Zweck, als diesen, beabsichtigt, nicht unbefriedigt aus der Hand. In seinem zweyten Gedichte, was Prognostika überschrieben ist und sich mit den Vorzeichen der Witterung beschäftigt, wird man weder durch den eben nicht sehr lehrreichen und einladenden Stoff angezogen, noch durch die Ausführung und Behandlung desselben auf irgend eine Weise entschädigt. Was für Anzeichen oder Vorbothen, zur Bestimmung des Wetters, Erfahrung und Aberglaube in den Erscheinungen an Sonne, Mond und Sternen, Bäumen, Pflanzen und Blumen, vierfüßigen Thieren, Vögeln und andern Dingen wirklich entdeckt oder zu entdecken gewähnt haben,

*) Wenn daher H. Buhle p. 472. sagt: Insignis est utique in carminibus Aratels ars, qua formae coelestes deinceps descriptae sunt; so stimmt man ihm hierin gern bey. Wenn er aber fortfährt: Delectat harum descriptionum ordo simul et varietas; ornatae sunt illae mythis, non oneratae, so kann man nicht umhin zu wünschen, daß die varietas größer und der ornatus ex mythis mit nicht so karger Hand ausgestreut seyn möchte.

— dieſe alle hat Arat in mehr als vier hundert Verſen geſammelt und in poetiſche Wörter und Redensarten gekleidet. Aber damit iſt auch ſein Verdienſt ausgeſprochen und der Werth ſeines Verſuches beſtimmt. Nirgends eine Blume auf dem weiten dürren Gefilde, nirgends ein anmuthiger Platz zum Ausruhn. Alles iſt trocken und dürftig, die Wahrnehmungen nicht geordnet, ſondern an einander gereiht, und der ermüdenden Wiederholungen nicht wenige. Die gründlichſte Kritik über dieß Werk Arats hat unter den Alten Virgil, der Dichter, von welchem, wenn je von einem, der Ausſpruch gilt, daß er ſich nie etwas Unſchickliches zu Schulden kommen laſſe, gefällt. Wer erinnert ſich nicht der ſchönen, aus etwa hundert Verſen beſtehenden, Stelle über die Wetter-Anzeichen, die in das erſte Buch ſeines Landbaues verwebt iſt? Das meiſte iſt aus Arats Diosemeen geſchöpft, aber der verſtändige Nachbildner hat nicht allein durch ſein Verfahren zu erkennen gegeben, daß, nach ſeinem Urtheile, Wetter-Vorzeichen nur der Schmuck, nicht der Stoff, Epiſode, nicht Inhalt eines Gedichts werden können, ſondern auch aus dem bunten Gemengſel der aratiſchen Vorbedeutungen gerade diejenigen ausgeſondert, die ſich durch die Erfahrung als die wirklich bedeutendſten und zuverläßigſten bewähren,

und dieſe ſo vorſichtig ausgeſonderten durch die Poeſie des Styls unendlich veredelt *f*)

Nikander aus Kolophon, ebenfalls Arzt und gelehrter Grammatiker, *g*) und Prieſter des klariſchen Apolls, *h*) blühend in der 158. Olympiade, unter Attalus dem dritten, dem Könige von Pergamus, dem eines ſeiner verloren gegangenen Werke zugeeignet war, verdankt die Erhaltung ſeines Nahmens hauptſächlich ſeinen beyden auf uns gekommenen Gedichten, die gewiſſer Maßen ein Ganzes ausmachen und halb naturhiſtoriſchen, halb mediciniſchen Inhaltes ſind. Das eine nähmlich, Theriaka überſchrieben, beſchäftigt ſich mit der Aufzählung und Charakteriſirung der giftigen oder vielmehr durch den Biß vergiftenden Thiere und fügt der Beſchreibung derſelben von Zeit zu Zeit die, zur Heilung der Wunden dienlichen, Mittel bey. Das zweyte, Alexipharmaka, redet von den

f) Eine ſo mahleriſch-ſchöne Stelle, wie die von dem Niſus und der Scylla beym Virgil (404 — 409.) iſt, ſucht man in den ganzen Dioſemeen vergebens.

g) Wie ſeine theils noch vorhandenen, theils untergegangenen Schriften, die Fabricius in B. Gr. IV. p. 348 nennt, beweiſen.

h) Suidas und Eudocia, vergl. Schneider ad Alexiph. p. 81. 82.

in Speise und Trank genossenen Giften und deren Wirkungen und bemerkt die in jedem Falle am zweckmäßigsten anzuwendenden Gegengifte. Der Kenner der Naturgeschichte und der Arzt können vielleicht zweifelhaft seyn, wie hoch oder wie gering sie den Werth dieser Werke anschlagen sollen, je nachdem sie der Belehrung, die sie aus beyden schöpfen, oder dem zufälligen Vergnügen, das ihnen die Vergleichung des alten und neuen Zustandes der Toxikologie gewährt, einen größern Einfluß auf ihr Urtheil gestattet; i) der Mann von Geschmack und der Kunstrichter können es auf keine Weise, sondern werden sich vielmehr in ihren Aussprüchen leicht vereinigen.

Unstreitig ist der Stoff, den Nikander zur Bearbeitung wählte, ohne Vergleich spröder und undankbarer, als der, dem Arat seinen Fleiß widmete. Es läßt sich begreifen, wie ein Dichter, mit einer lebhaften Einbildungskraft, hingerissen von dem Anblicke des gestirnten Himmels, ihn zu besingen bewogen werden und, wenn er ihn mit den Augen eines Griechen betrachtet, seinem Gesange Abwech-

i) So sagt z. B. Haller in der Bibl. botan. Tom. I, p. 54. über die Alexipharmaka: Descriptio vix ullas symptomata fuse recensentur et magna farrago et incondita plantarum subiicitur. Und die Theriaka sind ihm longa, incondita et nullius fidei farrago. Günstiger urtheilt Sprengel in der Geschichte der Arzneykunst, Th. I. S. 424. u. f.

selung, Leben und Anmuth zu geben sich überreden darf: aber man versteht durchaus nicht, wie Schlangen und Skorpionen, Blutigel und Eidechsen, Rindsblut und Laab, Gifthut und Bilsenkraut, Schierling und Schwämme, Bleyweiß und Silberglätte zu begeistern, noch wie Jemanden die schädlichste aller Eigenschaften, die an Thieren, Gewächsen und Mineralien haften, die giftige, zur poetischen Darstellung aufzufodern vermag. In den Gegenständen liegt nicht das mindeste, was zu ihnen hin-, dagegen unendlich vieles, was von ihnen abzieht. Schon in der Natur wendet man von so manchem, worauf Nikander die Aufmerksamkeit lenkt, das Auge weg, und er darf glauben, daß man es in der Nachahmung schön finden und mit Wohlgefallen betrachten werde. Die Fabel- und Mythen-Welt hängt mit der wirklichen, die er schildert, durch keine Fäden zusammen, und er hofft die eine an die andere zu knüpfen, oder der erstern entbehren zu können! Der Inhalt seiner wirklichen endlich ist so groß und ihr Gehalt so gering, und er verzweifelt nicht, dieß Mißverhältniß zu überwinden! Welche Hülfsmittel hat er in sich gefunden, oder aus sich hervorgerufen, um eine solche Aufgabe zu lösen? Welche Kräfte in Bewegung gesetzt, um der todten Materie Bewegung zu geben?

Die Wahrheit zu gestehen, keine. Nikander in seinen beyden Gedichten ist durchaus nichts weiter, als einfacher Erzähler oder trockner Beschreiber. Was er an den giftigen Thieren, den wahren sowohl als den fabelhaften, — denn auch an Mährchen fehlt es seinen Berichten nicht, *k*) — für unterscheidende Kennzeichen bemerkt, oder aus dem Munde der Sage überkommen, was er für eigenthümliche, aus Vergiftungen herrührende, Zufälle und Folgen an dem menschlichen Körper beobachtet, was Erfahrung, um beyden zu begegnen, gelehrt und ihm als bewährt und anwendbar empfohlen hat, — das und mehr nicht giebt er, und nackt, wie es ihm Geschichte und Wissenschaft darbiethen, wieder. Sein ganzes Verdienst besteht in der Kunst, diese unpoetischen widerstrebenden Gegenstände in einen wohlgerundeten Hexameter einzuschließen und ihnen durch verschönernde Beywörter und von dem Gewöhnlichen abweichende Wortstellungen eine höhere Bedeutung zu geben, als sie an sich nicht haben. Selten nur gelingt es ihm einen tauglichen Umstand oder eine glückliche Anspielung aus der Mythologie und alten Geschichte aufzufassen und für seinen Zweck zu benutzen, und eine Dichtung von Werth kommt

k) Man sehe, was er von den Basilisken, dem giftigen Bisse der Spitzmaus und der Erzeugung der Weepen aus faulendem Pferdefleische erzählt.

bey ihm gar nicht vor. Vergebens laufe ich die ganzen Alexipharmaka durch, um auf eine Stelle zu treffen, die einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß sie im Deutschen nicht ganz mißfallen werde. Ich muß mich schon an die Theriaka, das von Seiten der Poesie unstreitig bessere Gedicht, halten, um eine solche zu finden. Hier ist (V. 282 — 319.) die Beschreibung des Hämorrhous oder der Kupferschlange. *l*) Aus ihr mögen die Leser das Dichtungsvermögen Nikanders beurtheilen.

Itzt laß' ohne Verzug dir den frechen Hämorrhous schildern,
Ihn, der nirgends so gern, als in Felsenklüften, verweilet,
Und, sein enges Gemach sich in stachlichten Dornen bereitend,
Dahin, nach dem Genuß des Fraßes, flüchtet und hauset.
Seine Länge beträgt einen Fuß wohl, aber die Breite
Nimmt vom feurigen Kopf stets ab und verläuft sich zur Spitze.
Bald erscheinet von Farb' er schwarz, bald wiederum brennend.
Schmal und enge genug ist des Unthiers Hals und vom After
Hängt der gestutzte Schweif, sich stark abründend, hinunter.

l) Des Coluber lebetinus, für den sie Sprengel am a. O. nimmt, oder der forskalischen Natter bey La Cepede, Th. III. S. 250. der deutschen Uebersetzung.

Zwey hellschimmernde Hörner erhebt es über der Stirne,
Augen zeigt es, an Glanz des Parnops *m*) Augen vergleichbar,
Und ein scheusliches Haupt, das keck und schrecklich emporstarrt.
Queer stets, wie der Cerast, den kleinen Körper bewegend, *n*)
Drückt es den Bauch an die Erd', und rauschet leise und linde,
Mittelst der Schuppen, im Gehn, als schlich es durch rasselnde Stoppeln.
Bist du gestochen, so läuft im ersten Beginnen die Wunde
Schwarzblau an; es durchtoben das Herz unsägliche Schmerzen;
Aufgereizt wird alles im Innersten, und in der ersten
Nacht schon rinnet, vermischt mit dem Gifte des gallichten Geifers,
Dir aus Nase und Schlund das Blut und quillt aus den Ohren.
Was du trinkest, entgeht blutroth gefärbt dir, und Wunden
Spalten die trockne Haut und brechen hervor an den Gliedern.
Möge doch mindestens nie des Hämorrhous Weibchen dich stechen!
Fasset dich dieses, so schwillt das Zahnfleisch stracks dir im Munde;
Häufig, nicht tröpfelnd, entrinnt das Blut den Wurzeln der Nägel;

m) Eine Heuschreckenart, die auch Kornops heißt.

n) Darum, wie Gorräus, der beyde Werke Nikanders ungemein glücklich in lateinische Verse übersetzt hat, in der von ihm besorgten Ausgabe (Parisiis, 1557. 4.) p. 84. ganz richtig bemerkt, weil Helena, (man vergl. V. 316.) ihm das Rückgrat zerbrochen hatte.

Und, vom giftigen Geifer zerfreſſen, modern die Zähne.
Helena, wenn uns der Ruf nicht täuſcht, die Unſelige, ſtrafte
Dieſes Geſchlecht, als ſie, Troja verlaſſend, das Schiff nach des Niles
Mündung lenkte, dem Sturm des feindlichen Nords zu entrinnen.
Hingeſtreckt in den Sand des Ufers, ruhebedürftig,
Lag Kanobus, der Lenker des Steuers; da wickelte plötzlich
Eine Hämorrhois ſich um des Schläfers Nacken und drückte
Ein ihm den giftigen Zahn und befleckte ſein trauriges Lager.
Aber Helena knickte die Natter und brach ihr des Rückens
Bänder und Wirbel entzwey, und nach außen ſtrebte das Rückgrat.
Einzig hinken ſeitdem der Hämorrhous und der gebogene
Krumme Ceraſt und tragen der Mißgeſtaltung Beſchwerden.

Ich glaube Nikandern auf keine Weiſe zu nahe zu treten, wenn ich behaupte, daß in ſeinen Gedichten ſchwerlich eine beſſere Stelle, als die von mir ausgehobene, und nur wenige, die ſich mit ihr vergleichen dürfen, zu finden ſind.

An Nikander ſchließt ſich Oppian, aus Corykus in Cilicien, blühend unter der Regierung des Kayſers Commodus *o*) und unbezweifelter

o) Oder um das Jahr 180. Man vergl. Schneider in den Noten zum Oppian p. 345. u. f. und vorzüglich p. 404. und Fabricius in B. Gr. Tom. V. p. 591.

Verfaſſer der Halieutika, eines Lehrgedichts über die Fiſche in fünf Büchern, von denen das erſte den Aufenthalt und die verſchiedenen Fortpflanzungsarten der Fiſche, das zweyte ihre Lebensweiſe, Waffen und Kriege, und die drey übrigen die mannigfaltigen Anſtalten, die der erfinderiſche Fleiß des Menſchen, ſich ihrer zu bemächtigen, getroffen hat, aus einander ſetzen. Zwey Unterſchiede fallen, wenn man den Nachfolger mit dem Vorgänger zuſammenhält, ſogleich in die Augen und verdienen bemerkt zu werden.

Erſtlich. Nikander und Oppian haben beyde aus der Naturgeſchichte den Stoff zu ihren Gedichten gewählt, aber der letztere offenbar mit mehr Vorſicht und Glück. Selbſt für den Liebhaber jener Wiſſenſchaft iſt das Reich der Gewäſſer in den trocknen Berichten des Syſtematikers ungleich anziehender, als die Beſchreibung der Giftthiere und Giftpflanzen. Wie ſollte, was in der ſchlichten Darſtellung des Erzählers unterhält und vergnügt, nicht in der verſchönerten des Dichters die Aufmerkſamkeit feſſeln und gefallen? In dem Baue und in der Geſtalt der Fiſche, in ihrer Art ſich zu nähren und zu vervielfältigen, in ihren feindſeligen Angriffen auf einander und in ihrer Vertheidigung, — überall giebt es ſo viel Eigenthümliches zu bemerken und ſo viel Sonderbares und Auffallendes auszuziehen, daß die Anordnung

und Zusammenstellung desselben nothwendig ein nicht bloß belehrendes sondern auch unterhaltendes Ganzes bilden muß. Das Geschlecht der Schlangen und Nattern dagegen gewährt, zumahl, wenn beyde in einer einzigen Beziehung, ich meine von Seiten ihrer Schädlichkeit, betrachtet werden, nicht die mindeste Mannigfaltigkeit und Abwechselung. Der Dichter kann durchaus nichts anders thun, als sie nach ihren wesentlichen Kennzeichen beschreiben und auf ihre größere oder geringere Gefährlichkeit aufmerksam machen, und mehr hat Nikander bekanntlich auch nicht gethan. Oppian kann dem Natur-Historiker seine Merkmahle lassen. Er darf hoffen, durch eine allgemeine Schilderung des Wasserreichs und der, in ihm obwaltenden, eignen Oekonomie Aufmerksamkeit zu erregen und die einzelnen merkwürdigen Bewohner desselben noch durch anziehendere Charaktere, als die äußere Gestalt darbiethet, kenntlich zu machen.

Zweytens. Wie Oppian in der Wahl des mehr poetischen Gegenstandes Nikandern vorgeht, so zeichnet er sich auch durch die Richtung, die er genommen, und durch den Zweck, den er verfolgt hat, vor ihm aus. Nikanders Aufgabe liegt im Gebiethe der praktischen Arzneykunde, — er lehrt Vergiftungen heilen. Oppian hält sich im Bezirke der freyen regen Natur. Er führt uns hinaus auf Ströme, Seen und Meere. Es werden Neu-

sen gelegt, Angeln bereitet, Netze ausgeworfen. Der starke Fisch wird überwältigt, der einfältige ergriffen, der schlaue belistet. Die Beschäftigung, die er singt, war vormahls einer der angenehmsten Genüsse der müssigen in ihren Villen schwelgenden Römer, ist heute noch der Zeitvertreib der Großen, die an den Küsten des Meeres wohnen, und wird selbst von denen, die in der Nachbarschaft fischreicher Ströme und Landseen leben, nicht verschmäht. Ein Unterricht kann nicht mißfallen, der für die Neugierde so vieler und, was mehr sagen will, auch für ihr Vergnügen berechnet ist. Es ist vielmehr längst ausgemacht, daß man nie glücklicher lehrt, als wenn man die Neigung der Menschen an seinen Vortrag zu knüpfen und ihnen angenehme und unterhaltende Aussichten zu eröffnen weiß.

Indeß bey allen diesen Vorzügen, die Oppian, in Absicht des gewählten Gegenstandes und der mehr dichterischen Anlage, vor Nikandern voraus hat, — wer könnte sich verhehlen, daß er gleichwohl ein nichts weniger als anziehendes Gedicht zu Stande gebracht hat? Es gehört in der That eben so viel Anstrengung dazu, seinen didaktischen Versuch, als den seines Vorgängers, zu lesen, und man legt den spätern nicht befriedigter aus der Hand, als den frühern. So rein und zierlich die Sprache und so rund und geglättet der Vers

ist, so können beyde doch nicht für die Abwesenheit höherer Schönheiten entschädigen, noch bewirken, daß man die unendliche Trockenheit des Ganzen vergißt. Nur mit Mühe windet man sich durch diese fünf Bücher, deren jedes aus mehr als sechs hundert Versen besteht, hindurch und fühlt, als Dichter, weder Lust noch Beruf in sich, sie zum zweyten Mahle durchzulesen. Alles, was man für seine Anstrengung gewinnt, ist die Ueberzeugung, „daß ein Gedicht nicht bloß fehlerfrey, sondern, um zu gefallen, auch lieblich seyn und sich des Herzens bemächtigen müsse."

Und die Ursache des Mißlingens? Mich dünkt, sie falle von selbst in die Augen. Es ist keine andere, als die ermüdende Weitschweifigkeit und Ausführlichkeit, mit der Oppian seinen Gegenstand behandelt. Statt uns große und allgemeine Uebersichten zu geben, verfolgt und faßt er immer das Einzelne. Statt uns in die Natur selbst zu versetzen und zu unmittelbaren Zeugen und Theilnehmern dessen, was in ihr vorgeht, zu machen, begnügt er sich umständlich zu berichten, was geschieht oder geschehen könnte. Statt das Wichtige von dem Unwichtigen und das Anziehende und der Beschreibung Fähige von dem Nüchternen und Leeren zu sondern, gibt er alles ohne Unterschied, Wahl und Absicht. Oppian erspart seinen Lesern schlechterdings nichts. Was er von der Lebens-

weise der Fische und den verschiedenen Arten ihrer habhaft zu werden erforscht hat, das alles müssen auch sie erfahren, und, was für den Fischer von Handwerk zu wissen nöthig ist, auch ihnen merkwürdig seyn. So hat er freylich über einen einzigen und beschränkten Gegenstand der Natur ein Werk von viertehalb tausend Versen geschrieben, während Virgil einen ohne allen Vergleich reichern und mannigfaltigern in etwa zwey tausend eingeschlossen hat. Aber dafür liefert der Römer auch ein Gedicht und der Grieche ein versificirtes Lehrbuch.

Doch dem letztern geht, denke ich, nicht bloß der Takt für die schickliche Behandlung und Anordnung seines Stoffes, es geht ihm überhaupt der poetische Geist selbst ab. Die Gemählde, die er ausstellt, ergetzen nicht, die Gleichnisse, die er einwebt, erläutern nicht; und die Bemerkungen, die er verstreut, befriedigen nicht. *p*) So gar die Stellen, in denen er es sichtbar darauf angelegt hat, sein Talent zu zeigen und dem Leser einen höhern Genuß zu verschaffen, wie unter andern die Eingänge der Bücher, die Beschreibung der See- und der größern Meer-Fische oder Cetten (V. 62 — 357.) und die Schilderung der freund-

p) Man lese, um sich davon zu überzeugen, I. 702 — 731. II. 217 — 224. 497 — 505. III. 197 — 204. 358 — 364.

freundschaftlichen Verbindung zwischen dem Delphin und dem Menschen (V. 416 — 518.), kranken an einer wortreichen prunkenden Umständlichkeit, und erinnern an den Ausspruch des Dichters, daß die Hälfte besser sey, als das Ganze. Eine der besten Stellen ist unstreitig die Vergleichung des Fischfangs mit der Jagd und dem Vogelfange (I. 35 — 55.), und doch erhebt sie sich nicht über das Mittelmäßige. Nachdem Oppian die Beschäftigung des Jägers und Vogelstellers von ihrer annehmlichen Seite dargestellt hat, fährt er fort:

Aber den duldenden Fischer erwarten verborgene Mühen,
Und um die Seele schwebt, wie ein Traum, ihm die täuschende Hoffnung:
Denn er besteht nicht den Kampf auf der unbeweglichen Erde,
Sondern die wogende Fluth des wild aufbrausenden Pontus
Thürmet sich hoch um ihn her, ein Anblick, der, von dem Ufer
Und mit den Augen allein gesehn, schon Schrecken verbreitet.
Also schweift er dahin in des Nachens zerbrechlichem Holze,
Dienstbar immer dem Sturm, den Sinn in die bläuliche Tiefe,
Und den forschenden Blick auf die dunklen Wolken gerichtet.
Wo er auch weilt, ihn umfangen des Meeres schwärzliche Pfade.

Nirgends ist ihm ein Schutz vor der Winde Gewalt, noch ein Obdach
Vor dem Regen, und keins vor der Gluth des Sommers verliehen.
Rastlos schrecken ihn bald der Wallfisch, bald die verhaßten
Ungeheuer der Fluth, die drohend ihm immer begegnen,
Wenn er zu kühn hinaus auf die feuchte Fläche sich waget.
Auch geleitet kein Hund, als Führer, ihn über des Meeres
Pfade hinweg, und die Spuren der Wasserbewohner sind dunkel.
Wo ihm ein Fang, wo keiner ihm lohnen werde die Mühe,
Ist ihm zu wissen verwehrt: denn die Wege des Fisches sind vielfach.
Hier vermögen allein die Fischerruthen, die schwachen
Härenen Seile, das Netz, und der Angel sich krümmender Haken.

Noch hält man Oppian für den Verfasser eines zweyten poetischen Werkes, eines Cynegetikon, oder Gedichtes über die Jagd in vier Büchern, von denen das erste den Jäger in voller Rüstung, auf einem behenden wohl zugerittenen Pferde und umgeben von tapfern abgerichteten Hunden, schildert, das zweyte und dritte die jagdbaren Thiere nennt und beschreibt und das vierte, nur zum Theil erhaltene, das Wissenschaftliche der Jagd darlegt. Ich glaube es hier unerörtert lassen zu dürfen, ob Oppian, oder, was allerdings mehr

Wahrscheinlichkeit hat, ein anderer q) der Urheber dieses Versuches sey; aber darin werden unstreitig alle Unbefangenen mit dem deutschen Herausgeber dieser Gedichte übereinkommen, wenn er r) urtheilt: „Der Kenner der griechischen Sprache vergleiche beyde und sage, ob der nette Vortrag, der die Bücher über den Fischfang auszeichnet, nicht auffallend gegen den harten, oder, eigentlicher zu reden, barbarischen Ausdruck des Cynegetikons absteche und das letztere nicht vielmehr den Charakter der lateinischen Sprache, als den wahren und echten der griechischen an sich trage. Auch sind die einzelnen Theile des Cynegetikons so übel geordnet, und durch Worte und Gedanken so ungeschickt verbunden, daß sich die Vermuthung, es rühre nicht von dem Verfasser des Halieutikons her, Jedem von selbst aufdrängen muß.“ Man kann sicher noch weit mehr Böses von diesem Gedichte, als der gelehrte Herausgeber desselben, sagen und darf deshalb doch nicht fürchten, zu viel Böses gesagt zu haben. Es hat in der That alle Fehler des Halieutikons und ist dabey noch um vieles unebner, geschmackloser und

q) Nach Schneider am angez. O. ein aus Apamea am Orontes gebürtiger Dichter, der, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, unter Caracalla schrieb.

r) In Notis p. 348. vergl. Praefation p. 3. 4.

trockner, und, weil ihm auch die Schönheit und die Anmuth der Sprache abgehn, selbst von dem einzigen Vorzuge entblößt, der Arbeiten der Art empfiehlt und zu ihrer nähern Betrachtung auffodert. s)

Dionysius, der Periegete, ein Schriftsteller von ungewissem Vaterlande und Zeitalter, t) hat uns ein geographisches Gedicht hinterlassen, in welchem er, nach vorläufiger Angabe und Bestimmung der Welttheile, zuerst im Allgemeinen den Ocean nach seinen Haupteintheilungen und vier großen Meerbusen, dem mittelländischen, arabischen, persischen und, wie die Alten glaubten, kaspischen, dann, von den Säulen des Herkules

s) Ein drittes Gedicht, Ixuetikon, oder über den Vogelfang, welches dem Oppian ebenfalls, aber sicher mit Unrecht, beygelegt wird, ist nur noch in der prosaischen Paraphrase eines gewissen Euteknius vorhanden und gehört folglich nicht vor den Richterstuhl der poetischen Kritik.

t) Nach einigen (man vergl. Fabricii B. Gr. Tom. IV. p. 586. und vorzüglich das Epimetron von Harles p. 588.) ward er zu Charax, einer Stadt zwischen dem Tigris und Euläus, nach andern zu Byzanz, nach noch andern zu Korinth geboren. Der eine läßt ihn unter August, der zweyte unter Domitian, der dritte unter Heliogabalus blühen. Die letztere Meinung, die Dodwell vertheidigt, scheint mir die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

anhebend, die einzelnen Gewässer des Mittelmeers, hierauf die Völker Afrika's, nach diesem die Länder Europa's und die Inseln in- und außerhalb dem Mittelmeere, und endlich die Provinzen und Reiche Asiens, in etwa eilfhundert Hexametern, nicht schildert, sondern der Reihe nach aufführt und zugleich an die vornehmsten Berge, Städte und andere Merkwürdigkeiten in der Kürze erinnert.

Bekanntlich sind noch zwey geographische Bruchstücke, beyde in Jamben abgefaßt und aus frühern Zeiten, auf uns gekommen, das eine von Dicäarch, dem Schüler des Aristoteles, und das zweyte von dem Chier Skymnus, einem Zeitgenossen des bythynischen Königs, Nikomed des dritten u) (Ol. 172, 3. v. Chr. 90.). Vergleicht man Dionysius Versuch mit den Arbeiten dieser Schriftsteller, so bleibt allerdings kein Zweifel übrig, wem der Vorzug gebühre. Dionysius erscheint, seinen dürftigen Vorgängern gegen über gestellt, immer noch reich, und darf überdem seine wohl abgemessenen Hexameter gegen ihre mit

u) Von dem ersten wird in Fabricii B. Gr. Tom. III. p. 486., von dem andern Tom. IV. p. 613. gehandelt. Die Ueberbleibsel ihrer so genannten Gedichte hat Hudson bekanntlich dem zweyten Theile seiner Geographen einverleibt.

Anapästen überfüllten Jamben schon geltend machen. Aber leider! ist dieß Lob, da der Standpunkt zur Vergleichung so niedrig genommen ist, nicht sehr ehrend und außerhalb dieses Standpunktes nichts für ihn zu gewinnen. Verse, wie folgende: (423.)

Unter dem Isthmus Korinths erhebt, nach Morgen gewendet,
Attika sich, wo die Fluth des Ilissus in herrlicher Schöne
Rollet und Boreas einst Orithyen, die Liebliche, raubte.
Drauf erscheinet die Flur der Böoter und Lokris Gefilde,
Und nach ihnen das Land der Thessalier und Macedonen;
Hinter diesem hervor ragt hoch der thracische Hämus,
Immer belastet von Schnee, und, wenn man westlich sich kehret,
Liegt vor dem Blick, unermeßlich verbreitet, die Ebne Dodona's.

Verse, wie diese, sage ich, mögen treffliche geographische Denksprüche für Jung und Alt und eine reiche Quelle zu Erläuterungen für alte und neue Scholiasten abgeben, — wahre Verse und echte Poesie sind sie nicht. Dazu hat sie Dionysius selbst in der Beschreibung Indiens, des fabelhaftesten Landes der Vorwelt, nicht erhoben, noch erheben können. Sein Versuch ist durchaus nichts weiter, als ein trocknes Verzeichniß von Ländern

und Städten, das das sich und mehr noch, durch den gelehrten Commentar des berühmten Bischoffs Eustathius, für die Kenntniß der alten Geographie brauchbar ist, in der Reihe der Gedichte aber sicher keine Stelle verdient.

Ich glaube diese Abhandlung nicht besser, als mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die griechischen Lehrdichter, beschließen zu können.

Erstlich. Sie alle haben mehr oder weniger das Wesen der Dichtkunst verkannt und die Geschicklichkeit, leichte und wohlklingende Verse zu machen, mit dem seltenen Vermögen zu dichten verwechselt. Diese Verirrung ist freylich den meisten alexandrinischen Dichtern eigen, aber die nachtheiligen Folgen derselben sind bey denen, die in der epischen Gattung arbeiteten und den Homer zu ihrem Vorbilde nahmen, wie Apollonius, bey weitem so auffallend nicht, als bey denen, die sich in der didaktischen Dichtungsart versuchten und dem Hesiod folgten. Der Mangel an wahrem Talente wird bey den ersten durch den glücklichen und reichhaltigen Stoff wenn nicht ersetzt, doch gewisser Massen bedeckt, bey den letztern hingegen durch die undankbaren Gegenstände, die sie wählen, herausgehoben. Auch dem Nichtkenner kann

es auf keine Weise entgehn, daß in ihren Gedichten sich keine Spur von poetischem Geiste offenbart, sondern alles angelernt und erworben ist.

Zweytens. In eben dem Maße, in welchem es schwerer und seltner ist, ein eigenthümliches echtes Kunstwerk, als eine kalte überlegte Nachahmung, hervorzubringen, in eben dem Maße ist auch die Uebertragung des erstern in eine fremde Sprache schwieriger und seltner, als die des letztern. Homer und die griechischen Tragiker sind zwar von den Römern, aber ehe noch ihre Sprache hinlänglich gebildet war und, so weit unsre Nachrichten reichen, nie mit Glücke übersetzt worden; x) an einen Arat hingegen haben sich ihrer drey, Cicero, Cäsar Germanicus und Festus Avienus, und an Dionysius zwey, Avien und Priscian, und keiner unglücklich, versucht, ungeachtet keiner auf den Ruhm eines vorzüglichen Dichters Anspruch machen darf.

Drittens. Wenn es irgend einen Beweis giebt, daß unter den Griechen die Philosophie des Schönen mit der Ausbildung der Poesie nicht gleichen Schritt gehalten hat, oder doch ohne bedeutenden Einfluß auf sie gewesen ist, so liefern ihn die didaktischen Dichter. Wir hätten, wenn ihre Poetik, seit Aristoteles, weiter angebaut worden, und

x) Man sehe Fabricius in B. Gr. Tom. I. p. 427. und in der Notitia Tragicorum, Tom. II.

ihre Forschungen tiefer in das Innere und Wesentliche dichterischer Darstellungen eingedrungen und nicht bloß bey dem Aeußern und Zufälligen stehn geblieben wären, solche Erzeugnisse hervorgehn und als Gedichte gebilliget werden können? Der Geist des Zeitalters und die allgemeine Verbreitung und Schätzung der Gelehrsamkeit macht es begreiflich wie die Alexandriner sich so häufig und ernstlich der Bearbeitung gelehrter Gegenstände hingeben und dem didaktischen Gedichte einen so vorzüglichen Fleiß widmen konnten. y) Aber nur ein das Wesen der Poesie verkennender und durch keine philosophischen Untersuchungen geläuterter und befestigter Geschmack giebt einen Aufschluß, wie und warum sie in der genannten Gattung solche Fehlgriffe thun und den Ruhm, sie zuerst mit Glück angebaut zu haben, andern überlassen mußten.

Viertens. Dieser Ruhm gebührt keinem andern, als dem Römer Virgil. In ihm, dem Lehrdichter, hätte man wenigstens nicht so durchgängig den Nachahmer der Griechen und früher lebender römischer Dichter finden, noch die Eigenthümlichkeit, Selbstständigkeit und Erfindsamkeit seines Genius von dieser Seite so stark in Anspruch neh-

y) Man sehe die Titel der verloren gegangenen Schriften dieser Gattung bey Fabricius.

men ſollen. Dem Heſiod verdankt er, wie der Augenſchein lehrt, wenig oder nichts; dem Georgikon eines ſo ſchalen Dichters, wie Nikander iſt, konnte er ſchwerlich etwas verdanken, z) und die wenigen Stellen, die man ihm als entlehnte nachweiſen will, — wer mag von ihnen, den ſo genutzten, ſo verbundenen, ſo ausgeſchmückten, behaupten, ſie ſind nicht ſein?

z) Was uns Athenäus aus dieſem Werke (unter andern III. 37. p. 126. XV. 9. p. 683.) aufbewahrt hat, iſt in der That ſehr mittelmäßig. Auch beruht die ganze Vermuthung, daß Virgil es geplündert habe, auf den Worten Quintilians (Inſtit. orat. X. 1. p. 894.): Quid? Nicandrum fruſtra ſecuti Macer atque Virgilius! und folglich auf einer Aeußerung, die auch Nikanders Therika und die aus ihnen nachgebildete Stelle Virgils (Georg. III. 414.) gelten kann.

Ueber das Wesen der Horazischen Epistel.

Die Idee, aus veredelten Briefen des gemeinen Lebens eine eigene Dichtungsart zu schaffen, liegt jedem Dichter so nahe, daß es Befremden erregt, wie sie vor Horaz so wenig realisirt worden ist. Keinem, der mit den Geheimnissen seiner Kunst etwas vertrauter war, konnte es unbekannt bleiben, das Gelegenheitsgedichte vor denen, die allgemeinen Inhalts sind, einen wichtigen Vorzug haben. Der Dichter ist von der individuellen Situation, worin er sich befindet, und den engeren Verhältnissen der Person, an welche sein Gedicht gerichtet ist, zu innig gerührt, als daß nicht der Grad der Begeisterung stärker, die Darstellung lebhafter, der Vortrag herzlicher und eindringender seyn sollte, als wenn er erst für gleichgültigere Gegenstände die Begeisterung in sich erwecken muß. Daher

der durch die ersten Dichter aller Zeiten bewährte Bemerkung, daß das Beste, was wir in der lyrischen und elegischen Gattung besitzen, individuellen Veranlassungen und speciellen Beziehungen seinen Ursprung verdankte. Doch nicht jeder Stoff, wenn er auch an sich fruchtbar und dichterisch ist, verträgt eine lyrische oder elegische Behandlung; da er weder den höheren Schwung der lyrischen Muse noch die sanfte Rührung der elegischen Schreibart in der Seele zu erwecken fähig ist: es bleibt also dem Dichter, der ihn bearbeiten will, nur der Ausweg übrig, seine Gedanken und Empfindungen auf diejenige Art einzutheilen, auf welche man sich mit seinen Freunden zu unterhalten pflegt: wobey jedoch natürlich vorausgesetzt wird, daß der Stoff selbst eine dichterische Exposition zulasse.

Bey Horaz walteten noch mehrere individuelle Ursachen ob, warum er für einen beträchtlichen Theil seiner Gedichte die Briefform wählte. Er näherte sich, als er seine Briefe schrieb den Jahren, in welchen die Gegenstände, die früher das lyrische Feuer entflammten, nach und nach ihren Reiz für ihn verloren, und welche den Grad der Begeisterung selbst um ein beträchtliches herabstimmten; er fühlte nur zu lebhaft, daß für die höheren Wahrheiten, welche er in seinen späteren Oden enthüllte, noch eine zweckmäßigere und ge-

fälligere Art der Einkleidung möglich sey; die Beschäftigung mit den sokratischen Philosophen und der ächten Lebensweisheit hatte für ihn einen so überwiegenden Reiz vor jeder anderen, daß er der Dichtungsart den Vorzug gab, worin er die Weisheit, die ihn begeisterte, als ein Heiligthum für sich und seine Freunde aufbewahren konnte: auch hatte er sich schon früher bey den Satiren einen eigenen dichterischen Vortrag geschaffen, der hier mit leichter Veränderung anwendbar blieb. Ueberdieß wünschten seine Freunde noch immer Gedichte von ihm zu lesen, und zwar Freunde, deren Bitte er erfüllen mußte, wenn er dem Verdachte des Undanks oder Eigensinns entgehen wollte. Konnte er also ihnen besser willfahren, auf seine eigene Seelenstimmung weislicher Rücksicht nehmen, und sich überhaupt von der Wahl irgend einer Dichtungsart einen glücklicheren Erfolg versprechen als von der Briefform? Hier konnte er sich seinen Freunden herzlich mittheilen; hier die Schätze der Weisheit niederlegen, die er im Umgange mit seinen Lieblingen den Griechen gesammelt; hier dem Satze, der ihn auch in ernsteren Jahren nicht verließ, noch einige Freyheit gestatten; hier sein Zeitgenossene, deren Thorheiten er in den Satiren gezüchtiget, wenn sie noch der Besserung fähig waren, auf etwas Besseres hinweisen, als das, was sie gewöhnlich bewunderten

und erstrebten. Sein dichterisches Feuer strahlte zwar nicht mehr, wie am vollen Mittage; aber es streute, wie die Sonne, wenn sie sich zum Abend neigt, einen sanfteren Glanz, nicht ohne Pracht und Schönheit, umher, bey welchem wir mit desto innigerem Entzücken verweilen, je milder und erquickender der Strahl ist, der uns wärmet und leuchtet.

Da wir hier eine eigene Dichtungsart finden, und zwar beym Horaz das Vollendetste, was wir in dieser Gattung wünschen dürfen: so können wir wohl den Geist und das Charakteristische derselben eben so sicher von den horazischen Briefen abstrahiren, als man die Regeln der übrigen Dichtungsarten aus den Meisterwerken jeder Gattung hergeleitet hat.

Die poetische Epistel ist eine schriftliche, an eine bestimmte Person gerichtete Mittheilung der Gedanken über Gegenstände, Auftritte, Begebenheiten, Verhältnisse des gemeinen Lebens sowohl als über andere aufs Leben anwendbare, oder sonst wissenswerthe Wahrheiten, welche durch die dichterische Einkleidung Interesse, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und Anmuth erhält.

Dieser Grundbegriff unterscheidet die poetische Epistel, wie von allen übrigen Dichtungsarten, so besonders von denen, welche am nächsten mit ihr zusammen treffen, nämlich der elegi-

schen und didaktischen. Denn wenn sich die Elegie ausschließend mit Darstellung und Erweckung sanfterer Empfindungen beschäftiget: so schließt zwar die Epistel diese nicht gänzlich aus; nimmt aber dabey einen froheren Schwung, und umfaßt ein viel weiteres Gebiet, als jene. Mit der didaktischen Dichtungsart trifft sie zwar oft zusammen; unterscheidet sich aber von ihr dadurch, daß nicht, wie bey dieser, die Erörterung einer Wahrheit, oder eines Systems von Wahrheiten, ihr höchster Endzweck ist, sondern daß sie sichs allezeit zum Gesetz macht, jede Wahrheit, die sie behandelt, aus eigenen Situationen herzuleiten, und mit den Personen, denen sie zugeschrieben ist, in nähere Verbindung zu bringen. Die Erörterung ihrer Verschiedenheit von der Satire wird weiter unten einen schicklichern Platz finden.

Aus jenem Grundbegriffe läßt sich nun auch das Charakteristische der poetischen Epistel in Absicht des Stoffs, der Form, des Vortrags und der Versification herleiten.

Welch ein reichhaltiger Stoff sich dem epistolischen Dichter darbiete, ist leicht denkbar. Auftritte und Ereignisse des täglichen Lebens; besondere Beziehungen des Briefstellers zu den Personen, an welche er schreibt; Nachrichten, Wünsche, Bitten; Urtheile über andere; Erörterungen ernsterer Wahrheiten; Belehrungen über wissenswerthe

Gegenstände, und tausend andere Materien sind für die Epistel geeignet. Aber schon bey der Wahl des Stoffes unterscheidet sich der Dichter vom gewöhnlichen Briefsteller. Nicht jeder Stoff verträgt eine dichterische Behandlung. Doch ist es immer weit eher möglich, den alltäglichsten Gegenständen dichterischen Werth und Reiz zu geben, als eine poetische Correspondenz über abstrakte und metaphysische Lehren zu führen, die nicht anders erörtert werden können, als durch die langsame philosophische Methode, die von Merkmahl zu Merkmahl, von Satz zu Satz, bedächtig fortschreitet, und den leicht dahin schwebenden Vortrag der Epistel durch schwere Floskeln niederdrückt und aufhält. Horazen waren auch jene Lehren nicht fremd; a) aber er hütete sich sie zum Gegenstande seiner Muse zu wählen: er gedenkt ihrer nur mit Laune,

a) Mit einer Kennermiene, dabey aber mit sehr feiner Persiflage, verweiset er 1. Epistel XII. 16. ff. seinem Freunde Gacius, daß er um so hohe Fragen sich bekümmere:

Als, was das Meer in seinen Schranken halte;
Woher der Jahreszeiten schöne Ordnung;
Ob ohne Regel oder nach bestimmten
Gesetzen die Planeten sich bewegen;
Warum des Mondes Scheibe wechselsweise
Bald ab- bald zunimmt. Kurz, den ganzen Plan
Der zwietrachtvollen Eintracht der Natur,
Und ob Empedokles, ob der spitzfindige
Stertinius — nicht wisse, was er will.

Laune, ohne irgend eine weiter auszuführen. Weit ergiebiger und dem Zwecke des Dichters entsprechender sind die Wahrheiten, welche ins menschliche Leben fester eingreifen, an Ideen reichhaltiger sind, und das Leben und die Schönheiten annehmen, die ihnen der Dichter durch seinen Vortrag ertheilt:

— ob Reichthum oder Tugend
Den Menschen glücklich mache; Vortheil oder
Rechtschaffenheit das Band der Freundschaft knüpfe;
Was wahres Gut, und was das höchste sey. b)

— — — — ob Tugend
Als Gabe der Natur uns angeboren, oder
Durch Unterricht und Fleiß erworben werde:
Was deiner Sorgen Anzahl mindre; was
Dir selbst zum Freund dich mach', und wahre Ruh
Dir schaff'. — Ob Ehre, oder Reichthum; oder
Ein unbemerkter schmaler Pfad durchs Leben. c)

Und diese Fragen sind es denn auch, auf welche Horaz immer zurück kommt, und bey denen er am liebsten und glücklichsten verweilt. Daß übrigens die poetische Epistel auch wissenschaftliche Gegenstände nicht ausschließe, und wie der Dichter durch Individualisirung in das Allgemeine mehr Interesse bringen könne, zeigt der Brief an die Pisonen.

b) II. Sat. VI. 37. ff.

c) II. Epist. XVIII. 100. ff.

Doch nicht bloß ein dichterischer, auch ein interessanter Stoff ist zu wählen, der eben so fähig ist, den Dichter zu begeistern, als diese Begeisterung dem Leser mitzutheilen. Er wird vorzüglich interessant, wenn er mit den Grundsätzen, Neigungen, Wünschen der Person, an die der Brief gerichtet ist, in näherer Beziehung steht, oder solche wissenschaftliche Gegenstände und Wahrheiten betrifft, welche bey jener eine besondere Rührung hervorzubringen vermögend sind. Immer weiß Horaz seine Freunde mit dem zu unterhalten, was ihnen am interessantesten ist; immer bringt er den behandelten Gegenstand in nähere Verbindung mit den Neigungen ihres Herzens, zeigt seinen Einfluß auf Glück und Elend, Vergnügen und Misvergnügen; rügt gerade die Fehler, deren Versuchungen sie am meisten ausgesetzt sind; preiset diejenigen Tugenden an, welche ihnen am unentbehrlichsten sind. So unterhält er die Pisonen, welche sich den damaligen belletristischen Modegeschmack angeeignet hatten, von der Dichtkunst; so widerlegt er die partheyische Vorliebe des Fuscus für das Stadtleben durch die reizendste Schilderung des Landlebens; *d*) so lehrt er den Scävus den wahren Umgang mit den Großen *e*) und sucht diesen von Verhältnissen zurück-

d) 1. Epist. X.

e) 1. Epist. XVII.

zuziehen, zu welchen er den Lollius *f*) ermuntert.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß das Interesse durch die Neuheit des Stoffes um vieles erhöhet wird. Da sich aber für die Epistel nicht leicht ein ganz neues, noch nie behandeltes Sujet finden läßt; so bewährt sich der Meister durch die Neuheit der Ansicht und Wendung, welche er dem gewöhnlichen und schon oft benutzten Stoffe giebt. Und wie so ganz ist Horaz hierin Meister! Was ist z. B. gewöhnlicher, als ein Einladungsbillet? Aber wie weiß er in seine Einladung an den Torquatus *g*) eine Jovialität zu zaubern, und diese mit der frostigen Bereicherungssucht seines Freundes in Contrast zu stellen, daß überall der originelle Geist durchblicket! — Was ist gewöhnlicher, als ein Empfehlungsschreiben? Aber welche Art der Empfehlung eigener, als die Horaz *h*) für den Septimius anwendet! — Was war vielleicht schon zu Horazens Zeit gewöhnlicher, als geharnischte Prologen und Epilogen! Aber wie neu war der Gedanke, durch Spott über sein eige-

f) 1. Epist. XVIII.

g) 1. Epist. V.

h) 1. Epist. IX.

nes Buch i) die Neider zu demüthigen und zum Schweigen zu bringen!

Das denique sit, quod vis, simplex dumtaxat et unum ist auch bey der poetischen Epistel eine unerlaßliche Bedingung. Wollte der Dichter nur Nachrichten an Nachrichten, Reflexionen an Reflexionen, Belehrungen an Belehrungen reihen, ohne weiter auf ihre innere Verbindung Rücksicht zu nehmen: so würde seine Epistel nichts, als ein versificirter Brief vom gewöhnlichen Schlage seyn; die Seele würde von einem Gegenstande zum andern ungewiß umherschweben, und am Ende dem Misbehagen der Ueberfüllung erliegen. Nur Einheit des Stoffes gewährt ungetheiltes Interesse, und erhebt die Epistel zu einem echten Kunstwerke. Nur ein Gedanke, nur ein Gegenstand ists, der unseren Dichter in jeder Epistel beschäftiget; und wenn er in seiner leichten freyen Manier diesen zu verlassen und auf andere überzuspringen scheint, so geschieht es immer nur, um den Hauptgedanken vorzubereiten, zu beweisen, und in ein helleres Licht zu setzen: er führet uns selbst mit leichter Hand aus der Irre zurück, und befriediget treffen wir uns mit ihm am Ziele zusammen. Ja selbst da, wo er nur allgemeine Wahrheiten, ohne engere Verbindung, hinzustreuen scheint, giebt er ihnen durch die Richtung an eine besondere

i) 1. Epist. XX.

Perſon, und ihre genaue Beziehung auf dieſe, eine individuelle Tendenz. Weislich wußte überdieß Horaz die Einheit zu erhalten, und den Effekt des Ganzen dadurch zu erhöhen, daß er ſtets Materien von mäßigem Umfange, einzelne Wahrheiten und Betrachtungen, nicht aber ganze Theorieen und Syſteme wählte. Die Materie iſt bey den letzten zu mannichfach und zu verſchieden, als daß ſie unter einem einzigen poetiſchen Geſichtspunkte vereinigt werden könnte. Und wählt Horaz ja einen reichhaltigeren Stoff, z. B. in den Briefen an den Auguſtus und an die Piſonen; ſo weiß er ihn durch die eigene Richtung, die er ihm giebt, mehr zu individualiſiren, und ihn einem Hauptgedanken unterzuordnen, in welchen ſich zuletzt das Ganze vereint.

Die Form der poetiſchen Epiſtel ergiebt ſich ſchon aus dem Namen. Sie iſt an eine beſtimmte Perſon gerichtet; und führet nicht bloß, wie oft andere dichteriſche Compoſitionen, z. B. die Elegie, die Idylle u. ſ. w., den Namen dieſer Perſon an der Stirn, ſondern iſt wirklich zur Unterhaltung mit ihr beſtimmt. Diejenige Epiſtel wird alſo ihrem Endzwecke am vollkommſten entſprechen, bey welcher dieſe Form am ſichtbarſten wird: wo der Dichter nicht bloß zur Erinnerung, daß er an einen Freund ſchreibt, dieſen von Zeit zu Zeit anredet, ſondern auch die ganze Unterhaltung aus

den Situationen herleitet, in denen dieser sich befindet; wo aus allem, was er sagt, die Verhältnisse hervorschimmern, worin er mit ihm steht, und im Ton, in welchem er zu ihm redet, den Grad der Freundschaft, des Wohlwollens, der Zu- oder Abneigung, der Ehrerbietung, des Zutrauens hervorblicken läßt, der sein Inneres für ihn erfüllt; wo er alle Grundsätze, Aeußerungen, Reflexionen auf ihn beziehet, überall ungesuchte Anspielungen auf seine Verhältnisse, Grundsätze, Neigungen einwebt, bey allen Erörterungen die Entscheidung seinem Urtheile überläßt; kurz, wo er überall den Ton einer feinen Conversation beobachtet, und den anderen seine Gedanken so mittheilt, wie er in einem gut geschriebenen Briefe thun würde.

Diese allgemeine Form nimmt nun freylich, nach der Verschiedenheit des Stoffes, auch verschiedene Modificationen an. So mannigfaltig aber auch die Gegenstände der Epistel seyn mögen: so kann man doch füglich drey Classen, und dreyerley Modificationen der Form unterscheiden. Entweder nämlich unterhält sich der Dichter nur über Gegenstände, Angelegenheiten, Verhältnisse des täglichen Lebens; oder über höhere moralische, ästhetische, artistische Wahrheiten; oder über die Gewohnheiten, Neigungen, Thorheiten, Fehler, Schicksale des Tages, welche er

gemeiniglich von einer launigen und lächerlichen Seite faßt. Hieraus entſtehet denn die dreyfache Eintheilung in Converſations-, didaktiſche und ſcherzhaft ſatiriſche Epiſteln.

Die erſte Gattung möchte ich lieber die Converſations-Epiſtel, als mit Hurd *k*) die elegiſche nennen: theils, weil jener Begriff genereller iſt, und viele Epiſteln des Horaz mit in ſich faßt, die bey allem inneren Werthe ſonſt nicht in Betracht kommen würden (wie auch Hurd's Meinung) wirklich darauf hinausläuft; theils, weil durch die Benennung: elegiſche Epiſtel, der wahre Begriff dieſer Dichtungsart aufgehoben und auf eine andere übergetragen wird; theils endlich, weil wir im Hurdiſchen Sinn nicht eine einzige elegiſche Epiſtel bey Horaz finden, und dieſer mit ſeinem Fache ſo ganz vertraute Dichter ſelbſt da, wo ſich ihm die erwünſchteſte Gelegenheit, elegiſch zu ſchreiben, darbot, *l*) den wahren Epiſtelton meiſterhaft behauptet. Hurd gründete jene Benennung vorzüglich auf die Herolden des Ovid und deſſen Briefe vom Pontus, ſo wie auf dieſes Dichters eigene ſelbſt gefällige Aeußerung: *m*)

k) In ſeiner Einleitung zum Brief an die Piſonen S. 12. f.

l) Z. B. 1. Epiſt. VII. — XVI.

m) Art. amand. III. 345. f.

Vel tibi compoſita cantetur epiſtola voce,
Ignotum hoc aliis ille novavit opus.

Indeß wird wohl kein Kenner in Abrede ſeyn, daß dieſe Gedichte Ovid's größtentheils dem wahren Begriffe der Epiſtel eben ſo wenig entſprechen, als die eilfte Idylle Theokrits deswegen weniger Idylle bleibt, weil ſie an eine beſtimmte Perſon gerichtet iſt. Weit füglicher könnte man jene ovidiſchen Gedichte epiſtoliſche Elegieen, als elegiſche Epiſteln nennen. Muſter von Converſationsepiſteln finden wir bey Horaz 1. Epiſt. III. IV. V. VII. VIII. IX. XV., 2. Lib. II.

Der Name der didaktiſchen Epiſtel, iſt zwar eigentlich nur für diejenigen geeignet, welche ſich mit Erörterung einer beſondern Wahrheit, Wiſſenſchaft, Lebensregel beſchäftigen; wie 1. Epiſt. VI. XVII. XVIII. 2. Lib. I. und ad Piſones: indeß iſt die moraliſche Anſicht jeder Sache bey Horaz ſo überwiegend, daß er aus jeder Situation moraliſche Reflexionen herleitet, jeden noch ſo kleinlichen Stoff mit Lebensweisheit würzet; n) und er behauptet mit Recht einen um ſo ehrenvollern Rang unter den didaktiſchen Dichtern, da er dieſer Dichtungsart eine ſo intereſſante, gefällige und aufs Leben anwendbare Form zu geben wußte. o)

n) Vgl. I. Epiſt. II, IV. V. X.

o) Ueber die Geſchichte des didaktiſchen Gedichts finden

Außer diesen zwey Gattungen der poetischen Episteln giebt es noch eine, welche sich von ihnen dadurch unterscheidet, daß ihr Hauptendzweck ist, entweder mit einem Freunde über die Thorheiten der Zeit zu lachen, p) oder die Thoren selbst durch den feinsten Spott von ihrer Thorheit zu heilen; q) und diese Gattung können wir füglich die scherzhaft-satirische nennen, ohne in den Irrthum mehrerer Kunstrichter zu verfallen, welche die Satiren und Episteln entweder ganz mit einander verwechseln, oder nur einen unbedeutenden Unterschied zwischen beiden annehmen. Denn obgleich Horaz seinen satirischen Geist auch in den Episteln nicht ganz verleugnen kann; so unterscheiden sich doch diese von den Satiren, und die in beiden herrschende Satire selbst, so merklich von einander, daß eine Verwechselung beynahe unmöglich ist. Diesen Unterschied r) giebt schon der

sich die litterarischen Notizen in Blankenburg's Zusätzen zu Sulzer's Theorie, A. Lehrgedicht, III. S. 176. ff., und eine gedrängte, aber fruchtbare Uebersicht derselben in Wolfii Prolegomen. ad Homerum, Vol. I. p. CXXVIII. not. 95.

p) 1. Epist. I. II. XIX.

q) 1. Epist. XI. XII. XIII. XIV.

r) Eine genaue Auseinandersetzung dieses Unterschiedes erwarten wir von Morgenstern, in Danzig. Man-

Inhalt, welcher zwar oftmals auch satirische Gegenstände betrifft, aber zugleich andere umfaßt, die keine satirische Behandlung vertragen. Noch mehr die Form; wie man bey Vergleichung einer Satire und Epistel, die ein ähnliches Sujet behandeln, s) am deutlichsten wahrnimmt. So auch der Vortrag. Die Satire kleidet ein komischer Ton besser; aber die Epistel nimmt einen philosophischen an, und verbindet selbst bey dem Spotte Gutartigkeit, oder auch schlaue Unbefangenheit, mit moralischer Würde. Ja selbst der Versbau zeugt von dieser Verschiedenheit. Denn so leicht auch der Hexameter der Epistel dahin fließt; so ist er doch, wie wir zu Ende dieser Abhandlung sehen werden, weit sorgfältiger gearbeitet, und weit harmonischer, als der der Satire, welcher sich, wie natürlich, mehr dem Tone des gemeinen Lebens nähert.

Diese nun gedachten Formen geben auch jeder Epistel ihr eigenthümliches Colorit. Die Conversationsepistel hat ganz die gefällige Leichtigkeit einer gewöhnlichen Unterhaltung; die didaktische zeichnet ein tiefes Gefühl für die vorgetragenen Wahrheiten, und eine mit der gefälligen Leichtig-

ches davon ist schon angedeutet in Eichstädts Anhange zu Fried. Ast's Schrift de Platonis Phaedro, S. 168. ff.

s) S. B. 2. Sat. VI. und 1. Epist. X.

keit glücklich harmonirende Würde aus; die scherzhaft-satirische lacht und spottet zwar, aber auf eine Art, daß man die innere Indignation bey Verlachung herrschender Thorheiten, und den immer durchschimmernden Eifer des Dichters für das Wahre, Schöne und Gute nicht verkennen darf. Ja, nur selten sind diese Formen in den Episteln so genau unterschieden, als in der Abstraction. Sie geben nur den Hauptton an; laufen aber im Detail öfter in einander: so daß der Ernst der didaktischen Manier durch die heiteren Gefühle der Freundschaft gemildert, der Satire hingegen durch herzlichere Ermunterungen und Rathschläge ihre Bitterkeit benommen wird; und so entsteht jene reizende Mischung von Gefühl, Ernst, Witz, Laune, Herzlichkeit, Bonhommie, welche mit zu dem Charakteristischen der horazischen Episteln gehört.

Bey dem Vortrage der Epistel haben wir auf den Hauptton, den Plan oder die Anordnung, und die Behandlung einzelner Ideen zu sehen.

Der Ton spricht nicht von einer höhern Begeisterung, sondern von einer gewissen Wärme, der man es leicht anmerkt, wie innig der Dichter bey allem, was er sagt, interessirt sey, und wie ernstlich und herzlich er es meine. Er besitzt von den Wahrheiten, die er vorträgt, nicht bloß klare

und deutliche Vorſtellungen, ſondern ſie haben auch in ſeiner Seele eine Lebhaftigkeit erlangt, welche ſich über das Ganze verbreitet, und allen einzelnen Ideen mittheilt. Die Gedanken entwickeln ſich nicht langſam und mit Mühe, ſondern raſch und leicht; und der Dichter ſcheint mehr damit zu ſpielen, als darin vertieft zu ſeyn. Ueber das Ganze aber ergießt ſich eine Grazie, welche den Geiſt eines durch die Griechen gebildeten und verfeinerten Dichters athmet, jedoch mehr gefühlt, als entwickelt werden kann. Ueberall beobachtet Horaz den rechten Ton, welcher dem Stoffe, den Wahrheiten, die er behandelt, den Perſonen, an die er ſchreibt, angemeſſen iſt. Etwas aber, was ſeinen Ton beſonders charakteriſirt, iſt die feinſte Urbanität, wie ſie nur ein langer und vertrauter Umgang mit der großen Welt gewähren kann, um eine gewiſſe ſatiriſche Laune, t) welche bald mit Heiterkeit lacht, u) bald mit Argloſigkeit ſpottet, x) bald die ironiſche Maske anlegt, und tadelt, während ſie zu loben ſcheint, y)

t) Der Verf. darf ſich hier nur auf die geſchmackvollen Einleitungen beziehen, welche Wieland den einzelnen Briefen vorgeſetzt hat, und die zu den hier gegebenen Reſultaten die Belege liefern.

u) 1. Epiſt. I. 91. ff. I. 5, 27.

x) 1. Epiſt. XVI. 57.

y) 2. Epiſt. I. 32. ff. I. 15, 42. ff.

bald humoriſtiſch unter dem Scheine von Ernſt und Wichtigkeit ihre Gegenſtände mit ſolchen Farben ſchildert, daß ſie dem Leſer, oder dem Verſpotteten ſelbſt ein unwillkührliches Lachen abnöthiget, z) bald bitterer perſiflirt. a)

Niemand wird in Abrede ſeyn, daß die horaziſchen Briefe in Rückſicht des Plans Meiſterſtücke der Compoſition ſind. Wie künſtlich iſt darinnen alles angelegt, und wie ſchlau iſt die Kunſt mit dem Scheine der Leichtigkeit umhüllt! Wie faßt Horaz gleich anfangs den Stoff von der intereſſanteſten Seite, und weiß ihn mit immer gleichem Intereſſe durchzuführen! Wie ergiebig wird dieſer Stoff unter des Dichters Meiſterhand, ſo, daß aus ihm ein unendlicher Reichthum von Gedanken, Bildern, Vorſtellungen hervorgeht; und wie haushälteriſch iſt gleichwohl dieſer Reichthum durch das Ganze vertheilt! Wie glücklich vermeidet Horaz alle zu hohe, kühne, geſuchte Wendungen, und bringt alles der Natur näher! Wie wenig Einförmigkeit findet man in ſeinen Planen! Wie auffallend unterſcheidet ſich immer die Anordnung einer Epiſtel von dem Plane der anderen! Wie weiß er immer jeden Gedanken an den Ort hinzuſtellen, wo er die mehreſte Klarheit, das mehreſte Ge-

z) 1. Epiſt. VI — XIII. 2. Lib. II.

a) 1. Epiſt. XII. 10. ff. 2. Epiſt. I. 118. ff.

wicht und Leben erhält! Wie fest hält er, bey seinem leichten Umherirren, den Hauptgedanken, und hebt ihn immer zur rechten Zeit wieder hervor! Wie gefällig sind Licht und Schatten, und die feineren Schattirungen selbst, unter einander vertheilt! Wie natürlich, und doch zugleich wie neu, eingreifend und überraschend sind die Verbindungen der Ideen! In welcher Harmonie stehen alle einzelne Theile mit dem Ganzen, und alle besonderen Eindrücke mit dem allgemeinen Eindrucke des Werkes selbst!

Was die dichterische Behandlung einzelner Ideen anlangt; so beschäftiget sich auch der epistolische Dichter, wie der didaktische, oft mit allgemeinen Wahrheiten. Diese zu versinnlichen und recht anschaulich zu machen, sie in ihrer ganzen Kraft darzustellen und aufs Leben anzuwenden, sie durch den Zauber der Dichtkunst in ein gefälliges Gewand einzukleiden, ist sein Hauptendzweck. Viele Wahrheiten bedürfen zwar keines Schmuckes; es liegt in ihnen selbst schon so viel innere Kraft, so viel Erhabenheit und Würde, soviel Reiz zum Nachdenken und zum Empfinden, daß sie der Dichter nur einfach hinstellen, und in die gehörige Verbindung bringen darf, um dadurch eine mächtige Wirkung her-

vorzubringen. Wir dürfen nur an folgende Wahrheiten erinnern: *b*)

— — Verschmäh die Jugendlüste!
Mit Schmerz erkauft ist Wollust viel zu theuer.
Zieh einen engen Kreis um deine Wünsche!
Der Geitz'ge darbet ewig, und der Neid
Wird magrer, wie sein Nachbar fetter wird.

oder an diese: *c*)

Das erste, Freund, wo nicht das einzige,
Das glücklich machen und erhalten kann,
Ist nichts Bewundern.

— Ob einer
An Freude oder Traurigkeit, an Furcht
Sein Alles zu verlieren, oder an Verlangen
Nach Allem, was ihm mangelt, krank ist — was verschlägts,
Wenn, was er über oder unter seiner Hoffnung
Erblickt, sein starrend Auge fesselt,
Und wie durch Zauber ihn an Seel und Leib betäubt?

oder an folgende Sentenz: *d*)

— Sey wirklich — was du immer
Dich nennen hörst, so lebst du sicherlich,
So wie man soll.

Solche Wahrheiten also, auch ohne allen Schmuck vorgetragen, sprechen durch sich und für sich selbst. Andere hingegen vertragen oder erfodern dichterische Ausschmückung. Und diese erhalten sie da-

b) I. Epist. II. 54. ff.

c) I. Epist. VI. 1, 12.

d) I. Epist. XVI. 17.

durch, daß sie in besonderen Fällen, Beyspielen, Gleichnissen vorgetragen werden, welche den Allgemeinbegriff mehr versinnlichen; oder in solchen Verbindungen, wo sie der Contrast mehr hervorhebt. Z. B.

— — Muß an Werth das Silber
Dem Golde weichen, wie viel mehr das Gold
Der Tugend? — Freylich nicht zu Rom! da geht's
Aus einem andern Ton! — „Ihr Herrn und Bürger,
Zuerst für Geld gesorgt, für baares Geld,
Dann giebt sichs mit der Tugend wohl von selbst."
So ruft vom untern bis zum obern Ende
Uns Janus zu; so singt, den Beutel und
Die Rechentafeln um den linken Arm
Gehangen, Alt und Jung ihm rastlos nach.

Oder:

Wer was Genug ist hat, der wünsche sich
Nicht Mehr. Haus, Güter, Haufen Goldes
Und Silbers können des Besitzers Blut
Vom Fieber nicht befreyen, noch von Sorgen
Sein Herz: gesund muß der zuvörderst seyn,
Der des gehäuften Guts sich freuen will.
Plagt ihn Begierde oder Furcht, so hilft
Ihm Haus und Hof soviel, als Mahlereyen
Dem Triefaug', Bähungen dem Zipperlein,
Und Cithern dem, der an den Ohren leidet.
Ist dein Gefäß nicht rein, so würde Nektar
Zu Essig drin. *f*)

Die Beweise für die vorgetragenen Wahrheiten führt der Dichter, wie sichs versteht, nie mit logi-

e) 1. Epist. I. 56. ff.
f) 1. Epist. II. 46. ff.

logiſcher Genauigkeit, oder mühſamer Anſtrengung, ſondern mit der Leichtigkeit, womit man in einer gebildeten Converſation die Ideen austauſcht, erläutert, und in ein helleres Licht ſetzt. Bald bedient er ſich der Analogie; *g*) bald der Induction; *h*) bald, wenn der Vortrag lebhafter und heftiger wird, der apagogiſchen Beweiſe; *i*) bald leitet er aus wohlangebrachten Fabeln, *k*) bald aus Anekdoten, *l*) bald aus Sprüchwörtern. *m*) Beweiſe her; vermeidet ſo aufs glücklichſte nicht bloß den ernſteren Ton des proſaiſchen Didaktikers, ſondern auch die Einförmigkeit, und bringt in das Ganze mehr Mannigfaltigkeit, Leben und Intereſſe.

Wer verweilt ferner nicht gern bey den horaziſchen Erzählungen? Ein kurzer, nervöſer Styl, eine natürliche Ordnung und Stellung der Begebenheiten, eine leichte aber feſte Charakterzeichnung, eine weiſe Wahl der wichtigſten Umſtände,

g) Epiſt. I. 6, 3. ff. II. 1, 114. ff. II. 2, 146. ff.

h) Ep. ad Piſon. 379. ff.

i) Epiſt, I. 1, 65. ff. 2, 32. ff. II. 1, 35 — 49.

k) Epiſt. I. 7, 29. ff. 10, 34. ff.

l) Epiſt. I. 18, 31. ff. 19, 15. ff. II. 1, 232. ff. 2, 26. ff.

m) Epiſt. I. 2, 54. 69. 6, 24. ff. 16, 69. 17, 36. ff. 18, 84.

eine schlaue Benutzung der kleineren und unbedeutenderen, welche den allgemeinen Effekt verstärken, ein schnelles Fortschreiten, eine anspruchlose Einfalt und Naivetät, ein dem jedesmaligen Inhalt angemessenes Colorit, durch welches das Ernste oder Scherzhafte, das Rührende oder Belustigende jeder Begebenheit nur noch anschaulicher wird — alle diese Stücke machen die Erzählungen höchst anziehend, und ihre Beziehung auf das Ganze, welches dadurch entwickelt werden soll, erhebt sie zum Range der gelungensten Compositionen. Wir überlassen dem Leser einige längere Erzählungen *n*) selbst zu vergleichen, und führen zur Probe hier nur eine kürzere an: *o*)

— — Ein gewisser
Soldat, der unter dem Lucullus diente,
ward einst bey Nacht, da er aus Mattigkeit
tief eingeschlafen war, um alles, was
er sich mit Angst und Noth den Feldzug über
errungen hatte, bis zum letzten Heller
bestohlen. Seine Wuth darüber mußte nun
der Feind entgelten. Wie ein Wolf, dem langes Fasten
die Zähne schärfte, griff er, sagt man, eines
der festesten von Mithridates Schlössern
in seinem Ingrimm an, und nahm es weg.
Es wurde viel aus dieser That gemacht:
der Mann empfing, nebst großen Ehrenzeichen,
wohl funfzig tausend Drachmen von der Beute
zu seinem Antheil. Bald nach diesem hätte

n) Z. B. Epist. 1, 7. 46. ff. 6, 40. ff.

o) 2. Epist. 11. 26. ff.

der Feldherr ein gewisses Bergschloß, dem
schwer beyzukommen war, gern überrumpelt,
und glaubte seinen Mann dazu gefunden
zu haben. Geh, mein braver Kamerad,
sprach er, mit Worten, die dem Feigsten Muth
zu machen fähig waren, geh mit Glück
wohin dich deine Tugend ruft! du gehst
Belohnungen entgegen, die der Größe
der That entsprechen sollen! — Nun! wo fehlt's?
Was zögerst du? — „Mein General, versetzt
der Andre, der (wiewohl ein Bauer) doch
nicht dumm war — ich verstehe wohl: allein
dahin zu gehn, muß einer seine Katze
verloren haben; jetzt verbitt' ich mir's."
Freund Florus! dieß ist ungefähr mein Fall u. s. w.

Gleiche Vorzüge charakterisiren auch die Beschreibungen unseres Dichters. Weit entfernt, von der kleinlichen Eitelkeit schlechter Poeten, welche nur dann vollkommene Beschreibungen zu liefern meinen, wenn sie das Gemählde mit Gegenständen überladen, bey denen die Seele ungewiß hin und herschwankt, und keine Einheit finden kann, weiß vielmehr Horaz aus seinen Beschreibungen wesentliche Theile des Ganzen zu schaffen; er faßt sie gerade von der Seite, von welcher sie den Todaleindruck verstärken sollen, wirft sie mehrentheils nur scheinbar flüchtig hin, oder mahlt sie mit wenigen und starken Zügen; er legt gerade den Ton in sie, für welchen die Seele durch das Ganze schon gestimmt ist, und theilt ihnen die Heiterkeit, die Rührung, die Laune, oder den

Ernst mit, der durch das Stück herrscht, in welches sie fest eingreifen. So ist z. B. die Beschreibung seines Landgutes *p*) mehr eine Darstellung der inneren Resignation und Heiterkeit, womit es sein Besitzer betrachtet, als ein vollständiges, versinnlichendes Gemählde. Eben so muß die treffliche Schilderung beurtheilt werden, welche der Dichter in dem Briefe an den Verwalter seines Landgutes *q*) von sich selbst gegeben hat:

Nun höre noch, warum ich nicht mit dir
Aus gleichem Tone sing'. Ich weiß die Zeit
So gut wie du, da leichte dünne Röcke
Und eingesalbte Locken mir noch ziemten;
Die guten Tage, da ich unentgeltlich
Der räuberischen Cinara gefiel,
Und mirs ein leichtes war, beym Trinkgelag
Vom hellen Mittag an ein goldnes Fläschchen
Falerner nach dem andern auszuschlürfen.
Jetzt aber lieb' ich eine kurze Mahlzeit
Und nah am Kieselbach ein Mittagsschläfchen
Im hohen Grase; — nicht als schämt' ich mich
Gespielt zu haben, aber Schande wär's
Zu rechter Zeit das Spiel nicht abzubrechen.
Dort nagt kein scheeles Aug' an meinem Wohlstand,
Kein unbekannter Feind vergiftet dort
Durch leisen Biß mein unbemerktes Leben:
Das schlimmste, was mir meine Nachbarn thun,
Ist, wenn sie Stein' und Schollen aus den Furchen
Mich stoßen sehn, des guten Wirths zu lachen.
Du bist nun einmal auf die Stadt erpicht, u. s. w.

p) 1. Epist. XVI. 1. ff.

q) 1. Epist. XIV. 32. ff.

Auch der Umſchreibungen bedient ſich Horaz keinesweges als leerer Verzierungsmittel; vielmehr gewährt er uns dadurch die Anſicht des Gegenſtandes, welche für ſeinen Zweck die wichtigſte iſt, r) verwebt ſie in ſeine Reflexionen über die Dinge ſelbſt, s) oder weiß durch ſie einen beſonderen ſatiriſchen Effekt hervorzubringen. Merkwürdig ſind in der letzten Hinſicht die Verſe über Titus Septimius, t) einen jungen Dichter, der ſich ohne glücklichen Erfolg in den höheren lyriſchen Dichtungsarten verſuchte:

Wie ſteht's um Titus, deſſen Name bald
Auf unſrer Römer Lippen ſchweben wird,
Der, die gemeinen Bächlein und die Teiche,
Wo alles ſchöpft, verſchmähend, zuverſichtlich
Sich einen Weg zu jenem Felſen machte,
Aus welchem Pindars volle Quelle rauſcht.

Eben ſo zeichnen ſich auch die Definitionen unſers Dichters nicht ſo wohl durch Vollſtändigkeit, als dadurch aus, daß gerade die Theile und Eigenſchaften hervorgehoben und ins Licht geſtellt werden, welche zur Sache gehören. Kann z. B. eine originellere und mehr dichteriſche Definition gedacht werden, als die in eine kleine dramatiſche

r) Z. B. Epiſt. I. 4, 3. ff. 7, 5. ff. ad Piſon. 63. ff.

s) Epiſt. II. 1, 177. ad Piſon. 322.

t) 1. Epiſt. III. 10. f.

Scene eingekleidete des wahren Weisen und Guten? u)

Der wahre Biedermann, der wahre Weise
Ist der, der einem Pentheus sagen darf:
König von Theben, was unwürdiges
Kannst du zu leiden oder thun mich zwingen?
Ich nehme dir, spricht jener, dein Vermögen.
Du meinst, mein Vieh, mein Feld, mein Hausgeräth
Und Silber? Nimm's! — „Ich lasse dich mit Fesseln
An Hand und Fuß in einen Kerker werfen,
Woraus dich niemand retten soll! — Gott selbst,
Sobald ich will, kann meine Bande lösen.
Vermuthlich will er sagen: ich kann sterben!
Der Tod ist aller Leiden letztes Ziel.

Von einem Kunstrichter, der selbst die trefflichsten Regeln der Charakterzeichnung aufgestellt hat, x) kann man erwarten, daß er nun die Anwendbarkeit dieser Vorschriften in seinen Werken bewährt habe. Aber auch hier zeigt sich die versteckte leichte Kunst des Dichters vorzüglich darin, daß er nie die Charaktere überladet, nie die einzelnen Züge methodisch vereiniget, und gleich Anfangs den Charakter seines Helden fest setzt; sondern ihn nach und nach aus der Unterhaltung mit den Personen selbst, den Lebensregeln, die er ihnen giebt, dem Scherze, womit er sie zu ergö-

u) I. Epist. XVI. 73. ff.

x) Epist. ad Pison. 158. ff.

tzen scheint, wie von selbst hervorgehen läßt. Und dadurch giebt er nicht bloß seinem Kunstwerke die natürliche Leichtigkeit, die man von einem Briefe erwartet, sondern gewährt auch dem Leser die angenehme Täuschung, den Charakter der Person selbst aufgefunden zu haben. In den Briefen an den Bullatius, Iccius, Asella, Quintius y) glauben wir nur specielle Unterhaltungen zu lesen; und dennoch enthüllt sich uns während der Lectüre der Charakter dieser Personen so sprechend und lebhaft, daß wir am Ende ein vollkommenes Bild der unsteten Unzufriedenheit des ersten, der philosophischen Lächerlichkeit und Inconsequenz des zweyten, der plumpen Unbehülflichkeit des dritten, und der verlarvten Gleißnerey des vierten vor uns sehen. Doch selbst da, wo Horaz nur wie im Vorbeygehen Charaktere berührt, wie treffend, wie wahr, wie kräftig sind sie gezeichnet! Wie so ganz zeigt die weise Sparsamkeit bey ihrer Schilderung, daß sie zum Totaleindrucke gehören. Man erinnere sich, um nicht andere Stellen z) hier anzuführen, an die Charakterzeichnung des Mänius: a)

y) 1. Epist. XI. XII. XIII. XVI.

z) z. B. Epist. I. 1, 43. ff. 4, 6. ff.

a) 1. Epist. XV. 28. ff.

Zu Rom war ein gewiſſer Mänius,
der, als er all ſein Erbgut, Mütterlichs
und Väterlichs, baldmöglichſt durch die Kehle
gejagt, für einen Mann von Witz und Laune
und guten Tiſchfreund zu paſſiren anfing;
ein Vagabund, der ſich zu keiner eignen
gewiſſen Krippe hielt, allein bey leerem Magen
den Freund vom Feind nicht unterſchied, und grimmig
auf jeden losging, der gegeſſen hatte,
die Scylla und Charybdis aller Fleiſcherbänke.
Was ihm in Wurf kam, ſtürzte wie in einen
grundloſen Strudel ſtracks in ſeinen Bauch.
Geſchah's nun, daß er der gewöhnlichen
Patronen ſolcher Vögel und den Furchtſamen
nichts oder wenig abgejagt, ſo fraß
er ganze Schüſſeln voll Kaldaunen auf,
und ſoviel altes Schaaffleiſch, daß drey Bären ſatt
davon geworden wären; zog dabey
als wie ein zweyter Beſtius auf die Schlemmer los;
man ſollte, ſprach er, allen ſolchen Buben
ein glühend Eiſen auf die Bäuche brennen!
Doch eben dieſer Mänius, wenn ihm irgend
ein größrer Fiſch einmal ins Garn gegangen
und alles wieder flugs in Rauch und Aſche
verwandelt war — „beym großen Herkules!
mich nimmt's nicht Wunder, ſprach er, wenn ich Leute
all ihr Vermögen eſſen ſeh; es geht
doch in der Welt nichts über eine fette Droſſel,
nichts über einen guten Schwartenmagen!“

Oder man erwäge die kürzere Schilderung des Ariſtippus: *b*)

Was mir an Ariſtipp gefällt, iſt daß
ihm jede Farbe, jedes Glück wohl anſtand.
Arm oder reich, im netten Hofkleid oder
im ſchlechten Ueberrocke, blieb er immer

b) 1. Epiſtel XVII. 23. 24.

ſich ſelber ähnlich, immer wie er war
gerade recht, doch ſo, daß auch nichts Beſſeres
für ihn zu gut war.

Daß die Kunſt zu verſinnlichen weit mehr erfodere, als die Vertauſchung einfacher Ideen mit Bildern, Gleichniſſen, Figuren u. ſ. w.; daß der dichteriſche Schmuck nur dann einen Werth habe, wenn er auch einen ſchicklichen Platz behauptet, und ſo geordnet iſt, daß er der erwünſchten Wirkung nicht verfehlt; daß er dem Sujet ſelbſt, dem Tone und der Form angemeſſen ſeyn müſſe; alles dieß bewährt Horaz durch ſein Beyſpiel. Die gewöhnlichen dichteriſchen Figuren erhalten durch die Art, wie er ſich ihrer bedient, Originalität, und werden dadurch ganz zum epiſtoliſchen Vortrage geeignet.

Unter allen Verſinnlichungsmitteln liegen dem Dichter die Vergleichungen am nächſten: ſie erläutern die Idee, ſchmücken zugleich die Rede, und ſetzen die Einbildungskraft und den Scharfſinn des Leſers in Thätigkeit. Eigentlich ſogenannte Gleichniſſe, bey denen Bild und Gegenbild in Ordnung neben einander geſtellt wird, ſind zwar den höheren Dichtungsarten beſonders eigen; indeß weiß ſich auch die Epiſtel ihrer ſchicklich zu ihrem Zwecke zu bedienen. Horaz wählt ſie am liebſten aus dem täglichen Leben, der Geſchichte,

Fabel, und überhaupt von solchen Gegenständen, welche innerhalb der Sphäre der pedestrischen Muse liegen. Die Bemerkung z. B., daß die Worte mit der Zeit veralten, und daß es erlaubt sey, neue zu bilden und in Umlauf zu bringen, unterstützt er durch folgendes Gleichniß: c)

So wie von Jahr zu Jahr mit neuem Laube
Der Wald sich schmückt, das alte fallen läßt:
So lässet auch die Sprache unvermerkt
Die alten Wörter fallen, und es sprossen neue
Ins Leben auf, und füllen ihren Platz.

In demselben Briefe d) spricht er von der Geringschätzung, welche schlechten Versemachern gebührt:

Wenn so ein Mensch, in seinem Aberwitz,
Unwissend wo, die Nase in der Luft,
Durch alle Gassen läuft, und Verse — rülpst,
Und drüber, wie ein Vogler, der aufs Amselfangen
Zu sehr erpicht ist, plumpt! in eine Grube fällt:
So zieh ihn ja, wie laut er schreyen mag,
Kein Mensch heraus!

Gleichwohl, fährt er fort, e) ist ein solcher gerade am zudringlichsten:

Weh aber dem, den er ergriffen hat!
Er hält ihn fest, und — gleich dem Egel, der
Nicht abläßt, bis er voll ist — wird er ihn
Mit Lesen quälen, bis der Patient
Den Geist, vor Gähnen, aufgegeben hat.

c) Epist. ad Pison. 60. ff.

d) V. 458. ff.

e) V. 472. ff.

Dieß iſt der Charakter mehrerer horaziſcher Vergleichungen. *f*) Sie ſind nicht ſowohl erſchütternd und dahin reißend, als überzeugend, ergötzend, rührend. Eben weil ſie nicht das Erzeugniß einer hohen Begeiſterung, ſondern einer lebhaften Einbildungskraft, und vorzüglich zur Belehrung und Ueberzeugung beſtimmt ſind, werden ſie bisweilen etwas länger durchgeführt. *g*) Oft ſind ſie in eine Fabel, Geſchichte, Anekdote eingekleidet. *h*) Oft, und namentlich in dem Briefe an die Piſonen, liebt Horaz die Vergleichungen durch Contraſte, welche den Eindruck der Wahrheit verſtärken. Sehr gern verwebt er auch den verglichenen Gegenſtand ins Gleichniß, weil ſich ſo der Vortrag mehr dem Tone des täglichen Lebens nähert. Z. B.

— Qui recte vivendi prorogat horam,
Ruſticus exſpectat, dum defluat amnis: at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum. *i*)

Oder:

— quicquid negat alter, et alter,
annuimus pariter vetuli notique columbi.

f) Vgl. Epiſt. I. 4, 8. ff. 16, 11 — 13. 16, 21. 18, 26. ff. II. 2, 60 — 64. 197. 198. II. 1, 99. ff.

g) 2. Epiſt. 2, 1. ff.

h) Epiſt. I. 3, 18. ff. 16, 50. ff. 7, 46. ff.

i) 1. Epiſt. 2, 41. ff.

Tu nidum ſervas, ego laudo ruris amoeni
Rivos, et muſco circumlita ſaxa, nemusque. *k*)

Oder:

Caedimur, et totidem plagis conſumimus hoſtem,
Lento Samnites ad lumina prima duello.
Discedo Acaeus puncto illius: ille meo quis?
Quis niſi Callimachus? etc. *l*)

Aus eben der Urſache bedient ſich Horaz beſonders der Metapher, welche von dem Gleichniſſe nur der Form nach unterſchieden iſt, und während jenes zwey verſchiedene Subjecte, ſowohl im Ausdrucke als in Gedanken abgeſondert erhält, beide in Ein Bild verwebt, welches nur in Gedanken abgeſondert wird, und um ſo mehr Ideenbeſchäftigung gewährt. Welche Lebhaftigkeit die Metapher dem Vortrage verſchaffe, und wie leicht ſie in der Epiſtel dahin ſchwebe, ohne dieſe zu einer ihr unbekannten Feyerlichkeit zu erheben, erhellt aus vielen Stellen unſers Dichters. Wir wollen nur einige berühren. Gleich in der erſten Epiſtel *m*) ſchreibt er an Mäcenas;

k) 1. Epiſt. 10, 4 — 7.

l) 2. Epiſt. 2, 98. ff. Dieſe drey Stellen mußten im Original angeführt werden, weil es ſchwer iſt, die gerühmte Eigenheit des Originals in einer Ueberſetzung beyzubehalten: eine Schwierigkeit, welche auch die Wielandiſche Ueberſetzung, die ich bey den übrigen Stellen gebrauche, nicht hat beſiegen können.

m) 1. Epiſt. l. 1 — 4.

Du, dem mein erſtes Lied gewidmet war,
Und nun auch meiner Muſe letzte Frucht
Gebührt, warum, Mäcen mich, den man ſchon
Genug geſehn, und fernern Dienſts entlaſſen,
Von neuem zu dem alten Spiel zurück
Zu nöthigen? Ich bin an Jahren und
An Sinnesart nicht mehr der Vorige.

Im zehnten Brief an Fuſcus Ariſtius *n*) ſchildert er ſeine Denkart ſo:

— Ich leb' und bin ein König,
Sobald ich alle jene Herrlichkeiten
Verlaſſen habe, die ihr andern bis zum Himmel
Mit Einem tauſendſtimmgen Schall erhebt.
Wie jener Knecht, der aus des Prieſters Haus
Entlief, verbitt' ich mir die ew'gen Honigfladen;
Ich brauche gutes hausgebacknes Brod,
Das baß mir ſchmeckt als eure feinſten Kuchen.;

Und an Lollius *o*) ſchreibt er:

Du, deſſen Schiff bereits im hohen Meer
Mit muntern Wimpeln geht, wend' alles an,
Daß dich kein Gegenwind zurück ans Ufer werfe!

Noch leichter wird die Vergleichung durch figürliche Redensarten, welche ein Wort in einem andern Sinne brauchen, als der ihnen eigen iſt, und denen, genau erwogen, eine ſtille Vergleichung zum Grunde liegt. Z. B. vom Ulyſſes *p*)

— aſpera multa
Pertulit, adverſis rerum immerſabilis undis;

n) 1. Epiſt. 10, 10. 11.

o) 1. Epiſt. 18, 86. 87. Vgl. überdieß 1. Epiſt. III. 26. 34. VII. 21. 74. XIV. 9.

p) 1. Epiſt. II. 22.

oder, um aus dem dritten Briefe des erſten Buchs einige Beyſpiele noch anzuführen: q)

— Hebrus, nivali compede vinctus.
Bella quis et paces longum diffundit in aevum?
Pindarici fontis qui non expalluit hauſtus,
Faſtidite lacus et rivos auſus apertos.
Seu linguam cauſſis aculs.

Bey ſolchen figürlichen Redensarten behauptet der Vortrag ſeine natürliche Leichtigkeit, und erhält doch dadurch Intereſſe und Leben. Denn indem das Wort, welches figürlich gebraucht wird, auch ſeine eigene Bedeutung mit ſich führt; ſo wird die Einbildungskraft in doppelte Thätigkeit geſetzt: ſowohl durch den Hauptgedanken, der zum Grunde liegt, als durch den Nebengedanken, der bloße Verzierung iſt. Die Worte, die für ſich und urſprünglich keine Schönheit haben, bekommen eine mitgetheilte Schönheit aus ihrer Bedeutung, und das Gemeine der eigentlichen Benennung wird glücklich entfernt. Nur iſt, um die Reize der figürlichen Sprache rein zu genießen, die Vorſicht nöthig, daß man nicht da Figuren ſucht, wo ſie der Dichter nicht beabſichtigte. r) Viele Wörter

q) Vers 3. 8. 11. 23. Vgl. überdieß 1. Epiſt. VI. 55. XIII. 19. XVI. 62. ꝛc.

r) Eine Klippe, woran viele Ausleger, auch bey Hereſcheiterten. Man vergleiche ſie nur zu Epiſt. ad Piſon. 441. 1. Epiſt. XI. 17. XIV. 31. XV. 44. XVIII. 95. 2. Epiſt. I. 74. 166. und anderwärts.

nämlich, die ursprünglich figürlich sind, haben durch den anhaltenden Gebrauch ihren figürlichen Reiz verloren, und sind in die Classe der eigenthümlichen Wörter übergegangen.

Eine entfernte und versteckte Vergleichung lebloser Gegenstände mit lebendigen, ist auch die Prosopopöie. Die höheren Dichtungsarten bedienen sich ihrer gewöhnlich in der Sprache der Leidenschaft, um dadurch heftige Rührungen und Erschütterungen hervorzubringen; die Epistel gebraucht sie, um die Einbildungskraft in Thätigkeit zu setzen, abstracte Wahrheiten zu versinnlichen und zu beleben. Die Seele wird also dadurch nicht so heftig, wie dort, erschüttert; aber die Wahrheit spricht uns gefälliger an. Bisweilen findet sie nur in einzelnen Wörtern und Beywörtern statt; bisweilen herrscht sie durch eine ganze Darstellung lebloser Gegenstände, z. B. der Worte und der Jamben im Briefe an die Pisonen. s) Die letzte ist vorzüglich der epistolischen und didaktischen Schreibart eigenthümlich, ja unentbehrlich.

Wie glücklich sich Horaz einer der schwersten Figuren, der Allegorie, zu bedienen wisse, erhellt vorzüglich aus dem letzten Briefe des ersten Buches, welchen der Dichter an sein Buch gerichtet hat. Die Wendung, welche er zur Vertheidi-

s) Vers 60. ff. 356. ff.

gung desselben wählt ist originell. Er nimmt gegen sein Buch die Miene eines sorgsamen Vaters an, der sein bis dahin in der Einsamkeit erzogenes Mädchen nicht länger vor der Thorheit, die Stadt zu sehen und von ihr gesehen zu werden, zurückhalten kann, und ihr wenigstens alle die traurigen Folgen zu Gemüthe führt, die ihr Leichtsinn und ihre Unerfahrenheit nach sich ziehen werde. Das Gleichniß und der verglichene Gegenstand sind hier aufs feinste in einander verschlungen, nur daß dieser dem Leser immer vor Augen schwebt und Hauptsache bleibt, indeß jenes in einiger Entfernung gehalten wird, ja oft ein scharfer Blick erfoderlich ist, um es nicht aus dem Gesichte zu verlieren; der Witz spielt mit Zweydeutigkeiten, welche sich ganz ungesucht darbieten, und unter dem Scheine der Arglosigkeit nur mehr ergötzen. — Hier ist der ganze Brief:

Mein liebes Buch, ich sehe wohl, warum
Du so verstohlen nach dem Janus und
Vertumnus schielst: du kannst es kaum erwarten,
Von den Gebrüdern Josiere fein glatt und schmuck
Herausgeputzt, dich ausgekramt zu sehn.
Die gute Zeit, da du verschämt und züchtig
Vor fremden Augen dich in meinem Pult
Verstecktest, ist vorbey; du hassest Schloß
Und Siegel, keuchst nach Freyheit, grämest dich
So wenig Leuten nur gezeigt zu werden.
So bist du nicht erzogen worden. Aber weil
Du's denn nicht besser haben willst, so geh,
Wohin so weh dir ist! die Reue wird dich nur
Zu bald ergreifen, aber leider! dann zu spät.

Ein-

Einmal hinaus, ſo iſt kein Wiederkommen
Für dich. — Was hab' ich dummes Ding gethan?
Was hatt' ichs Noth? — wirſt du dann, wenn dich jemand
Beleidigt, ſchreyn — und nirgends Mitleid finden.
Auch weißt du, daß du dich gar enge wieder
Zuſammen ſchrumpfen mußt, ſobald der gähnende
Liebhaber deiner ſatt geworden. Soll ich,
(Wenn anders mich die böſe Laune nicht
Zum falſchen Augur macht) dir ſagen, Kind,
Wie dirs ergehen wird? Du wirſt, ſo lange
Du jung und etwas Neues biſt, zu Rom gefallen;
Doch biſt du erſt bis in des Pöbels ſchmutz'ge Hände
Herabgeſunken und der feinen Welt
Zum Ekel worden — dann du armes Buch,
Wirſt du in irgend einem Winkel ſchweigend
Die Motten weiden, oder, dieſen zu entrinnen,
Nach Utica dich flüchten, oder gar
Gebunden, wie ein Sklave, nach Ilerda
Dich ſenden laſſen müſſen. Ich, der dieß
Vorhergeſagt, ich lache dann dazu,
Wie jener, da er ſeinen eigenſinn'gen Eſel
Im Zorn in einen jähen Abgrund jagt',
Und rief: ſo brich du dann den Hals, weil du
So große Luſt dazu haſt! — Auch noch dieß
Erwartet dich zuletzt, daß in der Vorſtadt,
In einem abgelegnen Winkel, ſich
Ein alter ſtammelnder Schulmeiſter deiner
Bemächtigt, und, die Ruthe in der Hand,
Dich nöthigt, ſeine Knaben im Syntax zu üben.
Indeſſen, wenn ein lauer Sonnentag,
Mehr Ohren um dich her verſammeln wird,
Sag ihnen: daß ich, eines Freygelaſſnen Enkel,
Mit magerm Erbtheil, meine Federn über
Mein kleines Neſt herausgeſtreckt — und, kurz,
Was mir an Ahnen abgeht, gieb mir immer
An eignem Werth, und ſetze noch hinzu,
Ich ſey den erſten Männern Roms, im Krieg

Und Frieden, lieb gewesen: übrigens
Von Körper klein, und vor den Jahren grau.
Ein großer Freund der Sonne, schnell zum Zorn,
Doch leicht und bald auch wieder gut zu machen.
Fragt etwa jemand dich nach meinem Alter,
So sprich: ich hätte viermal eilf December
Im Jahr zurückgelegt, da Lollius
Das Consulat mit Lepidus geführt.

Die Beywörter, deren zweckmäßige Wahl die Lebhaftigkeit und Schönheit des Vortrags erhöhet, und den Dichter bewährt, gebraucht Horaz als bloßen Schmuck nur selten und da, wo es das Dichtercostüme nicht anders mit sich bringt. Mehrentheils haben sie einen tiefern Sinn und eine höhere Beziehung. Oft lassen sie sich in eine kleine Vergleichung auflösen; oft geben sie die treffendste Beschreibung einer Sache, wozu sonst viel Worte erfodert werden; oft liegt in ihnen mehr Witz, Laune und Satire, als in ganzen satirischen Gedichten. Beyspiele finden sich auf jeder Seite der Episteln.

Ich übergehe mehrere andere Schönheiten und bekanntere Figuren, welche die horazische Epistel mit allen guten Gedichten der leichten und didaktischen Gattung gemein hat, und gedenke nur noch einiger Wendungen, wodurch der Dichter seinem Vortrage mehr Lebhaftigkeit verliehen hat. Was die platonischen Dialogen so anziehend macht, ist besonders, daß hier zwey oder mehrere Perso-

nen ihre Ideen gegen einander austauſchen, entgegen geſetzte Grundſätze behaupten, widerlegen, nach und nach ſich einander nähern, und ſo die Wahrheit finden. Horaz legt ſeine Briefe oft auf gleiche Weiſe an: er erwähnt zuerſt die Grundſätze ſeines Gegners, prüft ihren Gehalt und ihre Gültigkeit, ſtellt die ſeinigen dagegen, ſuchet ſie durch die triftigſten Gründe zu behaupten, und zirhet uns ſo in ſein Intereſſe. t) Ja, oft nähert er ſich im Einzelnen noch mehr der dramatiſchen Form. Er wußte zu gut, daß das Auge der Zugang zum Herzen ſey; behandelt daher viele Scenen, Situationen, Erzählungen ſo, als ob ſie vor unſeren Augen vorgingen, und verwandelt uns aus Leſern in Zuſchauer. u) Oft tritt er aber auch ſelbſt in einem Monolog auf, reflektirt über gewiſſe Wahrheiten, und erhebt die nackte Moral zu individuellen Lebensmaximen, welche uns um ſo mehr intereſſiren, je mehr wir den Dichter, in ſeiner ſtillen Begeiſterung, dadurch gerührt und entzückt finden. x)

So reich aber auch der ſchöpferiſche Geiſt unſers Dichters iſt, um ſeinen Stoff zu beleben und

t) Vgl. 1. Epiſt. X. XIV. 2. Epiſt. I.

u) Vgl. 1. Epiſt. VI. 40. ff. VII. 14. ff. XVI. 46. ff. XVIII. 3. ff. 2. Epiſt. I. 206. 207. ad Piſon. 326. ff.

x) Vgl. 2. Epiſt. II. 145. ff.

zu schmücken: so haushälterisch karg ist dennoch die Hand, welche den Schmuck vertheilt; so gebildet der Geschmack, welcher ihn überall so stellt und ordnet, daß man nichts hinzu und nichts hinweg gethan wünschet, sondern überall die gefällige, leicht übersehbare Oekonomie des Ganzen bewundern muß. Um so mehr zu bewundern, da niemand mehr in Gefahr schwebt, den Stoff zu überladen, als der epistolische und didaktische Dichter. Je trockener der Stoff ist, den er behandelt, desto größer ist die Verführung, seine Kunst an ihm zu misbrauchen, und ihn nicht sowohl mit Blumen zu schmücken, als zu bedecken; die Bilder, Gleichnisse, Allegorien, wodurch er die nackte Idee belebt, über die Grenzen auszudehnen; sich aus dem wahren Ton und Takte in einen fremdartigen zu verlieren; oder zu weitläuftige Episoden einzuweben, welche den Zusammenhang des Ganzen zerreißen und das Interesse theilen. Nicht so unser Dichter. Sein Schmuck gleicht einem gefälligen Gewande, welche die Schönheit des Körpers nur erhöhet; seine Blumen vereinigen sich in einen zierlich geordneten Kranz; sein Reichthum dient ihm mehr, in den verschiedenen Theilen glücklich zu variiren, als seine Fülle in Eins zusammen zu gießen: kurz, sein Vortrag ist die schönste Harmonie des Reichthums und der Sparsamkeit, der Einheit und Mannigfaltigkeit.

der Schönheit und Einfalt, der Leichtigkeit und Regelmäßigkeit, des tiefsten Studiums und der anspruchlosesten Natur; so, daß uns jede Lectüre neue Schönheiten und Vorzüge enthüllt, bey jeder neue Reize uns anziehen und fesseln.

Und welch ein Perioden- und Vers-Bau umschlingt endlich diese Gedanken! — Keine Dichtungsart bedarf wohl der Belebung durchs Sylbenmaaß mehr, als die epistolische und didaktische. Sie grenzet zu nahe an den gebildeten prosaischen Vortrag, und schwebt in Gefahr, sich oft in diesen zu verlieren, wenn nicht bestimmte Regeln des Sylbenmaaßes und leichte schöne Verhältnisse des Rhythmus sie über jenen erheben. So wird die Sprache melodischer; die Rede selbst erlaubt einen eignen kühnern Periodenbau; die Wendungen bekommen mehr Leben; die Ideen reihen sich leichter an einander, und jede nimmt auch im äußeren Klange den Ton und Takt an, der in der Seele selbst der herrschende ist. Weder ein Sylbenmaaß von zu großer Mannichfaltigkeit und zu künstlicher Verschlingung der rhythmischen Verhältnisse, noch ein ganz simples und eintöniges, ist für die Epistel zu wählen. Jenes würde die Ideen in ihrem leichten Dahinschweben hemmen, und durch seine Würde oder Schwerfälligkeit mit ihnen contrastiren; dieses würde nicht das Leben, die rasche Bewegung und die feine Mahlerey der Sprache

gestatten, durch welche die Epistel ergötzt. Man kann sich daher leicht erklären, warum Horaz weder ein lyrisches Sylbenmaaß, noch den Jambus wählte. Denn obgleich der letzte besonders für diese Dichtungsart geeignet scheinen dürfte, y) so ist er doch, wenn er rein seyn soll, zu einförmig; und wenn er mit Anapästen, Daktylen u. s. f. vermischt ist, zu unbehülflich, als daß sich der Dichter einen glücklichen Effect davon hätte versprechen dürfen. Der Hexameter hingegen, dem er den Vorzug gab, nahm, wie ihn schon seine Muster, die Griechen, lehrten, und er selbst bey den Satiren erprobt hatte, unter geschickten Händen solche Modificationen an, welche ihn zu dem leichteren Tone der pedestrischen Schreibart herabstimmten. Er, der in der Epopöe und dem Hymnus mit der Feyerlichkeit und Würde eines Helden und Priesters daher schreitet, der Idylle sich so sanft anschmiegt, im Epigramme mit zephyrischer Leichtigkeit dahin schwebt, verschmäht, bey seiner Geschmeidigkeit, auch die Stimmung nicht, welche ihm die Epistel und das didaktische Gedicht giebt. Die Mannigfaltigkeit der Veränderungen, welche er zuläßt, gewährt dem Episteldichter den Vortheil, daß er jeder Idee, jeder Darstellung, jeder

y) Vorzüglich der freye, wie unser Wieland durch sein Beyspiel in den Uebersetzungen der horazischen Satiren und Briefe bewährt hat. Man sehe dessen Vorrede zur Uebersetzung der Satiren.

Empfindung auch durch den Rhythmus ihren eigenen Ton mittheilt, und die Leichtigkeit, womit er übersehen und gefaßt werden kann, macht ihn ganz für die Epistel geschickt.

Man hat dem horazischen Hexameter oftmals den Vorwurf gemacht: daß er roh und unharmonisch sey, nicht selten die Cäsur vernachläßige, harte Elisionen sich erlaube, oft auf einsylbigen Wörtern nachhinke, und dgl. mehr. z) Man hat den Dichter gemeiniglich dadurch zu entschuldigen gesucht: daß er seinen Vortrag so mehr dem Tone des gemeinen Lebens nähere. Doch Horaz bedarf wohl keiner Entschuldigung; er verdient vielmehr auch in Absicht seines Versbaues Bewunderung, wenn man den für die Epistel selbst geschaffenen Hexameter nur nicht, wie die meisten Kunstrichter, bloß nach den gewöhnlichen prosodischen Regeln, sondern nach dem Geiste der Dichtungsart beurtheilt, für welche er bestimmt ist. Ich berufe mich bey dieser Behauptung auf das Urtheil des scharfsinnigsten und competentesten Richters in dieser Sache, des Herrn Voß. a) „Wer (sagt er) vom

z) Home (Grundsätze der Kritik 2. Th. S. 392. 393.) tadelt ihn hart; und der sonst die homischen Grundsätze bedächtig abwägende Reinhard stimmt S. 504 in diesen Tadel ein.

a) In seiner Vorrede zur ersten Ausgabe des virgilischen Landbaues S. XIX.

Hexameter des sokratischen Horaz etwas mehr weiß, als daß er weder den stolzen Schritt des virgilischen, noch die hüpfende Behendigkeit des ovidischen hat; dem möchte der Wildling, auch unter solchen Händen, der Nachbildung kaum fähig scheinen. Denn wie will er einem Verse, der jeden Schwung, jede leise Wendung des Gedankens durch kraftvolle und reizende Bewegungen begleitet, der in dem leichtesten Fluge die Tanzschritte des apollonischen Verses genau beobachtet, und nur, wo der Inhalt Gemeinheit der Begriffe schalkhaft vorgiebt, mit holder Nachläßigkeit, besonders in den Ausgängen, über die Regeln des sechsfachen Verstaktes hinweg spielt; wie will der plumpe Natursohn ohne Kraft und Gelenk ihm nachschweben?"

Es ist nicht zu leugnen, daß viele horazische Hexameter, außer dem Zusammenhange gelesen, unharmonisch klingen. Aber dieß ist mehrentheils nur da der Fall, wo Ideen von scheinbar geringem Gehalte vorkommen, auf welche der Dichter absichtlich kein besonderes Gewicht legen wollte; da sie, bey ihrer inneren Gehaltlosigkeit, in einem zierlichen Rhythmus vorgetragen, nur nugae canorae seyn und von geschmackloser Affectation zeugen würden; oder, wo er die Periode anhebt und den Gedanken einleitet, und wo des Anfangs scheinbare Disharmonie des ersten Hexameters,

durch die Harmonie der folgenden, vollkommen befriedigend aufgelöſet wird; *b*) oder endlich, wo die Disharmonie ſelbſt die Idee zu mahlen und zu verſinnlichen beſtimmt iſt. So drückt z. B. Horaz ſeine eigene unruhige Geſchäftigkeit bey Bewirthung eines Gaſtes ſehr treffend durch den unruhigen Vers aus:

> Haec ego procurare et idoneus imperor, et non
> Invitus; *c*)

und ſo an mehrern Stellen.

Es iſt ferner nicht zu leugnen, daß Horaz ſeine Hexameter oft mit einſylbigen Wörtchen: et, ut, at u. ſ. w. endiget, welche in dem Folgenden erſt ihre Beziehung finden; ja, daß er zuweilen ganze Worte in zwey Hexameter vertheilt; wie:

> Quanto cum faſtu, quanto molimine circum —
> Spectemus; *d*)

oder:

> Litibus implicitum; mirabor, ſi ſciet inter —
> Noſcere mendacem verumque beatus amicum. *e*)

b) Hier einige Beyſpiele: II. Ep. P. I. 71. 72.

> Orbilium dictare: ſed emendata videri
> Pulchraque, et exactis minimum diſtantia, miror.

V. 106. 107.

> Majores audire, minori dicere, per quae
> Creſcere res poſſit, minui damnoſa libido.

c) 1. Epiſt. V. 21.

d) 2. Epiſt. II. 93. 94.

e) Ep. ad Piſon. 423. 424.

Aber nicht zu gedenken, daß z. B. circum — ſpectemus die Idee des ſtolzen Umherſchauens ſelbſt trefflich mahlt; ſo iſt eben hier die feine Kunſt unverkennbar, nach welcher Horaz die Ideen mit dem Hexameter feſt verſchlingt, und ſo durchführt, bis ſich nach und nach die Periode mit dem Hexameter ſelbſt ihrer vollendeten Rundung nähert. *f*) Oft rundet überhaupt der einſylbige Schluß die Idee mehr ab; *g*) oft giebt er ihr Gewicht. *h*) Statt aller Beyſpiele ſey es erlaubt, die Bemerkung des Herrn Voß über den bekannten Vers:

Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus,

als ein Muſter, wie man den horaziſchen Hexameter ſtudieren müſſe, herzuſetzen: *i*) „Quintilian fand in dem ungewöhnlichen Schluſſe des einſylbigen Wortes mus eine beſondere Anmuth. Auch Horaz, der nicht minder als Virgil den Ausdruck des Verſes ergründet hatte, wählte einen ähnlichen Ausgang faſt mit noch mehrerem Glücke: Parturiunt montes; naſcetur ridiculus mus. Es giebt ihrer, die ſich über das Urtheil ſolcher Meiſter mit

f) Man vergleiche nur 1. Epiſt. IV. 28 — 33. VII. 52 — 59. XIV. 24 — 28. XVIII. 45 — 57. 2. Epiſt. I. 182 — 186. II. 81 — 86. 186 — 189. ad Piſon. 251 — 261. 289 — 294.

g) Vergl. 1. Epiſt. II. 26. 2. Epiſt. II. 75.

h) Vergl. 1. Epiſt. XIV. 5. 11. XVII. 20.

i) Aus ſeinem Commentar zu Virgils Landbau I. 181.

Lächeln hinwegſetzen; weil ſie nicht begreifen, wie derſelbige Rhythmus hier Kleinheit, anderswo Größe, atque hominum rex, oder Schwere, procumbit humi bos, oder ſogar feyerliche Stille, intempeſta ſilet nox u. ſ. f. ausdrücken könne. Der Grund dieſes ſtarken rhythmiſchen Mitausdrucks, den ſich kein Hörer von Gefühl wird weglächeln laſſen, ſcheint mir die unerwartete Schwere der letzten langen, und zugleich als Hauptwort hervorſchallenden Sylbe, dort wo man eine gleichſchwebende Länge oder eine Kürze zu hören pflegt. Dieß erregt den dunkeln Begriff der Wichtigkeit, der, durch den Wortſinn beſtimmt, die verwandten Vorſtellungen von Größe, Feyerlichkeit, Grauen erhöht; und, wird er auf verächtliche Gegenſtände angewandt, die Wirkung der Ironie hervorbringt. Zu der letzten Art gehört Horazens prachtvolle Einführung des cappadociſchen Landesvaters: *k*)

> Mancipiis locuples eget aeris Cappadocum rex.
> Sklaven beſitzt, Geld braucht der Cappadocierkönig.“

Soweit Voß. Uebrigens drücken in dem Verſe: parturiunt montes etc. Ton und Bedeutung die Idee vortrefflich aus. Den erſten Platz nimmt das Verbum ein, das anſehnlichſte Wort in Ton und Bedeutung. Der letzte Platz iſt dem Worte vorbehalten, der ſowohl dem Tone als der Bedeutung

k) 1. Epiſt. VI. 39.

nach, das kleinste ist. Der ähnliche Klang der beiden letzten Sylben giebt dem ganzen Verse ein possierliches Ansehen. Herr Voß hat ihn zweymal, aber beidemal wohl nicht mit sonderlichem Glücke, nachgeahmt; in der ersten Ausgabe seines Commentars:

Wie der kreißende Berg sich aufbläht! Komm doch heraus, Maus!

und in der zweyten:

Schauet den kreißenden Berg, wie er aufschwillt! Komm doch heraus, Maus!

Die gewöhnliche Cäsur findet man ferner in dem horazischen Hexameter oft vernachläßiget: aber dieß entweder da, wo die Ideen derselben entbehren können, und durch strenge Beobachtung der Cäsur allzugroße Einförmigkeit der Perioden entstehen würde: oder da, wo sie durch eine andere Cäsur ersetzt wird, welche Horaz um so mehr liebt, je mehr sie der raschen Leichtigkeit seines Vortrags angemessen ist. Z. B. *l*)

Pupillis |quos dura premit| custodia matrum.

So anderwärts; *m*) wo überdieß noch gemeiniglich durch die Cäsur des folgenden Hexameters die Harmonie vollkommen hergestellt wird.

l) 1. Epist. I. 28.

m) Vgl. 1. Epist. I. 27. II. 69. III. 22. VI. 58. 59. etc. etc.

Reime im Hexameter erlaubt ſich Horaz zwar zuweilen, aber er ſucht dadurch abſichtlich der Idee mehr Nachdruck zu geben. Z. B.

Nocturno [certare mero], putere diurno. *n*)

Ueber die häufig vorkommenden Eliſionen und ihren Einfluß auf die Harmonie oder Disharmonie des Hexameters würden wir nur dann ein ſicheres Urtheil fällen können, wenn wir die Geſetze der damaligen Ausſprache und Declamation näher kennten. Indeß ſcheinen ſie damals nicht ſo hart und auffallend geweſen zu ſeyn, als ſie uns nach unſerer Ausſprache vorkommen; da ſelbſt die weit anſtößigeren Härten in den Jamben der Komiker durch die Declamation eines Roſcius gemildert oder ganz entfernt werden konnten.

Ueberhaupt aber hält der Hexameter der Epiſtel, und gewiſſermaßen auch der Satire, zwiſchen dem feyerlichen Schritte des virgiliſchen und der hüpfenden Leichtigkeit des ovidiſchen faſt eben ſo das Mittel, wie ſich der Jambus des griechiſchen Satyrikum von dem der Tragödie und Komödie gleich weit entfernt hält. Er ſchwebet nicht flüchtig dahin; aber bewegt ſich mit einer gefälligen Freyheit und Geſchmeidigkeit. Er ſchreitet nicht

n) 1. Epiſt. XIX. 11. Vgl. 1. Epiſt. I. 68. II. 12. 16.

langſam feyerlich einher, doch immer mit einer gewiſſen Würde. Er iſt nicht, wie der heroiſche, an einen eigenen Ton gefeſſelt, aus dem er ſich nicht leicht herauswagen darf; ſondern fügt ſich in verſchiedene Modulationen, und weiß ſich aus der mittleren Sphäre, die er behauptet, bald zu erheben, bald herabzulaſſen, ohne dabey ſeinen eigenthümlichen Charakter zu verleugnen. Nachdem es daher der Inhalt ſelbſt erheiſcht, ertönt er bald mit heroiſcher Würde, z. B.

Hunc ſolem, et ſtellas, et decedentia certis
Tempora momentis, ſunt qui formidine nulla
Imbuti ſpectent; o)

bald mit idylliſcher Lieblichkeit;

Agricolae priſci, fortes, parvoque beati,
Condita poſt frumenta, levantes tempore feſto
Corpus et ipſum animum, ſpe finis dura ferentem,
Cum ſociis operum pueris et coniuge fida,
Tellurem porco, Silvanum lacte piabant,
Floribus et vino Genium memorem brevis aevi; p)

bald mit komiſcher Ungebundenheit:

Quae ſit hiems Veliae, quod coelum, Vala, Salerni,
Quorum hominum regio, et qualis via: (nam mihi Baias
Muſa ſupervacuas Antonius, et tamen illis
Me facit inviſum etc. etc. etc.: q)

o) 1. Epiſt. VI. 3 — 5.
p) 2. Epiſt. I. 139 — 144.
q) 1. Epiſt. XV.

immer aber findet dieser Hexameter den Einklang in seinen Hauptton leicht und ohne schneidenden Contrast wieder. Die Ideen umschlingt er mit der leichtesten Gewandheit; baut Perioden; r) hebt den Gedanken aus ihnen hervor; s) giebt dem Ganzen eine vollendete Rundung; t) entfernt glücklich die Einförmigkeit der in gleichen Sätzen, oder Antithesen hinlaufenden Rede, indem er die Redeglieder ungleich abtheilt, u) und giebt dem Refrain durch seine Stellung Nachdruck und Veränderung. x) Oft nimmt er selbst in seiner Bewegung den Charakter der Idee an, die in ihm ertönt, und versinnlichet sie uns durch die feinste musikalische Mahlerey. Wer erkennt z. B. nicht in den Versen:

Purior in vicis aqua tendit rumpere plumbum,
Quam quae per pronum trepidat cum murmure rivum, y)

erst die mühsame Bewegung des künstlich geleiteten und angespannten, dann das leichte Hinrollen des

r) 1. Epist. I. 77 — 82. ad Pison. 251 — 261.

s) 1. Epist. VI. 5. ff. XVII. 1 — 5.

t) 1. Epist. IX. 1. ff. 2. Epist. I. 168.

u) Epist. ad Pison. 114 — 118. 196 — 201. 445 — 450.

x) 1. Epist. I. 65 — 66. 94 — 105.

y) 1. Epist. X. 20. 21. Vgl. Epist. ad Pison. 17.

natürlich fließenden Waſſers? Wer nicht in folgenden:

Multa mole docendus aprico parcere prato, z)

die Anſtrengung bey der Arbeit? Oder in dieſem:

Et longum noto ſcriptori prorogat aevum, a)

das langſame und Gedehnte, worin die Spondeen gleichſam mit dem langwährenden Dichterruhme wetteifern? Wer fühlt nicht ſchon im Hexameter den ironiſchen Ton, in welchem manche Stellen geleſen ſeyn wollen, z. B.

I, bone, quo virtus tua te vocat; i pede fauſto!

denn gleich darauf folget:

Poſt haec ille catus, quantumvis ruſticus, Ibit,
Ibit eo, quo vis, qui zonam perdidit, inquit. b)

Wer hört nicht in folgenden Daktylen und Anapäſten:

Ludus enim genuit trepidum certamen, et iram;
Ira truces inimicitias, et funebre bellum, c)

die

z) 1. Epiſt. XIV. 30.

a) Ep. ad Piſon. 346. Vgl. überdieß 1. Epiſt. XII. 9. XIV. 9. XVII. 62. 2. Epiſt. I. 192. 193. und viele ähnliche Stellen.

b) 2. Epiſt. II. 37. Vgl. Ep. ad Piſon. 418.

c) 1. Epiſt. XIX. 48. 49.

die leidenſchaftliche Bewegung, welche der Dichter ausdrücken will?

Wie glücklich weiß endlich Horaz den Accent zu ſetzen, wie weislich ihm gerade das Wort, ja die Sylbe des Worts, welche das meiſte Gewicht hat, unterzuordnen, wie mächtig die Idee dadurch hervor zu heben, ſo, daß man oft nur auf das Wort, welches den Hauptaccent führt, ſehen darf, um den wahren Sinn des Dichters zu faſſen! z. B.

Eſt mihi purgatam crebro qui perſonat aurem. d)

Dieſe einzelnen Bemerkungen werden wenigſtens hinreichen, um zu beweiſen: daß der horaziſche Hexameter nicht ſo unharmoniſch ſey, als manche Kunſtrichter behaupteten, ſondern ganz der Dichtungsart entſpreche, für welche ihn der venuſiniſche Dichter ſchuf. Er gleicht einem Bache, der bald ſanft, bald in ſtärkern Wellen, bald in leichten Krümmungen durch reizende Gefilde dahin

d) 1. Epiſt. I. 7. Val. 1. Epiſt. I. 25. 63. 74. 82. 91. II. 2. 37. III. 15. 28. VI. 23. VII. 2. XVII 1. XIX 17. 2. Epiſt. I. 4. 160. 260. ad Piſon. 2. Zuweilen hat die Beobachtung des Accents ſelbſt auf die Wahl der richtigen Lesart Einfluß, wie 1. Epiſt. XVIII. 112. Die Sache verdiente eine weitere Erörterung, wenn ſie uns nicht hier zu weit abführte. Die Zweifel z. B., welche Cuninghaam in ſeinen Animadv. in H rat Bentl. c. XI. p. 142. ff. gegen Bentleviſche Lesarten erhoben hat, müſſen zum Theil blos durch eine ſolche Beobachtung des Accents entſchieden werden.

eilt; sich selbst da, wo er sich nicht zu bewegen scheint, zweckmäßig bewegt, und den Reiz der Gegenstände, die ihn umgeben, eben sowohl erhöhet, als er die, welche ihm näher liegen, in seinen Spiegel aufnimmt und reflektirt.

Verzeichniß

der

Aufsätze aller sechs Bände.

Erster Band.

Kurzer Abriß der Geschichte der römischen Poesie; von Hrn. Prof. Jakobs zu Gotha. S. 1

Roman; von Hrn. Prof. Eberhard in Halle. 38

Zusatz zu dem Artikel Takt im Sulzerschen Wörterbuch; von Hrn. Prof. Eberhard in Halle. 45

Pindar; von Hrn. Prof. Jakobs in Gotha. 49

Bernard de Fontanelle; von Hrn. Prof. Jakobs in Gotha. 77

Theokrit; von Hrn. Prof. und Rektor Manso zu Breslau. 89

Albrecht von Haller; von Hrn. Prof. Manso. 118

Clement Marot; von Hrn. Prof. Jakobs. 142

Catull; von Hrn. Prof. Jakobs. 158

Ewald Christian von Kleist; von Hrn. Prof. Jakobs. 172

Kurze Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie, bis zum Jahr 1721; von Hrn. Prof. Manso. 197

Kurzer Abriß der Geschichte der griechischen Poesie; von Hrn. Prof. Jakobs. 255

Luis de Camoens; von dem leider! zu früh verstorbenen Hrn. G. Schaz zu Gotha. 341

Anständig; von Hrn. Prof. Eberhard zu Halle. 399

Zweyter Band.

Ueber die Dichtkunst der Grieben im heroischen Zeitalter, nach dem Homer; von Hrn. Rath Lenz zu Gotha. S. 5

Ueber das Pittoreske in der Malerey; von Hrn. Consistorialrath Horstig in Bückeburg. 31

Parodiren und Travestiren; von Hrn. Prof. Maaß in Halle. 45

Karl Goldoni; von Hrn. Prof. Jakobs. 45

Callimachus; von Hrn. Prof Manso. 86

Gottfried Chaucer; von Hrn. Hofrath Eschenburg zu Braunschweig. 113

Don Alonso de Ercilla y Zuniga; von Hrn. G. Schaz. 140

Die Fortsetzung im nämlichen Stück, S. 349

Ueber die römischen Elegiker: Tibull; von Hrn. Prof. Manso. 190

Ueber einige Verschiedenheiten in den griechischen und deutschen Trauerspielen; von Hrn. Prof. Manso. 229

Ueber die Verbindung der Architektur mit der Gartenkunst; von Hrn. Consistorialrath Horstig. 278

Beleuchtung; von demselben. 303

Schraffirung; von demselben. 327

Zusatz zu dem Artikel Accent im Sulzer; von Hrn. Prof. Maaß in Halle. 341

Aeschylus; von Hrn. Prof. Jakobs. 391

Dritter Band.

Ueber die römischen Elegiker; Properz; von Hrn. Prof. Manso. S. 5

Hesiod; von demselben. 49

Pietro Metastasio; von Hrn. Prof. Jakobs. 95

Jean Baptiste Louis Gresset; von demselben. 146

Ludovico Arioste; von Hrn. G. Schaz. 180

Geist eines Schriftstellers, Lectüre, Uebersetzung; von Hrn. Prof. Maaß. 221

Ueber die Celtiſchen Barden; von Hrn. W. N. Freudentheil, Lehrer am Gymnaſium zu Celle. 237

Kurzer Abriß der Geſchichte der engliſchen Poeſie, vom Schluß des eilften bis zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts; von Hrn. Hofr. Eſchenburg. 253

Melodrama; von Hrn. Prof. Maaß. 318

Beſchluß der Abhandlung über die römiſchen Elegiker: Ovid; von Hrn. Prof. Manſo. 325

Bernard; von demſelben. 395

Friedrich Rudolph Freyherr von Canitz; von Hrn. Prof. Jakobs. 448

Vierter Band.

Franz Baptiſte Poquelin Moliere; von Hrn. Prof. Jakobs. S. 5.

Sophokles; von demſelben. 84

Franz Petrarca; von Hrn. Prof. Manſo. 148

Ueber die Siegslieder der Hebräer; von Hrn. Freudentheil zu Celle. 253

Provenzaliſche Dichter; von Hrn. Prof. Manſo. 271

Marcus und Lucius Annäus Seneca; von Hrn. Prof. Jakobs. 332

Ueber die römiſchen Satiriker: Q. Horatius Flaccus; von Hrn. Prof. Manſo. 409

Fünfter Band.

Einige Gedanken über die Wirkung des historischen Gedichts; von Hrn. Prof. Manso. S. 5

Pierre Corneille; von Hrn. Prof. Jakobs. 38

Jean de la Fontaine; von demselben. 139

Ueber die Begriffe von Prosa und Rhetorik; von Hrn. Prof. Maaß. 229

Arabische Dichtkunst vor Muhammed; von Hrn. Prof. Rosenmüller in Leipzig. 245

Griechische Fabulisten: Aesop; von Hrn. Prof. Jakobs. 260

Quintus Horatius Flaccus: Beschluß seiner Charakteristik; von Hrn. Prof. Manso. 301

Euripides; von Hrn. Prof. Jakobs. 335

Guillaume Anfrie de Chaulieu; von demselben. 423

Sechster Band.

Ueber sieben der ältesten arabischen Gedichte, welche unter dem Namen der Moallakat bekannt sind; von Hrn. Prof. Rosenmüller, S. 5

Lateinische Fabulisten; von Hrn. Prof. Jakobs. 29

Ueber die römischen Satiriker: A. Persius Flaccus; von Hrn. Prof. Manso. 81

Pierre-Carlet de Marivaux; von Hrn. Prof. Jakobs. 119

Martin Opitz und einige seiner Nachfolger: Friedrich von Logau, Paul Flemming, Christian Wernicke und Karl Friedrich Drollinger; von Hrn. Prof. Manso. 178

Apollonius, der Rhodier; von Herrn Prof. Manso. 179

Ueber die Religion der alten Deutschen; von Herrn Auscultator Heinrich Delius zu Wernigerode. 245

Ueber die römischen Satiriker: Decimus Junius Juvenalis; von Hrn. Prof. Manso. 294

Anakreon; von Hrn. Prof. Manso. 348

Die spätern Lehrgedichte der Griechen: Aratus, Nikander, Oppian, Dionysius Periegetes; von Hrn. Prof. Manso. 359

Ueber das Wesen der Horazischen Epistel. 396

Das erste Stück des siebenten Bandes erscheint unverzüglich noch vor Michael dieses Jahres.

Druckfehler im sechsten Theile.

Seite 82, Zeile 14. v. u. ist zu lesen 2000. 151, 5. ihm. 228, 4. v. u. sehn. 230, 13. nimmer für immer. 235, 4. v. u. verleihen. 299, 6. streitig machte. 303, 8. v. u. kämpften. 309, 11. welche für die. 16. Schändlichkeit. 329, 3. viele. 10. verdammet. 331, 8. seinen. 8. v. u. Scheilan. 332, 3. Dorischen. 9. v. u. hofften. 340, 14. nannt'. 345, 3. Gellius. 346, 9. die einst für die meisten. 350, 17. an für am. 359, 2. Lehrdichter für Lehrgedichte. 364, 3. dem Gedichte. 368, 12. nennet. 369, 5. in. 371, 8. das für was. 374, 11. gestatten. 378, 12. v. u. nie. 388. 15. Ixeutikon. 389, 15. bithynischen. 390, 11. Orithyien. 391, 1. an sich für das sich. 3. v. u. Maßen. 392, 4. v. u. Wie für Wir.

In der Abhandlung über die Nordiſche Mythologie

Band 6. Stück 2.

S. 253. Z. 6. v. u. Kriegskunſt Weniger.

" 254. Z. 1. v. u. Allmannei.

" 258. Z. 4. leitete. N. k. Z. 8. Pellontier.

" 260. N. l. Z. 3. v. u. Nationen.

" 269. N. u. Z. 12. Gekandte.

" 270. N. y. Z. 8. ſo viele in gar — —

" 274. Z. 12. ſcheidet. 18 und 21. Galen.

" 275. N. g. Z. 1. arbitrantur.

" 278. N. o. Z. 2. fällt es aus.

" 279. N. q. Z. 5. Claudianus.

" 280. N. u. Z. 2. weiſſagenden. Z. 2. v. u. fällt ihn weg.

" 286. N. s. Z. 15. fällt der weg.

" 287. Z. 7. Kapitulare. N. v. Z. 6. A. LS. O. B. N. w. Z. 2. Bonav.

" 290. N. c. Z. 3. Heydenheim. N. k. Z. 9. Wonach.

Band 7. Stück 1.

S. 1. N. a. Z. 8. Moſeh.

" 2. Z. 3. langem Umherkreiſen. 10. Bild eines.

S. 4. Z. 6. fällt und nach ham weg. 17. unſern.

= 5. Z. 1. v. u. und wie alle Norddeutſchen.

= 8. Z. 15. Tenkterer.

= 11. Z. 9. die Namen ſind aus Verſehen mit lateiniſchen Lettern gedruckt. N. p. Z. 8. Repos.

= 14. N. v. Z. 1. Jauns zu —

= 25. N. p. Z. 1. iſt ein.

= 27. Z. 3. v. u. fällt die Hinweiſung r) weg, da die Note zu der folgenden Note s gehört.

= 28. Z. 10. Fricco ſt. Frea.

= 31. Z. 1. v. u. fällt den weg.

= 34. Z. 4. Altar. N. z. Z. 7. Anderer.

= 36. Z. 2. was vielleicht gar nicht.

= 39. Z. 13. iſt mindeſtens eins.

= 41. Z. 5. v. u. Chriſtus.

= 46. N. p. Z. 5. obſedit.

= 47. N. s. Z. 2. redlich. 5. Meisler.

= 49. Z. 14. zur Ehre.

= 54. Z. 2. v. u. In der Z. 1. Toringen. N. d. fällt I von 142 weg.

= 55. Z. 15. Heringen.

= 58. N. k. Z. 10. Apoſtaten. und 13. Othlonus.

= 61. N. o. Z. 6. Cuſas.

Digitized by Google

S. 62. Z. 13. Krodo, ſt. ihm.

„ 63. Z. 2. Fanka.

„ 66. N. x. Z. 10. einem heidniſchen Gott.

„ 74. Z. 1. Inſel. Z. 15. Dunkel.

„ 81. Z. 22. Minuter.

„ 83. Z. 8. für ihre Götter fallen weg.

„ 88. Z. 2. v. u. Ausbreitung.

„ 90. Z. 8. Herigar.

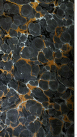
„ 91. Z. 16. geſchätzt.

„ 98. Z. 2. v. u. Warph. Z. 1. Thinc.

„ 99. Z. 12. hochberühmten.

„ 105. Z. 8. Maifeldes. 9. Upſtalbom.

„ 106. Z. 9. Gudeven.

„ 109. Z. 10. v. u. ſt. Inſel Gothland, ſtehen: das Land.

Digitized by Google